Vol 7 pt 2

Allgemeine
Naturgeſchichte
für
alle Stände,
von
Profeſſor Oken.

Siebenten Bandes zweyte Abtheilung,
oder
Thierreich, vierten Bandes zweyte Abtheilung.
Säugthiere 1.

Stuttgart,
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1838.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

[88000] = 77382

Vorwort

(zu Okens Naturgeſchichte, Band VII. 2., Haarthiere).

Ich ſollte mich billig entſchuldigen über die ſpäte Vollendung dieſer Naturgeſchichte der Thiere. Ich kann für mich anführen, daß ich täglich 8 Stunden daran gearbeitet habe: es war mithin unmöglich mehr zu leiſten, und jederman wird der Verſicherung gern glauben, daß ich mich nach der Vollendung mehr ſehnte als irgend einer meiner Leſer.

Während der Zeit ſind mir mehrere Zuſchriften zugekommen, meiſt wohlwollenden Innhalts, aber mit ſehr verſchiedenen Wünſchen. Dem einen war es zu viel, dem andern zu wenig, beſonders hinſichtlich der Abbildungen. Es war nicht möglich,

mehr Abbildungen zu liefern: theils weil die Zahl der Tafeln ſchon den erſten Anſatz überſteigt, theils weil auch die Zahl derjenigen, welche mit der Vermehrung unzufrieden ſind, bey weitem die größere iſt. Beym Pflanzenreiche kann ſowohl im Text, als in den Abbildungen großentheils erſpart werden, was im Thierreich manchen Abnehmern zu viel geworden iſt.

Für die Angabe mancher Verſehen im Druck bin ich dankbar, und noch mehr für die Mittheilung von eigenen Beobachtungen.

Ich habe mich in dieſem Werke beſtrebt, eine natürliche Ordnung in das Thierreich zu bringen, und zwar gegründet auf die Entwickelung ſeiner Organe. Nicht überall konnte ich die Thiere unter diejenigen Organe ſtellen, zu welchen ſie gehören; daher habe ich bey manchen Zünften gar nicht darauf aufmerkſam gemacht, und die Geſetzmäßigkeit nur da ausgeſprochen, wo ſie entſchieden in die Augen fiel, wie bey den Haarthieren. Ich habe indeſſen, vielleicht aus zu großer Rückſicht auf die Jugend, einen Fehler in der Begründung der niederen Thierclaſſen gemacht, indem ich gewiſſe Organe mit Stillſchweigen übergieng, und die unterſten Thiere ſogleich durch das Darmſyſtem characteriſiert habe. Dadurch iſt eine Lücke in der Stuffenreihe der Organe entſtanden, welche mich in der Folge oft beengt hat, beſonders beym Paralleliſieren der höheren

und niederen Thiere. Wenn daher nicht überall alles paßt, ſo muß man es dieſem Umſtande zuſchreiben.

Ich habe mich ferner bemüht, Alles, was ſeit den älteſten Zeiten über das Leben und Weben der Thiere beobachtet und in Reiſen und Zeitſchriften mitgetheilt worden iſt, zu vergleichen und ebenfalls mitzutheilen. Dieſes iſt der eigentliche Grund von dem langſamen Gange des Werks. Wer weiß, wie viele Zeit man verliert mit dem Nachſchlagen falſcher Citate, mit dem Leſen von viel unnützem Geſchwätz und endlich mit dem Vergleichen einer Menge ſchlechter und gedankenloſer Abbildungen, der wird ſich vielleicht noch wundern, daß ich in dieſer Zeit alle die gegebenen Thatſachen habe ſammeln können. Auf jeden Fall, hoffe ich, wird man dieſem Buche die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es das Vollſtändigſte ſeiner Art iſt, obſchon es ſehr vieles nicht enthält, was man in vielbändigen Quartanten findet. Ich habe glücklicher Weiſe faſt Alles ſelbſt vergleichen können, was ich mitgetheilt habe. Es wird kaum 2 Dutzend Werke geben, die mir nicht zu Gebote ſtanden, und das ſind meiſtens nur ſehr alte Reiſen.

Die große Theilnahme, welche das Werk gefunden, iſt auch eine Urſache, daß es größer geworden iſt, als die Abſicht war. Sie hat mich angeſpornt, alles mögliche zu leiſten, um erkenntlich zu ſeyn. Das Publicum mag daher auch etwas von der

Schuld auf ſich nehmen, welche ich trage, und ſeinen Aerger nun vergeſſen, da es ſeinen Wunſch befriediget ſieht, nehmlich die Vollendung der Hauptſache. Auf keinen Fall wird das Pflanzenreich über die gehörige Zeit auf ſich warten laſſen.

In der erſten Vorrede habe ich geſagt, es ſollte die angewandte Naturgeſchichte, wie Nutzen und Schaden der Thiere u.ſ.w. beſonders abgehandelt werden; ſpäter ſchien es mir jedoch vortheilhafter, alles mit einander zu vereinigen.

October 1838.

Der Verfaſſer.

Ueberſicht

der

Haar- oder Säugthiere.

(Okens allg. Naturgeſchichte. VII. 2.)

Erſte Stuffe.

Untere Haarthiere.

I. Ordn. Nagmäuſe, S. 702.

1. Zunft. Wühlmäuſe.
2. Zunft. Klettermäuſe.
3. Zunft. Laufmäuſe.

II. Ordn. Kaumäuſe.

4. Zunft. Schlürfmäuſe.
5. Zunft. Pflanzenfreſſende Beutelthiere.
6. Zunft. Fleiſchfreſſende.

III. Ordn. Raubmäuſe.

7. Zunft. Scheermäuſe. Wurmfreſſer.
8. Zunft. Spitzmäuſe. Madenfreſſer.
9. Zunft. Fledermäuſe. Fliegenfreſſer.

Zweyte Stuffe.

VI. Ordn. Hufthiere.

10. Zunft. Wale. Schneckenfreſſer.
11. Zunft. Schweine. Knollenfreſſer.
12. Zunft. Wiederkäuer. Grasfreſſer.

Dritte Stuffe.

V. Ordn. Nagelthiere.

13. Zunft. Robben. Fiſchfreſſer.
14. Zunft. Hunde. Fleiſchfreſſer.
15. Zunft. Bären. Beerenfreſſer.
16. Zunft. Affen. Obſtfreſſer.

17. Zunft. Menſch. Alles-Eſſer.

Erſte Stuffe.
Untere Haarthiere.
Zahnlücken und Pfoten.

I. Ordn. Nagmäuſe, 702.

1. Zunft. Wühlmäuſe, 703.

1. G. Blindmäuſe (Spalax, Georychus).
2. G. Taſchen-Ratte (Ascomys, Pseudostoma, Geomys, Diplostoma), 710.
3. G. Mollen (Bathyergus, Orycterus).
4. G. Mäuſe (Mus, Hypudaeus, Arvicola, Cricetus, Loncheres, Echimys), 715.
5. G. Biber (Castor, Ondatra, Hydromys, Myopotamus), 730.

2. Zunft. Klettermäuſe, 755.

1. G. Kletter-Ratten (Isodon, Capromys), 756.
2. G. Murmelthiere (Arctomys, Spermatophilus, Cynomys), 759.
3. G. Bilche (Glis, Myoxus), 765.
4. G. Eichhörnchen (Sciurus, Tamias, Pteromys), 769.
5. G. Stachelſchweine (Hystrix, Synetheres, Sphingurus, Erethizon, Atherura, Aulacodus), 776.

3. Zunft. Laufmäuſe, 785.

1. G. Springmäuſe (Dipus, Gerbillus, Meriones),
2. G. Springhaſen (Pedetes, Helamys), 796.
3. G. Wollhaſen (Lagostomus, Lagotis, Eriomys, Callomys), 797.
4. G. Haſen (Lepus, Lagomys), 810.
5. G. Meerſchweinchen (Cavia, Dasyprocta, Chloromys, Coelogenys, Anoëma, Hydrochoerus), 822.

II. Ordn. Kaumäuſe, 832.

4. Zunft. Schlürfmäuſe, 833.

1. G. Schnabelthiere (Ornithorynchus), 834.
2. G. Ameiſenfreſſer (Myrmecophaga, Tachyglossus, Echidna, Orycteropus, Manis), 843.
3. G. Gürtelmäuſe (Chlamyphorus), 861.
4. G. Gürtelthiere (Dasypus, Tolypeutes), 802.
5. G. Faulthiere (Bradypus, Acheus, Choloëpus), 872.

5. Zunft. Pflanzenfreſſende Beutelthiere.

1. G. Wombat (Amblotis, Phascolomys), 884.
2. G. Klippendachſe (Hyrax), 885.
3. G. Beutelbären (Lipurus, Phascolarctos), 894.
4. G. Beutelhaſen (Halmaturus, Macropus, Hypsiprymnus), 895.
5. G. Beutelratzen (Balantia, Phalangista, Petaurus), 903.

6. Zunft. Fleiſchfreſſende Beutelthiere.
1. G. Beuteldachſe (Thylacis, Perameles), 912.
2. G. Beutelmarder (Dasyurus, Phascogale, Thylacinus), 914.
3. G. Beutelwieſel (Gymnura), 918.
4. G. Beutelratte (Didelphys), 920.
5. G. Flatterkatzen (Galeopithecus), 929.
III. Ordn. Raubmäuſe, 931.
7. Zunft. Scheermäuſe, 932.
1. G. Mullwürfe (Talpa), 932.
2. G. Knorpel-Delber (Scalops), 938.
3. G. Stern-Delber (Condylura), 939.
4. G. Goldmullwürfe (Chrysochloris), 941.
5. G. Stachel-Delber (Centetes), 942.
8. Zunft. Spitzmäuſe, 944.
1. G. Biſam-Spitzmäuſe (Mygale).
2. G. Spitzmäuſe (Sorex), 947.
3. G. Rüſſel-Spitzmaus (Rhinomys, Macroſcelides), 952.
4. G. Kletter-Spitzmäuſe (Cladobatés, Tupaia), 952.
5. G. Igel (Erinaceus), 954.
9. Zunft. Fledermäuſe, 957.
1. G. Haut-Fledermäuſe (Nycteris), 960.
2. G. Zungen-Fledermäuſe (Phyllostoma, Glossophaga), 961.
3. G. Naſen-Fledermäuſe (Rhinolophus, Megaderma), 968.
4. G. Ohren-Fledermäuſe (Vespertilio, Rhinopoma, Taphozous, Saccopteryx, Noctilio, Dysopes, Molossus, Nyctinomus, Dinops, Chiromeles), 972.
5. G. Augen-Fledermäuſe (Pteropus, Cephalotes, Harpyia), 982.

Zweyte Stuffe.
Mittlere Haarthiere.
Hufe.
IV. Ordn. Hufthiere.
10. Zunft. Wale, 993.
1. G. Bartenwale (Balaena, Balaenoptera), 1013.
2. G. Pottfiſche (Physeter), 1047.
3. G. Einhörner (Monodon), 1059.
4. G. Tümmler (Delphinus, Hyperoodon), 1067.
5. G. Meerkühe (Manatus, Rytina, Halicore, Dinotherium), 1091.
11. Zunft. Schweine, 1116.
1. G. Flußpferde (Hippopotamus), 1117.
2. G. Säue (Sus, Dicotyles, Phacochoerus, Tapirus, Palaeotherium, Lophiodon, Anoplotherium), 1131.
3. G. Elephanten, (Elephas, Mastodon), 1146.

4. G. Nashörner (Rhinoceros), 1187.
5. G. Pferde (Equus), 1220.

12. Zunft. Wiederkäuer, 1242.
1. G. Cameele (Camelus, Auchenia), 1244.
2. G. Biſamthiere (Moschus), 1272.
3. G. Hirſche (Cervus), 1281.
4. G. Giraffen (Cameloparda-lis), 1321.
5. G. Hornvieh (Pecus 1329, Ovis, Capra 1342, Cemas, Antilope 1357, Bos 1402).

Dritte Stuffe.

Obere Haarthiere.

Keine Zahnlücken.

V. Ordn. Nagelthiere, 1434.

13. Zunft. Scheicher oder Robben, 1435.
1. G. Walroſſe (Brochus, Trichechus), 1436.
2. G. Robben (Phoca, Otaria), 1448.
3. G. Marder (Mustela, Sutra 1497, Mephitis 1505, Mydaus 1512).
4. G. Vielfraße (Gulo), 1514.
5. G. Dachſe (Meles), 1525.

14. Zunft. Springer oder Hunde, 1529.
1. G. Zibeththiere (Viverra, Ichneumon, Herpestes 1530, Ryzaena 1535, Paradoxurus 1536).
2. G. Hunde (Canis, Megalotis), 1541.
3. G. Erdwölfe (Proteles), 1567.
4. G. Hyänen (Hyaena), 1570.
5. G. Katzen (Felis), 1578.

15. Zunft. Bären, 1659.
1. G. Bären (Ursus), 1660.
2. G. Waſchbären (Procyon), 1687.
3. G. Naſenbären (Nasua, Bassaris), 1691.
4. G. Ohrenbären (Arctitis, Ictides), 1698.
5. G. Augenbären (Cercoleptes), 1700.

16. Zunft. Affen, 1704.
1. G. Finger=Affen (Psilodactylus, Chiromys), 1707.
2. G. Zungen=Affen (Lemur, Lichanotus), 1708.
3. G. Naſen=Affen (Stenops), 1713.
4. G. Ohren=Affen (Otolicnus, Tarsius), 1722.
5. G. Augen=Affen (Simia), 1727.

17. Zunft. Menſch (Homo), 1849.

Dreyzehnte Claſſe.

Säugthiere oder Sucke.

Alle Sinnorgane vollkommen; die Augen vom obern Lied bedeckt; Haare.

Die Haut fühlt, wenigſtens an den Lippen, hat irgendwo Haare, und an den Vorderfüßen Zehen; die Zunge iſt weich und fleiſchig; die zwey Naslöcher ſind durchgehend; die Ohren offen; die Augen beweglich und von 2 Liedern bedeckbar.

Alle Wirbelbeine ſind beweglich, mit Ausnahme der Kreuzwirbel, die Zahl der Halswirbel 7 (vielleicht mit einer einzigen Ausnahme beym Faulthier); die Gliederzahl iſt 4, mit Ausnahme der Walfiſche; die Zehenzahl nie mehr als 5, und die Zahl ihrer Glieder nie mehr als 3; die Muskeln ſind roth und abgeſondert; das große und kleine Hirn hat Windungen, und die Nerven ſind dünn. Die Luftröhre hat Knorpelringe mit einem Kehlkopfe und Deckel, der allen andern Thieren fehlt; die Lungen ſind zellig und nicht hohl, wie bey den Amphibien, und nicht durchlöchert, wie bey den Vögeln; das Gefäßſyſtem enthält warmes Blut, hat ein Herz mit zwey Kammern und ſo viel Vorkammern, und öffnet ſich nirgends in Kiemenſpalten, obſchon vor der Geburt vorhanden waren; der Darm hat einen häutigen Magen und iſt deutlich durch einen Blinddarm in einen dicken und dünnen geſchieden, welche beide unter einem ſpitzigen Winkel ſich mit einander vereinigen.

Es iſt kein Eyerſtock vorhanden, wie bey den andern Thieren, nehmlich mit freyen Dottern, welche ſich von ſelbſt ablößten und von einer Eyerſchale umgeben würden; es werden daher keine Eyer gelegt und die Jungen werden mit Milch ernährt. Es iſt immer eine abgeſonderte Blaſe vorhanden, welche den Vögeln als ſelbſtſtändiges Organ fehlt.

Der Leib iſt mit Haaren bedeckt oder es ſtehen wenigſtens auf der Oberlippe, ſelbſt bey den Walfiſchen. Man könnte dieſe Thiere ohne Fehler Haarthiere nennen.

Uebrigens beſteht der weſentliche Character der Haarthiere in der vollſtändigen Entwickelung des Auges, und man würde ſie daher am richtigſten Augenthiere nennen, ſowie die Vögel Ohrenthiere, weil ſich bey ihnen zuerſt das Ohr öffnet; die Amphibien Naſenthiere, weil ſich bey ihnen zuerſt die 2 Naslöcher in den Mund öffnen; die Fiſche Zungenthiere, weil ſie zuerſt eine ächte Zunge bekommen; alle übrigen Haut- oder Gefühlthiere, weil ihnen alle Kopfſinne fehlen, oder wenigſtens nur unvollkommen angedeutet ſind.

Da bey den Haar- oder Säugthieren alle Sinnorgane vollkommen entwickelt ſind; ſo kann man ſie auch Allſinns-Thiere nennen.

Es iſt unnöthig, weit und breit aus einander zu ſetzen, daß die Säugthiere die höchſte Entwickelungsſtuffe im Thierreich und mithin in der ganzen Natur darſtellen.

Ihr geiſtiges Vermögen iſt das manchfaltigſte, und man kann ihnen das Verſtehen und Handeln nach Erinnerungen nicht abſprechen; daher ſchließen ſie ſich auch an den Menſchen an und laſſen ſich von demſelben als ſeine Diener gebrauchen.

Ihr warmes Blut, das Fett unter der Haut und die Haarbedeckung, wodurch die Wärme erhalten wird, ihr Vermögen zu ſchwitzen, wodurch ſie abgekühlt werden, macht, daß ſie in allen Climaten leben können.

Die einen nähren ſich von Pflanzen, die andern von Thieren, die dritten freſſen Alles, d. h. gemüsartige Dinge, welche halb Mehl und halb Fleiſch ſind, wie die Schweine u. dergl.

Die meiſten wohnen im Trockenen, wenige im Meere, oder

in Flüſſen. Sie haben alle eine Stimme; Geſang kommt aber nicht vor.

Die meiſten fleiſchfreſſenden gehen bey Nacht aus; manche halten Winterſchlaf in Höhlen, ſelbſt in heißen Ländern; das thun jedoch meiſtens nur pflanzenfreſſende, wenigſtens keine reißenden.

Die Jungen der pflanzenfreſſenden kommen meiſtens behaart und ſehend auf die Welt, können bald ſtehen und gehen, bedürfen aber am längſten der Milch. Die Jungen der fleiſchfreſſenden ſind meiſtens nackt und blind, bedürfen aber nicht lange der Milchnahrung.

Die Haarthiere brauchen bis zu ihrer Reife ein und das andere Jahr, die kleinern weniger, die größern mehr. Sie zahnen alle, wie der Menſch, d. h., ſie ſchieben die ſogenannten Milchzähne aus und bekommen dann erſt die bleibenden, was bey den andern Thierclaſſen, den Amphibien und Fiſchen nicht oder ſelten der Fall iſt, wenn man nicht den Verluſt einiger Zähne, wie bey den Giftſchlangen und Hayen daher rechnen will.

Mit Ausnahme der Walfiſche und des Elephanten erreicht kein Haarthier das Alter des Menſchen. Die größten bringen es höchſtens auf 20—30 Jahre, die kleinern kaum auf ein Dutzend.

Die männlichen Thiere ſind gewöhnlich größer und ſtärker als die weiblichen und haben auch eine ſtärkere Stimme.

Viele arten durch das Clima, die Nahrung, den Aufenthalt und die Beſchäftigung aus, wie beſonders das Rindvieh, die Schweine, Hunde u.ſ.w.

Der Nutzen der Haarthiere, ſowohl bey unſern Geſchäften als in der Küche, zur Bekleidung und zu allerley Werkzeugen, ſelbſt zum Vergnügen, iſt hinlänglich bekannt. Der Schaden, welchen Mäuſe und reißende Thiere anrichten, kommt dabey kaum in Betracht. Es iſt daher bey weitem alles zum Vortheil des Menſchen eingerichtet, und wenn man ſich manchmal wirklich über Nachtheil zu beklagen hat, ſo iſt meiſtens Mangel an Einſicht, Trägheit oder Ungeſchicklichkeit in den Vorkehrungen ſchuld.

Eintheilung.

Man kann die Haarthiere, wie die andern Claſſen, nach zweyerley Rückſichten eintheilen, entweder nach ihrer Entwickelung oder nach den fertigen Organen. Die erſte Art zeigt ihren Parallelismus mit den andern Thierclaſſen und gibt einen klaren Begriff von ihrer geſetzmäßigen Gliederung, Zahl und Stuffenfolge; die andere Art entbehrt zwar dieſes Vortheils, lehrt aber, wie man allmählich durch Vergleichung des Manchfaltigen die Richtigkeit der erſten Eintheilungsart beweiſen kann.

Bey den Haarthieren verurſacht das Gebiß den wichtigſten Unterſchied in ihrer Lebensart, und demnach ſelbſt in ihrer Geſtalt und in ihrem Betragen. Bey keinem andern Thiere ſind die Zähne ſo verſchieden geſtaltet wie hier. Bey den Amphibien und Fiſchen ſind meiſt alle gleichförmig und ſpitzig; hier aber finden wir in demſelben Gebiß ſchneidende, ſpitzige, ebene, höckerige und zackige, einfache und zuſammengeſetzte, mit mehreren und nur mit einer Wurzel, mit und ohne Schmelz. Die letztern reiben ſich durch das Kauen ab, und zeigen dann auf der obern Fläche die Figuren ihres Gefüges, welche ganz beſtimmt und unveränderlich ſind.

Einfach ſind diejenigen Zähne, welche nur eine Röhre von Schmelz darſtellen, oben offen und mit einer erdigen oder ſteinigen Maſſe ausgefüllt, wie bey den Haſen. Sie heißen auch Blätterzähne.

Faltenzähne ſind ähnlich geſtaltet, aber die Schmelzwand faltet ſich ein- oder mehrmal ein und bildet dann auf der Kaufläche ein V oder W oder wohl auch eine andere Figur, wie beym Biber. Manchmal haben ſie mehrere Wurzeln.

Die Schmelzzähne haben Wurzeln und eine mit Schmelz überzogene Kaufläche, welche ſich daher ſelten abreibt. Dieſe Fläche oder Krone hat meiſtens einige Höcker, Abſätze oder Spitzen, welche ſehr tauglich ſind zur Unterſcheidung der Geſchlechter oder Sippen.

Ich theile die Zähne ab, in Vörderzähne, welche im Zwi-

ſchenkiefer ſtecken und vorzüglich den Fiſchzähnen entſprechen, die ſich an die Zähne im Pflugſchaarbein und in den Gaumenbeinen anſchließen, und daher eigentlich dem Schlund angehören, indem ſie den Zungenzähnen gegenüberſtehen, und die Knochenſtücke, worinn ſie ſich befinden, zur Verlängerung der Wirbelſäule im Kopfe und nicht zu den Oberkiefern gehören, inſofern die letztern als Wiederholungen der Arme am Kopfe betrachtet werden.

Die eigentlichen Kieferzähne zerfallen in Eck= und Seiten=Zähne und dieſe in Lücken= und Backenzähne; alle Kiefer=Zähne aber theilen ſich, wie die Finger, in 5 Arten, meiſtens von verſchiedener Geſtalt, beſonders bey den reißenden Thieren, wo die Zähne am meiſten ausgebildet ſind.

Es iſt vorhanden ein ſpitziger Eck= oder Augenzahn, dahinter 2—3 kleine Lückenzähne; ſodann ein großer, zackiger Reißzahn, dann ein ebener, nach der Quere verlängerter Mahlzahn, und endlich ein kleiner, ſtumpfer, nur mit Höckern verſehener Kornzahn. So am deutlichſten beym Hunde.

Dieſe Zähne entſprechen den Fingern auf folgende Weiſe:

1) der Eckzahn dem Daumen,
2) die Lückenzähne dem Zeigfinger,
3) der Reißzahn dem Mittelfinger,
4) der Mahl= oder Querzahn dem Ringfinger,
5) der Kornzahn dem Ohrfinger.

Beym Gebiß kommt es nun hauptſächlich auf die Seiten=Zähne an, weil die andern in der Geſtalt wenig abweichen. Sehr oft ſind aber alle Seitenzähne einander gleich, wie bey den Mäuſen, Delphinen, Schweinen, Rindern; oder nur die Lücken=Zähne ſind kleiner und einfacher, wie bey den Spitz= und Fle=dermäuſen und manchen Beutelthieren, während die eigentlichen Backenzähne gleich geſtaltet und auch ziemlich gleich groß ſind. Bey den reißenden Thieren dagegen ſind alle Seitenzähne ungleich ſowohl in Größe als Geſtalt; ſo verhält es ſich ziemlich auch bey den Affen und dem Menſchen. Es gibt daher Thiere mit allen Zahnarten, ſelbſt durch die Geſtalt unterſchieden; und es gibt andere mit fehlenden Zahnarten oder wenigſtens nicht durch die Geſtalt unterſchieden.

Die Zähne nun des Gebiſſes mit allen und verſchiedenen Zahnarten ſind dicht aneinander geſchloſſen; ſo bey dem Menſchen, den Affen und reißenden Thieren. Die Zähne aber eines mangelhaften Gebiſſes, ſey es in Zahl oder Geſtalt, laſſen Lücken zwiſchen ſich, wie bey den Mäuſen, Beutelthieren, Fledermäuſen, Walfiſchen, Rindern, Schweinen und Pferden. Vergl. mein Zahnſyſtem, Iſis 1823.

Dieſe letztere Abtheilung iſt offenbar die niederſte, und ich werde ſie auch auf dieſe Art auf einander folgen laſſen, obſchon man bisher eine andere Anordnung befolgt, weil man die Füße als das Hauptorgan betrachtet.

Dieſe theilen ſich nehmlich zunächſt in ſolche mit Zehen und Nägeln, und in andere mit Hufen, wo die ganze Spitze der Zehe von dem Nagel umgeben iſt. Da ſich nun die Hufthiere, wie Rinder, Pferde und Elephanten an die Walfiſche anſchließen, deren Zehen ſämmtlich in einer Art Huf ſtecken, und denen die hintern Füße fehlen; ſo hat man die Walfiſche zu unterſt geſtellt, die Hufthiere auf ſie folgen laſſen, dann die Zehen- oder Nagelthiere, ſo daß die Mäuſe, Beutelthiere und Fledermäuſe mit den reißenden Thieren und den Affen die andere Reihe bildeten.

Allein auch abgeſehen davon, daß die Walfiſche offenbar den Fiſchen als einer höhern Thierclaſſe entſprechen, was niemand mehr in Abrede ſtellt, und auf dieſe Weiſe kein Haarthier den untern Claſſen parallel gienge; ſo bleibt offenbar das Gebiß viel wichtiger als die Füße, theils weil es viel manchfaltiger iſt, theils weil es viel entſchiedener die Lebensart beſtimmt. Auch iſt die Größe nicht ſo gänzlich zu vernachläßigen, wie es bisher in der Naturgeſchichte geſchehen iſt. Es widerſtrebt unſerm Gefühl, daß eine Maus oder Fledermaus höher ſtehen ſoll als das Pferd oder der Elephant.

Auch kommen die ſogenannten allmählichen Uebergänge keineswegs bey den Claſſen des Thierreichs vor. Zwiſchen den Quallen und Muſcheln läßt ſich kaum einer nachweiſen; zwiſchen den Schnecken und Inſecten eben ſo wenig; zwiſchen dieſen aber und den Fiſchen vollends gar keiner; eben ſo wenig zwiſchen

den Amphibien und Vögeln, und zwiſchen dieſen und den Haarthieren.

Man kann es nicht genug ſagen, daß es keine Leiter in der Natur gibt, ſondern Treppen neben und über einander. Ich habe gezeigt, daß jede Thierclaſſe wieder von unten anfängt; denn, indem ein neues anatomiſches Syſtem oder ein neues Organ hinzutritt, müſſen die andern gleichſam wegen neuer Kraft-Anſtrengung verkümmern, und das neue Syſtem ſelbſt kann nur mit ſeinen erſten Elementen anfangen; daher ſinkt die ganze Organiſation herunter in Geſtalt und Kraft und in der Manchfaltigkeit ihrer einzelnen Verzweigungen. Es iſt das erſte Inſect offenbar unvollkommener als die letzte Schnecke; der erſte Fiſch unvollkommener als das letzte Inſect; der erſte Lurch unvollkommener als der Hecht; der erſte Vogel unvollkommener als das Crocodill; die Maus unvollkommener als der Strauß.

Wie ſich nun ſcharfe Abſätze zwiſchen den Thierclaſſen finden, ſo auch wieder zwiſchen den Ordnungen oder Zünften der Haarthiere.

So verhalten ſich die Mäuſe zu den Walfiſchen, wie die niedern Thiere zu den Fiſchen; die Walfiſche zu den Schweinen, wie die Fiſche zu den Amphibien; die Schweine zum Hornvieh, wie die nackten Amphibien zu den mit hornigen Federn bedeckten Vögeln, und dieſe endlich zu den fleiſchfreſſenden Thieren, wie die Vögel zu den Haarthieren überhaupt.

Dieſes ſind meine Grundſätze in der Anordnung der Thiere: aber auch nach dem Gebiß kommen wir auf dieſelbe Stuffenfolge.

Es gibt darnach 2 Hauptreihen.

I. Haarthiere mit Zahnlücken und gleichförmigen Backenzähnen: Mäuſe, Beutelthiere, Fledermäuſe, Walfiſche, Schweine und Rinder.

II. Haarthiere mit angeſchloſſenem Gebiß und ungleichförmigen Backenzähnen: Fleiſchfreſſende, Affen und Menſch.

Unter den erſtern ſondern ſich die kleinen mit getrennten Zehen ſogleich ab von denen mit Hufen, und es bilden ſich wieder zwey Haufen, die Pfotenthiere und die Hufthiere. Zu jenen gehören die Mäuſe, Beutelthiere, Spitzmäuſe

und Fledermäuſe; zu den letztern die Walfiſche, Schweine und Rinder.

Dieſe 3 entſprechen offenbar den 3 erſten obern Thierclaſſen: Fiſchen, Amphibien und Vögeln; jene müſſen demnach den untern Claſſen, den Gallertthieren, Schal- und Ringelthieren parallel gehen.

Die Mäuſe zeichnen ſich durch ihre Nagzähne hinlänglich aus; damit iſt der Mangel der Eckzähne und eine Verminderung und Verkümmerung der Backenzähne verbunden. Sie ſind durchaus ſtumpf, oft ohne Schmelz und Wurzeln.

Die ſogenannten Zahnarmen, wie die Ameiſenbären und Gürtelthiere, ſchließt man mit Recht an dieſelben an, weil ihre Zähne ſtumpf ſind ohne Schmelz und Wurzeln, wenn ſie nicht gänzlich fehlen.

Manche von ihnen führen durch ihren ganzen Bau, vorzüglich aber durch Beutelknochen, auf die Beutelthiere, welche größtentheils auch Nagzähne haben mit fehlenden oder verkümmerten Eckzähnen und ſchmelzloſen oder gleichförmigen Backen-Zähnen.

Bey den Scheer-, Spitz- und Fledermäuſen ſehen die Schneidezähne meiſt wie Nagzähne aus, die Eckzähne kümmerlich und die Backenzähne ziemlich gleichförmig, jedoch mit Schmelz und mehreren Wurzeln.

Bey dem zweyten Haufen oder den Hufthieren treten ähnliche Zahnverkümmerungen ein. Bey den Walfiſchen ſind die Zähne meiſt gleichförmige Spitzen oder gar Borſten in hornige Tafeln verwachſen.

Bey den Schweinen ſind zwar meiſtens alle Zahnarten vorhanden, aber mit viel Lücken und Ungleichheiten; die Backenzähne ſind gleichförmig, eben oder nur körnig.

Bey den Wiederkäuern fehlen meiſtens die Eckzähne, und die Backenzähne ſind ſchmelzloſe, gleichförmige Mahlzähne.

Bey der zweyten Reihe ſind die Zähne angeſchloſſen, ziemlich gleich lang und alle Zahnarten vorhanden, und zwar meiſt in ihrer eigenthümlichen Geſtalt.

Wir finden demnach folgende Stuffen und Abtheilungen der Haarthiere.

A. Mit Zahnlücken.

Erſte Stuffe. Untere Haarthiere.

Mäuſe; kleine Thiere mit Zahnlücken und handartigen Vorderfüßen oder Pfoten.

I. Ordnung. **Nag-Mäuſe:** im Zwiſchenkiefer zwey Nagzähne, kein Eckzahn.

II. Ordnung. **Kau-Mäuſe:** keine Vorderzähne oder ſtumpfe und gleiche Backenzähne; Vorderfüße verkümmert, Zehen meiſt verwachſen; meiſt Beutelknochen. Schnabelthier, Ameiſenbären, Beutelthiere.

III. Ordnung. **Raub-Mäuſe:** Vorderzähne; kleine Eckzähne und gleichförmige Backenzähne mit Zacken. Mullwürfe, Spitzmäuſe, Fledermäuſe.

Zweite Stuffe. Obere Haarthiere.

Große Thiere mit Hufen oder angeſchloſſenen Zähnen.

IV. Ordnung. **Huf-Thiere:** Backenzähne gleichförmig und meiſt ſtumpf, Zehen mit Hufen und faſt ganz verwachſen. Wale, Schweine, Rinder.

B. Ohne Zahnlücken.

V. Ordnung. **Nagelthiere:** Alle Zahnarten mit Schmelzkrone und angeſchloſſen; Zehen getrennt, mit Nägeln. Robben, Hunde, Bären, Affen, Menſch.

Jede dieſer Ordnungen theilt ſich vorzüglich nach dem Unterſchiede des Gebiſſes oder der Zehen in Zünfte. Man muß folgende unterſcheiden:

A. Zahnlücken.

Erſte Stuffe. Untere Haarthiere: Pfotenthiere.

I. Ordnung. **Nag-Mäuſe.**

1. Zunft. Wühlmäuſe: Scharrfüße; Maus, Hamſter, Biber. Kornfreſſer.

2. Zunft. Klettermäuſe: Kletterfüße; Siebenſchläfer, Eichhörnchen, Murmelthier. Nußfreſſer.

3. Zunft. Laufmäuſe: Lauffüße; Hinterfüße länger mit ſtumpfen Klauen; Haſen, Meerſchweinchen. Kohlfreſſer.

II. Ordnung. **Kau-Mäuſe.**

4. Zunft. Beutelloſe Kaumäuſe: keine oder einfache Backenzähne; Schlürfmäuſe: Schnabelthier, Ameiſenbären, Gürtelthiere, Faulthiere. Inſectenfreſſer.

5. Zunft. Planzenfreſſende Beutelthiere: Nagzähne mit ziemlich ſchmelzloſen Backenzähnen; Beutelhaſen: Wombat, Känguruh. Krautfreſſer.

6. Zunft. Fleiſchfreſſende Beutelthiere: Schneid-, Eck- und gleichförmige Schmelzzähne; Beutelratten: **Opossum.** Eyerfreſſer.

III. Ordnung. **Raub-Mäuſe.**

7. Zunft. Scheermäuſe: Zehen in Tatzen verwachſen; Mullwürfe. Wurmfreſſer.

8. Zunft. Spitzmäuſe: Nagzähne, Zehen getrennt. Madenfreſſer.

9. Zunft. Fledermäuſe: Füße und Zehen durch eine nackte Haut verbunden. Fliegenfreſſer.

Zweite Stuffe. Obere Haarthiere: Huf- oder Nagelthiere.

IV. Ordnung. **Hufthiere.**

10. Zunft. Wale: nur Vorderfüße. Schneckenfreſſer.

11. Zunft. Schweine: Zehen mit Hufen und kaum geſpalten; Zähne ſehr ungleich. Knollenfreſſer.

12. Zunft. Wiederkäuer: Hufe geſpalten und paarig, Zähne gleich hoch. Grasfreſſer.

B. Keine Zahnlücken.

V. Ordnung. **Nagelthiere.**

13. Zunft. Robben: Füße ſehr kurz und liegend, meiſt mit Schwimmhaut. Fiſchfreſſer.

14. Zunft. Hunde: Füße hoch und aufrecht, ohne Sohlen; Reißzahn ſcharf. Fleiſchfreſſer.

15. Zunft. Bären: mit Sohlen; Reißzahn ſtumpf. Beeren-freſſer.

16. Zunft. Affen: Hände vorn und hinten. Obſtfreſſer.

17. Zunft. Menſch: vorn Hände, hinten Sohlen. Alles-Eſſer.

Man kann nun dieſe Haarthier-Ordnungen auch nach den 5 Sinnen vertheilen, und dann ſind:

1. Die untern Thiere die Haut- oder Gefühlthiere.

2. Die Wale die Zungen- oder Schmeckthiere, daher ihr Stumpfſinn.

3. Die Schweine die Naſen- oder Riechthiere, daher ihr Wühlen.

4. Die Wiederkäuer die Ohren- oder Hörthiere, daher ihre Furcht und Zähmbarkeit.

5. Die Nagelthiere die Augen- oder Sehthiere, daher ihr Muth.

Stellt man ſie aber nach den anatomiſchen Syſtemen zuſammen, ſo kommt eine vollſtändigere Gliederung heraus und es entſprechen:

1. Die untern Thiere den Eingeweidſyſtemen.
2. Die Wale dem Knochenſyſtem.
3. Die Schweine dem Muskelſyſtem.
4. Die Wiederkäuer dem Nervenſyſtem.
5. Die Robben der Haut.
6. Die Hunde der Zunge.
7. Die Bären der Naſe.
8. Die Affen dem Ohr.
9. Der Menſch dem Auge.

Am klarſten wird aber ihr Verhältniß, wenn man ſie mit den andern Thierclaſſen zuſammenſtellt, weil die Eigenſchaften derſelben deutlicher in die Augen fallen als bey den anatomiſchen Syſtemen und Sinnorganen.

A. Eingeweidthiere

I. Gallertthiere

1. Infuſorien
2. Polypen
3. Quallen

II. Schalthiere

4. Muſcheln
5. Schnecken
6. Kracken

III. Ringelthiere

7. Würmer
8. Krebſe
9. Fliegen

B. Fleiſchthiere IV.

10. Fiſche
11. Amphibien
12. Vögel
13. Haarthiere
 a. Mäuſe
 b. Wale
 c. Schweine
 d. Wiederkäuer
 e. Nagelthiere

Untere Haarthiere.

Nagmäuſe.

Wühlmäuſe.
Klettermäuſe.
Laufmäuſe.

Kaumäuſe.

Faulthiere.
Pflanzenfreſſende Beutelthiere.
Fleiſchfreſſende.

Raubmäuſe.

Scheermäuſe.
Spitzmäuſe.
Fledermäuſe.

Obere Haarthiere.

Wale.
Schweine.
Wiederkäuer.
Nagelthiere.
Robben.
Hunde.
Bären.
Affen.
Menſch.

Bey den Zünften ſcheint mir das merkwürdige Geſetz zu herrſchen, daß jede 5 Geſchlechter enthält und zwar characteriſiert durch die Sinnorgane. Am deutlichſten tritt dieſes bey den ſchweinartigen Thieren hervor.

Das Nilpferd iſt durch die nackte Haut characteriſiert,
das Schwein durch die Zunge,
der Elephant durch die Naſe im Rüſſel,
das Nashorn durch die langen Ohren,
das Pferd durch die Augen.

Der Verlauf wird zeigen, daß ſich in jeder Zunft nur fünf Geſchlechter finden.

Die Geſchichte der Haarthiere,
welche ſonſt vierfüßige Thiere oder Quadrupeden hießen, indem man die Walfiſche zu den Fiſchen ſtellte, beginnt gleichfalls mit Ariſtoteles und Plinius, und erwacht wieder in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts mit Geßner 1551, Wotton 1552 und Aldrovand 1616. Die Foliauten des erſten und letzten enthalten Holzſchnitte. Dieſe Sammlungen wurden, etwas vermehrt, ſpäter wieder gegeben von Jonſton 1632, alles ziemlich ohne Ordnung, welche erſt Ray 1693 einzuführen geſucht hat. Die erſte Claſſification haben wir aber auch hier dem Linne zu danken 1735, 1740, 1748 und vorzüglich 1758: denn was er vorher herausgegeben, hatte noch keine ſyſtematiſche Benennung, und wurde daher auch nicht viel beachtet. Das erſte neuere Werk aber mit Schilderungen des Lebens und Webens der Säugthiere verdanken wir dem Buffon von 1749 an bis 1769. Zu derſelben Zeit arbeitete Klein 1751, Briſſon 1756, Pennant 1766—1785 und Schreber 1775. Eine weſentliche Verbeſſerung aber in der Anordnung hat Cuvier wieder eingeführt 1797 und beſonders 1817.

Erſte Stuffe.

Untere Haarthiere.

Gebiß lückenhaft; Zehen mit Klauen. — Mäuſe.
Zehen meiſt zu Pfoten geſtaltet, nackt und mit Nägeln; Backenzähne gleich; Schneidzähne mangelhaft oder überzählig; Eckzähne meiſt verkümmert.

Sie theilen ſich in 3 Ordnungen:

mit 2 Nagzähnen oder Eckzähne;

mit ſtumpfen Backenzähnen, fehlenden oder überzähligen Vorderzähnen;

und endlich mit zackigen Backenzähnen und kümmerlichen Eckzähnen. Nag-, Kau- und Raubmäuſe.

Erſte Ordnung.

Nagmäuſe.

(Glires, Rodentia; Rongeurs.)

Zwey Nagzähne, kein Eckzahn, gleichförmige und ſtumpfe Backenzähne.

Die meiſten dieſer Thiere ſind klein und darunter die kleinſten in der Claſſe; manche kaum 2—3 Zoll lang, ſelten eines viel größer als ein Fuchs. Es ſind meiſtens niedliche und reinliche Thiere mit einem weichen Pelz bedeckt und einem langen, ſchlaffen Schwanze verſehen, der oft unbehaart und von einer Art Schuppen umgeben iſt. Zwiſchen den Schneid- und Backenzähnen iſt eine große Lücke und die Zahl der letztern beträgt gewöhnlich nur 3 oder 4, ſelten 6, wie bey den Haſen. Ihre Geſtalt iſt ziemlich gleichförmig mit einer ebenen oder etwas höckerigen Krone; der Bau aber ſehr verſchieden, bald mit, bald ohne Schmelz auf der Kaufläche, bald mit, bald ohne Wurzeln. Ungeachtet dieſer Verſchiedenheit ſind ſich doch oft die Thierchen ſo ähnlich in Geſtalt und Lebensart, daß man ſie nicht in beſondere Sippſchaften trennen kann. Diejenigen Zähne, deren Krone der Schmelz fehlt, ſind meiſtens eingefaltet, wodurch beym Abkauen Figuren ſichtbar werden, welche Buchſtaben gleichen, woran man die verſchiedenen Geſchlechter erkennen kann.

Sie wohnen größtentheils in Erdhöhlen, welche ſie ſich ſelbſt ſcharren, oder in hohlen Bäumen; manche auch bloß im Gebüſch. Ihre Nahrung iſt ſehr verſchieden: die mit Schmelzzähnen freſſen vertrocknete thieriſche Subſtanzen und mehlige Körner; die mit Blätter- und Faltenzähnen dagegen bloß Körner, Rinden und Gras. Sie halten ihre Speiſen meiſtens mit den Vorderfüßen, und daher nennt man ſie Pfoten. Daß ſie auf der unterſten Stuffe ſtehen, zeigt vorzüglich ihr Hirn, dem die Windungen faſt gänzlich fehlen; ihre Augen liegen ganz zur Seite, wie bey den Vögeln, ſo daß ſie keinen Gegenſtand zugleich mit beiden anſehen können; die Augenhöhle iſt ſehr flach und mit der Schläfenhöhle verfloſſen; der Gelenkkopf des Un-

terkiefers iſt nicht nach der Quere, ſondern von vorn nach hinten verlängert, ſo daß die Bewegung nur von unten nach oben, nicht aber nach den Seiten geſchehen kann; die beiden Knochen des Vorderarms ſind meiſt mit einander verwachſen und können ſich faſt gar nicht drehen; die Speiche iſt oft nur ein Anhängſel von der Elle; die Naſenbeine ſtecken nur zwiſchen den Zwiſchenkiefern, ohne die Oberkiefer zu berühren. Ihr Darmkanal iſt ſehr lang und der Blinddarm ſehr kurz; endlich hat ihr Hinterleib ein großes Uebergewicht über den vordern, was bey den höhern Haarthieren umgekehrt iſt.

Sie werfen ziemlich viele Junge, welche meiſtens nackt und blind ſind.

Wollte man ſie nach den Zähnen eintheilen und diejenigen zuſammenſtellen, welche Schmelzzähne haben oder ganz einfache, oder Faltenzähne; ſo würden die unnatürlichſten Zerreißungen herauskommen; man müßte die Feldmäuſe von den Hausmäuſen trennen. Ich theile ſie daher mit Berückſichtigung ihrer Füße und ihrer Lebensart in 3 Zünfte: in Wühlmäuſe, in Kletter- und Lauf- oder Hüpfmäuſe, wovon die erſten ſtumpfe Klauen, die zweyten ſcharfe, die dritten wieder ſtumpfe, aber mit längern Hinterbeinen haben; bey den erſtern finden ſich alle 3 Zahnformen, bey den zweyten meiſtens nur Schmelzzähne mit mehreren Wurzeln, bey den dritten größtentheils Faltenzähne mit einfacher Wurzel.

1. Zunft. **Wühlmäuſe.**

Füße gleich lang mit ſtumpfen Klauen; Schwanz ſchlaff, meiſt nackt.

Leib ziemlich walzig; Füße kurz und gleich lang; Zehen nackt mit ſtumpfen Klauen; Schwanz meiſtens ſehr lang, ſchlaff, nackt und mit Schuppen bedeckt; gewöhnlich nur 3 Schmelz- oder Faltenzähne.

In dieſe Zunft gehören, mit Ausnahme einiger Spitzmäuſe, die kleinſten Säugthiere; ſie graben ſich lange Gänge in die Erde, worinn ſie faſt den ganzen Tag verſteckt liegen und auch

ihre blinden Jungen aufziehen. Sie gehen meiſtens nur bey Nacht ihrer Nahrung nach und freſſen Körner, Knollen, Brod, trockenes Fleiſch, bisweilen auch Rinde.

A. Die Ohrloſen

haben nur 3, höchſtens 4 Backenzähne, wovon der vordere größer als die andern iſt; keine Schwimmhaut zwiſchen den Zehen; dagegen ſehr lange Scharrklauen an kurzen Füßen, keilförmige Nagzähne mit breiten Schneiden und einer Längsfurche, eine dicke und knorpelige Wühlſchnauze, ſehr kleine Augen, keine Ohrmuſcheln und faſt keinen Schwanz.

1. Geſchlecht. Die Blindmäuſe (Spalax)

haben 3 Backenzähne mit Schmelz und Höckern, wie die Hausmaus, breite, vorſtehende Nagzähne, eine knorpelige, breite Schnauze, Backentaſchen, vorn und hinten 5 Zehen, ſehr kleine Augen, keine Ohrmuſcheln und keinen Schwanz.

1) Gattung. Die gemeine (Mus typhlus), Zemni, Slepez,

ſieht aus wie ein großer Mullwurf; ſpannelang, ½ Pfund ſchwer, der Kopf dicker als der Leib, die Nagzähne weiß; der Pelz kurz, bräunlichgrau, Schnauze weiß.

Dieſes ſonderbare Thier, welches unter allen Haarthieren die kleinſten Augen hat, nur von der Größe eines Mohnkorns und unter der behaarten Haut ohne Lieder liegend, kommt im ſüdlichen Polen und Rußland bis zur Wolga, am häufigſten in der Ukräne, in Klein-Aſien, Syrien und Perſien und auch im Bannat in Ungarn vor, aber nicht weſtlicher und nicht nördlicher als der 50.°, auch nicht in der Krimm. Ihr liebſter Aufenthalt ſind trockene Raſenplätze, worunter ſie mit Rüſſel und Zähnen lange Gänge graben und alle paar Schritte ſchuhhohe Erdhaufen ausſtoßen, wie die Mullwürfe, um knollige Wurzeln zu ſuchen; das thun ſie auch während des Winters, wenn es nicht gefroren iſt. Sie kommen ſehr ſelten heraus, um ſich zu ſonnen, leben ungeſellig und es ſind überhaupt nie viele beyſammen, ſchaden jedoch in den Feldern. Sie laſſen keinen Laut hören, beißen aber heftig um ſich. Ihre übrige Lebensart kennt man nicht. Mehr als 2 Junge ſcheinen ſie nicht zu werfen, weil die Mutter nicht mehr zu gleicher Zeit ernähren könnte.

Pallas, novae. Spec. Glir. p. 76. tab. 8. **Güldenſtädt**, nov. comm. petrop. XIV. 504. tab. 15. **Gmelins** Reiſe I. T. 22. **Schreber** T. 206.

b. Die **Lemminge** (Georychus)

haben keilförmige Nagzähne, drey einfache Backenzähne ohne Wurzeln, kurze Schnauze, Füße und Schwanz, ſehr kleine Ohren und Augen, aber große Vorderklauen zum Graben. Sie finden ſich nur im höchſten Norden.

1) Der **gemeine** (M. norvegicus, lemmus), Lemmar, Lemmel, Fjäl-Mus,

iſt faſt ſo groß wie die Hausratte, 5 Zoll lang, der Schwanz nur $^1/_2$; bräunlichgelb; Schnauze, Schultern und Lenden ſchwarz mit kleinern Flecken an den Seiten; unten weißlich, die Ohren im Pelze verborgen. Schwanz rauh und gelblich; überall 5 Klauen. — Die Nagzähne ſind wirklich gefurcht, die Backenzähne aber unbekannt.

Seine Heimath iſt der Polarkreis, Norwegen, Lappland und Sibirien; in Schweden kommen ſie höchſt ſelten bis Wärmeland.

Es gibt keine Maus, ja kein Haarthier, welches ſich ſo vermehrte, wie der Lemmer, worüber man ſich um ſo mehr wundern muß, da er in Ländern wohnt, welche den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ſind. Ihr eigentlicher Aufenthalt ſind die Gebirge, vorzüglich das Sewogebirg zwiſchen Norwegen und Schweden, welches auf beiden Abhängen ſo unterhöhlt iſt, daß man Loch an Loch ſieht. Ihre Nahrung beſteht in Gras, Rennthier-Moos, Kätzchen der Zwergbirken und wahrſcheinlich in allerley Wurzeln; ſie tragen aber nichts ein und laufen auch des Winters unter dem Schnee herum, durch den ſie Röhren graben, um an die Luft zu kommen. Sie kommen wegen ihrer kurzen Füße nur langſam vorwärts, pfeifen oder ziſchen vielmehr ganz ſchwach und ſetzen ſich wie die Hamſter auf die Hinterbeine zur Wehr. Ihre 5—6 Jungen ſind blind und ſchon gefleckt; ſie könnten 8 ernähren und werfen wahrſcheinlich mehrmal im Sommer. Sie vermehren ſich zu Millionen, und ſind dann wahrſcheinlich wegen Mangel an Nahrung zur Auswanderung gezwungen. Sie ſammeln ſich im Herbſt in ungeheure

Haufen und rücken vom Gebirg herunter, ſowohl weſtlich als öſtlich, gegen das Nordmeer oder den bothniſchen Meerbuſen. Fiſcher im Nordmeer werden oft plötzlich von dieſen Thieren umringt und ihre Boote ſo mit denſelben angefüllt, daß ſie unterzuſinken drohen. Das Meer ſchwimmt voll von erſoffenen und lange Strecken der Küſte ſind von ihnen bedeckt. Scheffers Lappland S. 388. Pontoppidans Norwegen II. S. 58. Fabricius Reiſe nach Norwegen 191. Geßner 828. Aldrovand, Digitata 436. Worm, Mus. 322. fig. 325. Buffon XIII. 314. Pennant, Quadrupeds II. 198. tab. 83. ill. deutſch II. 215. Nilsſon, Sk. F. I. 185.

Die erſte Nachricht nach Erfindung der Buchdruckerkunſt findet ſich bey Olaus Magnus, Biſchoff von Upſala, welcher ſagt, er ſey im Jahr 1518 in einem Wald in Helſingen geritten und habe eine ſolche Anzahl Hermeline geſehen, daß der ganze Wald mit ihrem unerträglichen Geſtank angefüllt geweſen. Sie würden alle 3 Jahre, zum großen Gewinn der Kaufleute, größer und bekämen längere Pelze. Das geſchehe nicht bloß in Norwegen, ſondern auch in Helſingen und in den nähern Gegenden von Upſala, und zwar zu der Zeit, wo vierfüßige Thierchen mit Namen Lemmar von der Größe der Ratte (Sorex) und mit geſchäcktem Fell bey plötzlichem Gewitter und Regen vom Himmel fielen; man wiſſe nicht woher, ob aus entfernten Inſeln durch den Wind getrieben oder in den Wolken erzeugt; übrigens ſey es gewiß, daß man gleich nach ihrem Fall friſche noch unverdaute Kräuter in ihren Eingeweiden finde. Da ſie, wie die Heuſchrecken, in ungeheuern Schwärmen fielen, ſo zerſtörten ſie alles Grüne, und was ſie einmal angebiſſen hätten, ſterbe, wie vergiftet; ſie lebten ſo lang ſie nicht friſch gewachſenes Gras zu freſſen bekämen; ſie ſammelten ſich auch wie die Schwalben, wenn ſie abziehen wollen, aber ſie ſtürben entweder haufenweiſe und verpeſteten die Luft, wovon die Menſchen Schwindel und Gelbſucht bekämen, oder ſie würden von den Thierchen, welche allgemein Le-katte oder Hermeline hießen, aufgefreſſen. Darum würden dieſe ſo fett und bekämen längere Pelze. Hist. de gentibus septentr. Basileae 1567. Fol. Lib. XVIII. cap. 20. Daſſelbe

ſagt wörtlich Jacob Ziegler 1537, verwandelt aber durch einen Druckfehler das Wort Lekat in Lefrat. (Libellus de region. septentr. 1537. 8. p. 146. in Joannis Boëmi mores omn. gent.) Dieſes Wort Lefrat hat den alten Geßner ſo irr geführt, daß er glaubte, es handle ſich um einen Leopard, weil er das Werk von Olaus Magnus noch nicht kannte.

Olaus Wormius hatte ſodann 1633 ein ganzes Büchlein geſchrieben, um zu erklären, wie es möglich ſey, daß Thiere in den Wolken entſtehen und herunterfallen. Zu ſeiner Zeit hat man ſie durch Exorcismen zu vertreiben geſucht. Hist. anim. e nubibus decidentis 4. 60. Mus. p. 322. fig.

Linne hat im Jahr 1740 ſeine Beobachtungen in Lappland bekannt gemacht. Sie wohnen recht eigentlich im Gebirge und zwar ſehr häufig. Wenn man da herumreiſt, ſo findet man ſelten eine Erhöhung im Felde ohne ein kleines Loch, in das man alle 5 Finger ſtecken kann. Sie ſind keineswegs furchtſam, ſondern bellen, wie junge Hunde, wenn man ihnen im Vorbeygehen zu nahe kommt, beißen ſogar in den Stock und fliehen nicht leicht. Sie haben meiſtens 5—6 Junge, könnten aber wie andere Mäuſe 8 ernähren. Ihre Speiſe beſteht aus Gras und Rennthiermoos; nach Ausſage der Lappländer laufen ihnen die Rennthiere eine Strecke nach und verſchlucken ſie; auch die ſogenannten Berghunde und die zahmen, deren jeder Lappe einen hat, leben größtentheils von dieſen Mäuſen, wenn ſie mit den Rennthieren auf die Waide gehen; doch freſſen ſie ſelten mehr als den Kopf. Das Allermerkwürdigſte bey dieſen Thieren iſt ihre Wanderung: denn zu gewiſſen Zeiten, gewöhnlich binnen 10 und 20 Jahren, ziehen ſie in ſolcher Menge fort, daß man darüber erſtaunen muß, bey Tauſenden hinter einander, daß ihr Pfad ein paar Finger tief und einen halben breit iſt; einige Ellen davon andere Pfade, alle ſchnurgrad. Unterwegs freſſen ſie das Gras und die Wurzeln auf, die hervorragen; wie man ſagt, werfen ſie oft unterwegs und tragen ein Junges im Maul und das andere auf dem Rücken fort. Auf unſerer Seite gehen ſie vom Gebirg herunter nach dem bothniſchen Meerbuſen, kommen aber ſelten ſo weit, ſondern werden zerſtreut und gehen

unterwegs zu Grunde. Kommt ihnen ein Menſch in den Strich, ſo weichen ſie nicht, ſuchen ihm zwiſchen den Beinen durchzukommen, oder ſetzen ſich auf die Hinterfüße und beißen in den Stock, wenn er ihn vorhält. Um einen Heuſchober gehen ſie nicht herum, ſonder graben und freſſen ſich durch; um einen großen Stein machen ſie einen halben Cirkel, und gehen dann wieder in gerader Linie fort. Sie ſchwimmen über die größten Teiche, und kommen ſie an einen Nachen, ſo ſpringen ſie hinein und werfen ſich auf der andern Seite wieder ins Waſſer; vor einem brauſenden Strom ſcheuen ſie ſich nicht, ſondern ſtürzen ſich hinein, ſollten auch alle dabey ihr Leben zuſetzen.

Der gemeine Mann, der den Aufenthalt dieſer Thiere nicht kennt, glaubt, ſie regneten vom Himmel; andere meynen, ſie würden durch die Wolken von den Bergen herunter genommen. Man hat ſogar geſagt, daß die Lappländer ſammt ihren Rennthieren, die im Gebirge reiſen, von den Wolken weggeführt würden, und daß die Lappen ſich deßhalb, ſo bald ſie ſich von Wolken umgeben ſähen, niederlegten: allein auf den Schnee- und Eisbergen entſtehen häufig große Riſſe, in welche die Lappländer ſtürzen würden, wenn ſie in einem ſolchen Falle, wo es finſtre Nacht wird, fortreiſten.

Des Sommers thun zwar dieſe Mäuſe in Aeckern und Wieſen einigen Schaden, aber nicht in den Häuſern; vielmehr verſpricht ihre Ankunft den Nordländern einen guten Vorrath von Rauchwerk, weil ihnen Bären, Füchſe, Marder, Vielfraße und Hermeline haufenweiſe folgen. Die Bälge der Lemminge ſind ſehr ſchön und weich, wenn ſie nicht ſo leicht zerriſſen. Daß dieſe Mäuſe giftig wären, iſt ein Mährlein: die Katzen freſſen von den Ratten auch nur den Kopf. Die Lappen im Gebirge eſſen die Lemminge aus Noth. Schwed. Abh. 1740. S. 75. T. 4. Die Abbild. aus W o r m i u s.

Die ruſſiſchen, beſonders in den Abhängen des Urals, ſind kleiner, kaum 4 Zoll lang, ohne den Schwanz, fuchsroth mit ſchwarzen Flecken; finden ſich vom weißen Meer bis an den Oby, und wandern vom Ural bis zum Jeneſey und der Petſchora.

Pallas, Glires 186. tab. 12. A. (Schreber IV. 687. Taf. 195.)

Die grönländiſchen ſind beſchrieben von Traill in Scoresbys Reiſe 1822. 416., Richardſon in Parrys zweyter Reiſe 1825. 304. Fauna bor. amer. I. n. 43. (Iſis 1832. 83.)

2) In den Steppen am Altai und jenſeits des Baikalſees findet ſich die Scharrmaus (M. aspalax, talpinus),

welche nach Art des Mullwurfs oft einige 100 Klafter, in einer Reihe über die Steppe weg, die Erde aufwirft, um ihre Nahrung aufzuſuchen, die meiſtens aus den Zwiebeln des Türkenbundes und des Hundszahns und in den Knollen der Natterwurz beſteht. Sie heißt Zokor und gleicht in der Geſtalt der Blindmaus, hat auch einen dicken Kopf, ſtumpfe und harte Schnauze, gelbe, aber ungefurchte Nagzähne und 3 Faltenzähne ohne Schmelzkrone, ſehr kleine Augen, keine Ohrmuſcheln und iſt nicht größer als ein Mullwurf; überall 5 Zehen, wovon die 3 mittlern an den Vorderfüßen ſehr große, zuſammengedrückte Sichelklauen haben, faſt wie die Ameiſenbären; der Schwanz ſehr kurz und nackt, der Pelz rauh, aſchgrau, unten heller, auf der Stirn ein weißer Flecken. Sie geht nicht nördlicher als 50°, gräbt außerordentlich ſchnell, auch in Wäldern unter dem Raſen und wirft größere Haufen auf als der Mullwurf. Pallas Reiſe III. 199. 692. Zoogr.. I. 159. Glires 165. t. 10. Laxmann, ſibiriſche Briefe 75. Schreber IV. 716. T. 205.

3) An der Hudſonsbay gibt es eine, faſt ſo groß wie die Ratte (Mus hudsonius),

ohne Schwanz und Ohren, aſchgrau, die 2 mittlern Zehen an den Vorderfüßen des Männchens ſehr dick, und die Haut unter der Klaue vorſtehend, wie eine zweyte Klaue; die Augen ſehr klein und weit vorn. Das Gebiß wie bey der Waſſerratte.

Sie müſſen, nach ihren Füßen zu urtheilen, meiſtens unter der Erde leben, was in einem ſo kalten Land ohnehin wahrſcheinlich iſt. Forſter in Phil. Trans. 62. 379. Pallas, Glires 209. Schreber IV. 691. T. 196. Sabrne in Parrys first voyage, Suppl. 1824. pag. 188. Richardson in

Parrys sec. voy. app. 1825. 308. Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 42. (Jſis 1832. S. 82.) J. **Ross** sec. V. 1835. 13. Sie werfen nach ihm 4—8 Junge.

2. G. Die Taſchenratte (Ascomys, Pseudostoma, Geomys)

ſieht wie ein Hamſter aus, hat aber ſonderbarer Weiſe auswendig auf jedem Backen eine Haut-Einſtülpung, in welche man von vorn nach hinten einen Finger ſtecken kann; überall 5 Zehen an den kurzen Füßen, die 3 mittlern Vorderklauen ſehr lang; auf den obern Nagzähnen 2 Furchen; 4 einfache Backenzähne ohne Wurzeln, wovon der vordere faſt noch einmal ſo groß.

1) Die gemeine (Mus bursarius), Sand-Rat, Pouched Rat,

ſo groß wie ein Hamſter, ſpannelang, der Schwanz 2 Zoll und nackt; Pelz röthlichbraun, Haarwurzeln grau.

Dieſes höchſt ſonderbare Thier findet ſich nur im Innern von Nordamerica, in Ober-Canada, am Miſſiſſippi und Miſſuri in Gängen unter der Erde. Die Beutel in den Backen haben nichts mit den Backentaſchen der Hamſter u. dergl. zu ſchaffen, welche eine dünne Blaſe unter der Haut ſind und ihren Ausgang in den Mund haben; oder genauer, Ausſackung der innern Mundhaut gegen die Ohren. Bey der Beutelmaus iſt es die äußere, behaarte Haut, welche hinter den Mundwinkeln ſich gegen die Ohren einſtülpt, ganz wie der Däumling eines Handſchuhes. Das Thier ſcheint von Blumen zu leben: denn man findet dieſe Beutel oft ganz damit voll geſtopft, was ohne Zweifel durch die Vorderfüße geſchieht. Dieſe Beutel laſſen ſich übrigens herausſtülpen, und dann hängen ſie als 2 längliche und behaarte Blaſen neben dem Maul herunter, 1½ Zoll lang und faſt 1 dick.

Es wurde zuerſt, vor vierzig Jahren, eine Abbildung davon durch den General-Major Thomas Davies, aus Ober-Canada an G. Shaw geſchickt, welcher daſſelbe bekannt gemacht hat, aber mit haarloſen und aderigen Beuteln. **Linn.** Trans. V.

1799. 227. tab. 8. Shaw, General Zoologie II. tab. 138. Medical Repos. V. 1821. 89. 249.

In Georgien heißt es Hamſter, Goffer und Gopper. Die Taſchen hängen nie heraus, und man glaubt, es brauche dieſelben, um Erde und Sand beym Graben herauszutragen, weil ſie die Oeffnung nicht in den Mund haben. L. Mitchill in Sillimans Journ. IV. 1822. S. 183.

Erſt 1822 hat H. Lichtenſtein dieſes Thier genauer nach Exemplaren aus America beſchrieben. Es hat die Größe des Hamſters, aber ſtärkere Zehen mit krummen Klauen, kürzere Ohren und einen etwas längern Schwanz, und ſtimmt in der Geſtalt mehr mit dem Strandmoll überein, deſſen Kopf aber runder und der Schwanz viel kürzer iſt. Die Länge 8 Zoll rh., Schwanz 3, der Pelz fein und weich, am Stamm blaugrau, an den Spitzen röthlichgrau, unten gelbgrau; der Schwanz nackt, ohne Schuppen. Die Füße haben einige Aehnlichkeit mit denen des Strandmolls, die vordere Mittelklaue faſt 1 Zoll lang; die Ringklaue $^3/_4$, die Zeigklaue faſt $^1/_2$, die beyden andern kürzer; die hintern 5 Nägel viel kürzer; Augen mittelmäßig groß; Ohren nur mit einem Rand; Vorderzähne braungelb, die obern mit einer Furche. Backenzähne oben fünf, walzig, ohne Wurzeln und Schmelzkrone; Kaufläche vertieft, ohne Falten; der vordere größer wie aus 2 verwachſen. Unten nur 4 und alle einfach.

Zu beiden Seiten über der Mundöffnung, einen halben Zoll von der Naſenſpitze, entſteht eine Hauteinſtülpung $1^3/_4$ Zoll tief bis zur Mitte des Halſes, ſo weit, daß wohl der Daumen hineingehen kann. Innwendig ſind ſie mit zarten weißen Haaren bedeckt und laſſen ſich nicht ausſtülpen, weil ſie durch Zellgewebe verwachſen ſind. Man kann vermuthen, daß ſie zum Eintragen von Nahrungsſtoffen beſtimmt ſind, welche vielleicht durch die Pfoten eingeſtopft werden. Berl. acad. Abh. 1822. Fig.

Ausführlichere Nachrichten haben wir erſt 1823 in Longs Reiſe durch Say erhalten. Sie fanden im April zwiſchen dem Miſſiſſippi und Miſſuri Wieſen, welche von der Sandratte ſo durchwühlt waren, daß ſie wie gepflügte Felder ausſahen. Die

große Menge friſch ausgeworfener Erde zeigte, daß die Thiere ihre unterirdiſchen Gänge erweiterten. Man lauerte lang vor den Löchern, konnte aber keines erwiſchen.

Die 4 Backenzähne haben eine einfache, ovale Krone mit einfacher Wurzel; der vordere ſieht wie doppelt aus. Die Füße ſind weiß, ſowie die zahlreichen Schnurrhaare; die Ohren kaum vorſtehend. Vorderfüße ſehr ſtark, die hintern ſchmächtig, der kurze Schwanz an der Spitze faſt nackt. Die Nagzähne liegen bloß. Auf den obern in der Mitte eine tiefe Längsfurche und eine kleine am innern Rand; die Backenzähne ſind wie beym Haſen geſtaltet, nur mit einem Schmelzrand und ohne Falten, mit Ausnahme des erſten. Das walzige Thier hat ein plumpes Ausſehen wegen des großen Kopfes und der kurzen Füße, geht ſchwerfällig, gräbt ſich aber mit der größten Schnelligkeit ein. Die aufgeworfenen Haufen ſind bald nur einige Zoll hoch, bald aber auch mehrere Schuh. Das Thier geht ſo ſelten aus ſeinen Gängen, daß viele Leute mitten unter ihnen Jahre lang wohnen können, ohne eines zu ſehen. Long, Expedition from Pittsburgh to the Rocky-Mountains 1823. 8. II. cap. 5. (Iſis 1824. Litt. Anz. 263.) Harlan, Fauna americana 1825. pag. 151.

Es heißt bey Hernandez Tucan und findet ſich mithin auch in Mexico. Er ſagt, es ſey ſehr fleiſchig und fett und ſchmecke gut; es ſehe bey Tag gar nichts und wiſſe ſein Loch nicht mehr zu finden, wenn es herauskomme, grabe ſich daher gleich wieder ein neues, wodurch ſo viele entſtänden, daß man keinen ſichern Schritt thun könne. Es nähre ſich von allerley Wurzeln, freſſe auch Bohnen und andere Samen, und lege auch Vorrath an. Theſaurus pag. 7. cap. 24.

Nach Richardſon gibt Schoolcraft dem Gopper vom Miſſiſſippi 10 Zoll Länge, auch überall 5 Zehen und Backentaſchen, welche ſich auswendig öffnen. Sie wohnen unter dem Grunde und tragen in den Taſchen die Erde heraus, welche mit den Vorderklauen gefüllt und durch Umſtülpen wie ein Strumpf ausgeleert werden. Sie leben von Wurzeln und ſchaden beſonders den Möhren, graben die Anger dermaaßen um, daß ſie wie

gepflügt ausſehen und man ohne weiters Korn darauf ſäen kann. Fauna boreali-americana. 1829. 4. Nro. 65.

Es gibt in Georgien ein ganz ähnliches Thier, welches daſelbſt Hamſter und Sandratte (Geomys pinetis) heißt, eben ſolche Zehen, Klauen und Backenzähne hat, aber überall nur 4; Backentaſchen, welche ſich in den Mund wie beym Hamſter öffnen, aber ſich herausſtülpen, und wann ſie gefüllt ſind, auf der Erde ſchleppen, was ſich nicht wohl begreifen läßt. Es gräbt in Sandboden und wirft kleine Erdhaufen aus, wie die Mullwürfe, frißt Eicheln, Nüſſe, Wurzeln und Gras und trägt ſie in den Backentaſchen nach Hauſe. Rafinesque, american Monthly Mag. 1817. p. 45. Richardson, Fauna bor. am. I. Nro. 62.

Eine ganz ähnliche vom Columbiafluß iſt hier abgebildet. Man fand ein Weibchen mit 3 Jungen im Neſte. Sie ſchaden viel den Cartoffelfeldern. Die blaßbraunen, faſt nackten Backentaſchen hängen wie der Daumen eines Handſchuhes an den Seiten des Kopfes herunter und haben in den Mund eine Oeffnung, ſo weit als der kleine Finger. Will ſie das Thier ausleeren, ſo ſetzt es ſich wie ein Murmelthier auf ſeinen Erdhaufen und drückt ſie mit dem Kinn und den Pfoten an die Bruſt. Der Leib mißt 6½ Zoll; der Schwanz faſt 3; die Backentaſchen 1¼, in der Dicke ½. Richardson, Fauna bor. am. I. Nro. 62. tab. 18. f. 1—6. (Iſis 1832. S. 156.)

3. G. Die Mollen (Bathyergus)

gleichen völlig der Blindmaus, haben aber 4 Backenzähne und ein offenes Auge; Schwanz kurz, platt oder zweyzeilig behaart, Schnauze vorſtehend und knorpelig.

Sie ſcheinen ſich durch die Naſe auszuzeichnen.

1) Der gemeine oder Bläßmoll (Mus capensis)

iſt nicht ſo groß als eine Ratte, kaum 7 Zoll lang, braun mit einem weißen Flecken auf dem Wirbel, am Ohr, Auge und an der Schnauze, Zähne ohne Furche.

Es iſt der gemeinſte am Vorgebirg der guten Hoffnung und thut daher am meiſten Schaden in den Gärten und Weinbergen.

Er unterhöhlt mit dem folgenden den Boden ſo ſtark, daß ſehr häufig die Pferde darein fallen und ſelbſt der Menſch Gefahr läuft, ein Bein zu verrenken. Sie werfen Haufen auf wie die Mullwürfe, aber natürlich viel größer. Kolbe nennt ihn den africaniſchen Hamſter und ſagt, er ſey aſchgrau und führe eine Lebensart wie der Mullwurf. Er wirft gewöhnlich Morgens um 6 Uhr und Abends um 12 Uhr auf, und das gibt den dortigen Bauern eine bequeme Gelegenheit, ihn häufig zu vertilgen und zwar mittels eines Stellrohrs wie bey den Füchſen. Sie räumen einen Haufen weg und machen das Loch auf. Da er die eindringende Luft nicht ertragen kann, ſo kommt er bald, um es zu ſchließen. Dann geben ſie Acht, wo er zuletzt aufwirft und räumen dann alle Haufen weg, damit die Luft überall durchſtreichen könne. Ins letzte Loch legen ſie nun eine gelbe Rübe oder andere Wurzel an einer Schnur, welche durch ein hölzernes Kreuz an den Drücker einer Flinte geht. Sobald der Sandmoll an der Rübe zerrt, geht die Flinte los. Reiſe 158.

Nach Sparrmann benutzen die Pflanzer auch häufig ihre Waſſerleitungen auf den Wieſen, um ſie zu tödten. Er thut in Gärten und Weinbergen vielen Schaden und wird daſelbſt in Fallen gefangen. Er kann wegen ſeines plumpen Leibes nicht entfliehen, ſchleudert ſich aber, wenn man ihn angreift, mit dem Vorderleib hin und her und beißt heftig um ſich. Reiſe 496. Nach Forſter ſuchen ſie unter der Erde die Knollen der Sauerkleearten und Zwiebeln. Reiſe 496. T. 36. Taupe du cap. **Buffon**, suppl. VI. tab. 36. Schreber IV. 713. T. 204.

2) Der Strand-Moll (M. maritimus, suillus)

iſt größer als ein Hamſter, 1 Schuh lang und armsdick, die obern Nagzähne mit einer Längsfurche; Pelz graulich; Schwanz 2 Zoll lang.

Iſt weniger häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung und ſcheint unter dem vorigen vorzukommen; dem Namen nach jedoch mehr an der Küſte. Er hat die ähnliche Lebensart und wird auf dieſelbe Art gefangen. Sparrmanns Reiſe 496. **Buffon**, suppl. VI. tab. 38. Taupe des dunes. Schreber IV. 715. Taf. 204. B.

B. Andere haben eine dünne und weiche Schnauze, geſpaltene Zehen mit gleichgroßen Klauen und meiſt große Ohren.

4. G. Die Mäuſe (Mus)

ſind meiſtens niedliche Thierchen mit verhältnißmäßigen Füßen und Augen, großen Ohrmuſcheln; Zehen getrennt; Vorderdaumen verkümmert; Schwanz meiſtens nackt und lang; überall nur 3 Backenzähne, bald mit, bald ohne Schmelzkrone, die Nagzähne zugeſpitzt, meiſt gelb.

Ihr Character liegt in den Ohren.

Es gibt eine ziemliche Menge verſchiedener Gattungen in allen Welttheilen, wovon die meiſten ſehr klein, keine viel größer als eine Ratte ſind. Sie wohnen ſämmtlich im Verborgenen, meiſtens unter der Erde in langen Gängen, welche ſie ſelbſt ausgraben, jedoch ohne Haufen, wie die Mullwürfe auszuwerfen; leben von harten Pflanzen- und Thierſtoffen, Samen, Wurzeln, getrocknetem Fleiſch, Brod u.ſ.w., welches ſie benagen. Sie haben gleichſam ein Bedürfniß zu dieſer Art von Freſſen, um die Vorderzähne abzuwetzen, weil ſie ihnen ſonſt wie Hörner fortwachſen und lange Bögen bilden. Sie werden theils durch die ungeheure Vermehrung, indem jedes Weibchen wenigſtens 6 Junge aufzuziehen im Stande iſt, theils durch dieſe Luſt zu nagen, oft ſehr ſchädliche Gäſte, welche in den Feldern das Korn bis zur Gefahr der Hungersnoth wegfreſſen, in den Häuſern das Brod und andere Eßwaaren, ſelbſt Bücher, Bretter und Kleider zernagen, wenn ſie den freyen Durchzug hindern; endlich alles verunreinigen und die Schlafenden durch ihr beſtändiges Geräuſch, ſo wie auch durch verurſachte Angſt ſtören, obſchon ſie nicht beißen und vor jedem Lebendigen entfliehen. Des Sommers ziehen ſie ſich meiſtens in die Gärten und Felder, weil ſie dann daſelbſt Nahrung genug finden und nicht verfolgt werden, wenn man die Wieſel, Marder und Eulen ausnimmt. Sie ſaufen ſehr ſelten. Man fängt ſie daher in ſehr verſchiedenen Fallen durch Legen von Teigkugeln mit Arſenik oder ſogenanntem Mäuſegift, in den Feldern durch Ausgraben. Hier wäre das beſte und einzig hinlängliche Mittel, wenn man die

Felder bewäſſern könnte. Das Waſſer iſt auch der Hauptgrund, warum ſie ſich auf den Wieſen nicht vermehren.

Man kann ſie in 3 Abtheilungen bringen, in die mit nacktem Schwanz, mit behaartem und mit Backentaſchen.

a. Die nacktſchwänzigen Mäuſe

haben außer dem langen, ſchuppigen Schwanze drey höckerige Schmelzzähne mit mehrern Wurzeln, wovon der vordere größer iſt.

Man nennt die kleinern vorzugsweiſe Mäuſe, und darunter gehört:

1) Die Hausmaus (Mus musculus), Souris; Mouse,

kaum 3 Zoll lang, mit ebenſo langem Schwanz, der Pelz dunkelgrau, unten weißlich.

Dieſe ſchädliche, allgemein bekannte, gehaßte und gefürchtete Maus, welche ihre Wohnung, beſonders des Winters, in den Winkeln der Scheuern und Stuben aufſchlägt, hat ihre eigentliche Heimath in Aſien und Europa, iſt aber durch die Schifffahrt in alle Welttheile verbreitet worden. Sie iſt es vorzüglich, der man mit Fallen und Gift nachſtellt und um derenwillen man die Katzen hält; auch wird ſie vom Igel vertilgt. Sie freſſen nicht bloß Samen aller Art, Haſel- und welſche Nüſſe, ſondern ſchleppen ſie auch fort und häufen ſie in Winkeln auf; ſie durchnagen ſelbſt Aepfel, um zu den Kernen zu gelangen.

Sie vermehren ſich außerordentlich, werfen nach 3 Wochen 4—6 Junge und könnten 10 ernähren, und dieſe ſorgen ſchon nach 14 Tagen für ſich ſelbſt. Das geſchieht während des Jahres mehrmals, zum Theil ſelbſt im Winter, weil ſie keinen Winterſchlaf halten und nur bey der größten Kälte ſich eine Zeit lang zuſammen legen. Sonſt ſind es artige Thierchen, welche viel mit einander ſpielen, beſtändig quicken, ſich oft auf die Hinterfüße ſetzen, die Ohren ſpitzen und auf alles Acht geben, was vorgeht. Sie werden ſo zahm, daß ſie das Brod aus den Händen holen; man kann ſie 6 Jahr lang erhalten, woraus folgt, daß ſie in der Freyheit länger leben. Es gibt auch ganz ſchwarze, geſchäckte und ganz weiße mit rothen Augen, welche viel zahmer werden, aber das Tageslicht und die Kälte

nicht ertragen können. Buffon VII. 309. T. 39. Schreber IV. 654. T. 181.

2) Die große Feldmaus (M. sylvaticus), Mulot,

wird gegen 4 Zoll lang mit einem eben ſo langen Schwanz und iſt des Sommers graulichbraun, des Winters dunkler, unten weiß und ſcharf abgeſetzt.

Sie kommt in denſelben Ländern vor, wie die vorige, wohnt aber in Feldern und Wäldern und vermehrt ſich in trockenen Jahren zu Millionen, daß die Felder ganz durchlöchert ſind und man ſie untertags haufenweiſe über die Straßen laufen ſieht. Sie hüpfen oft einen Schuh hoch.

Die Hausmaus iſt eigentlich nur läſtig; dieſe aber frißt ganze Aernten weg bis zur Hungersnoth, und iſt dabey ſchwer zu vertilgen, wenigſtens nicht eher als bis das Getraide vom Felde weggeſchafft iſt, auf das man ſodann Schweinsheerden treiben kann, welche ſie auswühlen und vertilgen. Sie ſpringen am hellen Tage an den Halmen hinauf, reißen ſie um und ſchleppen das Getraide in ihre Gänge. Nach der Aernte verſchwinden ſie bisweilen plötzlich auf einem Felde, indem ſie weiter wandern und ſelbſt über Bäche ſchwimmen, wo ſie aber von Raubvögeln und Hechten in Menge verſchlungen werden. Im Walde freſſen ſie Baumſamen und Beeren aller Art, in den Gärten Knollen, ziehen ſich gern in die Häuſer, wo ſie, wie die Hausmaus, alles anfreſſen. Sie hecken mehrmals des Sommers in ein rundliches Neſt von zerbiſſenem Gras oder Moos in einer Höhle oder unter Miſtklumpen im Felde. Man behauptet, daß ſie auf einmal 4—10 blinde Junge würfen, was aber nicht wohl mit der Zahl ihrer Ernährunsorgane übereinſtimmt, da ſie deren nur 6 haben. Es gibt auch ſchwarze, geſchäckte und weiße. Buffon VII. 325. T. 41. Schreber IV. 651. T. 180.

3) Bisweilen findet ſich auch bey uns, wenigſtens im öſtlichen Deutſchland, die Brandmaus (M. agrarius),

welche eigentlich in Rußland zu Hauſe iſt, und daſelbſt manchmal zur Landplage wird, indem ſie nicht nur die Aernte verſchlingt, ſondern auch in die Häuſer dringt und alles wegfrißt. Sie iſt etwas kleiner als die Hausmaus, hat kürzere

Ohren, iſt gelblichgrau mit einem ſchwarzen Rückenſtreifen. Sie hält ſich ſchaarenweiſe unter den im freyen Feld aufgeſetzten Kornhaufen und in den Birkenwäldern. Pallas Reiſe I. 130. 454. 4. II.. 651 Glires 341. tab. 24. Zoogr. 168. Gmelins Reiſe I. 151. T. 29. F. 2. Schreber IV. 658. T. 182. Bechſtein I. 972. T. 12. F. 1.

4) Auch die Zwergmaus (M. minutus)

kommt in Deutſchland vor. Sie iſt nur halb ſo groß als die Hausmaus, roſtroth, unten weißlich, der Schwanz etwas kürzer als der Leib, der nur ½ Drachme ſchwer.

Sie findet ſich in Rußland überall mit der Brandmaus, beſonders in den ſibiriſchen Birkenwäldern zwiſchen dem Oby und Jeniſey, ſo weit Ackerbau getrieben wird, unter den Getraidfeimen in den Feldern und Scheuern in großer Menge, auch an der Wolga. Es iſt merkwürdig, daß es viel mehr Männchen als Weibchen gibt. Pallas Reiſe I. 454. Glires 433. tab. 24. Schreber IV. 660. T. 183.

Hermann hat ſie bey Straßburg ſehr ſelten gefunden. Sie iſt kleiner als die Brandmaus, hat einen längern Schwanz als die kleine Feldmaus, kürzere Ohren als die große (Observ. 62.).

Pallas meynt, es könnte eine Abart von der Rüſſelmaus (M. soricinus) ſeyn, welche aber eine ſpitzigere Schnauze hat und ſich ſelten in Deutſchland findet, am Rhein bey Straßburg. Hermann, Observ. 57. Schreber IV. 661. T. 193. B. Pallas Zoogr. I. 169.

Fr. Boie hat gefunden, daß ſie in Schleßwig und Holſtein eine der häufigſten iſt, und ebenfalls auf Aeckern unter den Kornfeimen und in den Scheuern wohnt mit der Hausmaus, der großen und kleinen Feldmaus, und hält dafür, daß die Aerntemaus damit einerley iſt. Iſis 1823. 969.

Dieſe Aerntemaus (Mus messorius) kommt in Menge in England vor. Sie macht daſelbſt tiefe Gänge und darein ein warmes Bett von trockenem Gras; das runde Neſt aus Getraideblättern über der Erde zwiſchen die Halme. Sie geht zwar nicht in die Häuſer, wird aber mit dem Getraide eingefahren

und oft zu Hunderten bemerkt, wenn man die Schwaden aufhebt. Es iſt die kleinſte Maus in England, nur 2½ Zoll lang, der Schwanz 2; übrigens könnte dieſes auch die kleine Feldmaus ſeyn, beſonders da die weiße Farbe des Bauchs ſcharf abgeſchnitten iſt. Pennant, Quadr. II. 384. Shaw II. 62. Fig.

Die größern heißen Ratten, und dahin gehört

5) Die Hausratte (M. rattus), Rat,

faſt ſpannelang, mit einem noch längern Schwanz und einem Nagel an der Daumenwarze, Färbung faſt ſchwarzgrau, unten aſchgrau.

In ganz Europa und Aſien, und durch die Schifffahrt nun in allen Welttheilen; in den Häuſern, beſonders in Speichern und Ställen, wo ſie des Nachts viel Lärm machen und alles angreifen, Getraide, Eßwaaren, beſonders Speck in den Speiſekammern und Schornſteinen, und ſelbſt fetten Schweinen, die ſich nicht mehr rühren können, Schwanz und Ohren abbeißen, Stücke Speck aus dem Leibe freſſen, ſich auch gegen die Katzen wehren, daß manche nicht ſo keck ſind, ſie anzugreifen; ſie ſpringen ſelbſt nach dem Menſchen. Sie zernagen alle Bretter, die ihnen im Wege ſind. Sie hecken 2—3mal des Sommers, meiſt in Ställen, unter den Stubenböden 4—7 blinde Junge, können aber wohl 10 ernähren; man vertilgt ſie mit Fallen und Gift. Sehr oft legen ſich 6—8 zuſammen und verſchlingen ihre Schwänze ſo mit einander, als wenn ſie verwachſen wären. Man nennt ſolch ein Neſt Rattenkönig. Bey den Alten kommt ſie nicht vor, und iſt daher wahrſcheinlich aus Aſien eingewandert. Buffon VII. 278. T. 36. Schreber IV. 647. T. 179. Bellermann, Rattenkönig. 1820. Fig.

6) Die Wanderratte (M. decumanus), Surmulot;

wird viel größer, 10 Zoll lang, der Schwanz aber etwas kürzer, iſt gelblichbraun und unten weißlich.

Dieſe große, gefährliche und ſchädliche Ratte ſcheint aus Indien, wo ſie ſehr gemein iſt, und Perſien zu ſtammen, von wo ſie, nach Pallas, beym Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Rußland kam und im Jahr 1727 in großen Schaaren über die Wolga ſchwamm. Von da kam ſie erſt vor 70 Jahren

durch Polen nach Deutſchland. Sie zieht vorzüglich den Häuſern am Waſſer nach, Mühlen, Gerbereyen und den Abzugsgräben, wo ſie die Hausratte faſt ganz vertrieben hat. Durch die Schifffahrt iſt ſie ſelbſt bis in den höchſten Norden gekommen, und ſeit dem Jahr 1775 nach Nordamerica. Sie iſt außerordentlich ſtark, frech und keck, frißt ebenfalls alle Pflanzenſtoffe, zieht aber die Thierſtoffe vor, benagt die Getraideſäcke, das Leder, gräbt ſich in die Keller zum Käſe, greift ſogar Fiſche, Waſſervögel, junge Hühner und Gänſe an und tödtet Lämmer in den Ställen; verſchmäht jedoch auch den Unrath in den Abtritten nicht, wo ſie ſelbſt häufig ihre Wohnung aufſchlägt. Sie wirft ein Dutzend Junge, 2—3mal des Jahrs und kann auch ſo viele ernähren; es ſoll auch Baſtarde mit Hausratten geben, was merkwürdig wäre, da ſie große Feinde ſind. Pallas glaubt, es ſey die caſpiſche Maus des Aelians (Hist. an. lib. 17.), welche zu gewiſſen Zeiten in unendlicher Menge ankommen, ohne Furcht über die Flüſſe ſchwimmen, und dabey ſich mit dem Maul an den Schwänzen halten. Kommen ſie auf den Feldern an, ſo fällen ſie das Getraide, klettern auf die Bäume nach den Früchten, werden aber häufig von Raubvögeln, die wie Wolken herbeyfliegen und von der Menge der dortigen Füchſe (wahrſcheinlich Schakale) vertilgt. Sie geben in der Größe dem ägyptiſchen Ichneumon nichts nach, ſind ſo wild und biſſig, und haben ſehr ſtarke Zähne, daß ſie damit ſelbſt Eiſen zernagen können, wie die Mäuſe Canautanes bey Babylon, deren zarte Felle nach Perſien geführt werden, woraus man warme Kleider macht. (Hist. anim. XVII. 17.) Seba II. T. 63. F. 5. Buffon VIII. 206. T. 27. Schreber IV. 645. T. 178. Pallas Glires 91. Bechſtein I. 944. T. 10. F. 1. C. Bonaparte, Fauna italica fasc. III. Nilsſon, ſkand. F. I. 157. Harlan F. am. 149.

7) In Indien, beſonders zu Pondichery, wird die Perchal-Ratte (M. perchal)

in den Häuſern eben ſo läſtig, wie die unſerige. Sie iſt größer als die Wanderratte und dunkelbraun; wird gegeſſen. Buffon VII. T. 69.

8) Auf den Antillen iſt die Pilori-Ratte (M. pilorides) ebenfalls ſehr ſchädlich; übertrifft noch die vorige an Größe, 15 Zoll; Pelz grob, ſchwarz, unten weißlich. Sie macht Gänge in die Erde, wie Caninchen, gleicht übrigens ganz der Ratte, wirft wenig Junge, manchmal ſelbſt in den Häuſern und ſtinkt nach Biſam. Rochefort, Antilles 1658. 124. Dutertre, Antilles 1667. II. 302. Rat musqué, Pilori. P. Browne, Jam. 484. Pallas Glires 99.

In Aegypten gibt es Borſten-Ratten mit harten, ſteifen Haaren, faſt wie die Stacheln des Igels, wie ſchon Ariſtoteles bemerkt (Hist. an. lib. VI. cap. 30. Ed. Schneider). Lichtenſtein, Berl. Acad., Leuckart, Iſis 1826. S. 717.

9) Die kleinere (Echimys niloticus, M. cahirinus)

iſt 6—7 Zoll lang, der Schwanz 5; der Pelz fahlbraun, oben dunkler, unten aſchgrau, der Kopf ziemlich dick und ſtumpf, faſt wie bey der Waſſerratte.

Geoffroy St. Hil. hat ſie am Ufer des Nils gefunden, aber leider von ihrer Lebensart nichts beobachten können. Die Haare auf dem Rücken ſind platt und plötzlich zugeſpitzt, aber keine eigentlichen Stacheln, wie bey den Stachelratten; die Wurzel und der Stamm iſt ſchwarz, Spitze röthlichgrau, einige ganz ſchwarz. Die Haare an den Seiten ſind weniger derb und fahl, die am Bauche halb fahl und halb grau. Die Ohren groß, rundlich und rothbraun behaart, die Schnurren ſchwarz, Vorderfüße dünn, der Schwanz mit einzelnen kurzen und ſchwarzen Haaren beſetzt, unten fahl. Egypte tab. 5. fig. 1.

10) Die andere iſt größer und heißt alexandriniſche Ratte (M. alexandrinus),

8 Zoll lang, Schwanz 6, der Kopf mehr zugeſpitzt; der Pelz beſteht aus zweyerley Haaren, aus ſehr feinen, ſchiefergrauen, an der Spitze gelblichen am ganzen Leibe, und aus längern und ſteifen auf dem Wirbel und Rücken. Die längſten ſind ſpindelförmig, etwas flach mit einer ſchwachen Längsfurche, die man nur durch die Glaslinſe ſieht; ſie ſind röthlich; Schnurren ſchwarz, Ohren groß mit gelbbraunen Härchen, ebenſo

der ſchuppige Schwanz. Geoffroy fand ſie bey Alexandrien. Egypte tab. 5. fig. 1.

Dieſes iſt wahrſcheinlich und nicht die vorige diejenige, welche Ariſtoteles meynt.

b. Andere haben einen behaarten Schwanz und einfache Backenzähne ohne Schmelzkrone und Wurzeln. Zeiſte (Hypudaeus, Arvicola).

Sie leben bloß in Feldern und Wäldern unter der Erde von Körnern und Wurzeln, welche ſie auch in ihre Gänge ſchleppen.

1) Die kleine Feldmaus (M. arvalis, agrestis), Campagnol,

von der Größe der Hausmaus, aber der Schwanz nur 1 Zoll lang, rothbraun, unten gelblichweiß.

Dieſe Maus iſt die Peſt der Felder, der Jammer des Landmanns und verurſacht oft Theuerung und ſelbſt Hungersnoth. Sie richtet ſich am Halm auf und beißt ihn ab, daß er herunterfällt; bleibt er ſtehen, ſo macht ſie es wieder ſo, bis ſie zur Aehre kommt, welche ſie ſodann in ihr Loch ſchleppt. Sie vermehrt ſich nach einigen trockenen Jahren ſo ungeheuer, daß das Getraide auf den Feldern wie Häckſel ausſieht. Sie freſſen auch das Saatkorn im Herbſte weg, und ſelbſt das Grüne über der Erde, machen Gänge dicht unter der Erdoberfläche, daß die Winterſaat darüber umfällt und verdorrt. Die Felder ſind in den ſchlimmen Jahren ganz unterminiert, und das Getraide iſt nach allen Richtungen mit Pfaden durchkreuzt. Am meiſten machen ſie dergleichen Gänge in Straßenränder, und man kann dann keine 10 Schritte gehen, ohne daß man einige über die Straße laufen ſieht. Sie gehen wegen ihrer kurzen Beine ſchleppend und langſam, und kommen daher am beſten in ihren Pfaden fort, an deren Wänden ſie ſich anſtemmen können. Ihre Röhren haben einen Ein- und einen Ausgang und in der Tiefe beſondere Abtheilungen für die eingetragenen Körner und die Queckenwurzeln, für den Unrath und zum Schlafen mit zerbiſſenen Halmen weich ausgefüttert. In den Wäldern graben ſie ſich unter Gebüſche und Steine und tragen Baumſamen und

Beeren ein; auf den Wieſen ſollen ſie auch Gras und Klee freſſen, und man findet oft daſelbſt im Gras ballenförmige Neſter aus zerbiſſenem Gras, oft viele beyſammen. Sie hecken mehrmals 8 Junge. Naßkalte Winter und Frühjahre vertilgen die meiſten. Buffon VII. 369. T. 47. Schreber IV. 680. T. 191. Bechſtein I. 996. F. Boie, Iſis 1823. 970.

2) Die Waſſerratte (M. amphibius), Rat d'eau,

ziemlich von der Größe der Hausratte, aber der Schwanz nur halb ſo lang; der Kopf rundlich mit ſtumpfer Schnauze; die Ohren kurz; der Pelz dunkelbraun, am Grunde grau, Hals aſchgrau, Bruſt und Bauch bräunlich; Nagzähne braun.

Sie hält ſich im nördlichen Aſien und in Europa, auch in Nordamerica in der Nähe des Waſſers, in das ſie oft geht und auf dem Boden deſſelben herumläuft, wo ſie Waſſer-Inſecten, Krebſe, Roogen und Fiſche frißt; ſonſt aber frißt ſie auch Pflanzen, Bachbungen, Rohrkolben, Graswurzeln, Baumrinden, Kohl, Körner und Baumſamen, kurz alles, was andere Ratten freſſen, wird dadurch den Wieſen, Feldern und Wäldern ſchädlich, beſonders in der Nähe der Gräben, wo ſie ſich ſammeln, ins Ufer ſehr lange Röhren graben, meiſtens dicht unter der Oberfläche, und eine Menge Vorrath hineintragen. Sie werfen Haufen auf, wie die Mullwürfe; wenn man ſie aber wegſcharrt, findet man den Eingang weit verſtopft. Den Gerbern freſſen ſie oft das Leder im Waſſer durch; in den Gärten verzehren ſie Erbſen, Scorzoneren, Cartoffeln, Kohlrüben, Blumenzwiebeln, Selleryｰwurzeln und ſchleppen alles fort, benagen die Wurzeln der Obſtbäume in den Baumſchulen, beſonders des Winters. Sie werfen mehrmals 5—7 blinde und dünnbehaarte Junge, vertheidigen dieſelben gegen Katzen und Hunde, ſchleppen ſie ſogar im Maul fort und ſchwimmen damit durchs Waſſer; in manchen Jahren ſind die Ufer ganz von ihnen durchlöchert und das Waſſer wimmelt von ihnen. Sie haben große Feinde an den Hechten, Wieſeln, Mardern und den mittlern Ohr-Eulen. Man fängt ſie mit Fallen und im Waſſer mit Reußen, in denen ſie bald erſticken. Buffon VII. 348. T. 43. Schreber IV. 668. T. 186.

3) Man unterſcheidet davon die Reit-, Stoß- und Scheermaus (M. terrestris).

Sie iſt etwas kleiner als die Waſſerratte, 6½ Zoll lang und hat einen kürzern Schwanz, 3 Zoll; die Nagzähne ſind gelb; die Färbung iſt ziemlich gleich, aber der Grund der Haare ſchwarz, nicht grau. Zehen ganz geſpalten. Hermann, Observationes Zool. 1804. 4. 59.

Sie machen dicht an der Oberfläche der Erde, beſonders auf Angern und Wieſen, jedoch auch in Gärten, wo ſie den Wurzeln viel ſchaden, ſehr lange Gänge, ſo daß die obere Erddecke derſelben etwas hervorragt und ſehr ſichtbar iſt; von Stelle zu Stelle werfen ſie Haufen aus, wie die Mullwürfe. Sie leben vorzüglich von Graswurzeln, ſchleppen aber auch Cartoffeln, Rüben und Blumenzwiebeln in ihre Höhlen und benagen die jungen Obſtbäume. Römer und Schinz, Naturg. der Schweizer Säugth. 1809. 8. 191. Buffon, suppl. VII. pag. 278. tab. 70. Scherman. Im ſüdlichen Deutſchland nennt man übrigens faſt allgemein den Mullwurf Scheermaus, und den Mullwurfsfänger Scheermäuſer.

4) In Sibirien gibt es eine ſchwärzliche Maus in unglaublicher Menge, die ſogenannte Wurzelmaus (M. oeconomus)

wie die kleine Feldmaus, über 4 Zoll lang, der Schwanz 1½", dunkelbraun, die Ohren in den Haaren verborgen.

Sie findet ſich vom Oby bis nach Kamtſchatka in allen Ebenen, macht Gänge unter den Raſen mit großen Vorrathskammern, welche ſie mit ſauber gereinigten Wurzeln anfüllt. Man kann kaum begreifen, wie ein Paar ſo kleine Thiere (denn gewöhnlich thun ſich nur 2 für den Winter zuſammen), eine ſolche Menge Wurzeln aus dem zähen Raſen hervorgraben und zuſammentragen können. Man findet oft 8—10 Pfund in einer Kammer, und manchmal ſind deren 3—4 bey einem Neſt. Sie holen ſie oft ziemlich weit davon entfernt, machen Grübchen in den Raſen, reißen die Wurzel aus, reinigen ſie auf der Stelle und ziehen ſie rücklings nach dem Neſt, wohin ſie eine Menge Pfade haben. Die Wurzeln ſind von dem gemeinen Wieſenknopf, dem Knollenknöterich, dem betäubenden Kälberkropf und dem

Sturmhut, womit ſie ſich, wie die Tunguſen ſagen, einen Feſttag und ſich damit betrunken machen. Nirgends wird die Induſtrie dieſer Thiere dem Menſchen ſo nützlich, wie in Dawurien und in andern Gegenden des öſtlichen Sibiriens, wo die heidniſchen Völker, welche keinen Ackerbau haben, mit ihnen hauſen, wie unbillige Edelleute mit ihren Bauern. Die Tunguſen ſind darauf ſonderlich aus, und haben an dem Wurzelvorrath, den ſie ihren armen Landſaßen, den Feldmäuſen abnehmen, den ganzen Winter zu eſſen. Im Herbſte, wann ſie ihre Vorrathskammern angefüllt haben, ſtechen ſie dieſelben mit Schaufeln aus, leſen die betäubenden, weißlichen Wurzeln aus, und behalten die ſchwarzen des Wieſenknopfs, welche ihnen nicht bloß als Speiſe, ſondern auch als Theetrank nützlich ſind. Was übrig bleibt, wühlen die wilden Schweine aus und freſſen ihre Wohlthäter ſammt dem Vorrath. Pallas Reiſe III. 1776. 4. 693. Glires I. 79. tab. 14. A. Zoogr. ross. I. 174.

Nach Steller macht man in Kamtſchatka, an den Orten, wo ſie ſich häufig finden, einen guten Fang an Zobeln und Füchſen. Das ſeltſamſte iſt, daß ſie nach Art der Tataren herumwandern, alle auf einmal im Frühjahr heerweiſe fortziehen und einige Jahre wegbleiben, worauf man ein naſſes Jahr prophezeyt; dann kommen ſie wieder ſchaarenweiſe zur großen Freude der Einwohner. Sie ziehen graden Wegs nach Weſten, umgehen keine Flüſſe, ſondern ſchwimmen durch, wobey viele erſaufen und von Fiſchen und Enten verſchlungen werden. Am andern Ufer fallen ſie wie todt nieder, ruhen aus haufenweiſe beyſammen, woran ſie niemand ſtört. In der Gegend von Penſchina wenden ſie ſich ſüdlich und kommen in der Mitte July am Ochota an. Solch ein Zug dauert oft 2 Stunden in einem fort. In Kamtſchatka kommen ſie gemeiniglich im October an, ſo daß man ſich nicht genug über den weiten Weg wundern kann, den ſie in einem Sommer zurücklegen. Beſchreibung von Kamtſchatka. 1774. 8. 129. Schreber IV. 675. T. 190.

Man will dieſe Maus auch in Deutſchland und namentlich in der Schweiz gefunden haben, und zwar ſowohl auf hohen Bergen als auf der Ebene, wo ſie ſich ähnliche Neſter gräbt

und Wintervorrath ſammelt aus Krautwurzeln, Bibernell, Enzian, Arvennüſſen, aber auch Getraide, Möhren und Cartoffeln, wodurch ſie ſchädlich wird. Wanderungen hat man jedoch noch keine bemerkt. Römer und Schinz Säugth. der Schweiz 1809. 195.

c. Andere haben 3 Schmelzzähne mit Wurzeln, wie die Hausmäuſe, aber Backentaſchen. Hamſter (Cricetus).

Die Backentaſchen ſind zarte häutige Säcke, einer auf jedem Backen, ganz frey unter der Haut liegend und ſich in den Mund vor den Backenzähnen öffnend. Sie füllen dieſelben mittels der Zunge mit Körnern, tragen ſie in ihre Höhlen und drücken oder ſtreifen ſie mit den Vorderpfoten aus.

1) Der gemeine (M. cricetus), Marmotte d'Allemagne, wird über ſpannelang, faſt ſo dick als die Wanderratte, der Schwanz kaum 2 Zoll lang; Gewicht 1 Pfund; oben graubraun, unten ſchwarz (eine Seltenheit); ein weißer Flecken an Schnauze, Backen, Schultern, Weichen und Zehen; Ohren rundlich. Sie ſind jedoch ſehr häufig fuchsroth, auch ſchwarz geſchäckt, und weiß, und dann haben ſie rothe Augen. Krietſch in Schleſien, wendiſch vom ſibiriſchen Kriſſa (Ratte), in Rußland Karbusch, in Polen Chomik.

Die eigentliche Heimath des Hamſters iſt Polen, Rußland und Sibirien bis an den Oby, nördlich bis zum 60°, ſüdlich bis zum Caucaſus auf fetten Grasebenen und vorzüglich in Feldern, überall eine Peſt. Von da ſcheint er ſich allmählich nach dem nördlichen Deutſchland gezogen zu haben, iſt aber der Maſſe nach am Thüringer Walde ſtehen geblieben. Wenigſtens kommt er ſüdlicher und weſtlicher ſo ſelten vor, daß man ihn geradezu wegläugnen könnte, wenn nicht ſchon Geßner (der bloß Felle zu Frankfurt geſehen) ſagte, er hieße bey Straßburg Kornferkel, und wenn nicht Herrmann einen halberwachſenen im April bey Straßburg bekommen hätte. Observ. pag. 53.

Uebrigens findet er ſich auch in Lievland, jedoch ſelten wegen des Sandbodens, in welchem die Gruben einfallen; in Ungarn und ſelbſt in Nieder-Oeſterreich und Böhmen, aber ſelten;

in Bayern nicht mehr, auch nicht in Schwaben, und, wie es ſcheint, nirgends in Franken.

Das vollſtändigſte Werk darüber hat Dr. Sulzer zu Gotha geſchrieben, wo es, wie im ganzen übrigen Thüringen, eine ungeheure Menge gibt, welche dem Getraide unſäglichen Schaden zufügen.

Die Backentaſchen ſind nicht weniger als 3 Zoll lang, 1½ weit und reichen über die Schläfe bis zur Mitte des Halſes. Sie ſehen aus wie große Schwimmblaſen, und halten 3 Loth Körner. Hinten ſind ſie durch einen Muskel an die Rückenwirbel befeſtiget, ſo daß ſie nicht herausgeſtülpt werden können.

Um den Hals liegen viele Drüſen wie bey andern Winterſchläfern. Diejenigen, welche im May auf die Welt kommen, ſollen ſchon im Herbſte hecken, obſchon ſie noch nicht ausgewachſen ſind. Sie ſind ſehr biſſig, ſtellen ſich zur Wehr, wetzen die Zähne, knurren und beißen in einen vorgehaltenen Stock, ſo daß man ſie daran aufheben kann, und tiefe Wunden in die Finger; in der Gefangenſchaft beißen ſie manchmal ſelbſt die Jungen todt, leben jedoch auch friedlich mit einander; man muß ihnen aber Getraide herumſtreuen, damit ſie beſchäftiget ſind, und Waſſer hinſtellen: denn ſie ſcheinen nur aus Durſt zu beißen.

Ihr vorzüglichſter Aufenthalt ſind die Fruchtfelder, wo es guten, tiefen Grund und nicht viel Steine gibt. Sie graben Gänge 1—3 Schuh tief mit 2 Ausgängen, worinn ſie 3—5 Vorrathskammern anlegen, in welche ſie mehrere Dutzend Pfund Korn ſchleppen. Arme Leute graben ſie daher nach der Aernte aus, laſſen aber ihre Wohlthäter laufen, wenn ſie dieſelben nicht an Liebhaber verkaufen können oder kein Fanggeld dafür bezahlt wird. In Thüringen werden jährlich viele Tauſend ausgegraben und abgeliefert. Ihr Vorrath beſteht aus Gerſte, Haber, Korn und Waitzen, auch gelegentlich aus Bohnen, Erbſen, Lein- und Mohnkapſeln, jede Frucht meiſt in einer andern Kammer, weil ſie zu verſchiedener Zeit reifen. Sie ſammeln bey Tag und bey Nacht ein; überraſcht man ſie mit vollen Taſchen auf dem Wege, ſo können ſie nicht beißen, ſtreichen aber ſo ſchnell als möglich

das Korn mit den Pfoten heraus und ſetzen ſich auf die Hinterbeine zur Wehr, ſpringen auch wohl an einem hinauf. Uebrigens freſſen ſie auch Wurzeln, Gras, Obſt, Käfer u.ſ.w. Männchen und Weibchen haben ihre beſondern Wohnungen. Die Lager der letztern haben mehr Ausgänge, oft 4—8 ſenkrechte Falllöcher 8—10 Schuh auseinander. Sie tragen wenig ein, werfen nach 4 Wochen des Sommers zweymal gegen ½ Dutzend blinde und nackte Junge, welche 3 Wochen lang ſaugen; ſie können aber 8 auf einmal ernähren. Die Jungen freſſen vorzüglich Kräuter, Wurzeln und Obſt. Sie graben nur 1—2 Schuh tiefe Gänge und tragen nur 4—5 Pfund ein, und man glaubt, daß diejenigen, welche nur 2—3 Falllöcher und 4—5 Junge haben, zweyjährige ſind. Man rechnet auf 1 Quadratmeile etwa 100 Familien und auf jede 1 Dutzend Pfund Korn, woraus man ungefähr den Schaden berechnen kann. Sie vermehren ſich freylich in manchen Jahren viel ſtärker.

So bald Kälte eintritt, oft ſchon im October, graben ſie tiefer, füttern das Neſt mit Stroh aus und verſtopfen die Eingänge. Sie verzehren ſodann etwa die Hälfte ihres Vorraths bis zum December, wo ſie in den Winterſchlaf fallen und gegen den März wieder aufwachen. Dann verzehren ſie das Uebrige, verlaſſen den alten Bau, graben einen neuen und leben indeſſen von Kräutern oder geſätem Korn. Die Blutwärme des wachenden Hamſters iſt 90—95° Far., wie beym Menſchen, und das Herz ſchlägt 150 mal in der Minute; während des Winterſchlafs nur 15 mal; man bemerkt indeſſen keine Athembewegung; ſteckt man ſie aber unter Waſſer, ſo erſticken ſie. Sie liegen auf der Seite, den Kopf unter den Bauch gebogen; die Glieder ſteif und der ganze Leib eiskalt. Hält man ſie im Zimmer und ſtreut man ihnen viel herum, ſo tragen ſie alles in einen Verſchlag, wenn ſie auch 2 Schuh hoch daran hinaufſpringen müſſen. Sie wühlen ſich dann hinein und erſtarren. Nimmt man ſie in die Hand, ſo dauert es nur wenige Minuten, bis ſie allmählich den Kopf ausſtrecken, endlich die Füße, bald herumlaufen und ſich wieder knurrend zur Wehr ſetzen. Die Weibchen wachen 4 Wochen ſpäter auf, wahrſcheinlich, weil ſie tiefer liegen. Sie

ſollen ihr Alter auf 8 Jahre bringen. Viele werden vom Iltiß und Fuchs vertilgt.

In Gotha, wo Fanggeld bezahlt wird, werden jährlich mehrere Tauſend Hamſter eingeliefert. Die Bälge werden von den Kürſchnern als Unterfutter gebraucht; das Fleiſch wird nicht gegeſſen, außer in Sibirien. Es iſt übrigens ſehr fett. Sulzer, Geſchichte des Hamſters, Gotha 1773. 8. Fig. Albertus magnus lib. XVII. Hameſter. G. Agricola, Subterr. 486. Cricetus. Geßner 836. Fig. Schwenkfeldt, Theriotroph. 1603. p. 118. Kramer, Elench. 317. Buffon XIII. 117. T. 14. Pallas Glires p. 83. Zoogr. I. 161. Schreber IV. 695. T. 198. A. Lepechins Reiſe I. T. 15.

Im ſüdlichen Rußland und in Sibirien gibt es noch einige Gattungen, nicht größer als die Feldmäuſe, welche aber wenig ſchaden, indem ſie nur einzeln und meiſt in den Steppen vorkommen. Pallas Glires 157. fig. Zoogr. I. 162. Schreber IV. 707. Fig.

d. Es gibt in America ſogenannte Stachelratten,

welche ganz unſern Ratten gleichen, deren Pelz aber mit platten Stacheln untermiſcht iſt; ſie haben 4 Faltenzähne mit Wurzeln; einen langen Schuppenſchwanz, immer mit Haaren bedeckt. Sie haben die Lebensart der Feldmäuſe, bringen den größten Theil der Zeit in der Erde zu, freſſen allerley, wie die Ratten, jedoch vorzüglich Wurzeln, Körner und Früchte, namentlich Welſchkorn und Mandioca, wodurch ſie den Pflanzungen ſchädlich werden. Ihr Fleiſch wird von den Wilden gegeſſen. Loncheres, Echimys. Wied, Beytr. II. 443.

1) Die gemeine (L. brachyura)

hat die Größe und Geſtalt der Ratte, aber der Schwanz iſt kürzer als der Leib, die Färbung röthlichgrau, unten weißlich.

Findet ſich in Guyana, Braſilien und Paraguay, vorzüglich im letztern Lande, in der Hauptſtadt Aſumpcion. Ihre meiſt von dem ausgeworfenen Sand umgebenen Löcher liegen ſo nahe beyſammen, daß man nicht unvorſichtig auf dem Boden herumgehen darf, wenn man nicht hineintreten will. Das Fallloch iſt 8 Zoll tief, der Gang ſelbſt 4 Schuh lang. Sie ſollen nie

herausgehen und bloß von den Wurzeln leben, welche ſie beym Graben antreffen; indeſſen findet man doch bisweilen einige von Raubvögeln zum Theile verzehrt. Ihre Höhlen ſind nicht in angebautem Boden, und daher können ſie der Mandioca nicht ſchaden. Leute, welche über Löchern ſchlafen, hören während der Nacht oft einen Ton, welcher wie cutu lautet, und dieſes Wort bedeutet in der Sprache der Guarany anſtechen.

Die Länge iſt 7¼ Zoll, der Schwanz 2¾, kurz, aber dicht behaart, wenig biegſam und ſtumpf, Umfang des Leibes 5½ Zoll. Ueberall 5 Zehen mit kleinem Daumen, Füße kurz, ſo daß ſie den Bauch auf dem Boden ſchleppt. Zähne gelb, die Ohren ragen 4 Linien über den Pelz hervor, die Naſe abgeſtutzt. Der Pelz beſteht aus feinen Wollhaaren nebſt biegſamen, degenförmigen, 9 Linien langen Stacheln, unten weißlich, an der Spitze röthlich; dieſe endigt in ein kleines Haar, welches das Stechen verhindert. Azara, Quadrupèdes II. 73. tab. 13. Rat épineux.

2) In Guyana kommt eine viel größere vor, die goldſchwänzige (Hystrix chrysuros), welche an die Stachelſchweine erinnert: Pelz, Haare und Stacheln kurz, oben purpurbraun, unten weiß und ein ſolcher Haarbuſch auf dem Kopf, der Schwanz lang, ſchwarz und hinten goldgelb. Sie ſoll auf Bäume klettern und von Früchten leben. Buffon, Suppl. VII. t. 72. Lerot à queue dorée. Schreber IV. T. 170. B. — Sie ſtänden vielleicht beſſer bey den Stachelſchweinen.

Die folgenden halten ſich größtentheils im Waſſer auf und können ſchwimmen.

5. G. Die Biber (Castor)

haben eine Schwimmhaut zwiſchen den Zehen, und Faltenzähne ohne Wurzeln. Sie ſind die höchſten der Zunft, und haben beſſer entwickelte Augen als die vorigen.

Sie leben größtentheils in wärmern Gegenden, machen meiſt kunſtreiche Baue im Ufer und freſſen Pflanzen, beſonders gern Baumrinden. Sie ſind übrigens in ihrem Gebiß und in der Geſtalt, ſowie der Behaarung des Schwanzes, ſehr von

einander verſchieden. Es gibt rattenartige und andere, die viel größer werden.

A. Rattenartige.

a. Die Biſamratten (Ondatra)

ſehen ziemlich aus wie Waſſerratten, haben aber hinten eine halbe Schwimmhaut und Schwimmhaare, einen zuſammengedrückten Schuppenſchwanz, überall 3 einfache Faltenzähne, wovon der vordere größer iſt, ziemlich wie bey den Feldmäuſen.

1) Die gemeine (Castor zibethicus), Rat musqué,

wird faſt ſo groß wie ein Caninchen, 1 Schuh lang, Schwanz 9 Zoll; Pelz ſehr fein, röthlichbraun, unten röthlichgrau.

Ihr Vaterland iſt Nordamerica, beſonders Canada, wo ſie allenthalben in Menge an den Seen und Flüſſen lebt. Sie hat zweyerley Haare wie der Biber, wovon das längſte 1 Zoll lang und braun iſt, das kürzeſte nur ½ und zart, wie die feinſte Wolle.

Der erſte, welcher umſtändlichere Beobachtungen darüber mitgetheilt hat, iſt Sarrazin, Arzt zu Quebeck 1725, welcher ſchon 1704 die Lebensart des Bibers beſchrieben hat. Die Biſamratte hat viel Aehnlichkeit mit dieſem fleißigen Thier und die Wilden nennen beyde Brüder; der Biber ſey der ältere und geſcheidtere. Beym erſten Anblick ſieht man eine alte Biſamratte für einen einmonatlichen Biber an.

Dieſe Ratten ſind in allen Gegenden von Canada gemein; ernähren ſich des Sommers von allerhand Kraut, des Winters von Wurzeln, namentlich den weißen und gelben Seeroſen und dem Calmus, wovon ſie den Biſamgeruch bekommen ſollen.

Während des Winters leben ſie in Geſellſchaft, bauen ſich Hütten von verſchiedener Größe; in den kleinern wohnt nur eine Familie, in den größern mehrere. Ihr Verſtand verräth ſich auch ſelbſt in der Wahl der Bauplätze. Sie wollen nicht bloß des Winters geſchützt ſeyn, ſondern auch in der Nähe ihrer Wurzeln und des Waſſers, ohne doch Ueberſchwemmungen befürchten zu müſſen. Deßhalb legen ſie ihre Zimmer in Sümpfen oder am Ufer von Seen und Flüſſen von bedeutender Größe an,

wo das Bett flach, mithin das Waſſer ſtehend und voll nahrhafter Wurzeln iſt. Sie wählen dazu die höher gelegenen Stellen, wo ſie bey Ueberſchwemmungen im Trockenen bleiben. Iſt der Platz zu niedrig, ſo wird er erhöht, im umgekehrten Fall erniedrigt und ſelbſt ſtaffelartig, daß ſie ſich bey ſteigendem Waſſer von Stockwerk zu Stockwerk zurückziehen können. Für 7—8 Ratten iſt die Hütte überall 2 Schuh weit, größer für mehrere. Sie hat die Geſtalt eines Backofens oder einer Kuppel, beſteht aus verflochtenen Binſen mit eingeweichtem Lehm überzogen; dieſe Wand iſt 3—4 Zoll dick, und noch mit einer 8 Zoll dicken Schicht Binſen ohne Lehm bedeckt. Nach Ausſage der Jäger befeuchten und kneten ſie vorher den Thon mit den Füßen, ſetzen ihn auf einander und glätten ihn mit dem Schwanz wie mit einer Kelle, obſchon er nicht platt iſt, wie beym Biber, ſondern anfangs rundlich, dann zuſammengedrückt, in der Mitte 9 Linien hoch und 2 dick, dann bis ans Ende zugeſpitzt. Andere ſagen, ſie bedienten ſich dabey mehr der Vorderpfoten als des Schwanzes, und wenn mehrere Familien darinn wohnen ſollen, ſo theilten ſie das Haus in mehrere Zimmer.

Den Eingang, welchen ſie laſſen, verſtopfen ſie des Winters und bleiben im Hauſe, welches oft 3—4 Schuh hoch mit Schnee bedeckt wird. Sie erſtarren aber nicht, ſondern machen ſich Gruben, worinn ſich Waſſer ſammelt zum Saufen und Baden; andere für ihren Unrath, endlich eine Menge Gänge unter der Erde zum Waſſer, wo ſie auch zu den Wurzeln kommen können, wann alles mit Schnee und Eis bedeckt iſt.

Während des Winters ſind ſie vor den Jägern ſicher, weil der Schnee ihre Wohnungen verbirgt; im März und April aber kommen die Giebel hervor; die Jäger eilen herbey, ſtürzen ſie um und ſchlagen die Einwohner, welche für ſie ein guter Biſſen ſind, mit Stecken todt.

Ungeachtet ihrer Stockwerke ſteigt doch nun im April oder May das Waſſer durch den ſchmelzenden Schnee ſo hoch, daß ſie ihre Wohnung verlaſſen und auf höhere Plätze flüchten müſſen, wo ſie herumirren, bis ſich das Waſſer geſetzt hat. Dieſes iſt auch ihre Rammelzeit und ihnen daher ſehr nachtheilig.

Die Jäger locken nehmlich durch Nachahmung der ſeufzenden Stimmen der Weibchen die Männchen herbey und tödten ſie mit der Flinte.

Ein Theil der Weibchen kehrt ſodann in die Hütten zurück; die meiſten jedoch hecken da, wo ſie ſich gerade befinden, jedoch an einem verborgenen Ort. Die Männchen bleiben aber den ganzen Sommer im Felde, und kehren erſt im Herbſte zurück, um neue Wohnungen zu bauen, weil die alten nicht lange tauglich ſind. In wärmern Gegenden bauen ſie nicht, ſondern graben nur Höhlen, wie unſere Caninchen. Während des Winters freſſen ſie nur Wurzeln, im Frühjahr aber und Sommer eben ſo viel Kräuter als Wurzeln.

Sarrazin hat ſie umſtändlich anatomiert, wobey er aber mehrmals wegen des unerträglichen Geruchs ohnmächtig wurde. Endlich verfiel er darauf, ſie vorher zu röſten, wie die Ferkel. Dieſe Ratte wiegt 3 Pfund, hat zweyerley Haare, braune, 1 Zoll lange Stachelhaare, und 6 Linien lange, feine Wollhaare, woraus man ehemals Hüte gemacht hat. Die Felle würden ein vortreffliches Pelzwerk für Frauenzimmer ſeyn, wenn ſie nicht ſo ſtark nach Biſam röchen. Die Länge iſt 12 Zoll; der Schwanz eben ſo viel. Die Ohren ſind kürzer als bey der Hausratte, nur 9 Linien lang und 8 breit und behaart, wie beym Biber; die Augen ziemlich groß; die Nagzähne gelblich.

Sie nagen außerordentlich ſtark. Eine eingeſperrte machte in einer Nacht in hartes Holz ein Loch, 3 Zoll weit, 1 Schuh lang und entwiſchte; ſie verrückte mit ihren Kiefern einen großen Klotz.

Der Schwanz iſt mit Schuppen bedeckt, wie beym Biber; ſie ſind aber nur 1 Linie groß, und dazwiſchen ſtehen Härchen, ½ Linie lang. Beide Geſchlechter haben hinten im Leibe 2 Drüſen oder Bälge, welche ſich nach außen öffnen, und die nach Biſam riechende, weiße Feuchtigkeit abſondern. Die Jäger verkaufen dieſelben; ſind ſo groß wie eine kleine Birne. Der Blinddarm iſt 12 Zoll lang. Sie können 6 Junge ernähren und bringen 5—6 zur Welt.

Die Vorderfüße ſind geſtaltet, wie bey der Hausratte; die

hintern Zehen zwar getrennt, haben aber jederſeits eine Haut, ½ Linie lang, ½ breit, dicht mit ſteifen Haaren beſetzt, welche zuſammentreten und eine Art Ruder bilden, alſo weniger groß als die Schwimmhaut des Bibers; auch ſchwimmen ſie nicht ſo geſchwind. Mit den Hinterfüßen ſchieben ſie die Erde fort, welche die vorderen ausgeſcharrt haben. Mém. Acad. 1725. 323. tab. 11—14. Buffon X. S. 1. T. 1.

Nach Kalm finden ſie ſich in ganz Nordamerica und verurſachen großen Schaden an den Dämmen der Flüſſe, welche oft ſo von ihnen durchwühlt werden, daß Ueberſchwemmung auf den Wieſen entſteht. Man fängt ſie mit Fallen, worein man Aepfel zur Lockſpeiſe legt. Auch verſtopft man alle Löcher bis auf ein einziges gegen den Wind und zündet dann Schwefel darin an, wovon ſie erſticken. Die Bälge werden an die Hutmacher verkauft, das Stück für 6—9 Pences. Die Biſamdrüſen legt man zwiſchen die Kleider, um ſie gegen Schaben zu ſichern; das Fleiſch wird nicht gegeſſen. Er behauptet, ihre Nahrung beſtände vorzüglich in Muſcheln, deren Schalen man in Menge bey dem Eingang ihrer Höhlen liegen ſähe. Das iſt ſehr unwahrſcheinlich. Reiſe III. 1764. S. 25. Schreber IV. 638. T. 176.

b. Die Sumpfratten (Hydromys)

haben Aehnlichkeit mit den Stachelratten, aber keine Stacheln; hinten eine halbe Schwimmhaut und nur 2 einfache Backenzähne, die wie aus 2 Walzen zuſammengeſetzt und auf der Kaufläche wie die Ziffer 8 ausgehöhlt ſind; überall 5 Zehen mit kurzen Daumen; der Schwanz mäßig beſchuppt und wenig behaart; die Ohren klein und nackt. Sie finden ſich in Neu-Holland, ſind aber in ihrer Lebensart noch nicht bekannt.

1) Die gelbe (H. chrysogaster)

iſt viel größer als die Wanderratte, 13 Zoll lang, Schwanz faſt 3, mit kurzen Haaren bedeckt; Pelz dicht, kurz und fein, oben hellbraun, unten goldgelb; das Schwanz-Ende weiß. Lebt auf den Inſeln im Canal Entrecaſteaux an Diemensland. Geoffroy St. Hil., Ann. Mus. VI. p. 81. tab. 36.

Ebendaher kommt die andere weiße Gattung (H. leucogaster)

von derſelben Größe, aber der Pelz weniger fein, braun, unten ſchmutzig weiß, Schwanz-Ende weiß. Inſel Maria bey der Adventur-Bay in Diemensland. Geoffroy, Ann. Mus. VI. 81. tab. 36.

B. Größere Gattungen.

c. Die Sumpfbiber (Myopotamus)

ſehen ziemlich aus wie der Biber, haben 4 ähnliche Faltenzähne, überall 5 Zehen, hinten mit einer Schwimmhaut, aber einen runden, wenig behaarten Schuppenſchwanz.

1) Der gemeine (M. coypus), Coypu, Coui, Quuïya,

iſt 1½ Schuh lang, Schwanz 15 Zoll; der Pelz fein, hellbraun, an den Seiten rothbraun, die Nagzähne gelb.

Molina hat zuerſt dieſes Thier in Chili beobachtet. Er ſagt: es iſt eine Waſſermaus von der Größe der Fiſchotter, der es an Geſtalt und Farbe der Haare ziemlich gleicht; Ohren rund, Schnurrhaare lang, Pfoten kurz, Schwanz mäßig dick und behaart. Obſchon es im Waſſer zu leben beſtimmt iſt, ſo wird es doch bald zahm. Frißt alles und zeigt Liebe und Dankbarkeit gegen diejenigen, die für es ſorgen. Seine Stimme iſt ein ſcharfer Schrey, den es aber nur hören läßt, wenn man es beleidigt; mit ein wenig Geduld und Fleiß könnte man es noch beſſer als die Fiſchotter zum Fiſchfang abrichten. Es wirft 5—6 Junge, die es immer mit ſich führt, wenn es Nahrung ſucht. Nat. Geſch. von Chili 1786. 255. Coypu.

Dann wurde dieſes Thier erſt wieder von Azara beſchrieben. Es iſt häufig in Buenos Ayres und Tucuman in Peru, wo es Quuïya heißt, bey den Spaniern Nutria (Fiſchotter). Es frißt alles, was der Capybara, dem es im Maul, in den Zähnen, dem Kopf und den Ohren gleicht. Es bewohnt auch wie derſelbe die Ufer, entfernt ſich aber bisweilen weit, um andere Flüſſe aufzuſuchen; ſchwimmt eben ſo leicht, bleibt aber nicht länger unter Waſſer, als es das Athemholen erlaubt und frißt keine Fiſche. Es iſt viel ſchwerfälliger, hat einen Schwanz und ſo kurze Beine, daß der Bauch auf die Erde ſtößt. Es

gräbt Gänge in die Ufer mit ſeinen ſtarken Klauen und bewohnt dieſelben. Es ſoll 4—7 Junge werfen, welche der Mutter ſchon ganz klein folgen, ſich in den Häuſern leicht zähmen laſſen und alles freſſen.

Die Länge iſt 19 Zoll, der Schwanz 16 und hat an der dicken Wurzel 3½ Zoll Umfang, der Leib 13½, am Bauch 17½; Höhe 10 Zoll, hinten 12. Die 5 Vorderzehen ganz getrennt, Daumen kurz, die 4 andern Zehen gegen 1 Zoll lang; die längſte Klaue 8 Linien; die hintern 5 Zehen viel länger und durch eine Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz iſt ſehr dick und rund, beſchuppt und kaum behaart; die Nagzähne gelb, 1 Zoll lang, 3½ Linie breit; die Schnauze behaart und weiß; Naslöcher elliptiſch; Schnurren 3 Zoll lang, weiß; Iris rothbraun; Ohrmuſchel 14 Linien hoch, 10 breit und etwas behaart. Der Pelz beſteht aus längern, braunen Haaren und grauem, ſehr dichtem und weichem Unterhaar, welches ſehr gut zu Pelzwerk gebraucht werden könnte. Man fängt auch zu Buenos Ayres, wo ſie häufig ſind, an, Hüte daraus zu machen, und zahlt für den Pelz 2 Realen (1 fl. 10 kr.). Es iſt ſehr zu bedauern, daß man dieſe Felle und die der Vizcache nicht nach Europa ausführt, wo man ſie eben ſo gut, wie die der Biber und des Pelzwerks aus Canada und Sibirien brauchen könnte. Quadrupèdes 1801. II. p. 5. Geoffroy St. Hil., Ann. Mus. VI. tab. 35.

Seit dieſer Zeit kommen dieſe Felle unter dem Namen Racunda nach Europa, in manchen Jahren 15—20,000; aber erſt ſeit einigen Jahren hat man einige Schädel bekommen und das Gebiß beſtimmen können. Fr. Cuvier, Dents des Mammifères 1823. tab. 72.

d. Die Biber (Castor)

werden viel größer als eine Fiſchotter und unterſcheiden ſich leicht durch ihren breiten, ſchuppigen Ruderſchwanz und die ganze Schwimmhaut an den Hinterfüßen; überall 5 Zehen und 4—5 Faltenzähne. Die Füße ſind ſo kurz, daß der Leib auf dem Boden ſchleppt. Cloake.

Es gibt nur Biber im Norden von Europa, Aſien und

America an den Ufern der Flüſſe und Seen, wo ſie ſich Hütten oder ſogenannte Burgen bauen und größtentheils von Baumrinden leben.

1) Der gemeine (Castor fiber)

wird 2—2½ Schuh lang, der Schwanz 1 Schuh, 3 Zoll breit; der Pelz graulichbraun, die glatten Nagzähne gelb.

Im mildern und kältern Europa, Aſien und America, nicht mehr in England und Italien, wohl aber noch an der Rhone und, wie man ſagt, in Spanien. In der alten Welt ſind ſie überall ſelten, indeſſen noch an den meiſten größern Flüſſen Deutſchlands, Schwedens, Polens und Rußlands. Buffon VIII. 282. T. 36. Giesler, Schwed. Abh. XVIII. 1757. S. 196. Pennant, British Zool. I. tab. 9. Pallas Glires 85. tab. 25. Schrebers Säugthiere IV. 623. T. 175. Blumenbachs Abbildungen T. 43. Foetus. Fr. Cuvier, Mammifères VI. pl. 6. Anatomie, Perrault, Mém. acad. 1696. III. 1. pag. 136. tab. 19. 20. Gottwald, Biber 1782. 4. 31. T. A—G. Brandt und Ratzeburg, medic. Zool. Fig. Anat.; Bonn, anat. Castoris Lugd. Bat. 1806. 4.

Es iſt ſonderbar, daß Ariſtoteles nichts vom Biber (Castor) ſagt, als daß er unter die vierfüßigen Thiere gehöre, welche an Seen und Flüſſen ihre Nahrung ſuchten, ſo wie die Fiſchotter (VIII. 7. Schneider), und Plinius von nichts anderm als von den Wirkungen des Bibergeils, daß er ſtark beiße, die gefaßten Menſchen nicht gehen laſſe, bis die Knochen zerbrochen wären, daß er Bäume fälle wie mit der Axt und einen Schwanz hätte wie die Fiſche, übrigens der Fiſch-Otter gleiche. Lib. VIII. cap. 30. 47. p. 456. Lib. XXIII. cap. 3. 13. p. 576. Harduin. In der Bibel ſcheint er nicht vorzukommen. Das Wort Anaca (Levit. II.) ſoll den Igel bedeuten.

Der erſte, welcher nach Erfindung der Buchdruckerkunſt über den Biber uns eigene Beobachtungen hinterlaſſen hat, iſt Olaus Magnus, Biſchoff von Upſala, welcher ungefähr 1520 ſein Werk geſchrieben hat. Es wurde zuerſt gedruckt zu Rom vor 1550 und dann in Deutſchland häufig nachgedruckt, lateiniſch und deutſch zu Baſel 1567; auch lateiniſch zu Antwerpen.

Seine Angaben ſind mit allerley Irrthümern untermiſcht, welche jedoch dadurch wichtig ſind, daß ſie ſich bis auf die neueſte Zeit fortgepflanzt haben. Er ſagt: obſchon Solinus nur die Wäſſer am ſchwarzen Meere für den Wohn- und Fortpflanzungsort des Bibers halte, ſo gebe es doch eine Menge am Rhein, an der Donau und den Sümpfen von Mähren und durch die göttliche Vorſehung noch viel mehr im Norden, wo an den Flüſſen nicht ſo viel Geräuſch und ſo unaufhörliche Schifffahrt ſey, wie an dem Rhein und an der Donau. Im Norden hätten ſie unzählige Flüſſe und taugliche Bäume zu ihren Häuſern, welche ſie, von der Natur unterrichtet, mit wunderbarer Kunſt zu verfertigen wüßten. Sie giengen geſellig zum Fällen der Bäume, hieben ſie mit ihren Zähnen ab und trügen ſie auf eine wunderbare Art zu ihren Lagern; ſie würfen einen trägen oder alten, der ſich immer von der Geſellſchaft entfernt hielte, rücklings auf den Boden, legten ihm zwiſchen Vorder- und Hinterfüße wie auf einen Wagen das Holz, zögen ihn zu ihren Hütten, lüden es ab und zögen ſo hin und her, bis ihr Häuslein fertig wäre. Es beſtände aus 2—3 Kammern über einander, damit der Leib aus dem Waſſer hervorrage, der Schwanz aber, welcher ſo wie die Hinterfüße, ſtatt der Fiſche gegeſſen werde, darauf ruhe. Der Schwanz ſey nehmlich ſchuppig wie der der Fiſche, lederartig, ſtrotzend voll, und gebe ein ungemein ſchmackhaftes Eſſen und ein Arzneymittel für diejenigen, deren Darmcanal ſchwach ſey. Er habe ſo ſcharfe Zähne, daß er die Bäume an den Flüſſen wie mit einem Scheermeſſer abſchneide, und er laſſe vom Biß eines Menſchen, beſonders des Jägers, nicht eher los, als bis die Knochen des ergriffenen Theils entzwey ſeyen. Die Angabe des Solinus, daß er ſich ſelbſt das Bibergeil abbeiße und den Jägern hinwerfe, damit er nicht weiter verfolgt würde, ſey eine Behauptung, welche im Norden keine Beſtätigung erhalte: alle gefangenen hätten das Bibergeil und es könne ihnen nur durch Verluſt des Lebens ausgeſchnitten werden. Es ſey ein vortreffliches Gegengift in der Peſt, befördere den Schlaf u.ſ.w. Die Felle ſeyen ſo weich und zart wie Dunen, ſchützten wunderbar gegen die rauhe Kälte, und ſeyen daher eine koſtbare Kleidung

der Magnaten und vornehmen Leute. Aus der größern oder geringern Höhe der Hütten ſchlöſſen die Bauern auf größere oder geringere Ueberſchwemmung und beſtellten auch darnach ihre Felder in höherer oder niederer Lage. Hist. gent. sept. Basileae. 1567. fol. Lib. XVIII. cap. 5. p. 681.

Zu Conrad Geßners Zeiten gab es noch Biber in der Schweiz. Er ſagt: die Nagzähne ſeyen gelb, er wehre ſich damit, zerſchneide Holz und fange Fiſche; er habe überall 4 Backenzähne, oben mit Falten, womit er die Baumrinden zerreiben könne. Nach Solinus finde er ſich häufig am ſchwarzen Meer, nach Strabo in Spanien und in Italien am Po, nach Sylvius in Frankreich an der Marne; in der Schweiz gebe es viele an der Aare, Reuß und Limmath (wo jetzt ſeit langer Zeit keine Spur mehr wahrgenommen mird); auch ſey er häufig an vielen Orten Deutſchlands, ebenſo im Lande der Slaven, Polen, Preußen und Rußland. Die Aeltern glaubten alle, ſie fräßen außer den Baumrinden auch Fiſche und Krebſe. So Albertus Magnus, Agricola und Olaus Magnus, welche beide übrigens auch ſchon ihre Wohnungen gut beobachtet haben; ſie hieben ſchenkelsdicke Bäume entzwey, beſonders Sahlweiden, Pappeln und Erlen, fräßen die Rinde ganz ab, zerſchnitten dann das Holz ſo lang, als es zum Bau nöthig iſt, legten einem ein Stück auf den Bauch zwiſchen die Füße und ſchleppten ihn am Schwanze zur Wohnung, wobey die Rückenhaare abgerieben würden. Man fienge ſie, indem man oben in ihre Hütte ein Loch grübe und ſie durch Hunde herausjage, wobey ſie todt geſchlagen würden; in Preußen mit Reußen, worinn ſie erſtickten. Sie könnten nicht lang unter Waſſer bleiben, ſondern müßten mitunter den Kopf herausſtecken, wobey ſie erſchoſſen oder erſtochen würden. Man eſſe den Schwanz, brauche das Fell zu Kleidern und die Drüſen als Medicin; die dunklern Felle würden am meiſten geſchätzt, beſonders zur Verbrämung, ſtänden jedoch denen der Fiſchotter nach. Da ſie bittere Blätter und Rinden fräßen, ſo ſchmecke das Fleiſch außer dem des Schwanzes ſchlecht. Er ſelbſt habe bloß von dem Schwanz und den hintern Füßen in einer Safranbrühe gegeſſen; dieſe

Theile ſeyen zart, ſehr fett, faſt wie das Fleiſch der Thunnfiſche, faſt von dem Geſchmack des Aals, und ſie würden auch ſo zubereitet, nehmlich zuerſt gewällt. Die Schmecker trachteten dieſem Leckerbiſſen nach, vorzüglich den Häuten zwiſchen den Zehen. Das übrige Fleiſch habe er von andern loben hören, aber es komme auf die Zubereitung an: zuerſt werde es geſotten, und dann in eine offene Pfanne gelegt, damit der Geruch davon gehe. Plutarch ſagt ſchon, das Fleiſch ſey ſo zart, daß man es eigentlich nicht Fleiſch nennen könne. Es nähert ſich auch wirklich ſo ſehr dem Fiſch, daß es als Faſtenſpeiſe gegeſſen werden darf, wie bey den Engländern das vom Vogel Puffin. Geßner 336. Fig.

Ueber die Biber im ſüdlichen Deutſchland hat Marius, um das Jahr 1640 Phyſicus in Ulm und Augsburg, ein eigenes Büchlein geſchrieben mit Zuſätzen von Joh. Frank 1685; es beſteht aber faſt ganz aus Recepten. Der Biber nährt ſich von Früchten und Baumrinden und gräbt mit den Vorderfüßen, kann nicht lang unter Waſſer bleiben und ſteckt beym Schwimmen von Zeit zu Zeit die Naſe heraus; baut ſeine Wohnung ans Ufer der Flüſſe mit den Vorderfüßen und macht Staffeln hinein, auf die er ſteigt, wann das Waſſer wächst. Frank ſetzt hinzu, er freſſe nicht bloß Blätter und Rinden, ſondern auch Fiſche, Krebſe und Fröſche, obſchon es auch welche gäbe, die dieſe Nahrung verachteten. — Das Fleiſch iſt hart und ſchwer zu verdauen, der Schwanz aber zart und kommt auf die beſten Tafeln als Faſtenſpeiſe, daher in den Klöſtern 6 Gulden für einen bezahlt werden. Man legt ihn einige Tage in Eſſig, zieht die Haut ab, ſiedet oder bratet ihn geſpickt mit Speck, Nägelein und Citronenſchalen, ſchmort in auch in weißem Wein mit Ingwer, Pfeffer, Zimmet, Corinthen, Mandeln und Safran. — Er fällt ganze Bäume und beißt Knochen durch. Hebt man ihn ſchnell am Schwanz auf, ſo kann er nicht beißen. Er iſt übrigens furchtſam und geht nicht weit von der Wohnung. Beym Freſſen ſetzt er ſich auf die Hinterbeine, wie die Eichhörnchen, und hält die Speiſen mit den vordern. Sie paaren ſich Anfangs

des Sommers, ſetzen am Anfang des Winters gegen St. Nicolai 2—3 Junge und erziehen ſie ſorgfältig.

Die Männchen beißen ſich oft ſehr heftig wie die Schweine, ſchreyen aber nicht, gehen ſehr langſam, hören außerordentlich fein und entfliehen augenblicklich; ſie werden 30—40 Jahr alt und man ſoll ſchon welche 78 Jahr lang erhalten haben.

Man liefert ſie aus der Iller, Donau und dem Biber, welcher bey Leipheim in die Donau fließt. Die ſchwarzen ſind am meiſten geſchätzt. In Polen ſind ſie ſehr gemein und ſchön. Frank ſetzt hinzu: vor 50 Jahren, alſo etwa um das Jahr 1630, gab es ſo viele Biber, daß man binnen 3 Jahren über 120 fieng; nun aber 1685 gibt es keine mehr, weil man auch die Weibchen weggefangen hat und man bekommt nur noch aus Oeſterreich. Ehemals gab es auch viele in der Riß bey Biberach, wo ſie jetzt auch ſelten ſind. Die in der Rhone und Marne in Frankreich ſind beſſer. Es gibt auch an der Wolga und der Weichſel; in Canada treibt man großen Handel mit den Pelzen.

Man fängt bey uns den Biber wegen der Haut, des Fettes, des Blutes, des Haares, der Zähne und vorzüglich wegen des Bibergeils. Alle dieſe Dinge ſind gute Heilmittel. Aus den Haaren macht man Hüte; die Zähne hängt man den Kindern an den Hals für das Zahnen u.ſ.w. Castorologia 1685. 8. fig.

Es gibt gegenwärtig noch Biber in der Donau und ſelbſt in der Amper und Iſar, von woher manchmal auf das Zerwirk-Gewölbe nach München kommen und verkauft werden. Auch gibt es noch in der Traun, in der Donau bey Wien und in der Leytha u.ſ.w. In einem kleinen Teiche zu Nymphenburg werden ſeit vielen Jahren einige zahm gehalten und mit Weidenrinden und Obſt gefüttert. Sie beißen die zugeworfenen zolldicken Zweige mit einem Biß entzwey und ſchleppen ſie mit dem Maul in ihre Wohnung. Sie ſind außerordentlich geſchmeidig und beym Schwimmen biegt und dreht ſich der Leib wie ein leerer Schlauch. Das Haar wird übrigens naß. So bald ſich jemand dem Teiche nähert, ſchwimmen ſie aus ihrem Loch herbey, wahrſcheinlich weil man ihnen gewöhnlich etwas zuwirft. Es dürfte es übrigens niemand wagen, ſie anzufaſſen. Ein

anderer aus der Amper iſt durch ein Gitter abgeſondert, weil, wie der Aufſeher ſagt, Biber aus verſchiedenen Flüſſen ſich nicht leiden können.

Jung gefangen werden ſie indeſſen ganz zahm. J. Th. Klein hatte einen ſo zahm, daß er ihm wie ein Hund nachlief bis in die Stube und ihn aufſuchte, wenn er abweſend war (Vierfüßige Thiere 1760. 99.). Buffon bekam einen aus Canada und hatte ihn Jahre lang anfangs ganz im Trockenen; er ſchloß ſich zwar an niemanden an, war aber ſanft und nagte nur bisweilen an der Thüre ſeines Gefängniſſes. Er entfloh einmal, kam aber wieder herbey, als man ihn mit Fackeln aufſuchte, und ließ ſich forttragen. Er fraß alles, was man ihm vorwarf, Fleiſch ausgenommen, verlangte bey Tiſche etwas mit einem ſchwachen, kläglichen Ton und mit einem Zeichen mit der Hand. Er trug es fort und verzehrte es im Verborgenen; er ſchlief oft und legte ſich auf den Bauch. Hist. nat. VIII. 1760. 287.

Nach Seetzen gibt es in der Lippe in Weſtfalen noch viele Biber, obſchon man ſie wegen des buſchigen Ufers ſelten ſieht. Sie fällen anſehnliche Weiden und Pappeln, ziehen ſie in den Fluß und bauen ebenſo kunſtvolle und dauerhafte, jedoch kleinere Wohnungen, wie die in Nordamerica; man verfolgt ſie aber, wo man kann, weil ſie die Ufer untergraben. Ein Schäfer fieng jährlich über 10 Stück und lößte viel für das Bibergeil und die Felle. Meyers Magaz. für Thiergeſchichte. 1797. I. 76.

Es gibt auch noch im Lauenburgiſchen und bey Wittenberg an der Elbe, wo ſie auch noch Hütten bauen. Ein glaubwürdiger Mann hat mich verſichert, daß er auf einer ſolchen geſtanden, ohne daß ſie eingefallen ſey. G. aus dem Winkell hat auch eine Familie an der Mulde unweit Deſſau angetroffen. (Handbuch für Jäger 1805. 2. 126.)

Eine Biberburg an der Yſſel im Herzogthum Cleve war im December 6 Schuh hoch und ſah aus wie ein Klafter Weidenholz. Der Boden 6 Schuh ins Gevierte, ſchief nach dem Fluſſe; die Wände beſtanden aus Stämmen, Schlamm, Rohr,

Binſen, Zweigen und Blättern; es waren 2 Kammern über einander und die obere in 3, die untere in 4 Zellen getheilt, wovon jede einen Ausgang aus dem Waſſer hatte. Zwey Pferde wären kaum im Stande geweſen, das Holz zu ziehen. Bonn, anat. Castoris. 1806. 4.

An der Nuthe, welche unweit Barby in die Elbe fällt, wohnt eine Colonie Biber von 15—20 Stück, welche 30—40 Schritt lange Gänge wie die Dachſe machen, in gleicher Höhe mit dem Waſſerſpiegel und mit Mundlöchern ſowohl unter als über dem Waſſer. In der Nähe haben ſie kunſtloſe Burgen, 8—10 Schuh hoch, aus Reißig und geſchälten Stangen, welche ſie im Herbſt mit Schlamm bedecken, den ſie mit den Vorderpfoten und der Bruſt aus dem Fluſſe darauf ſchieben. Sie haben die Geſtalt eines Backofens und dienen den Bibern nicht zur Wohnung, ſondern nur zum Zufluchtsort, wenn ſie bey Ueberſchwemmungen aus ihren Gängen vertrieben werden. In trockenen Jahren, wo das Waſſer das Mundloch der Gänge entblößt, machen ſie einen Damm quer durch den Bach aus Zweigen, deren Zwiſchenräume mit Schlamm und Schilf ausgefüllt werden, ſo hoch, daß der Waſſerfall etwa einen Schuh beträgt. Wird er zerriſſen, ſo beſſern ſie ihn während der Nacht wieder aus. Bey Ueberſchwemmungen legen ſie ſich oben auf die Burgen oder auf Kopfweiden. Nach Sonnen-Untergang gehen ſie ans Land, um Weiden und Aſpen zur Nahrung, und junge Eichen und Rüſtern zum Bau abzuſchneiden, ſchwimmen auch des Sommers eine Stunde weit und kommen in derſelben Nacht zurück. Des Winters bleiben ſie 8—14 Tage in ihren Wohnungen und nähren ſich von den Rinden der in ihre nach der Landſeite verſtopften Löcher getragenen Weiden. Die Stangen ſind 3—6 Schuh lang; ſie tragen ſie im Maul fort und ſind ſie ſchwer, ſo helfen ſie einander. Sie freſſen nicht an den ſtehenden Bäumen, ſondern ſchneiden ſie immer vorher ab und zwar mehr als ſie bedürfen. In ihrem Unrath findet man nie Gräthen oder Krebsſchalen. Meyerinck, in Berl. Verh. I. 1829.

Uebrigens ſind bey uns die Biber allenthalben ein Regale

und dürfen nur für den Hof geſchoſſen werden, wie in Bayern und Sachſen.

In den bevölkerten Theilen von Rußland ſind ſie jetzt auch ſehr ſelten und nur noch an der Düna und Petſchora; in Sibirien dagegen, beſonders am Oby und ſeinen Nebenflüſſen wird er noch häufig gefangen und liefert vortreffliches Bibergeil. Eben ſo hoch ſchätzt man das aus den Flüſſen um den Caucaſus, dem Terek, Sunſho, Alaſan, Cyrus. Auch ſind ſie häufig in der großen Tatarey, ſeltener jenſeits des Jeniſey. Meiſtens leben ſie paarweiſe und in kleinen Familien und werden mit Netzen vor ihren Löchern gefangen. Jährlich werden aus Canada gegen 4000 Pelze und über 12000 Fiſchottern in Rußland eingeführt und von da nach China geſchafft, wo ſie zu Hüten und Kleidern ſehr geſchätzt werden. Pallas Zoogr. I. 142.

Ein gutes ſchwarzes Winterbiberfell koſtet in America auf der Stelle eine halbe Carolin, in Europa 2 Carolin; zu einem vollſtändigen Pelz gehören 12 Felle. Das längere Haar wird zu feinen Strümpfen, Handſchuhen und Tüchern verarbeitet, das kurze, wollige von den ſchlechtern Sommerfellen zu Caſtorhüten. Ein Fell liefert 1½ Pfund und das Pfund koſtet 15—18 Gulden; aus einem Pfund kann man ein Dutzend Hüte machen. Ein Bibergeilbeutel koſtet 4 Reichsthaler; 3 machen ungefähr 1 Pfund.

Da in Europa die Biber faſt gänzlich ausgerottet ſind und die noch wenig übrig gebliebenen zu ſehr beunruhigt werden; ſo hat man ihre eigentliche Lebensgeſchichte und beſonders den Bau ihrer Wohnungen erſt in America genauer kennen lernen.

Der Baron von La Hontan, welcher vor 150 Jahren America bereiſte, gibt die erſte umſtändlichere, aber freylich auch mit vielen Mährchen vermiſchte Schilderung vom Biber in Canada.

Ich wurde im September von den Wilden mit Namen Saki am Huron-See zum Eſſen eingeladen. Es wurde aufgetragen: Fleiſchſuppe, Fiſche, eine Rehzunge mit Cotelet, 2 Waldhühner, eine hintere Bärentatze und ein Biberſchwanz, alle drey gebraten; man trank dazu verdünnten Syrup von Ahornſaft, der ſehr gut ſchmeckte. Ich ſah in dieſen Dörfern

nichts merkwürdiges als Biber, ſo zahm wie Hunde, ſowohl im Bach als in den Hecken, wo ſie ungeſtört hin und her liefen. Sie gehen bisweilen ein ganzes Jahr lang nicht ins Waſſer, obſchon ſie nicht zu den ſogenannten Grubenbibern gehören, welche nur um zu ſaufen an den Bach kommen und nach der Meynung der Wilden wegen ihrer Faulheit von den andern fortgejagt wurden. Ihre Haare ſind ſehr abgerieben. — Es iſt nicht wahr, daß ſich die Biber das Bibergeil ſelbſt ausreißen, damit ſie der Jäger nicht weiter verfolge, wie der alte Aelian meynt. Es hat übrigens keinen ſo hohen Werth als die Felle, um derentwillen man ſie fängt. Ein großer Biber iſt vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel 26 Zoll lang, der Kopf 7, der Schwanz 14. Der Umfang des Leibes 3 Schuh 8 Zoll; Kopf 6 Zoll breit, ſo der Schwanz und 1 Zoll dick. Seine Geſtalt iſt länglich oval und er hat ziemlich ſechseckige Schuppen; er ſchleppt darauf Schlamm, Gerölle und alle anderen Baumaterialien herbey. Die Ohren ſind kurz, rund und eingeſenkt, Vorderbeine 5 Zoll lang, vom Handgelenk bis zur Fingerſpitze 3½; die Hinterbeine 6¾ mit einer Schwimmhaut. Die Augen klein, wie bey den Ratten; Schneidzähne 1 Zoll lang, ¼ breit und ſchneiden wie ein Säbel. Sie fällen damit Bäume, ſo dick wie eine Tonne; ich habe 20 dergleichen abgehauene Bäume geſehen. Der Pelz beſteht aus zweyerley Haaren, aus langen, ſchwärzlichen, wie Roßhaar, und aus ſehr feinen, im Winter 15 Zoll lang; ihretwegen werden ſie gefangen. Solch ein Fell wiegt 2 Pfund. Das Fleiſch iſt im Herbſt und Winter ſehr gut, doch nur gebraten. Es geht gewöhnlich das ganze Dorf auf ihren Fang aus. Ihre Häuſer ſind wahre Meiſterſtücke der Baukunſt. Voyage 1705. I. 177.

Die Wilden ſchreiben dem Biber ſo viel Geiſt zu, daß ſie glauben, er müſſe eine unſterbliche Seele haben. Wenigſtens gibt es viele Völker auf der Erde, die nicht ſo viel Verſtand zeigen. Sie vereinigen ſich oft in eine Geſellſchaft von mehr als 100, ſcheinen mit einander zu ſprechen und ſich in unarticulierten, weinerlichen Tönen zu bereden, wie die Wilden ſagen; ſie ſollen Wachen ausſtellen, während ſie die Bäume fällen; kämen

Menſchen oder Thiere, ſo ſchrien ſie und alle Holzhauer flöhen nach ihren Hütten. So ſagen Tauſend unverfängliche Zeugen. Ich habe ſelbſt geſehen, daß Biber Dämme durch Bäche gemacht haben, wodurch die Wieſen 2 Stunden weit überſchwemmt wurden. Sie flößen abgenagte Bäume dahin, legen ſie nach der Quere und tragen dann Gras und Schlamm auf dem Schwanz dazwiſchen, daß die geſchickteſten Maurer keine ſtärkere Mauer machen könnten. Man hört ſie während der Nacht mit ſolchem Fleiße arbeiten, daß man ſie für Menſchen hält. Der Schwanz dient ihnen als Kelle, die Zähne als Axt, die Pfoten als Hände und die Füße als Ruder. Sie machen Dämme 4—100 Schritt lang, 20 Schuh hoch, 7—8 dick, binnen 5—6 Monaten, wenn auch die Zahl der Arbeiter höchſtens 100 beträgt. Die Wilden machen ſich ein Gewiſſen daraus, dieſelben zu zerſtören. Es gehört Beurtheilungskraft dazu, die Bäume ſo zu benagen, daß ſie ins Waſſer fallen, und dabey den günſtigen Wind abzuwarten: aber der Bau ihrer Hütten überſteigt alle Vorſtellung. Es erfordert Geſchicklichkeit und Stärke, Löcher unter dem Waſſer für 6 Pfähle zu machen, welche ſie mitten in einen Teich pflanzen. Darauf ſetzen ſie ihr Haus von der Geſtalt eines Backofens aus Lehm, Gras und Zweigen mit 3 Stockwerken, um hinaufſteigen zu können, wann das Waſſer wächst. Die Böden beſtehen aus Binſen und jeder Biber hat ſeine eigene Kammer, in welche ein großes Loch unter Waſſer im erſten Stock führt. Davor ſammeln ſie, beſonders im Herbſte, Stücke von Aſpenholz, die ſie hereinziehen, wenn ſie freſſen wollen. In ihren Hütten würde es Wölfen, Füchſen und Bären ſchlecht ergehen; nur auf dem Lande werden ſie ihrer meiſter, daher entfernen ſich die Biber nicht 20 Schritt von ihren Teichen und ſtellen Schildwachen zur Seite aus.

In den Wäldern von Canada kann man nicht 4—5 Stunden gehen, ohne auf einen Biberteich zu ſtoßen. Die eigentlichen Jagdplätze aber ſind voll Teiche, z. B. am Fluß der Puants, weſtlich vom See Illinois, liegen in einer Länge von 20 Stunden mehr als 60 Biberteiche, wo die Jäger den ganzen Winter zu thun haben. Am Ende des Herbſtes fahren ſie

in Nachen von ihren Dörfern aus, vertheilen ſich in Familien, welche eine Hütte für 10 Jäger um 4—5 Teiche bauen. Sie ſtellen dabey Fallen für die Fiſchottern, Füchſe, Marder, Bären und Grubenbiber, und leben 4 Monate lang vollauf von Forellen, Haſen, Waldhühnern und Bären, bisweilen auch von einem Hirſch und Reh. Die Biber gehen ſelten in die Fallen, außer wenn man eine rothe Weide hinlegt, welche ſie ſehr gern freſſen. Man läßt daher durch ein Loch in den Damm das Waſſer ablaufen und ſchlägt ſie todt bis auf ein Dutzend Weibchen und etwa ein halbes Dutzend Männchen; dann macht man wieder das Loch zu. Des Winters haut man Wuhnen in das Eis, legt Netze hinein, hackt die Hütten auf und treibt die Biber hinaus, ſo daß alle gefangen werden. Man wirft jedoch wieder eine Zahl Männchen und Weibchen hinein. Bey dieſen Jagden kommen ſich die benachbarten Stämme oft ſo in die Haare, daß viele auf dem Platze bleiben. La Hontan II. 157.

Die erſten treuen Nachrichten verdanken wir dem Arzte Sarrazin, der mehr als 20 Jahre in Canada gelebt hat.

Der americaniſche Biber iſt zwar größer als der unſerige, mit dem Schwanze 3—4 Schuh lang, 12—15 Zoll dick und wiegt 40—60 Pfund; allein es ſcheint dennoch keine beſondere Gattung zu ſeyn. Dieſes gilt jedoch nur von den größten. Sie ſollen nicht über 15—20 Jahr alt werden. Im höhern Norden ſind ſie gewöhnlich ganz ſchwarz; es gibt aber auch weiße. Die canadiſchen ſind meiſtens braun, werden aber heller in gemäßigtern Ländern, falb, und ſelbſt ſtrohgelb bey den Illineſen und den Chawanen. Der beſchriebene war ziemlich ſchwarz und kam von einem kleinen See 14 Stunden von Quebeck; er wog nur 50 Pfund. Das Fell beſteht aus zweyerley Haaren, außer an den Füßen, wo ſie ganz kurz ſind. Das eine iſt 10 Linien bis 2 Zoll lang, kürzer gegen den Kopf und den Schwanz. Es iſt glänzend und gibt dem Biber die Farbe. Das andere iſt ein feines, dichtes Wollhaar, 1 Zoll lang und wird zu Hüten und andern Stoffen gebraucht. Man ſchätzt diejenigen Felle am höchſten, welche den Wilden als Kleider oder als Decken gedient haben, weil das lange Haar weg und das Wollhaar durch die

Ausdünſtung fett geworden iſt und ſich daher beſſer walken läßt. Dieſer Flaum wird während des Lebens bey der Arbeit durch die rauhern und längern Haare ſauber gehalten.

Unter der Haut iſt eine 8—10 Linien dicke Lage Fett von den Kiefern über Bruſt und Bauch bis zum Schwanz, welche gegen den Rücken allmählich dünner wird. Um die Eingeweide und im Netz iſt faſt keines. Die Muskeln ſind ſehr ſtark, beſonders der Hautmuskel auf dem Rücken iſt 1 Zoll dick und umgibt den ganzen Leib. Das Rücklein (Pancreas) iſt 2 Schuh lang und hat mehrere Ausgänge. Der Magen iſt 12 Zoll lang, 4 weit und ſieht wegen einer Art Scheidwand faſt wie doppelt aus. Das gefreſſene Holz wird nur wenig ausgezogen und geht faſt unverändert ab; während Gras, Früchte und Wurzeln ganz verdaut werden. Gegen die Speiſeröhre iſt der Magen ganz voll Drüſen, worinn wahrſcheinlich der Magenſaft abgeſondert wird, der zu ſo harten Speiſen nöthig iſt; denn im Winter bekommen ſie nichts zu freſſen als Rinde von Weiden, Platanen, Rüſtern, Aeſchen und Pappeln. Im Sommer dagegen freſſen ſie Gras und Kräuter, Obſt, Wurzeln, beſonders die von Seeroſen. Die Därme ſind 20 Schuh lang. Der Blinddarm 24 und 4 weit, hält 5—6 Pfund Waſſer; Blaſe wie beym Hund.

Sie ſollen 4 Monat tragen, 5—8 Junge hecken; jedoch findet man bey der Zerlegung nie mehr als 4, und gerade ſo viel können ſie auch ernähren. Er hat 2 Jahre lang einen Biber gehabt, aber nie bemerkt, daß er ſich des Saftes des Bibergeils bediene, um ſich Appetit zu machen, auch die Jäger nicht als Köder, um die Biber anzulocken; man beſchmiert aber mit dieſem fetten Saft die Fallen für die Thiere, welche den Bibern ſchaden, wie die Marder, Füchſe, Bären und beſonders Carcajou (Vielfraß); die letztern greifen des Winters die Biber in ihren Hütten an, und brechen ſie oft auf. Die Weiber der Wilden ſchmieren ihre Haare mit dem Safte des Bibergeils ein; er ſtinkt aber und kann nur Reiz haben für die Wilden. Das Hirn hat keine Windungen; die Augen ſind ſehr klein, Iris blau, Blinzhaut ganz, in jedem Kiefer 2 Nag- und 4 Backen-

zähne; jene oben 8 Linien lang, unten 12, die Wurzel über 3 Zoll, bey jenen $2^1/_2$; daher ſind ſie ſo ſtark, daß ſie mit Leichtigkeit große Bäume fällen.

Da ſie größtentheils von trockenen Nahrungsmitteln leben, ſo hat ihnen die Natur ungeheure Speicheldrüſen gegeben. Sie bedecken die Unterkiefer und den Hals bis zu den Schlüſſelbeinen. Der Bau des Schwanzes weicht ganz vom übrigen Leib ab und nähert ſich der Natur der Fiſche. Unter der ſchuppigen Haut iſt derbes Fett wie das Fleiſch des Delphins. Die Schuppen ſind ſechseckig, 3—4 Linien lang, eine halbe dick und ſich deckend; dazwiſchen ſtehen 3 oder 4 Haare, 2 Linien lang. Er wird durch ſtarke Muskeln, welche vom Kreuzbein kommen, bewegt.

Da der Biber Mauerwerk zu machen hat, ſo ſchneidet er das Holz mit den Zähnen, erweicht und knetet die Thonerde mit ſeinen Füßen. Der Schwanz dient ihm nicht bloß als Kelle, ſondern auch als Mulde, um den Mörtel herbeyzutragen. Die Vorderfüße halten die Speiſe, wie bey den Mäuſen und Eichhörnchen; die hintern gleichen aber denen der Gänſe. Von der Naſe bis zu den Schenkeln ſieht er aus wie eine Ratte, hier aber wie ein Schwimmvogel.

Nach den großen Ueberſchwemmungen kehren die Weibchen in ihre Hütten zurück, um zu werfen. Die Männchen bleiben im Feld bis zum Juny und July und kehren wieder zurück, wenn das Waſſer ſich ganz geſetzt hat, beſſern ihre Wohnungen aus oder machen neue.

Sie verlaſſen ihre Wohnplätze aus 3 Urſachen: Wenn die Lebensmittel in der Nähe verzehrt ſind; wenn ſie zu zahlreich werden; wenn die Jäger ſie zu ſehr verfolgen.

Zur Anlegung ihrer Wohnungen wählen ſie einen Platz mit viel Lebensmitteln und einem Bach, an dem ſie einen Teich machen können. Zuerſt machen ſie einen Damm, um das Waſſer ſo hoch zu hemmen, daß es bis zum Boden ihrer Hütte reicht. Solch ein Damm iſt unten 10—12 Schuh dick, oben nur 2. Das Holz wählen ſie gewöhnlich arms- und ſchenkelsdick, 2, 4, 5 und 6 Schuh lang, ſenken ein Ende tief in den Boden, alle dicht neben einander, ſchieben andere kleinere und

biegſamere Stücke dazwiſchen und füllen die leeren Räume mit Lehm aus. Sie arbeiten in dem Maaße fort, wie das Waſſer wächst, damit ſie die Materialien leichter herbeyzuſchaffen haben, und hören erſt auf, wann es die Höhe ihres Hausbodens erreicht hat. Die Seite des Damms gegen das Waſſer iſt abfällig, die andere ſteil. Er iſt ſo veſt, daß man ſicher darauf gehen kann und die Biber füllen ſogleich jedes entſtandene Loch mit Lehm aus. Werden ſie von Jägern beobachtet, ſo arbeiten ſie nur bey Nacht oder verlaſſen den Platz ganz.

Darauf geht es an den Bau der Hütten am Ufer oder an einem Inſelchen, oder auf Pfählen. Die Hütte iſt rund oder oval, ragt ²/₃ übers Waſſer hervor; ſie laſſen aber darinn ein Loch, welches das Eis nicht verſtopfen kann. Bisweilen bauen ſie ganz aufs veſte Land, machen Gräben 5—6 Schuh tief und führen ſie bis ans Waſſer. Sie nehmen dazu dieſelben Materialien wie beym Damme; die Häuſer ſind aber ſenkrecht und gewölbt wie eine Kuppel; die Wände 2 Schuh dick. Alles Holz, das über die Wände vorragt, wird abgehauen; in- und auswendig machen ſie einen Anwurf von Lehm und Gras, und hier bedienen ſie ſich ihres Schwanzes, um ihn zu beveſtigen.

Das Innere iſt gewölbt wie ein Korb und kann 8—10 Biber beherbergen, hat in der Länge 5—6 Schuh, in der Breite 4—5, mit den Wänden 10—12 und 8—10. Beſteht die Geſellſchaft aus 15—20 oder gar 30, was jedoch ſelten iſt, ſo iſt auch die Wohnung größer oder es ſind mehrere an einander; einige Miſſionäre haben mich verſichert, daß man 400 Biber beyſammen gefunden habe, in verſchiedenen Hütten, die alle mit einander in Verbindung ſtanden. Sie haben innwendig Bänke oder Stockwerke, in die ſie beym Steigen des Waſſers ſich ſetzen können. Außer der Thüre und dem Platz, wo ſie ſich baden, haben ſie noch ein Loch, durch das ſie ins Waſſer gehen, um ihre Nothdurft zu verrichten.

Es gibt ſogenannte Grubenbiber (C. terriers), welche in Höhlen in Ufern über dem Waſſer wohnen und daraus einen engen Gang 5—6 Schuh weit ins Waſſer hinein machen, je nachdem das Eis mehr oder weniger dick wird; dann machen ſie

einen 3—4 Schuh weiten Dümpfel zum Baden, und darauf einen andern Gang, ſchief aufwärts, in welchem ſie trocken ſitzen können. Man findet bisweilen dergleichen über 1000 Schuh lang. Ihr Lager beſtreuen ſie mit Gras und des Winters mit Spänen.

Dieſe Arbeiten ſind fertig im Auguſt oder September, beſonders in kältern Gegenden, und dann muß an den Wintervorrath gedacht werden. Sie ſchneiden dann Stücke Holz 2, 3, 8—10 Schuh lang und ziehen ſie einzeln oder ſchwerere mehrere gemeinſchaftlich zur Wohnung, wo ſie dieſelben flötzen laſſen und andere darauf beugen, bis ſie glauben genug zu haben. 8—10 Biber brauchen einen Holzſtoß 25—30 Schuh ins Quadrat, die Stücke 8—10 Schuh lang. Sie ziehen dann immer Stücke, die wirklich naß ſind, hervor, ſchneiden ſie klein und tragen ſie in die Wohnung.

Die Biberjagd fällt vom Anfang des Novembers bis in April, weil ſie dann am meiſten Haare haben. Sie werden geſchoſſen, in Fallen und Wuhnen getödtet. Das Schießen iſt langweilig und unſicher; gewöhnlich legt man ihnen einen Pappel-Aſt in die Nähe, weil ſie friſches Holz dem eingeweichten vorziehen, und ſtellt ihnen eine Legfalle mit Stäben wie die Ziffer 4, wodurch ſie erſchlagen werden. Man haut Wuhnen in das Eis und ſchlägt die Biber todt, wenn ſie dahin kommen, um Odem zu holen. Iſt ein Bach in der Nähe, ſo eist man ihn auf, ſpannt ein ſtarkes Netz darüber, bricht ſodann ihre Hütte auf und jagt ſie hinein. Mém. de l'acad. 1704. p. 48.

Nach Kalm gab es in Pennſylvanien vor 80 Jahren faſt keine Biber mehr; ihre liebſte Nahrung iſt daſelbſt die Rinde des Biberbaums (Magnolia). Die dort angeſiedelten Schweden legten Zweige davon neben die Biberdämme in Fallen, um ſie zu fangen. Man hatte welche ſo gezähmt, daß ſie wie ein Hund herumliefen, und ſie wären mit Brod und bisweilen mit Fiſch, nach dem ſie große Begierde gezeigt hätten, gefüttert worden; ſie ſeyen oft in den Strom zu fiſchen gegangen und von ſelbſt wieder nach Hauſe gekommen, wo ſie alle Lumpen zuſammengeſchleppt und in einem Winkel unter ſich gebettet, oft junge Katzen zu ſich genommen und gewärmt hätten u.ſ.w.; daß ſie

Fiſche gefreſſen, hat er übrigens nicht ſelbſt geſehen. Reiſe 1764. III. S. 28. 608.

Hearne, welcher die Jahre 1769 bis 1772 an der Hudſonsbay zubrachte, hat Gelegenheit gehabt, die Haushaltung der Biber zu beobachten, beſonders da ſie daſelbſt ſehr häufig ſind, und ſowohl wegen ihres ſchmackhaften Fleiſches als wegen der Felle gefangen werden. Sie bewohnen Seen, Flüſſe und Bäche, welche in dieſer Gegend durch zahlreiche Teiche mit einander in Verbindung ſtehen, ein Verhältniß, das ſie beſonders lieben. Sie wählen eine Stelle, wo das Waſſer ſo tief iſt, daß es nicht bis auf den Grund friert; finden ſie eine ſolche nicht, ſo helfen ſie ſich durch Dämme, die ſie quer in den Fluß ziehen. Solch ein Damm iſt ihre merkwürdigſte Arbeit, die viel Klugheit und Vorſicht vorausſetzt, welche faſt von dem Verſtand des Menſchen zeugt. Hat das Waſſer nur wenig Strömung, ſo iſt der Damm faſt grad; ſonſt bekommt er einen Bogen aufwärts gegen den Strom. Die Materialien dazu ſind Treibholz, Weiden, Birken ünd Pappeln mit Steinen und Schlamm untermiſcht. Wo man ſie ungeſtört läßt, werden die Dämme durch Ausbeſſern und durch Bewachſung von Hecken ſo veſt, daß ſie der Gewalt des Waſſers und des Eiſes widerſtehen. In ſtehendem Waſſer haben ſie mehr Mühe das Holz herbeyzuſchaffen. Ihre Wohnungen beſtehen aus denſelben Materialien, ſind aber nicht ſo regelmäßig gebaut, wie man ſagt, und ſogar noch roher als die Dämme, haben keineswegs beſondere Kammern zum Vorrath, zum Schlafen und zum Unrath, den ſie ins Waſſer laſſen; man findet zwar manchmal einige Dutzend Abtheilungen unter einem Dach, welche aber mehrern Familien angehören, die ihre eigenen Ausgänge ins Waſſer haben und nur ſelten mit einander durch Zufall in Verbindung ſtehen. Gewöhnlich ſind nicht mehr als 4 alte und 6—8 Junge in einer Wohnung, welche auch nie einen Ausgang auf das Feld hat. Wie ſollte ein Biber Pfähle in die Erde ſchlagen können, wie dieſelben mit Zweigen durchflechten, die Wände mit Schlamm und Stroh bewerfen, und dieſelben mit ſeinem Schwanze glätten? Den Schwanz kann er nicht aufrichten; wenn er daher aufrecht ſitzt, um zu freſſen, ſo

liegt der Schwanz zwiſchen den Beinen nach vorn und dient gleichſam zum Teller. Sie legen das Holz zu ihren Wänden ziemlich wagrecht und kreuzweis und tragen dann Sand und Steine zwiſchen den Pfoten herbey, worunter ſich zufällig Gras miſcht. Steht ein Aſt zu weit vor, ſo hauen ſie ihn ab. Die äußere Seite überziehen ſie jeden Herbſt mit Schlamm, der dann ſo gefriert, daß die Vielfraße im Winter nicht beykommen können. Des Winters freſſen ſie Wurzeln und Rinden; des Sommers auch Beeren und Kräuter, weil ſie dann herumſchweifen. Eine Gemeinſchaft beſteht weiter nicht unter ihnen, wenn auch noch ſo viele beyſammenwohnen, als daß ſie den Damm mit einander machen.

Des Winters haut man Löcher in das Eis vor ihren Ausgängen; andere und auch die Weiber brechen ſodann die Wohnungen auf, was keine leichte Sache iſt, da ſie manchmal 5—8 Schuh graben müſſen. Die zu den Wuhnen flüchtenden Biber zieht man dann mit der Hand oder mit einem Haken heraus. Zuweilen fängt man ſie auch mit Netzen und des Sommers in Fallen. Dann iſt aber Fleiſch und Fell ſchlecht und das letztere wird zu Tauſenden verſendet. Die Nachen der Indianer faſſen 300 Biberfelle, welche ſie nach den Factoreyen der Pelzhändler führen. Man fängt des Jahrs nicht mehr als 12—15 ſchwarze; weiße ſieht man oft in 20 Jahren nicht. Sie werfen nie mehr als 2—5 Junge.

Er hatte mehrere Biber ſo gezähmt, daß ſie auf den Ruf kamen, wie ein Hund nachliefen und ſich über Liebkoſungen freuten. Um ihre Nothdurft zu verrichten, giengen ſie immer ins Waſſer und des Winters aufs Eis; man kann ſie daher im Wohnzimmer haben, ohne daß es beſchmutzt wird. Sie waren daſelbſt immer in Geſellſchaft der indianiſchen Weiber und Kinder, zeigten Unruhe, wenn dieſe lang weg blieben, und Freude, wenn ſie wiederkehrten, krochen ihnen auf den Schooß, legten ſich auf den Rücken, machten Männchen, kurz ſie betrugen ſich faſt wie Kinder, wenn ihre Aeltern lang abweſend waren. Im Winter lebten ſie von den Speiſen des Geſindes und fraßen beſonders gern Reiß- und Roſinenpudding, fraßen aber auch

Repphühner und Wildpret gern, und ſie ſollen auch bisweilen Fiſche freſſen; allein das lernten ſie wohl alles nur durch Zähmen, wie denn auch in der Hudſonsbay die Pferde Fleiſch freſſen und Spühlicht ſaufen, gleich den Schweinen, auf Island Rinder und Schafe getrocknete Fiſche freſſen u.ſ.w. Was man von ſogenannten Biberſclaven erzählt, ſind Mährchen. Zuweilen wird freylich einer gefangen, woran breite Flecken auf Rücken und Schultern ganz kahl ſind, und daraus hat man ſchließen wollen, daß ſie zum Tragen ſchwerer Laſten verurtheilt ſeyen: allein dann müßte man dergleichen öfters ſehen. Es iſt wahrſcheinlich eine Krankheit. Reiſe nach der Hudſonsbay 1795, überſ. von R. Forſter 1797. 203.

Cartwright, welcher ein Dutzend Jahr lang in Labrador gelebt hat, erklärt faſt alle Erzählungen über den Haushalt des Bibers für Mährchen, die ſich nur auf Hörenſagen gründeten. Anfangs Auguſts machen ſie unter dem Waſſer ins Ufer ein Loch, ſchief nach oben, miſchen unter die ausgeſcharrte Erde Holzſtücke und Steine und machen einen 4—7 Schuh hoch über die Boden-Ebene hervorragenden Hügel, 10—12 Schuh in großen und 8—9 in kleinem Durchſchnitt, und höhlen denſelben ſo zu ihrer Wohnung aus, daß ſie immer über dem höchſten Stande des Waſſers bleibt. Sie hat an der Vorderſeite einen bis drey ſchräge Gänge ins Waſſer, unter dem ſie immer aus- und eingehen. Sie hat nur eine Kammer, gewölbt wie ein Backofen, der Boden mit kleinen Spänen beſtreut, neben dem Mundloch eine Vorrathskammer mit Wurzeln von der Seeroſe und Aeſten, oft einen Karren voll. Sie ſammeln und arbeiten unaufhörlich an der Wohnung, bis ſie das Eis hindert. Iſt das Waſſer zu ſeicht, ſo machen ſie einen Querdamm von Holzſtücken, Steinen, Schlamm und Sand, ſo veſt, daß man darüber gehen kann. Wird das Waſſer doch nicht tief genug, ſo machen ſie ihre Wohnung einige Schritte vom Ufer in das Waſſer ſelbſt, indem ſie die geſammelte Erde aufhäufen. Das Waſſer muß wenigſtens drey Schuh über dem Mundloch ſtehen, wenn es nicht durch das Eis verſperrt werden ſoll. Am liebſten bauen ſie auf Inſeln und zwar an der Südſeite derſelben. Nach der Landſeite hat die

Wohnung keinen Ausgang. Steigt das Waſſer einmal zu hoch, ſo machen ſie in die Kuppel ein Loch und entfliehen.

Manchmal bleiben ſie 3—4 Jahre in derſelben Wohnung, manchmal bauen ſie jährlich eine neue oder beſſern eine alte aus, bauen auch eine an die alte und ſetzen ſie mit ihr in Verbindung. Er glaubt nicht, daß ſie ſich des Schwanzes als einer Kelle bedienen, ſondern daß ſie mit den Füßen die Wände glätten. Sie ſitzen wie Affen und bringen die Nahrung mit den Pfoten zum Maul. Im Sommer laufen ſie herum und ſchlafen im Gebüſch. Sie gehen ſehr langſam, wehren ſich aber und beißen Hunden die Beine ab. Können ſie dem Jäger nicht mehr entwiſchen, ſo ſetzen ſie ſich aufrecht und ſchreyen wie kleine Kinder. Von den Fiſchottern werden ihnen bisweilen die Jungen gefreſſen.

Sie ſelbſt freſſen weder Fiſche noch irgend etwas Thieriſches; ihre einzige Nahrung beſteht in Blättern und Rinden von Laubholz oder den Wurzeln der Seeroſe; ſie lieben am meiſten Aſpen und Birken, vorzüglich junge. Bäume von der Dicke eines Stocks fällen ſie auf einen Hieb; dickere nagen ſie an einer Seite, ſehr dicke ringsum ab, aber ſo, daß ſie ins Waſſer fallen. Dann beißen ſie die Aeſte ab, theilen ſie in Stücke und ziehen ſie mit den Zähnen fort. Sehr fett werden ſie von der Seeroſe, ſchmecken aber unangenehm, gut dagegen, wenn ſie Birkenrinden freſſen. Sie nehmen von der Mitte July bis in den September zu, im Winter ab und ſind im May ganz mager. Vom Vorrath freſſen ſie erſt, wann der Teich zugefroren iſt, die Rinde und werfen das Holz ins Waſſer. Sie paaren ſich im May, werfen Ende Juny 2—4 Junge, welche bis zum dritten Jahr mit den Alten leben, ſich dann paaren und eine eigene Burg bauen. Haben ſie genug Vorrath und werden ſie nicht beunruhigt, ſo bleiben oft 2 Familien beyſammen. Ein alter ausgeweideter wiegt 45 Pfund, junge 34. Journ. on the coast of Labrador. III. (Iſis 1830. 388.)

2. Sippſchaft. Klettermäuſe.

Leib ziemlich walzig und Füße gleich lang, mit ſpitzigen krummen Klauen zum Klettern; Schwanz meiſt lang, kräftig und behaart. Starkſchwänze, Nußfreſſer.

Es ſind größtentheils zierliche, muntere und hurtige Thierchen, welche geſchickt auf die Bäume klettern, auf den Aeſten herumlaufen und ſich in Baumlöcher verſtecken, auch wohl darinn hecken; wenige graben Gänge in die Erde. Die meiſten lieben ein mildes Clima, und finden ſich am zahlreichſten in der Breite des Mittelmeers und zwiſchen den Wendekreiſen; ſie leben, mit geringer Ausnahme, von Kernen und Obſt, wovon ſie aber wenig Vorrath einſammeln. Ihr Fleiſch iſt eßbar.

Die einen haben Schmelzzähne mit Höckern und Wurzeln; die andern bloß Faltenzähne mit einfacher Wurzel, oder, wie man zu ſagen pflegt, ohne Wurzel.

1. G. Die Kletter-Ratten (Isodon, Capromys), Hutia,

ſehen ziemlich aus wie große Ratten, auch durch den langen, wenig behaarten Schwanz, die zuſammengedrückten Schneidzähne und rundlichen Ohren; ihr Rücken iſt aber gewölbt, der Hinterleib dicker, der Schwanz nicht ſchlaff, ſondern brauchbar; die Klauen (4, 5) ſind ſcharf, zum Klettern, wie bey den Eichhörnchen, und endlich haben ſie 4 Faltenzähne, mit Zeichnungen wie W. Sie finden ſich bloß in Weſtindien in Wäldern auf Bäumen, und riechen ſtark nach Biſam.

1) Die gemeine (Is. pilorides, Capr. fournieri), Hutia congo,

iſt ſo groß wie ein Caninchen, 1 Schuh lang, Schwanz 6 Zoll, ſchuppig und wenig behaart; Pelz ziemlich lang und rauh, gelblichbraun, unten graulichbraun. Sohlen und Klauen ſchwarz.

Die allgemeine Färbung erſcheint ſchwarz, der Kopf aber und die Füße ſind mit Roth vermiſcht; Unterſeite grau. Die Haare ſind unten grau, dann ſchwarz, dann roth und an der Spitze wieder ſchwarz. Die Schwanzwurzel dick, verdünnt ſich allmählich, iſt mit Schuppen ziegelartig bedeckt und kurze ſteife Haare dazwiſchen. Th. Say, Journ. acad. of Philadelphia II. 303. (Iſis 1827. 750. T. 10. Schädel.)

Wohnen in den Wäldern von Cuba, und klettern geſchickt auf Bäume; ſie ſind ſehr neugierig, ſtemmen ſich, wie die Känguruh, auf die Hinterfüße und den Schwanz, packen einander an den Achſeln und ſchieben ſich ſtundenlang herum, ohne ſich

weh zu thun; ſie ſcheinen des Abends munterer als am Tage zu ſeyn; ihre Naslöcher ſind in beſtändiger Bewegung, und ſie beſchnuppern alle Gegenſtände, die ihnen neu zu ſeyn ſcheinen. Ihr Lockton iſt ein kurzer, ſcharfer Pfiff, wie bey den Ratten; das Wohlbehagen bezeichnen ſie durch ein leiſes Grunzen, beſonders wenn man ſie ſtreichelt, oder wenn ihnen das Freſſen ſchmeckt, oder wenn ſie ſich ſonnen. Ihre Koſt beſteht bloß aus Pflanzen, und ſie lieben beſonders Kohl, gewürzhafte Kräuter, Aepfel, Trauben, friſche Rinde, auch Brod u.ſ.w. Beym Gang ſetzen ſie die Hinterfüße faſt ganz auf, watſcheln wie die Bären, beym Laufen aber galoppieren ſie wie Schweine; ihre Nahrung faſſen ſie oft mit einer einzigen Pfote. Sie ſtehen zwiſchen den Ratten und den Murmelthieren; das Gewicht 12—16 Pfund. Desmarest et Fournier, Bull. phil. 1822. Mém. d'hist. nat. de Paris I. 1823. pag. 43. (Iſis 1823. 470. 1832. 430. T. 5. Thier.)

Die erſte Nachricht von dieſem Thiere findet ſich in Oviedos Historia de las Indias, welche 1525, alſo 33 Jahr nach der Entdeckung Americas, geſchrieben und zuerſt 1535 zu Sevilla, dann 1547 zu Salamanca gedruckt wurde. In der letzten Ausgabe ſteht, S. 98: Auf der Inſel Eſpanola (St. Domingo) gab es ein Thier mit Namen Hutia, wie ein Caninchen, aber etwas kleiner und mit kleineren Ohren, welche, ſo wie der Schwanz, wie bey der Ratte ſind. Man tödtete ſie mit kleinen ſtummen Hunden, welche die Indianer zahm halten, beſſer mit den eingeführten Windhunden. Dieſe Thierchen ſind graulichfahl, wie mich viele verſichert haben, die ſie geſehen, gegeſſen und ſehr ſchmackhaft gefunden haben. Es gibt auch noch auf der Inſel viele Perſonen, welche es ebenfalls bezeugen. Gegenwärtig gibt es nur noch wenige dieſer Thiere. Iſis 1832. 432. Oviedo war Berghauptmann. Sein Werk ſteht auch in Ramuſio Navigazioni III. 1556. p. 153.

Bomare ſagt in ſeinem Dict. d'hist. nat.: das Utia ſey eine Art Caninchen, welches man des Nachts mit einem leuchtenden Inſect, Acudia (Elater noctilucus) jage.

Mac Leay hat wirklich 3 lebendig in ſeinem Garten auf

Cuba. Sie werden geſchoſſen, aber nicht bey Nacht, und noch weniger mit Hilfe leuchtender Inſecten gejagt, ſondern mit Hunden. Man thut höchſtens einige Leuchtkäfer zuſammen, um die Sandflöhe (Nigua) aus den Zehen zu ziehen. Die Erzählung, daß Frauenzimmer dieſe Leuchtkäfer in die Locken ſteckten, iſt lächerlich: das thut wohl einmal ein Negermädchen, wenn es bey finſterer Nacht durch die Gaſſen geht. Es gibt auf Cuba 4 Gattungen von Hutia, wovon drey H. congo heißen, die vierte H. carabali. Sie bleiben unter Tags ruhig, jedoch wach, im dichteſten Laub am Stamm oder an einem Aſt, wo ſie von den nach ihrem Fleiſche gierigen Negern bemerkt und dem Jäger angezeigt werden. Des Nachts laufen ſie herum nach Futter. Um die Stadt Havannah ſind faſt alle ausgerottet; im Innern aber ſind ſie noch ſehr gemein. In meinem Garten fangen ſie ſehr geſchickt Eidechſen (Anoly), freſſen zuerſt die Füße, dann den Kopf und endlich den ganzen Leib, aber ohne die Haut. Sie lieben jedoch vorzüglich die Mangofrucht, auch die Rinde und die jungen Schöſſe dieſes Baums, ſo wie Pomeranzenblätter, freſſen auch Fleiſchſpeiſen, und ſind überhaupt allesfreſſend, wie die Ratten; auch ſind ſie biſſig. Uebrigens ſind ſie die luſtigſten und ſchlaueſten Thierchen, die ich kenne, muthig und ſohlentretend, wie ein kleiner Bär, nicht wie ein Eber. Schon Columbus erzählt, daß ſie die Hauptnahrung der Eingeborenen von Hiſpaniola, Cuba und Jamaica geweſen. Iſis 1830. 1262.

Oviedo redet noch von einem ähnlichen Thier unter dem Namen Quemi, es ſey aber viel größer, faſt wie ein mittlerer Spürhund; es iſt wahrſcheinlich nur eine Abart. Die rattenartigen Thiere auf Martinique, welche die Franzoſen Piloris nennen, gehören zu den Ratten.

Bey Aldrovand kommt auch der Name Utia ſchon vor, aber die Abbildung ſtellt die ägyptiſche Springmaus vor. Quadrup. 1637. 375.

2) In den Wäldern der Südküſte von Cuba gibt es eine Gattung mit einem Wickelſchwanz (Capr. prehensilis), Hutia carabali.

Sie gleicht der vorigen, hat aber einen Schwanz ſo

lang als der Leib, und der Kopf, ſo wie die Sohlen und Klauen, ſind weiß.

Iſt viel träger und frißt beſtändig, wiegt 7—9 Pfund und hängt ſich mit dem Schwanz an Zweige. Die Färbung iſt ein Gemiſch von grau und ſtrohgelb, die Ohren ſind auswendig nackt und gewimpert; Schnautze ſpitzig, aber abgeſtutzt und ſehr beweglich; der Leib 13 Zoll, Schwanz 12. Pöppig, Journal acad. of Philadelphia. 8. IV. 1824.

Dieſes Thier heißt bey Oviedo Mohui: es iſt etwas kleiner als das vorige, aber heller, und hat gröbere und ſtraffere Haare. Es war das geſchätzteſte Eſſen bey den großen Herren dieſer Inſel.

P. Browne (Jamaica S. 484) führt dieſes Thier als gemein auf Cuba auf; es ſey braun, habe einen behaarten und zum Theil weißen und ſteifen Schwanz, freſſe Pflanzen, und bediene ſich dabey oft einer einzigen Pfote, wie der Waſchbär; daher man es auch Racoon nennt.

Mac-Leay zweifelt, daß dieſes Thier einen ſo guten Wickelſchwanz habe. Er hat geſehen, wie ein Neger eines am Schwanze gehalten und geſchwungen, ohne daß es im Stande geweſen wäre ſich umzuwenden und ihn zu beißen. Es ſcheint, ſo am Schwanz aufgehangen, ſich gar nicht helfen zu können. Dagegen können ſie ſich mit ihren Klauen mit erſtaunlicher Kraft an Baumlöchern halten. Er hat geſehen, daß auf dieſe Weiſe ein Neger einem den Schwanz ausgeriſſen hat. Beide Gattungen freſſen gern Raupen und Puppen, lieben aber die mulmfreſſenden Larven der Käfer nicht beſonders. Sie freſſen auch trockenes Gras oder Heu; ihr Lieblingsfutter aber in den Wäldern iſt die abgefallene und verdorbene, bittere, wilde Pomeranze. Des Nachts, wo ſie herumſtreifen, klettern ſie von den Bäumen, um dieſe verfaulten Pomeranzen und andere gefallene Früchte oder Samen zu freſſen. Sie ſind in einigen Gegenden der Inſel ſo häufig, daß nicht ſelten alle Neger einer Zuckerpflanzung kein anderes Fleiſch als dieſes eſſen. Iſis 1832. 659.

2. G. Die Murmelthiere (Arctomys)

ſind plump und walzig, mit kurzen Ohren, Beinen und

Haar-Schwanz, Klauen zum Scharren, oben 5, unten 4 Backenzähne mit Höckern und Wurzeln, Nagzähne keilförmig, Zehen hinten 5, vorn 4 und 5.

Sie wohnen in Erd- oder Baumhöhlen, halten meiſtens Winterſchlaf und freſſen Gras und Getraide. Sie finden ſich nur auf der nördlichen Erdhälfte beider Welten, aber in America andere als bey uns. Sabine, Iſis 1825. 1330.

Die einen haben Backentaſchen, die andern nicht.

a. Zieſel: mit Backentaſchen, ſchlank wie Eichhörnchen, vorn nur 4 Klauen. Spermatophilus.

1) Das gemeine (A. citillus)

hat ziemlich die Geſtalt des Hamſters, 9 Zoll lang, der Schwanz die Hälfte und zweyzeilig; Pelz braun, mit weißen Dupfen und Streifen.

Seine eigentliche Heimath iſt das gemäßigte Rußland, wo es Suslik heißt, ſüdlich dem 53.° von den Gränzen Polens durch Sibirien, wo es Jewraſchka heißt, bis Kamtſchatka; nun am häufigſten an der Wolga und dem Dnieper, ſeit man daſelbſt Landbau treibt, wo ſie manchmal dem Getraide und dem Gemüſe ſchädlich werden, und man daher anfängt ihre Pelze zu Kleidern zu verwenden. Es findet ſich übrigens auch ſchon, jedoch einzeln, in Polen, Schleſien und ſelbſt in Oeſterreich, unter der Enns, auch im weſtlichen America, wenigſtens auf der Inſel Cadjak, aber nicht in den vereinigten Staaten; ſie ſollen auch in Perſien und ſelbſt Indien vorkommen. Ihr Aufenthalt ſind Anger und Felder, welche ſie oft ganz untergraben, einige Spannen unter der Erde, die Höhlen der Weibchen aber oft 1½ Klafter tief; das Lager ſelbſt hat einen Schuh im Durchmeſſer, iſt mit Heu belegt und erhält verſchiedene Gänge, wovon aber nur einer offen und unter dem Gras verborgen iſt. Vor dem Winterſchlaf wird er ebenfalls verſtopft. Sie tragen Korn und allerley Kräuter, Beeren und Wurzeln ein, verzehren gelegentlich auch Mäuſe und Marder. Im September werden ſie fett, ſchläferig und ziehen ſich dann zurück, machen von innen einen Gang bis zur Oberfläche, ſchlafen ſodann, und bohren ihn im Frühjahr vollends durch. Sie ſchwärmen bey Tag herum, ſpie-

len mit einander, ſehen ſich oft auf den Hinterfüßen um, pfeifen bey Gefahr und eilen in ihre Höhle. Sie paaren ſich im April, werfen nach 3—4 Wochen 3—8 nackte und blinde Junge, welche im Spätjahr ſchon ausgewachſen ſind. Dann werden ſie in Fallen gefangen oder ausgegraben und gegeſſen, im Frühjahr um des ſchön gefleckten Pelzes willen, der nach China theuer verkauft wird; in Kamtſchatka koſtet aber das Tauſend Bälge nur 10 Rubel. Es iſt ohne Zweifel die pontiſche Maus (Mus ponticus) der Alten. Pallas, Glires 76. tab. 6. N. Comm. petr. XIV. 549. tab. 21. Zoogr. I. 156. Buffon, suppl. III. tab. 30. Pennant T. 25. F. 1. Schreber IV. 746. T. 211. A. B. Gesner 835. Mus noricus.

b. Keine Backentaſchen, aber vorn fünf Klauen. Cynomys.

2) In Nordamerica, beſonders im Gebiete des Miſſuri, findet ſich das merkwürdige Wieſen-Murmelthier unter dem ſonderbaren Namen Wieſenhund (Arct. ludoviciana), Prairie-Dog, wegen einiger Aehnlichkeit ſeines Rufes mit dem Bellen eines jungen Hundes; Länge 16 Zoll, Schwanz 3; Pelz röthlichbraun, an den Spitzen grau, Bauch ſchmutzig weiß, Ohren abgeſtutzt, überall 5 Klauen.

Ihre Höhlen finden ſich in den höher liegenden Gegenden, und ſind nur auf gewiſſe Plätze beſchränkt, welche man Wieſenhund-Gärten nennt, manche nur einige Morgen groß, andere mehrere engliſche Meilen. In jedem Bau wohnen 7—8 Stück; ſie ſtoßen Erdhaufen auf 1½ Schuh hoch und 2—3 breit, um die ſie herum bey ſchönem Wetter gern ſpielen, bey Gefahr aufrecht horchen und dann plötzlich in ihre Löcher fallen, daß man ſie nicht erreichen kann. Ihr Keſſel enthält ein großes, ſo dicht gefilztes Neſt von Gras, daß man es fortrollen kann, und die Höhlen ſind gewöhnlich 20 Schuh von einander. Sie halten Winterſchlaf, wobey ſie den Eingang verſtopfen, aber nichts eintragen. Say in Longs Expedition to the Rocky mountains. 1819. (Iſis 1824. Litt. Anz. 244.) Harlan, Fauna americana. 160.

3) Das polniſche Murmelthier (A. bobuc) gleicht dem Alpen-Murmelthier, hat aber vorn einen Dau-

mentnagel, iſt gegen 1½ Schuh lang, Schwanz nur 4 Zoll und zweyzeilig: graulich, unten gelblich roſtfarben, die Ohren hervorragend.

Es lebt in Polen, dem ſüdlichen Rußland und Sibirien bis Kamtſchatka in offenen, grasreichen Gegenden, beſonders häufig um den Ural, aber nicht auf dem Gebirge, geht in Polen und der Ukraine nicht über den 55.° hinaus, wohl aber in Sibirien und in der ganzen Tatarey in großer Menge. Sie machen 2—3 Klafter tiefe Gänge, welche ſich dann theilen in Röhren für jedes beſonders; werfen große Erdhaufen aus, daß das ganze Land hügelig erſcheint, tragen viel Heu ein und halten Winterſchlaf, mehr wegen ihres Fettes als wegen der Kälte, die ſie ziemlich ertragen können. Sie gehen bey Tag herum und waiden Gras und andere Kräuter, freſſen auch Knollen von Zwiebelgewächſen, aber kein Fleiſch. Sie ſtellen dabey eine Wache aus, auf deren Pfiff ſie ſich retten. Sie ſpielen auch gern mit einander und ſind nicht zänkiſch, wie die Zieſel, werden leicht zahm, freſſen Brod, Kohl, Aepfel, welche ſie mit den Pfoten halten, ſaufen Milch, laſſen ſich gern kratzen, beſonders am Kopf, und beißen ſanft in die Hand, um anzuzeigen, daß es ihnen wohl thut. Sie ſchleppen im Herbſt Gras u. dergl. zu einem Neſte zuſammen, ſchlafen viel, erſtarren aber nicht. Sie benagen alles im Zimmer. Sie werfen wenig Junge, obſchon ſie 8 ernähren könnten. Die Kalmucken fangen ſie mit einem vor das Loch geſpannten Netz, verzehren dieſelben und machen aus den Pelzen Kleider. Sie heißen in Polen Bobuk, nicht Bobak, in der Ukraine Baibak, in Rußland Surok. Pallas, Glires 97. tab. 5. Zoogr. I. 155. Buffon XIII. 136. T. 18. Schreber IV. 738. T. 209.

c. Keine Backentaſchen und vorn nur vier Klauen.

4) Das canadiſche (A. empetra)

iſt 20 Zoll lang, Schwanz 6: grau, unten caſtanienbraun, Zehen ſchwarz, Schwanz braun; Ohren kurz und faſt nackt.

Die Franzoſen nennen es in Canada Pfeifer (Siffleur) weil es bey ſchönem Wetter vor ſeinem Erdloch zu pfeifen pflegt, und zwar oft ſtundenlang, faſt wie eine Flöte, wenn es nicht

geſtört wird; findet ſich aber auch an der Hudſonsbay und an andern Orten Americas. Sie haben ziemlich die Größe des Haſen, ſind jedoch kürzer. Das Fleiſch iſt nicht gut, aber der Balg wird ſehr geprieſen. Es wird ſehr zahm. La Hontan, Voyage I. 95. Pennant, Quadrup. 1793. tab. 74. fig. 1. deutſch T. 42. Pallas. Glires p. 75. Schreber IV. 743. T. 210.

5) Das maryländiſche (A. monax)

ſieht aus wie ein Caninchen, der Schwanz halb ſo lang als der Leib, welcher 16 Zoll mißt; dunkelbraun, unten blaſſer, Schnautze bläulichgrau.

Lebt im gemäßigten Nordamerica, in Maryland, wo es Woodchuck heißt, in Pennſylvanien, wo es Grundſchwein (Ground Hog) heißt, in Virginien und auf den Bahama-Inſeln unter der Erde und in Baumhöhlen, wo es Winterſchlaf hält. Sie graben vorzüglich in Kleefeldern oder an Hügeln, auch unter Felſen, in Wäldern nah an Feldern tiefe und gewundene Gänge mit Verzweigungen und einem oder zwey Eingängen; freſſen Früchte und Kräuter, beſonders Klee, dem ſie ſehr ſchaden, und werfen 5—6 Junge. Tritt ihnen ein Hund in den Weg, ſo beißen ſie ſich auch mit einem doppelt ſo großen herum, um in ihre Löcher zu kommen. Sie werden ſehr zahm und freſſen kein Fleiſch. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft und ſoll wie Schweinefleiſch ſchmecken, daher wohl der Name. Harlan, Fauna americ. 158. Catesby T. 79. Edwards T. 104. (Seeligmann IV. T. 102.) Buffon suppl. III. tab. 28. Schreber IV. 737. T. 208.

6) Das gemeine (A. alpina), Marmotte,

iſt 15—16 Zoll lang, der Schwanz nur 3; Pelz zottelig, gelblichgrau, unten röthlichbraun, die Ohren verborgen, wiegt 6—9 Pfund.

Leben auf den höchſten Waiden der Alpen in der Nähe des Schnees, in der Schweiz, Tyrol, Kärnthen und Krain von Gras und andern Kräutern und tummeln ſich faſt den ganzen Tag in der Sonne herum; bey Gefahr ſetzen ſie ſich auf die Hinterbeine, thun einen Pfiff und eilen davon; in der Noth beißen ſie aber

heftig um ſich. Sonſt ſind ſie ſehr friedliche Thiere. Am häufigſten ſind ſie an der Sommerſeite in der Nachbarſchaft von Quellen. Sie machen ihre Höhlen gegen den Berg, bisweilen 12 Schuh hinein, vertheilen aber die Erde auswendig, daß keine Haufen entſtehen. Im Juny werfen ſie 2—4 Junge, welche den Winter über dieſelbe Höhle beziehen. Sie bekommt aber einen Keſſel, worinn alle Platz haben, und wird mit Heu ausgefüllt, welches ſie im Maul herbeytragen. Im October verſtopfen ſie den Eingang einige Schuh lang mit Erde und Gras und fallen dann in Winterſchlaf, der 8 Monate lang dauern kann, jedoch wahrſcheinlich mit Unterbrechungen, in welchen ſie freſſen; übrigens wird während der Zeit das viele Fett, welches ſie angeſetzt haben, verzehrt. Sie liegen zuſammengerollt mit geſchloſſenen Augen und ganz kalt wie gefroren. Mangili zu Pavia hat genaue Beobachtungen darüber angeſtellt. Wachend iſt ihr Blut ſo warm, wie bey andern Säugthieren; nach dem Einſchlafen ſinkt es bis auf 5°, wie ihr Aufenthaltsort; ſie athmen in der Stunde nur etwa 15mal, ganz langſam, und der Puls iſt ſelten zu bemerken. Sinkt die Kälte unter den Gefrierpunct, ſo wachen ſie auf und erfrieren endlich. Allmählich in die Wärme gebracht, zeigt ſich das Athmen bey 17° deutlicher und ebenſo der Puls; bey 20 fangen ſie an zu ſchnarchen, bey 22 ſich zu ſtrecken und bey 25 wachen ſie ganz auf. In der Regel gehen ſie erſt Ende Aprils aus ihrem Winterlager und ſind dann ganz mager.

Sie werden leicht zahm und freſſen dann alles, was man ihnen gibt, Brod, Kernen, Nüſſe, Caſtanien, Gemüſe, Kohl, Möhren, Aepfel und Birnen, Zwetſchen, Roſinen, auch Erdäpfel, ſitzend auf den Hinterbeinen, aber kein Fleiſch. Sie ſaufen Milch und lieben die Butter. Obſchon ſie indeſſen ſehr poſſierlich ſind und einem viel Spaß machen, ſo werden ſie doch dadurch läſtig, daß ſie alles zernagen, und auch wohl beißen, wenn man ſie erzürnt. Sie lernen bekanntlich nach Befehl tanzen, an einem Stock gehen u.ſ.w., auch klettern ſie auf Bäume. In der Stube ſchleppen ſie Stroh, Laub und Lumpen zuſammen, ſchlafen eine Zeit lang, wachen wieder auf, freſſen und ſchlafen

wieder ein. In der warmen Stube bleiben ſie jedoch meiſtens wach. Sie tragen keinen Wintervorrath, obſchon ſie gelegentlich das Heu von ihrem Neſt freſſen müſſen.

Man fängt ſie, theils um ſie als Merkwürdigkeit an Durchreiſende zu verkaufen, theils um des Fells und auch des Fleiſches willen. Sie ſind aber ſchwer zum Schuß zu bringen. Wandert man des Sommers über die höhern grasreichen Alpen, ſo hört man bald da, bald dort einen Pfiff, ſieht aber ſelten etwas von einem Thier: denn ſie flüchten ſchon von weiter Ferne in ihre Höhlen. Das beſte iſt daher, ſie im Spätjahr auszugraben oder Fallen vor ihre Löcher zu ſtellen, wobey aber die andern durch das jämmerliche Geſchrey des Erſchnappten vertrieben werden. Das Fleiſch iſt um dieſe Zeit ſchmackhaft.

Plinius hat das Mährchen aufgebracht, daß ſich eines auf den Rücken lege, vom andern mit Heu beladen und zum Loch gezogen werde *).

Im Italiäniſchen heißen ſie Mure montana, woraus in Savoyen Marmota, in der Schweiz Murmentli und Murmelthier geworden iſt; an einigen Orten heißt es auch Munk. Geßner 840. Fig. Klein in Phil. Trans. 45. 1748. p. 180. Kramer, anim. austr. p. 17. Buffon VIII. 219. Taf. 28. Schreber IV. 722. T. 207. Am Stein im bündtneriſchen Sammler IV. 1782. S. 217. Girtanner in Höpfners Mag. IV. 374. Voigts Mag. IV. S. 17. Römer und Schinz, Schweizer Säugthiere 1809. 211. Anatomie, Perrault in Mém. acad. 1699. III. 3. p. 33. fig. Winterſchlaf, Mangili in Annales Mus. IX. X.

3. G. Die Bilche oder Schlafratzen (Glis, Myoxus), Loir; Dormouse,

ſehen aus wie kleine Eichhörnchen in Geſtalt, Haaren und Schwanz, der ſehr buſchig iſt und aufrecht getragen wird;

---

*) Conduntur mures alpini, quibus magnitudo Melium est: sed hi pabulo ante in specus convecto: cum quidam narrent, alternos, marem ac foeminam, supra se complexo fasce herbae, supinos, cauda mordicus apprehensa, in vicem detrahi ad specum: ideoque illo tempore detrito esse dorso. Plinius VIII. cap. 37.

die untern Schneidzähne auch zuſammengedrückt, die 4 Backenzähne aber mit queren Schmelzleiſten.

Dieſe artigen Thierchen leben vorzüglich in der gemäßigten Zone der alten Welt auf Bäumen von allerley Kernen und verſchlafen einen guten Theil des Winters in Löchern, worein ſie jedoch Vorrath ſammeln, weil ſie unter der Zeit aufwachen.

1) Der gemeine oder der Siebenſchläfer (Sciurus glis, dryas), Loir; Ghiro,

iſt 6 Zoll lang, Schwanz 4½; Färbung bräunlich aſchgrau, unten weiß, um die Augen ein brauner Ring, Ohren groß, dünn und nackt, Schwanz zweyzeilig. Bilch, Rellmaus.

Ihr Aufenthalt ſind Eichen- und Buchwälder, wo ſie auf die höchſten Bäume klettern und von Zweig zu Zweig ſpringen, beſonders Buch- und Haſelnüſſe freſſen, auch Caſtanien und Obſt, ſelbſt Eyer und junge Vögel aus den Neſtern, wie man behauptet. Sie finden ſich mehr im ſüdlichen Deutſchland auf mäßigen Gebirgen, jedoch nirgends häufig, ſind muthig und wehren ſich gegen Wieſel, Iltiß und Marder, leben paarweiſe, machen in ein Baum- oder Felſenloch ein Neſt aus Moos und werfen im Juny nur 3—6 nackte Junge, obſchon ſie 10 ernähren könnten. Sie wachſen geſchwind und ſollen 6 Jahr alt werden. Im Herbſte ſind ſie ſehr fett, und dann legen ſie ſich ſchon in ein Neſt von Moos in hohlen Bäumen oder tiefen Felſenlöchern, kugelrund und ſchlafen, meiſt mehrere zuſammen, um wärmer zu bleiben; wird es kälter, ſo erſtarren ſie ſchon lange vor dem Gefrierpunct, wachen aber bey milderer Witterung auf und freſſen etwas. Sie wachen ſehr ſpät im Frühjahr auf, kommen wenigſtens nicht eher heraus, als bis es warm wird, ſo daß ſie manchmal wohl 7 Monate in ihrer Höhle zubringen können; daher der Name Siebenſchläfer.

Winter, dich ſchlafen wir durch; und wir ſtrotzen von blühendem Fette
Juſt in den Monden, wo uns nichts als der Schlummer ernährt.
Willmann *).

---

*) Tota mihi dormitur hiems, et pinguior illo
Tempore sum, quo me nil nisi somnus alit. Martial, Epig. XIII. 59.

Jung aufgezogen werden ſie zahm, freſſen allerley mehlige Samen, Backwerk, Möhren, aber keine anderen Wurzeln und nichts Grünes; ſie werden jedoch nie ſo zahm und poſſierlich, wie die Eichhörnchen und ſind meiſtens des Nachts in Bewegung.

In Schweden, dem nördlichen Rußland und in Sibirien kommen ſie nicht vor, wohl aber, jedoch ſelten an der untern Wolga und an der felſigen Samara, häufiger dagegen am Caucaſus und in Georgien, wo ſie nicht ſelten in verlaſſenen Aelſterneſtern und Hamſterhöhlen ſchlafen. In Italien ſind ſie häufiger als bey uns, und weil ſie daſelbſt gegeſſen werden, ſo macht man ihnen im Gebüſch einige Gruben, thut ihnen Moos- und Buch-Eckern hinein, was ſie ſehr bequem zum Winterſchlaf finden, und wo man ſie daher eben ſo bequem holen kann. Die Römer haben ſie in eigenen Ratzenſtällen (Gliraria) gemäſtet mit Eicheln und Caſtanien. Sie pflanzten Eichengeſträuch hinein, machten ihnen Höhlen in Hecken, gaben ihnen wenig Waſſer, weil ſie nicht viel brauchen. Dann wurden ſie herausgenommen, in irdene Gefäße gethan und mit Eicheln, Wallnüſſen und Caſtanien gemäſtet. Da es darinn finſter war und viele beyſammen wenig Bewegung hatten, ſo wurden ſie bald fett. Dergleichen Fäſſer hatte man auf vielen Landhäuſern. **Varro de re rustica III. cap. 15.** In unſerer Zeit denkt niemand mehr daran, indem man das Fleiſch für ſchlecht hält; auch die Felle ſind zu dünn, um als gutes Rauchwerk zu dienen. In Steyermark, Kärnthen und Krain werden ſie jedoch um der Speiſe willen gefangen (**Matthiolus, comm. in Diosc. p. 205.**); in Sclavonien um des Pelzes willen. (Taube, Sclavonien I. S. 21.) Geßner 619. Fig. Buffon VII. 158. T. 24. Schreber IV. 825. T. 225. und 225. B. Anatomie, **Perrault in Mém. acad. III. 3. p. 40. tab. 7. 8.**

2) Die große Haſelmaus oder Eichelmaus (**Mus quercinus, Glis nitela**), **Lérot**,

iſt etwas kleiner, oben graulichbraun, an den Seiten grau, unten weiß; ein Ring um die Augen und der Zügel dahinter bis gegen die Schultern ſchwarz, Schwanz buſchig, das Ende ſchwarz mit weißer Spitze.

Sie hat die Lebensart mit dem vorigen gemein, hält ſich jedoch mehr in den Vorhölzern auf, wo es Haſelnüſſe gibt, und ſelbſt in Gärten; findet ſich häufiger im mittleren als ſüdlichen Deutſchland, zahlreicher in der Nähe des Mittelmeers, beſonders in Frankreich, wo ſie in Mauerlöcher niſten, Pfirſchen, Apricoſen, Zwetſchen und Birnen benagen, um ihre Kerne zu bekommen, beym Mangel derſelben freſſen ſie Mandeln, Wallnüſſe, Haſelnüſſe und ſelbſt Hülſenfrüchte. Sie tragen des Sommers ſehr gern Roßkäfer, ja ſogar Vogel-Eyer und junge Vögel, beſonders ihre Köpfe, bald in hohle Bäume, bald unter die Erde, wenn ſie dort vertrieben werden; ſind daher ſchädliche Thiere, die man eiferig verfolgt. Sie werfen 5—6 Junge, könnten aber 8 ernähren, und halten Winterſchlaf. Sie werden nicht fett, und daher nicht gegeſſen. Es ſcheint der Sorex der Alten zu ſeyn.

Sie fehlt in Schweden und im nördlichen Rußland, iſt aber ziemlich häufig an der mittlern Wolga, dem Caucaſus und in Georgien, in Haſel-, Buch- und Eichwäldern, auf deren Aeſten ſie niſtet. Buffon VIII. 181. T. 25. Schreber IV. 833. T. 226. Bechſtein I. 1076. T. 14. F. 2. Pallas, Zoogr. I. 179.

3) Die kleine Haſelmaus (Mus avellanarius, muscardinus), Moscardino; Muscardin,

iſt die kleinſte von allen, nicht viel größer als eine Maus, nur 3 Zoll lang, Schwanz 2½ und buſchig; der Pelz iſt fuchsroth, unten weißlich; die Ohren rundlich und behaart.

Dieſe Gattung iſt am weiteſten in Europa verbreitet, findet ſich von Schonen bis ans Mittelmeer, jedoch häufiger in Italien und ſchon im ſüdlichen Deutſchland, vorzüglich unter Haſelſtauden, unter deren Wurzeln ſie ihr Neſt und ihren Vorrath anlegt, der aus allerley Arten von Baumſamen und Nüſſen beſteht. Sie hecken im Auguſt 3—4 Junge und riechen des Sommers ſtark nach Biſam. Das Neſt liegt auf dem Boden, beſteht aus Laub und Moos. Es ſind ſehr artige und poſſierliche Thiere, die viel zahmer werden als die andern und mit ſich ſpielen laſſen. Sie freſſen mit aufgerichtetem Schwanz, wie

die Eichhörnchen, halten die Haſelnuß zwiſchen den Pfoten und nagen ſie ſehr geſchwind auf, ſchlafen faſt den ganzen Winter, worüber der Italiäner Mangili beſonders lehrreiche Beobachtungen angeſtellt hat. Sie finden ſich nicht in Rußland. Aldrovand, Quadr. dig. 440. Edwards 266. (Seeligmann VIII. 56.) Buffon VIII. 193. T. 26. Schreber IV. 835. T. 227. Bechſtein I. 1069. T. 15. F. 1. Römer und Schinz, Schweizer Säugthiere 205. Nilsſon, ſkand. F. I. 182. Mangili, Mammiferi soggetti all periodico lethargo. 1807. 8. (Ann. Mus. IX. et X.)

4. G. Die Eichhörnchen (Sciurus), Ecureuil; Scojattolo; Hardilla; Squirrel,

ſind ſchlanke, zierliche Thierchen, mit einem aufgerichteten buſchigen Schwanz und meiſt einem Pinſel an den großen Ohren; vorn 4, hinten 5 Zehen, mit krummen ſpitzigen Klauen; die untern Schneidzähne zuſammengedrückt, 4 Backenzähne mit Schmelz und Höckern, oft ein kleiner Lückenzahn.

Ein zahlreiches Geſchlecht, welches ſich in der ganzen Welt ausgebreitet hat, hurtig auf Bäume klettert, von einem zum andern ſpringt, Samenkerne und Nüſſe frißt, oft Wintervorrath anlegt, ohne eigentlich Winterſchlaf zu halten und in hohlen Bäumen ſeine Jungen heckt, ſelten in Gängen unter der Erde.

Man kann ſie in Baum-, Erd- und fliegende Eichhörnchen eintheilen:

a. Baum-Eichhörnchen

haben ſpitzige Ohren mit einem Haarpinſel und meiſt einen zweyzeiligen Schwanz.

1) Das gemeine (Sc. vulgaris)

iſt 9 Zoll lang, der Schwanz 10; Färbung braunroth, unten weiß; des Winters werden ſie graulich.

Sie finden ſich in ganz Europa und dem gemäßigten Aſien, vorzüglich in Laub-, jedoch auch in Nadelwäldern, von deren Samen, beſonders Kernen und Nüſſen ſie leben. Es ſind ſehr artige, muntere Thierchen, denen man mit Vergnügen zuſieht, wenn ſie wie Katzen hurtig die Baume hinaufklettern und von einem zum andern, bisweilen hoch herunter auf den Boden

ſpringen, eine Strecke fortlaufen und blitzſchnell wieder an einem andern Baum hinaufklettern. Auch gezähmt ſind ſie ſehr kurzweilige Thiere, doch beißen ſie gern und es iſt ihnen nicht völlig zu trauen. Man legt ſie gewöhnlich an Kettchen oder ſtellt ſie in großen Käfigen vors Fenſter. In beiden Fällen ſind ſie in unaufhörlicher Bewegung. Sie freſſen alle Arten von Kernen und Nüſſen, Bücheln, Eicheln, Fichtenſamen aus den Zapfen, Kernen aus den Aepfeln und Birnen, Backwerk u. dergl., indem ſie auf den Hinterbeinen ſitzen, den Schwanz auf den Rücken geſchlagen. Während des Nagens ſehen ſie ſich immer mit ihren großen, lebhaften Augen um, machen allerley Sätze hin und her, putzen den Mund und den Schwanz und mahnen überhaupt durch ihr Betragen an die Affen. Man kann ſie 6 Jahre lang erhalten und es iſt nur zu bedauern, daß man ſie nicht kann frey herumlaufen laſſen, weil ſie alles zernagen. Haben ſie nichts zu nagen, ſo laufen die Zähne oft 1 Zoll lang neben einander vorbey, daß ſie nichts mehr freſſen können.

Sie ſammeln Wintervorrath in Baumhöhlen, worunter ſich ſelbſt Blätterſchwämme befinden. Sie machen ein ganz geſchloſſenes Neſt aus Reißig und Moos in Aſtwinkel, bisweilen 2—3, oder machen ſich auch ein Aelſterneſt zurecht, paaren ſich im März, werfen nach 4 Wochen 3—7 blinde Junge, können aber 8 ernähren. Sie ſaugen 4 Wochen und dann klettern ſie ſchon herum. Bisweilen werden ſie von den Eltern weit fortgetragen, wenn dieſe dieſelben nicht ſicher glauben. Gegen den Herbſt ſind ſie faſt ausgewachſen. Manchmal gibt es ſchwarze und rothe in einem Neſt. Haben die Alten viel Nahrung, ſo hecken ſie auch wohl zum zweytenmal. Des Winters halten ſie ſich zwar in ihren Neſtern, ſchlafen aber nicht anhaltend, ſondern gehen heraus, um Nahrung zu ſuchen oder aus ihrem Verſteck Vorrath zu holen. Bleibt aber die Erde lang mit Schnee bedeckt, ſo geht es ihnen manchmal ſehr ſchlimm und ſie ſterben Hungers oder erfrieren. Im kalten Norden, Norwegen, Lappland und Sibirien, wandern ſie dann in die Ebenen und ſollen dabey ſogar über Flüſſe ſchwimmen. Gegen den Winter werden ſie allmählich grau, beſonders im höhern

Norden, und dieſe Bälge mit den Rücken kommen ſodann unter dem Namen Grauwerk, die Bäuche unter dem der Behwammen in den Handel, wo ſie theuer bezahlt werden. Am meiſten werden nach China verkauft, 10 Stück für 1 fl. Man macht daraus Verbrämungen, Aufſchläge, Müffe, Krägen u. dergl. Man fängt ſie mit Schlingen, Fallen und Flinten. Sie werden auch gegeſſen, was aber bey uns kaum geſchieht. Geßner 955. Fig. Ridingers jagdbare Thiere T. 20. Buffon VII. 253. T. 32. Pallas, Glires 371. Zoogr. 183. 375. Schreber IV. 757. T. 212.

2) In Nordamerica gibt es ein ganz ähnliches, welches immer grau iſt (Sc. cinereus)

unten weiß und etwas größer als das unſerige, ohne Ohrpinſel. Sie werden in großer Menge gefangen und ihr Pelzwerk vorzüglich unter dem Namen Petit gris nach Europa gebracht, iſt aber ſchlecht. Sie ſchaden ſehr den Maisfeldern und deßhalb iſt ein Preis auf ihren Kopf geſetzt. Catesby T. 74. Buffon X. 116. T. 25. Kalm II. 245. 352. 450. Schreber IV. 766. T. 213.

3) Das große (Sc. maximus, macrourus)

lebt in Oſtindien, vorzüglich von der Milch der Cocosnüſſe und iſt das größte von allen, ſo groß wie eine Katze, ſchwarz, Kopf und Unterleib gelblich, Wirbel, Schläfen und Seiten des Leibes rothbraun; Ohrpinſel; wird leicht zahm, und hat eine durchdringende Stimme. Sonnerats Reiſe II. S. 109. T. 87. Pennants indiſche Zool. T. 1. Schreber IV. 783. T. 217. und 217. B.

4) In Oſtindien findet ſich das Palmen-Eichhorn (Sc. palmarum)

5 Zoll lang, der Schwanz 6; röthlichgrau mit 3 weißen Längsſtreifen auf dem Rücken; keine Ohrpinſel. Es lebt auf den Cocospalmen und iſt ſehr gierig auf den Saft, woraus man Palmwein macht, der Sury heißt, und das Thierchen deßhalb bey den Holländern Surykätzchen. Buffon X. 126. T. 26. Schreber IV. 802. T. 220.

5) In der Barbarey gibt es ein ähnliches, das Livree-Eichhörnchen (Sc. getulus),

deſſen 4—5 Streifen aber bis auf den Schwanz laufen und daſelbſt Bögen bilden; es lebt ebenfalls auf Palmen, hat einen Zeilenſchwanz, den es aber nicht auf den Rücken ſchlägt. Es iſt ein ſehr hübſches Thierchen, beſonders wenn es den Schwanz ausbreitet, der faſt wie ein Pfauenſchweif ausſieht; es wird leicht zahm und frißt alles. Clusius, exot. 112. fig. Mustela africana. Edwards T. 198. (Seeligmann VI. T. 93.) Buffon X. 126. T. 27. Schreber IV. 806. T. 221.

b. Die Erd-Eichhörnchen (Tamias)

haben Backentaſchen, klettern nicht, ſondern graben ſich Gänge in den Boden, wie die Murmelthierchen, halten aber keinen Winterſchlaf.

6) Das Grund-Eichhörnchen (Sc. striatus), Ground Squirrel; Le Suisse,

iſt etwas kleiner als das unſerige, braun mit 5 ſchwarzen, 2 weißen Längsſtreifen, der Schwanz nicht zweyzeilig und keine Ohrpinſel.

Vom Uralgebirg und Camafluß durch ganz Sibirien bis an die Nordoſtküſte von Ochotsk und den Fluß Anadyr, aber nur ſo weit, als es Wälder gibt, nicht in Kamtſchatka, an manchen Orten in großer Menge unter der Erde, wo ſie in einem langen Gang Zirbelnüſſe und allerley Beeren eintragen, und dann noch einen Gang weiter machen für das Neſt; ſie klettern übrigens hurtig auf Bäume; des Winters bleiben ſie in den Höhlen und zehren von ihrem Vorrath, der oft 10—15 Pfund beträgt. Die Jakuten und Oſtiaken fangen ſie mit Fallen und ſtumpfen Pfeilen, locken ſie auch durch Nachahmung eines Tons auf einer Birkenrinde zur Rammelzeit herbey und erſchlagen ſie mit Stöcken. Sie ſind gebraten ein Leckerbiſſen; die zwar ſchwachen Felle geben bunt ausſehende Kleider. Sie laſſen ſich nicht zähmen. Pallas Reiſe II. 209. 665. Glires 378. Zoogr. I. 187. Gmelin, N. Comm. petr. V. 344. tab. 9. Buffon X. 126. T. 28.

Es findet ſich auch in Nordamerica von Pennſylvanien bis Florida und ſelbſt in Mexico.

Sie halten ſich nicht auf den Bäumen auf, ſondern graben Löcher in die Erde, faſt wie die Caninchen, in denen ſie wohnen und wohin ſie ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie Gefahr vermerken. Dieſe Gänge gehen tief und weit unter der Erde fort und theilen ſich gemeiniglich in verſchiedene Aeſte, wovon einige wieder Ausgänge haben, ſo daß, wenn man ihnen ein Loch verſperrt, ſie doch durch ein anderes hineinkommen. Allein im Herbſt, wo das gefallene Laub die Eingänge verdeckt, iſt es eine rechte Kurzweil, zu ſehen, mit welcher Aengſtlichkeit ſie herumlaufen, um die Löcher zu ſuchen, wenn man ihnen nachjagt. Klatſcht man dabey in die Hände, ſo wiſſen ſie ſich nicht anders zu retten als auf die Bäume, wohin ſie ſonſt nicht klettern.

Sie ſind viel häufiger in Pennſylvanien als in andern Staaten, und ihre Nahrung beſteht in Roggen, Gerſte, Waizen, Welſchkorn, Eicheln, Nüſſen und andern Dingen, welche ſie auch im Herbſt einſammeln und unter der Erde verſtecken wie die grauen Eichhörnchen. Wenn ſie ſich in eine Scheuer ſchleichen, ſo thun ſie ebenſoviel Schaden als Ratten und Mäuſe. Hat man das Welſchkorn auf den Feldern abgeſpelzt, ſo ſind ſie hurtig bey der Hand, um die Kolben abzubeißen, die Backentaſchen mit Körnern zu füllen, und damit nach ihren Löchern zu eilen. Jemand fand in einem Seitengang eine Menge Eicheln, in einem andern Welſchkorn, im dritten Nüſſe und endlich in einem vierten Caſtanien, ein paar Hüte voll. Des Winters halten ſie ſich innen und kommen nur an warmen Tägen hervor. Nicht ſelten graben ſie ſich in die Keller und verderben die Aepfel, indem ſie die Kerne zu bekommen ſuchen; eben ſo ſchlimm verfahren ſie in den Speichern des Welſchkorns. Sie werden jedoch von den Katzen arg verfolgt. Weder ihr Fleiſch noch ihr Fell taugt zu was. Auch laſſen ſie ſich nicht zähmen. Ihre Länge iſt 6 Zoll ohne den Schwanz, Färbung röthlichbraun mit fünf ſchwarzen Streifen. Kalm II. 462. T. 2. F. 8. Catesby Taf. 75. Edwards Taf. 181. (Seeligmann VI. Taf. 76.) Schreber IV. 791. T. 219.

7) Das braſiliſche Eichhorn (Sc. aestuans), Grand Guerlinguet,

iſt in ganz Südamerica das gemeine Eichhorn, welches die Stelle des unſerigen vertritt und ebenſo auf Bäumen lebt; es iſt aber größer, 7 Zoll lang, der Schwanz 8, Pelz graulichbraun mit gelblichen Spitzen, unten blaßgelb, auf der Bruſt ein weißer Strich; Zähne gelb; Schwanz nicht zweyzeilig; keine Ohrpinſel.

Sie freſſen Früchte und Samen, tragen wahrſcheinlich keinen Vorrath ein, weil ſie das ganze Jahr ihre Nahrung finden. Sie laſſen keinen Laut hören und ſollen 3—5 Junge hecken. Es ſind zierliche Thierchen, welche leicht zahm werden. Wied II. 430. Marcgrave 230. Buffon, Suppl. VII. tab. 65. Schreber IV. 787.

c. Fliegende Eichhörnchen: Vorder- und Hinterfüße durch die ausgedehnte, aber behaarte Seitenhaut verbunden; Schwanz nicht zweyzeilig; keine Ohrpinſel; unter dem kleinen Finger geht ein langer Knochenſtachel in die Flughaut ab. Pteromys.

8) Das gemeine (Sc. volans), Polatouche,

iſt etwas kleiner als das unſerige; 6 Zoll lang; Schwanz nicht viel über die Hälfte; Pelz hellgrau, an der Wurzel braun, unten weiß, Flughaut braun geſäumt.

Sein eigentlicher Aufenthalt ſind die Birken- und Fohren-Wälder des Urals und ganz Sibiriens bis zum Lena, weil daſelbſt die Wälder aufhören; eben deßhalb findet es ſich auch nicht im höhern Norden; in Europa, namentlich in Lithauen, Liev- und Finnland iſt es gegenwärtig ſo viel wie verſchwunden, iſt aber überhaupt nirgends häufig, noch am meiſten am Jeniſey. Liebt vorzüglich die dünnen Birkenwälder und frißt die Kätzchen und die Fichtenſproſſen, wovon ſein Unrath gelb und harzig wird und am Lichte wie Harz brennt. Es macht in Baumlöcher ein Neſt aus Moos, läßt ſich zwar zähmen, beißt aber gern und lebt nicht lang. Untertags ſchläft es zuſammengerollt mit umgeſchlagenem Schwanz wie die Schlafratzen; des Nachts ſtreift es herum. Es ſitzt und geht mit gebogenem Rücken und eingeſchlagenem Schwanz, legt ihn jedoch auch

manchmal auf den Rücken, wie die Eichhörnchen. An der Kehle und unter den Achſeln hat es eine Menge Drüſen, wie das winterſchlafende Murmelthier und die Schlafratzen, hält aber dennoch keinen Winterſchlaf, ſondern ſtreift immer herum.

Es kommt ſelten auf die Erde, außer um ſich ſeines Unraths zu entledigen, was am Fuße der Bäume geſchieht, wodurch es ſeinen Aufenthalt verräth. Wenn es von einem Baum auf den andern ſpringt, ſo breitet es die Flughaut durch Ausſperrung der Füße aus und ſchwebt dann gleichſam durch die Luft, kann ſich auch mittels ſeines Schwanzes allerley Bewegungen geben und ſich wohl 20 Klafter weit ſchwingen, aber nicht in wag=rechter Richtung, ſondern ſchräg abwärts vom Gipfel eines Baumes zur Mitte des andern. Klettert es an Birken, ſo iſt es wegen ſeiner weißgrauen Farbe ſchwer von der Rinde zu unterſcheiden, daher es ziemlich vor Raubvögeln ſicher iſt. In der Mitte May hecken ſie 2—4 kahle und blinde Junge, welche ſie untertags mit der Flughaut bedecken, nach Sonnen=Untergang aber, wenn ſie ihrer Nahrung nachgehen, mit Moos. Es gibt auch bisweilen ganz weiße. Das Pelzwerk iſt ſchlecht, wird je=doch an die Chineſen verkauft; heißt ruſſiſch nicht Polatouche, ſondern Ljutaga. Pallas Reiſe II. 439. Glires 355. Zoogr. 190. Klein in Phil. Trans. 1733. p. 5. tab. 1. Duvernoy in comm. petrop. V. 218. Schreber IV. 813. T. 223.

9) In Nordamerica, namentlich in Virginien, Louiſiana, Carolina und Mexico gibt es ein ſehr ähnliches (Sc. volucella), Assapanik,

es iſt aber kleiner, nur 5 Zoll lang, der Schwanz länger, 4 Zoll; Pelz röthlichgrau, unten weiß. In der Lebensart gleicht es ganz dem vorigen, ſcheint aber geſelliger zu ſeyn und frißt auch Körner und Nüſſe, was man von dem gemeinen wenigſtens nicht weiß; auch ſoll es Wintervorrath anlegen und wird leichter zahm, ſo daß es in die Aermel kriecht und mit ins Bett geht. Catesby T. 76. 77. Edwards 191. Seba I. T. 41. F. 3. Buffon X. S. 99. T. 21—24. Kalm II. 460.

10) In Indien gibt es ein ſehr großes, der Taguan (Sc. petaurista),

faſt ſo groß wie eine Katze mit einem Zipfel vorn an der Flughaut, rothbraun, unten braungelb, das Weibchen hier weißlich; Länge 18 Zoll, Schwanz 15; rund.

Es findet ſich nicht bloß auf den Molucken und Philippinen, ſondern auch in Malacca, geht ebenfalls nur bey Nacht herum und iſt im Stande, ſich in einer Nacht aus einem hölzernen Kaſten zu nagen. Valentyn, Oostind. III. 269. Allgemeine Hiſtorie der Reiſen X. 410. Vosmaer, Descr. 1767. fig. Buffon, Suppl. III. 150. tab. 21. Pallas, Misc. pag. 54. tab. 6. Pennant, Quadrup. II. 151. tab. 28. Schreber IV. 819. T. 124. A. B. Raffles, Linn. Trans. XIII. 260. (Iſis 1824. Litter. Anz. 147.)

Ein kleineres (Sc. sagitta)

mit einem Zeilenſchwanz, von der Größe des unſerigen, Pelz rothbraun, unten weiß, ſcheint nur das Junge zu ſeyn. Die Flughaut bildet vorn ebenfalls einen Zipfel. Nieuwhoff, Reiſe, Titelblatt Fig. Schreber IV. 818. Raffles in Linn. Trans. XIII. 1821. 260. Von Singapore.

5. G. Die Stachelſchweine (Hystrix), Porc-epic; Porcupine,

ſind mit Haaren und Stacheln bedeckt, haben einen dicken, ſtumpfen Kopf mit 4 Faltenzähnen, einen behaarten Schwanz und ſtarke Klauen zum Graben oder Klettern.

Sie finden ſich nur in den wärmern Ländern beider Welten, verſtecken ſich in Erd- oder Baumhöhlen, freſſen Früchte und Wurzeln.

Es gibt Baum- und Erd-Stachelſchweine, wie bey den Eichhörnchen. Die kletternden finden ſich nur in America.

a. Von denjenigen, welche auf Bäume klettern, haben einige einen Wickelſchwanz, deſſen Spitze oben nackt iſt, überall nur 4 Klauen und kurze Stacheln. Synetheres.

1) Das ſeit der Entdeckung von America bekannte, iſt das braune oder der Coendu (H. prehensilis),

ziemlich von der Geſtalt des großen americaniſchen Beutelthiers; Leib 1½ Schuh lang, der Schwanz über die Hälfte; mit

braunen Haaren und kurzen, nicht fingerslangen Stacheln, welche abwechſelnd weiß und ſchwarz ſind.

Es findet ſich im ganzen heißen America, von Mexico bis Braſilien mit verſchiedenen Abänderungen. In Mexico heißt es Hoitz-Tlacuatzin, hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, die Geſtalt des Tlaquatzin (Beutelthier) oder des Dachſes, iſt ſchwarz mit hohlen, ſpitzigen, 3 Zoll langen Stacheln bedeckt, wie die des europäiſchen Stachelſchweins, hat aber dazwiſchen, mit Ausnahme des Kopfes, weichere Haare und ſchwarze Wollhaare, welche jedoch an der Wurzel weiß ſind. Es ſchleudert die Stacheln nach den Hunden und ſie dringen immer tiefer in das Fleiſch, ſelbſt in die Eingeweide, ſo daß das Thier an der Abzehrung ſtirbt. Die Indianer heben dieſe Stacheln auf, dörren dieſelben am Feuer und geben ſie gepulvert in Wein oder Waſſer ein gegen Harnkrankheiten; wenn man ſie an die Stirn oder die Schläfen ſetze, ſo blieben ſie von ſelbſt hängen und fielen erſt ab, wenn ſie mit Blut angefüllt ſind wie die Blutegel. Sie ſind weiß und gelb mit ſchwarzen Spitzen. Der Schwanz iſt kürzer als beym Beutelthier, aber dicker und hat nur bis zur Hälfte Stacheln. Die Füße ſind wie beym Bergdachs (Quauhpeçotli), aber breiter; die Schnauze wie bey einem Hund, aber aufgeſtülpt, wie beym Mops. Es läßt ſich zähmen, lebt von weichen Früchten und hält ſich gern im Gebirge auf. **Hernandez**, lib. IX. cap. 12. p. 322. fig.

In Braſilien heißt es Cuandu, portugieſiſch Ouriço Cacheiro, hat die Größe eines größeren Affen mit 3—4 Zoll langen Stacheln, ohne Haare; die untere Hälfte derſelben iſt gelblich, die obere ſchwarz oder braun, die Spitze weiß; ſie ſind ſo ſpitzig wie Nadeln und das Thier kann ſie fortſchleudern. Der Leib mißt 1′ rh., der Schwanz 1′ 5″; er iſt nur zur Hälfte mit Stacheln bedeckt, übrigens nackt, nur mit wenig Haaren wie beym Schwein; der Kopf iſt 3½ Zoll lang, auch mit Stacheln bedeckt, außer am Maul und an der Naſe, welche kahl ſind; die Ohren klein, faſt unter den Stacheln verborgen; das Maul weit zurück, wie bey den Haſen; Naslöcher weit, die Augen vorragend und glänzend, Schnurrbärte lang. Die Füße

faſt wie bey den Affen, aber ohne Daumen, die vordern kleiner, nur 4'' lang. Es durchſchläft faſt den ganzen Tag, ſtreift des Nachts herum und athmet keuchend; frißt gern Hühner und grunzt wie ein Schwein iii; klettert auf Bäume, aber ſehr langſam; beym Herunterſteigen hält es ſich ängſtlich mit dem Schwanz, weil es nicht ſpringen kann. Sein Fleiſch iſt gut und ſchmackhaft, wird von den Einwohnern ſehr geſchätzt und ich ſelbſt habe es gebraten oft gegeſſen. Marcgrave 233. Fig. Schreber IV. 603. T. 168.

2) In Paraguay und Braſilien gibt es ein anderes, das gelbe (H. insidiosa), Cuiy (Sphingurus),

14 Zoll lang, der Schwanz 10, Stacheln nur 1 Zoll lang und breit, citronengelb mit ſchwarzen Spitzen, dazwiſchen weiche, graubraune Haare, 2 Zoll lang, ebenſo am Bauch; Schwanz kurz behaart und braun.

In Paraguay iſt dieſes Thier ſelten, aber dennoch hat Azara im September und October 5 von den höchſten Bäumen bekommen, auf denen ſie ganz ruhig herum gehen, ſowohl am Stamm, als an den kleinſten Zweigen. Im Zimmer hat eines ein ganzes Jahr lang nicht geſoffen. Sie ſind außerordentlich langſam, und wenn ſie erſchreckt auch aus allen Kräften laufen, ſo kann man ſie doch im Schritt einholen. Bisweilen ſitzen ſie 24, ja 48 Stunden ganz unbeweglich und gehen nur des Morgens gegen 9 Uhr und Nachmittags um 4 Uhr dem Futter nach, nicht während der Nacht. Das gefangene kletterte anfangs überall herum und ſetzte ſich auf die Stuhllehnen, nie auf etwas Flaches; endlich nahm es ſeinen Platz oben auf einem Fenſterladen und blieb daſelbſt wie eine Bildſäule, und zwar in einer ſeltſamen Stellung, bloß auf den Hinterbeinen mit gebogenem Rücken, ohne ſich mit etwas anderem zu halten, weder mit den Vorderfüßen, noch mit dem Schwanz. Es mochte kommen wer wollte, man mochte noch ſo viel reden, es ſah ſich nicht um, gieng kein Haar breit von der Stelle, bis es zum Freſſen herunterſtieg. Legte man ihm eine todte Maus in den Weg, ſo erſchrak es davor und kehrte plötzlich auf ſeinen Platz zurück. Daſſelbe that es, wenn ſich ein kleiner Vogel beym Freſſen näherte. Seine

Nahrung beſtand in Brod, Welſchkorn, Manioca, Gras, Laub, Blumen und aller Art Früchten, auch Holz von Weiden; es fraß jedoch ſehr wenig, aber von allem etwas, Fleiſch rührte es nicht an. Die Speiſen nahm es mit den Zähnen, ſetzte ſich ſogleich auf die Hinterbeine und hielt ſie mit den vordern, wie das Acuti; ſuchte nie zu beißen und auch nie zu graben. Sein Geruch iſt ſehr gut: und wenn man Blumen ins Zimmer brachte, ſo erweiterte es die Naslöcher.

Wenn es fror oder Hunger hatte, oder von den Flöhen geplagt wurde, ſo ſtieß es ein leiſes angehaltenes He aus. Es ließ ſich anfaſſen wie ein Stein; geſchah es derb, ſo ſträubte es die Stacheln, ohne ſich aber weiter zu rühren. Man ſagt, es ſchleudere die Stacheln weg, werfe das Obſt von den Bäumen, wälze ſich darauf und trage ſie angeſtochen fort. Das ſind Mährchen. Indeſſen fallen beym Sträuben manchmal einige Stacheln aus und es bleiben auch wohl in der Haut der Hunde ſtecken, wenn ſie ſich dem Thiere zu ſehr nähern. Manchmal findet man im Unrath des Yaguarete eine Menge dergleichen Stacheln, welche er alſo mit verſchlingt. Im Winter wird es ſehr von den Flöhen geplagt, und dann kratzt es ſich mit allen 4 Beinen. Es klettert ſehr leicht an Bäumen und Pfählen hinauf und hält ſich ſo veſt, daß man es faſt nicht abreißen kann; ſelbſt auf einer ſpitzigen Stange ſchläft es ganz ſicher, bloß auf den Hinterbeinen; den Schwanz braucht es nur beym Herunterklettern. Die nackte Spitze deſſelben iſt ſo empfindlich, daß es ihn bey der geringſten Berührung zurückzieht. Es zeigt nie eine Spur von Freude oder Verdruß; es iſt immer traurig und gefühllos und kann faſt nichts als freſſen.

Die Länge iſt 11 Zoll, der Schwanz 9, an der Wurzel ſehr dick und ſtark; die Füße ſo kurz, daß der Bauch faſt ſchleppt; die 4 Klauen ſind ſtark und krumm und die hintern 7 Linien lang; die Ohren ſind unter den Stacheln verborgen, das Auge klein. Das Fleiſch wird nicht gegeſſen. Sie werfen nur 1—2 Junge in Baumlöcher, könnten aber 4 ernähren. Azara, quadrup. II. 105. Wied, Beytr. II. 434.

Andere haben einen mäßigen, nicht nackten Schwanz und hinten 5 Klauen. Erethizon.

3) Das canadiſche (H. dorsata), Urson,

iſt 17 Zoll lang, der Schwanz 8, dunkelbraun, die Stacheln 2½ Zoll lang, unten weiß, oben dunkelbraun, meiſt im Haar verborgen, am Kopf und Nacken lange Borſten.

Sie ſind ſehr zahlreich im Norden der vereinigten Staaten, von der Hudſonsbay an bis zum Oneida-See und New-York auf Bäumen, deren Rinden und Blätter, beſonders von Fichten und Linden, ſie abfreſſen, wie die Faulthiere, lieben jedoch auch Aepfel, Korn u. dergl., kommen ſelten auf den Boden und weichen da nicht aus, ſondern ſträuben ihre Stacheln auf dem Rücken; ſie niſten unter Baumwurzeln. Die Indianer rühmen ihr Fleiſch und tödten ſie mit einem Schlag auf die Naſe; ſie färben ihre Stacheln und verbrämen damit ihre Halbſtiefel u.ſ.w.; auch durchbohren ſie damit ihre Naſen und Ohren, um Ringe hineinzuſtecken. Sarrazin, Mém. acad. 1727. 538. Catesby, app. p. 30. Edwards T. 52. (Seeligmann II. T. 102.) Buffon XII. 426. T. 54. 55. Schreber IV. 605. T. 169. Harlan, F. am. 190.

b. Von den auf der Erde lebenden Stachelſchweinen haben alle vorn 4, hinten 5 Klauen.

Die einen haben einen langen Schwanz. Atherura.

4) In Oſtindien gibt es ein dem vorigen ähnliches (H. macroura, fasciculata),

es hat aber einen Schwanz ſo lang als der Leib und an ſeiner Spitze ein Büſchel hornige, flache Stacheln, wie Papierſchnitzel; die Stacheln am Leibe haben eine Rinne. Man weiß von ihm nichts, als daß es auf den Molucken in Wäldern lebt. Seba I. T. 52. F. 1. (Schreber IV. 607. T. 170.) Buffon, Suppl. 7. tab. 77. Raffles, Linn. Trans. XIII. 257.

Andere haben auch hinten 5 Klauen, aber einen kurzen Schwanz.

5) Das gemeine (H. cristata), Porc épique; Porcupine; Yzerverken (Eiſenferkel) am Vorgebirg der guten Hoffnung,

wird 2—2½ Schuh lang, der Schwanz nur 4 Zoll, und

ſieht ſowohl nach ſeinem dicken Leib, als nach dem gewölbten Kopf einigermaaßen wie ein Schwein aus; der Rücken und die Seiten ſind mit 6—9 Zoll langen, weiß und ſchwarz geringelten Stacheln bedeckt und mit feinen Haaren untermiſcht; auf dem Kopf ein Buſch Borſten; wiegt 20—30 Pfund.

Seine eigentliche Heimath iſt die Südküſte des mittelländiſchen Meers oder die Barbarey, von wo es auch an die nähern Nordküſten, nach Spanien, Sicilien und Calabrien herüber gekommen iſt; erſtreckt ſich übrigens durch ganz Africa; ferner in Klein-Aſien und häufig im nördlichen Perſien, aber nicht in Rußland und America, jedoch wahrſcheinlich in Indien, woher Buffon eines erhalten hat; aber, wie es ſcheint, nicht auf den Molucken; wenigſtens iſt es von Raffles nicht aufgeführt.

Sie wohnen in Gängen unter der Erde, wie die Füchſe, mit mehreren Keſſeln und gehen nur des Nachts aus, um Früchte und Wurzeln, beſonders die Drachenwurzel (Calla aethiopica) zu ſuchen, halten ſich des Winters innen, ohne aber in Winterſchlaf zu fallen, kugeln ſich auch nicht zuſammen, wie die Murmelthiere. Sie werfen im April 2—4 Junge und können auch gerade ſo viel ernähren. Sie werden leicht zahm und laufen ihrem Herrn nach, wie ein Hund, freſſen Brod, Käſe, Obſt, Kohl und andere Gartengewächſe, und werden daher am Vorgebirg der guten Hoffnung ſehr verfolgt. Um ſie zu fangen, ſchleicht man ſich des Nachts auf den Platz mit einer bedeckten Laterne; die Hunde machen Lärm, treiben ſie aus ihrer unterirdiſchen Behauſung, und hindern ſie, davon zu laufen. Man ſchlägt ſie dann mit einem Stock auf den Kopf leicht todt. Am Körper kann man ſie nicht wohl verletzen, weil ſie denſelben faſt wie ein Igel ſo zuſammenziehen, daß die Stacheln überall hinausſtehen. Sie greifen nicht an und beißen nicht; werden ſie gereizt, ſo ſträuben ſie mit einem Geräuſch ihre Stacheln, ſtampfen auf den Boden und grunzen wie die Schweine. Sie ſind indeſſen in den Häuſern nicht wohl zu halten, weil ſie alles durchnagen, ſelbſt die Thüren. Sie werden fett und ſchmecken wie Schweinefleiſch; beſonders gut, wenn ſie einige Tage im

Rauche gehangen haben. Die Stacheln dienen zu Pinſelſtielen. Sie ſind hohl und enthalten ein ſchwammiges Mark, wie der Federkiel. Die kürzern werden 6—12 Zoll lang und 1½ Linien dick; die dünnern ſind biegſam und 15 Zoll lang. Die jungen Stacheln wachſen in die alten hinein, ſo daß dieſe ganz locker daran hängen bleiben und beym Sträuben weggeſchleudert werden. Dadurch iſt die Sage entſtanden, daß ſie abſichtlich die Stacheln gegen ihre Feinde ſchleuderten. Indeſſen verwunden ſich die Hunde ſehr oft daran, wenn ſie zu raſch auf die Thiere ſpringen, um ſie zu halten. Zu der obigen Sage hat Plinius unſchuldiger Weiſe Veranlaſſung gegeben, denn er ſagt: nur Indien und Africa bringt Stachelſchweine hervor, mit größern Stacheln als der Igel, welche beym Sträuben losgehen. Sie ſtechen ſich in die Schnauze der Hunde und werden auch noch etwas weiter geſchleudert. Im Winter halten ſie ſich verborgen wie viele andere, beſonders die Bären. Lib. VIII. cap. 35. p. 460. Harduin.

Der ſogenannte Sauſtein (Piedra del Porco) ſoll der Gallenſtein dieſes Thiers ſeyn. Er kommt aus Oſtindien und wurde ehemals als ein koſtbarer Bezoar mit 100 Kronen bezahlt. Das Fleiſch kommt nach Rom auf den Markt, wahrſcheinlich aus dem Neapolitaniſchen: denn um Rom ſelbſt ſcheint es keine zu geben. Wer ſollte glauben, daß die Poeſie an dem Stachelſchwein Geſchmack finden könnte: und dennoch iſt es ganz artig beſungen worden, freylich von einem alten Dichter, denn unſere neuen geben ſich nicht mehr mit Thieren ab *).

---

*) De Histrice.

Audieram memorande tuas Stymphale volucres;
Spicula vulnifero quondam sparsisse volatu.
Nec mihi credibilis ferratae fabula pinnae
Visa diu: datur ecce fides, et cognitus histrix,
Herculeas affirmat aves: os longius illi,
Assimilat porcum, mentitae cornua setae
Summa fronte rigent, oculis rubet igneus ardor,
Parva sub hirsuto catuli vestigia dorso.
Hanc tamen exiguam miro natura tueri

Die Italiäner tragen oft welche zur Schau herum. Geßner 631. Fig. Kolbe, Vorg. d. g. H. 166. Fig. Seba I.

Praesidio dignata feram, stat corpore toto
Sylva minax, jaculisque rigens in proelia crescit
Picturata seges, quorum cute fixa tenaci,
Altera succrescit, alternantesque colorum
Cincta vices, spatiis intus nigrantibus exit.
In solidae speciem pinnae, tentataque furtim
Levis in extremum sese producit acumen.
Sed non haec acies ritu sylvestris Echinni
Fixa manet, crebris propugnat jactibus ultro,
Et longe sua membra regit, tortumque per auras
Evolat, excusso nativum missile tergo.
Interdum fugiens Parthorum more sequentem
Vulnerat, interdum positis velut ordine castris
Terrificum densa mucronem verberat unda,
Et consanguineis hastilibus asperat armos.
Militat omne ferae corpus, vibratataque rauco
Terga fragore sonant, stimulis accensa tubarum,
Agmina collatis credas confligere signis:
Tantus in angusto strepitus furit: additur armis
Calliditas, parcusque sui timor, iraque nunquam
Prodiga telorum: caute contenta minari,
Nec nisi servandae jactus impendere vitae.
Error abest, certum solertia destinat ictum,
Nil spatio fallente modum: servatque tenorem
Muta cutis, doctique regit conamina visus.
Quid labor humanus tantum ratione sagaci
Proficit? eripiunt trucibus Cortinia capris
Cornua, subjectis eadem lentescere cogunt
Ignibus, intendunt taurinos viscere nervos,
Instruitur pinnis, feroque armatur harundo.
Ecce brevis propriis munitur bestia telis,
Externam nec quaerit opem, fert omnia secum,
Se pharetra, sese jaculo, sese utitur arcu.
Unum animal cunctas bellorum possidet artes.
Quod si omnis nostrae paulatim industria vitae,
Fluxit ab exemplis: quicquid procul appetit hostem,
Hinc reor inventum, morem hinc traxisse Cydonas
Bellandi, Parthosque retro didicisse ferire,
Prima sagittiferae pecudis documenta secutos.

Claudiani Epigr.

T. 50. F. 1. Ridingers kl. Thiere T. 90. Knorr, deliciae II. tab. K. Buffon XII. 402. T. 51. 52. Gmelins Reiſe III. 108. T. 21. Schreber IV. 599. T. 167. Sparrmanns Reiſe 146. Pallas, Zoogr. I. 141. Anatomie bey Perrault, Mém. acad. III. 1699. II. p. 33. fig. 41.

c. Andere haben 2 Furchen in den obern Nagzähnen, vorn 4 Zehen mit einem Daumenſtummel, hinten 5 und einen mäßigen aber kurz behaarten Schwanz, 4 Backenzähne mit 3 Falten, deren Schmelzlinien nicht durchgehen. Aulacodus.

6) Die Grundratte (Aul. swinderianus)

iſt faſt ſo groß und dick wie eine Katze, Leib 17 Zoll lang, Schwanz 9; die Behaarung iſt eigenthümlich, und beſteht, mit Ausnahme des Schwanzes, aus flachen, faſt ſtachelartigen Borſten, 1—1½ Zoll lang, deren Spitzen allein biegſam und haarartig ſind; Färbung ſtahlgrau, wechſelnd in kupferroth.

Der Kopf iſt 4½ Zoll lang, die Vorderfüße 5, Hinterfüße 6½; die Ohren 1 Zoll und faſt eben ſo breit. Die obern Backenzähne haben an der äußern Seite 2 einſpringende Schmelzfalten bis über die Mitte der Krone, an der innern nur eine kürzere; unten iſt es umgekehrt; alſo faſt wie bey dem nordamericaniſchen Stachelſchwein (Hystrix dorsata).

Temminck hat dieſes ſeltene Thier zuerſt beſchrieben und als ein eigenes Geſchlecht aufgeſtellt, aber nur nach einem etwa 2 Monat alten Exemplar, welches er durch Van Swinderen erhalten hat, ohne daß man recht wußte, woher es ſtammt. Es war noch nicht größer als eine Waſſerratte; Schnauze ſtumpf, Schnurren lang, Ohren ſehr groß und nackt, faſt wie menſchliche geſtaltet, 2 Backenzähne, ganze Schlüſſelbeine, 13 Rippen, getrennte Speiche und Elle, ebenſo Schien- und Wadenbein und ein großer Blinddarm. Temminck, Monogr. VII. 1827. 4. 245. tab. 25.

Endlich wurde ein ausgewachſenes Thier durch Boyle aus der Sierra Leone in Africa eingeſchickt und von Bennett beſchrieben. Es lebt von Erdnüſſen und andern Wurzeln; auf dem Schiff wurde es ſehr zahm und fraß Cartoffeln. Die Eng-

länder nennen es Grundratte und Grundferkel (Ground-Rat, Ground-Pig); es iſt wahrſcheinlich Bosmanns wilde Ratte, welche dicker als eine Katze iſt. Iſis 1834. 840.

3. Zunft. Laufmäuſe.

Hinterleib dicker, Hinterfüße länger, zum Hüpfen, mit ſtumpfen Klauen; Blätter- oder Faltenzähne.

Hieher gehören die Haſen und Meerſchweinchen, welche größtentheils von weichen Kräutern leben, beſonders Kohl und Salat, ſehr ſchnell laufen, meiſtens hüpfend oder galoppierend, ſelten eine Stimme hören laſſen, wenig graben und wenig Junge werfen. Ihre Ohren ſind meiſtens ſehr lang, der Schwanz dagegen kurz. Es ſind ſehr friedliche und furchtſame Thiere, die ſich durch nichts anderes als durch die Flucht zu vertheidigen wiſſen. Außer den Haſen leben alle andern nur in warmen und ſelbſt heißen Ländern, was um ſo merkwürdiger iſt, da ſie einen ſehr dichten und linden Balg haben, der vor der Kälte ſchützt. Er wird indeſſen faſt nur zu Hutfilz gebraucht, kommt aber als ſolcher in großer Menge in den Handel.

Es gibt welche, die faſt beſtändig bloß auf den Hinterbeinen gehen und hüpfen;

andere dagegen laufen auf allen Vieren, obſchon ſie ebenfalls zu hüpfen pflegen.

A. Hüpfende: Vorderbeine ſehr kurz, Hinterbeine und Schwanz ſehr lang.

1. G. Die Springer oder Springmäuſe (Dipus)

ſind kleine Thierchen mit 3 oder 4 etwas gefalteten Zähnen; der Kopf ſehr breit, mit großen Augen, vorn und hinten 3 große Mittelzehen, dort immer, hier manchmal 2 kurze Nebenzähne.

Sie leben in Höhlen, und ſind durch ihre abweichenden Füße, alſo den Taſtſinn, characteriſiert.

a. Die einen haben gefurchte Nagzähne und 3 Backenzähne wie die Mäuſe, aber die Hinterfüße länger, mit 2 auftretenden Nebenzehen, und der lange Schwanz behaart. Gerbillus.

Sie finden ſich bloß in den wärmern Ländern der alten Welt.

1) Der Sandſpringer (Mus. longipes, meridianus) iſt etwas größer als die Feldmaus, über 4 Zoll lang, der Schwanz etwas kürzer mit einem Buſch, die Ohren kürzer als der Kopf, hinten 5 Zehen, Nagzähne gelb; Färbung röthlichgrau, unten, Maul und Pfoten weiß, Schwanz gelb.

Ein ſehr zierliches Thierchen in den Sandwüſten des caſpiſchen Meers, wo ſie im Freyen ſpielen, geſtört aber in ihre Höhlen eilen; ſie hüpfen nicht bey der Flucht, wie die andern, ſondern laufen wie die Mäuſe, und man glaubt daher, daß ſie vielleicht zu den Schlafratzen gehören könnten. Sie ſcheinen die Samen vom Traganth zu freſſen. Seba II. Taf. 29. Fig. 2. Pallas, Reiſe II. 701. Glires 314. T. 18. B. Schreber IV. 856. T. 231.

2) Eine andere, der Salzſpringer (Mus tamaricinus), lebt eben daſelbſt, aber in den Salzwüſten, wo es viele Tamarisken, Salzkräuter und Salpeterſträucher gibt. Sie iſt größer als eine Ratte, und ſieht ziemlich aus wie die Eichelmaus, graulichgelb, unten weiß. Leib 6½ Zoll lang, Schwanz 5, geringelt, aber bräunlich behaart und mit einem Pinſel; Nagzähne gelb, die obern gefurcht. Sie gräbt unter den Wurzeln der genannten Pflanzen ſehr tiefe Gänge mit 2 Mundlöchern und aufgeworfener Erde, in welche man 8—10 Eimer Waſſer gießen kann, ohne daß ſie ausgefüllt würden. Man fängt ſie daher mit Fallen, und bekommt ſonderbarer Weiſe nur Männchen, wann ſie einkriechen wollen. Sie ſchweifen des Nachts umher. Pallas, Reiſe II. 702. Glires 88. Taf. 19. Schreber IV. 859. T. 232.

b. Andere verhalten ſich ebenſo, haben aber noch längere Hinterbeine, einen faſt nackten Schwanz und ein kleines Zähnchen vor den 3 obern Backenzähnen. Meriones.

3) Es gibt auch eine in Indien (D. indicus) von der Größe der Hausratte, oben rothbraun, unten weiß, der Schwanz länger als der Leib, am Ende ſchwarz. Länge des Leibes 6½ Zoll, Schwanz 7, ſchwach behaart, aber mit einem

Pinſel; Augen groß und ſchwarz, obere Schneidzähne gefurcht, vorn 4 Zehen mit einem Daumenhöcker, hinten 5, die 3 mittlern viel länger, Krallen weiß, wie eine Ahle geſtaltet. Findet ſich in Hindoſtan, zwiſchen Benares und Hudwan, nährt ſich von Gerſte und Waizen, und legt davon in geräumigen Gruben einen beträchtlichen Vorrath an, den ſie aber nicht eher berührt, als nach der Ernte. Sie ſchneidet die Aehren unten ab, und trägt ſie ganz fort; geht nur bey Nacht aus, läuft ſehr ſchnell, und macht oft Sprünge von 4—5 Schritt. Hardwicke in Linn. Trans. VIII. tab. 7. (Iſis 1823. 828.) Fréderic Cuv., Mammifères Livr. 40. Hérine.

4) Die canadiſche (Mus canadensis, Dipus americanus) iſt nicht größer als eine Maus, nur 2 Zoll lang, Schwanz 3½, faſt nackt; Ohren kürzer als der Pelz, Färbung roſtroth, unten weiß. Obere Schneidzähne gefurcht.

Sie wohnt in den Wäldern von Canada, hüpft ſehr hurtig auf den Hinterbeinen, ſo daß man ſie ſchwer fangen kann; ſie fällt in Winterſchlaf, rollt ſich zuſammen, ſo wie den Schwanz um den Leib, und liegt in einem runden Ball von Lehm, den ſie ſich ſelbſt zurecht macht. Pennant, Quadrup. II. 172.

Davies konnte ein Stück, welches in der Nachbarſchaft von Quebeck aus dem Wald in ein weites Feld gerathen war, erſt nach einer Jagd von einer Stunde fangen, obſchon ihrer 4 Perſonen demſelben nachgelaufen waren. Es machte Sprünge von 3—5 Schuh, aber ſelten höher als 1 Schuh; in den Wäldern hüpfen ſie viel höher, und dann ſind ſie gar nicht zu bekommen, weil ſie ſich ſogleich ins Gebüſch verſtecken. Das gefangene war ſehr ermüdet, aber dennoch hurtig und munter, fraß jedoch nichts und ſtarb den andern Tag. Ein Gärtner fand im May, 20 Zoll unter Grund, einen Erdball von der Größe eines Spielballs. Da er nicht wußte, was es war, ſo zerſchlug er ihn mit dem Spaden in zwey Stücke, und fand darinn das Thierchen zuſammengerollt, faſt wie ein Küchelchen im Ey, ohne alles Futter. Wahrſcheinlich ſchlafen ſie alſo vom October bis zum May, ohne zu freſſen. Linn. Trans. IV. 1798. 155. t. 8. fig. 1. 2. Shaw T. 161.

In Labrador gibt es eine ähnliche (M. labradorius),

welche ſich nur durch längere Ohren unterſcheidet; oben dunkelbraun, Seiten bräunlichgelb, unten und die Ränder des Mundes weiß; Vorderfüße ſehr kurz, weiß, mit 4 Zehen und einem flachen Nagel am Daumenſtummel, hinten 5; Länge 6½ Zoll, Schwanz 5¼. Die Backenzähne wie bey den Eichhörnchen geſtaltet, oben 4, unten 3, der erſte ſehr klein, der zweyte mit 3, der dritte mit 4, der vierte mit 2 Spitzen; die Augen klein, die Ohren 5 Linien hoch und oval. Richardson, Fauna bor. am. I. Nro. 46. (Iſis 1832. 84.) Sabine in Franklins Narrative. 1823. pag. 661. Pennant, vierf. Thiere II. 519. Schreber IV. T. 196.

c. Andere haben 3 Faltenzähne, aber meiſt oben einen Backenzahn mehr, einen dicken Kopf mit großen Augen und Ohren, einen langen, zweyzeiligen Schwanz; die 3 langen Zehen der hintern Füße haben nur einen einzigen Mittelfußknochen, und wenn Nebenzehen da ſind, ſo treten ſie nicht auf; Vorderfüße ebenfalls ſehr klein mit 5 Zehen.

Sie leben in Aſien und Africa, ſind haſengrau, unten weiß, ſo wie die Schwanzſpitze, vor der meiſtens ein ſchwarzer Flecken in Geſtalt eines Pfeils. Dipus.

H. Lichtenſtein hat darüber eine eigene Abhandlung geſchrieben in den Schriften der Berl. Academie 1825.

* Hinten keine Nebenzehe.

5) Die ägyptiſche (D. aegyptius), Jerboa,

iſt ſo groß wie eine Ratte, fahl, unten weiß, Schwanzbuſch ſchwarz mit weißer Spitze, Ohren ⅔ des Kopfes, hinten nur 3 Zehen behaart. Nagzähne gelb, obere tief gefurcht. Länge des Leibes 6½ Zoll, Schwanz 6½, Hinterfüße 6.

Dieſe Springmaus bewohnt Aegypten, die Barbarey, Paläſtina, und war ſchon bey den Alten unter dem Namen der zweybeinigen Mäuſe (M. bipes) bekannt. Plinius ſagt jedoch nichts weiter von ihnen, als daß ſie auf 2 Beinen giengen. Lib. X. cap. 65.

Theophraſt (Opuscula 295.) und Aelian (XV. c. 26.) ſagen: in Aegypten gebe es ſehr große, zweybeinige Mäuſe,

welche die kürzern Vorderfüße wie Hände brauchten, auf den hintern aufrecht giengen, und hüpften, wenn ſie verfolgt würden. Edwards Taf. 219. (Seeligmann VII. T. 19.) Buffon XIII. 143. Gerbo, Gerboise. Allamand in Buffon Suppl. VI. tab. 39. 40. (D. locusta). Sonnini in Journ. de Phys. 31. 1787. 329. Pennant II. 483.

Nach Haſſelquiſt heißt ſie in Aegypten Garbuah, bey den dortigen Franzoſen Rat de montaignes. Sie geht nur auf den Hinterfüßen, läuft aber hüpfend, ſitzt auf den gebogenen Knieen mit angelegten Füßen und hält die Speiſen mit den vordern, ſchläft bey Tag und wacht bey Nacht, frißt Waizen, Seſam und Brod, fürchtet den Menſchen nicht, wird aber nicht zahm, und muß daher im Käfig gehalten werden, worinn ſie über ein Jahr ausdauert. Man könnte ſagen, dieſes Thier ſey ein Monſtrum aus verſchiedenen Thieren zuſammengeſetzt: es habe den Kopf des Haſen, den Schnurrbart des Eichhörnchens, den Rüſſel des Schweins, den Leib, die Ohren und die Vorderfüße der Maus, die Hinterfüße des Vogels und den Schwanz des Löwen. Auf dieſe Weiſe ſind vielleicht die meiſten Monstra der Alten entſtanden, wie die Greife und Einhorne, indem die Maler, welche die Natur nur nachäfften, die einzelnen Theile mit Uebertreibungen wiedergaben. Schwed. Abhandl. XIV. 1752. 129. T. 4. Reiſe 227. Hemprich und Ehrenberg haben ſie am untern Nil und im nördlichen Arabien gefunden, und ſechs lebendig nach Berlin gebracht, wovon einige mehrere Jahre lebten und ſehr zahm wurden. Lichtenſtein, Berl. Acad. 1825. 133. Taf. 1.

6) Eine ganz ähnliche Gattung, der Pfeil- oder Schafſpringer (D. sagitta),

findet ſich auch im ſüdlichen Rußland, und zwar am Irtiſch, in der Songarey, Mongoley und jenſeits des Baikalſees, wo ſie im ſandigen Boden Gänge macht. Sie iſt etwas kleiner, 6 Zoll lang, die Ohren nur halb ſo lang als der Kopf; lebt von Tulpenzwiebeln, Wurzeln und Kräutern, und gibt, beunruhigt, einen kläglichen Laut von ſich. Heißt bey den Mongolen Alakdagha, bey den Kalmucken Choin-Jollman (Schafſpringer), weil ſie ſich

gern unter Schafheerden aufhalten, bey den Ruſſen Tarbagantſchik (Murmelthierlein), in Indien Abalak. Pallas, Reiſe II. 706. Glires pag. 87. tab. 21. Zoogr. I. 181. Schreber IV. 849. T. 229.

* Hinten eine äußere Nebenzehe.

7) Die cyrenäiſche (D. tetradactylus)

iſt nur 5 ½ Zoll lang, ſo der Schwanz, Ohren ſo lang als der Kopf. Lichtenſtein, Berl. Acad. 1825. T. 3.

Nach Bruce lebt dieſer Jerboa als ein unſchädliches Thier in der Wüſte, hat faſt die Größe einer Ratte mit einem glänzenden und gelblichbraunen Pelz, deſſen Haarſpitzen ſchwarz ſind. Er hält ſich an den ebenſten Stellen, vorzüglich auf Kiesboden, auf, in welchen er Gänge von mehreren Kammern gräbt. Damit die Wohnung nicht einfalle, macht er ſie unter den Wurzeln von Wolfsmilch, Thymian und Wermuth. Man findet in derſelben Gegend viele Hornſchlangen, aber nur ein einziges Mal hat er in einer den Jerboa verſchluckt gefunden. Er ſteht faſt immer auf den Hinterbeinen, ſetzt ſich beym Ausruhen aufrecht nieder, liegt jedoch auch bisweilen auf allen Vieren. Stehend mißt er 6 ¼ Zoll, der Kopf 14 Linien, die Ohren ¾ Zoll, ſind nackt und abgerundet; die Hinterbacken mit einem ſchwarzen Halbcirkel umgeben, daß es ausſieht, als gehörten die Füße nicht zum Leibe; der Schwanz iſt 6 ¼ Zoll lang, ſehr dünn und nur wie eingeſetzt, die erſte Hälfte ſchwach und weiß behaart, die andere ſtark und ſchwarz, am Ende weiß. Man ſollte glauben, er wäre dem Thier wegen ſeiner Länge beſchwerlich; es kann ihn aber ſehr gut brauchen, indem es damit ſeinen Sprung regiert. Die Vorderfüße ſind nur 1 ¼ Zoll lang; die Schnauze iſt ¾ Zoll länger als der Unterkiefer; Schnurrbart 1 ½ Zoll. Am Vorderfuß nur 3 Zehen, am hintern 4, eine kurze weiter hinten, wo ein Schopf ſchwarzer Haare ſteht.

Es findet ſich allenthalben in Arabien, Syrien und in den Wüſten von Africa, am häufigſten aber im Cyrenaicum oder Pentapolis. Ich ließ ſie durch die Araber und meine Bedienten mit Stöcken erſchlagen, damit das Fell nicht verletzt wurde. Dieſe Felle ließ ich dann zu einem Kleide zuſammennähen, und

es mit den Schwänzen beſetzen, daß es wie Hermelin ausſah. Durch das lange Tragen wurden die Felle immer ſchöner und glänzender. Das Fleiſch iſt fett und wird von den Arabern gegeſſen; es ſchmeckt wie Caninchen, und noch beſſer.

Sie leben nicht geſellig, ſondern paarweiſe, jedoch viele beyſammen.

Bey Tripolis jagt man ſie mit Hunden. Man ſollte glauben, eine ſolche Jagd könnte nicht lang dauern: allein ich habe oft geſehen, daß ein Jagdhund ſelbſt in einem eingeſchloſſenen Raume eine Viertelſtunde zubrachte, ehe er Herr über ſeinen ſchnellen Gegner wurde. Bey den Iſraeliten gehörte es zu den verbotenen Thieren. Jeſaias 66. V. 17. Man hat es mit Unrecht für den Saphan der heil. Schrift gehalten, welcher geſellig lebt und ſich in Felſen aufhält. Man findet ſie auf alten Münzen vom Cyrenaicum abgebildet, unter dem Stengel von einem Silphium, und eine ſolche Münze ſteht in N. Hayms **Tesoro britannico II. p. 124. tab. 17.**, copiert von Pennant II. T. 80. Bruce, Reiſe V. 128. T. 27. (Meyers zool. Entdeckungen 82.)

Sonnini hat auf ſeinen Reiſen in Aegypten dieſe Thiere zu beobachten häufig Gelegenheit gehabt. Sie finden ſich gemein in Nieder-Aegypten, beſonders in Balſire oder im weſtlichen Theil, wo ſie mit Unrecht den Namen Bergratten erhalten; beſonders häufig beſucht werden von ihnen die Sand-Ebenen und die Schutthaufen von Alexandrien, wo ſie truppweiſe leben und gemeinſchaftlich Gänge mit ihren Nägeln und Zähnen graben, ja ſelbſt den Tuff unter der Sandſchicht durchbrechen. Sie ſind gerade nicht ſcheu, aber doch ſehr unruhig: beym geringſten Geräuſch oder Anblick eines neuen Gegenſtandes eilen ſie in ihre Löcher, und man kann ſie daher nur tödten, wenn man ſie überraſcht. Die Araber wiſſen ſie lebendig zu fangen, indem ſie die Mundlöcher der verſchiedenen Gänge zu ihrem Lager verſtopfen, bis auf eines, und ſie dann heraustreiben. Das Volk von Aegypten ißt das Fleiſch, das übrigens nicht für ein beſonderes Gericht angeſehen wird; ihre Felle braucht man als ſchlechtes Pelzwerk.

Ich habe in Aegypten 6 in einem Drahtkäfig gehabt: ſchon in der erſten Nacht hatten ſie das Rahmwerk ganz zerfetzt, daß ich es mit Blech mußte beſchlagen laſſen. Sie freſſen Korn, Reiß, Nüſſe und alle Arten von Früchten; liebten die Sonne, und ſchmiegten ſich an einander ſobald man ſie daraus wegnahm, als wenn ihnen die Verminderung der Wärme unangenehm wäre. Reiſende haben behauptet, ſie ſchliefen bey Tag und nicht bey Nacht; ich habe das Umgekehrte geſehen. Die meinigen waren nie lebhafter und luſtiger als in der Sonne, und im Freyen begegnet man ihnen oft am hellen Tage um ihre unterirdiſchen Wohnungen. Obſchon ſie in allen Bewegungen ſehr ſchnell ſind, ſo ſcheint doch Sanftheit und Ruhe ihr Character zu ſeyn. Sie leben friedlich in zahlreichen Schaaren in ihren gemeinſchaftlichen Schlupfwinkeln. Die meinigen ließen ſich ohne weiters berühren. Es fand unter ihnen nie Lärm oder Streit ſtatt, ſelbſt nicht beym Freſſen; übrigens bezeigen ſie weder Freude und Furcht, noch Erkenntlichkeit. Ihre Sanftheit war weder liebenswürdig noch intereſſant, und ſchien die Wirkung einer kalten und völligen Gleichgültigkeit zu ſeyn, welche an Stumpfheit gränzte. Drey ſtarben nach einander in Alexandrien, zwey auf dem Schiff und eines entkam.

Sie ſind faſt ſo groß als eine Ratte, Oberkiefer länger als der untere, und ſeine Zähne gefurcht; die Naſe nackt, weiß und knorpelig; die Ohren groß und faſt nackt, unten weiß, oben grau. Die Haare des Leibes dicht, lang und ſeidenartig, fahl mit ſchwarzen Spitzen, unten weiß. Vorn 5 Zehen, der Daumen ohne Nagel; hinten nur 3 Zehen und an der Ferſe noch eine Art Sporn oder Spur einer vierten Zehe.

Man ſollte daher glauben, es ſey die Gattung, welche in der Barbarey vorkommt. Der Schwanz nicht dicker als ein Federkiel, faſt viereckig, kurz behaart, außer dem Schwanzbuſch, der halb ſchwarz, halb grau iſt. Leibeslänge 5 1/2 Zoll, Kopf 1 2/3, Schwanz 8 1/2, im Ganzen 15 2/3, Ohren 1 1/2, Vorderfüße 1 Zoll 7 Linien, hintere 6 Zoll 2 Linien, Mittelzehe 10 Linien, Sporn 1 Linie. Sie können 8 Junge ernähren. Sie finden ſich in Menge, nicht bloß in Aegypten, ſondern in Arabien, Syrien und

in der Barbarey. Ihr Magen iſt einfach, und ſie können daher nicht wiederkäuen, wie man geſagt hat. Journal de Physique 31. 1787. p. 329.

* Hinten 2 Nebenzehen.

8) Der Pferdſpringer (M. jaculus)

hat die Größe des Eichhörnchens, 7 Zoll lang, der Schwanz 10, Ohren ſo lang als der Kopf, ziemlich von denſelben Farben.

Ihr eigentlicher Aufenthalt iſt das ſüdliche Rußland, in den Wüſten von der Donau und dem Don bis zur großen Tatarey, und auch die Krimm, wo man den Pfeilſpringer nicht bemerkt, fehlt aber in Sibirien, und geht überhaupt nicht über den 50. Grad hinaus.

Man unterſcheidet 3 Spielarten, wovon der Leib der kleinern (D. acontion, pygmaeus, Lichtenſtein T. 8.) nicht viel über 4 Zoll,

der der größern gegen 7 Zoll mißt und 15 Loth ſchwer iſt.

Die mittlere (D. halticus) iſt am häufigſten.

Sie machen ihre Gänge in trockenen und veſten Boden, und zwar mit dem Kopfe und den Vorderfüßen, werfen aber den Grund mit den hintern aus; ſie ſind mehrere Ellen lang, und endigen in einen mit Kräutern ausgefütterten Keſſel. Iſt das Thier darinn, ſo iſt der Ausgang verſtopft. Oft machen ſie einen andern Gang zur Flucht, der ſich dicht unter der Erde endigt. Der Keſſel liegt 1 Fuß tief, und hat bisweilen Nebenkammern, worinn 2—3 Paar hauſen und Winterſchlaf halten, ohne jedoch etwas einzutragen, wie man aus Unverſtändniß mit dem Pfeifhaſen (Lepus ogotona) geſagt. Sie kommen nach Sonnenuntergang heraus und bleiben bis zum Morgen, und freſſen vorzüglich die Nüſſe der Spitzklette (Xanthium strumarium). Bey Gefahr fliehen ſie nicht gerade nach ihren Höhlen, ſondern hüpfen lang hin und her, um ihren Feind zu ermüden, und ſchlüpfen dann erſt in irgend eine Höhle. Das Hüpfen geſchieht ſo ſchnell, daß ſie kaum die Erde zu berühren ſcheinen, und kaum von einem Pferd eingeholt werden. Beym Stehen ſtützen ſie ſich auf den Schwanz, wie die Känguruh. Werden ſie von einer Höhe heruntergeworfen, ſo fallen ſie immer auf

die Hinterfüße. Ungeſtört laufen ſie auf den Vorderfüßen, wie die Haſen.

In den Zimmern ſchlafen ſie untertags zuſammengerollt an einem dunkeln Ort; des Nachts durchnagen ſie zolldicke Bretter; gereitzt laſſen ſie eine Stimme hören, wie junge Katzen, erzürnt eine Art Grunzen. Sie werden übrigens ſehr zahm, und laſſen ſich in die Kleider ſtecken, wo ſie die Wärme ſuchen. Sie putzen ſich unaufhörlich. Sie freſſen Kohl, Beeren, Brod, Waſſermelonen, aber nicht die Kerne; auch verzehren ſie rohes Fleiſch, und beſonders gern die Eingeweide der Vögel. Greifen eingeſperrt einander ſelbſt an, und freſſen den getödteten die Augen und das Hirn aus. Sie hecken mehrmals blinde Junge, deren ſie 8 ernähren können. Sie werden durch Nachgraben und eingegoſſenes Waſſer gefangen und gegeſſen. Das Fell iſt unbrauchbar. Bey den Ruſſen heißt er Semlaenoi-Saëtz (Höhlenhaſe) und Tuſchkantſchik (Häslein), bey den Tataren Jallman, bey den Kalmucken Morin-Jollman (Pferdſpringer), wahrſcheinlich weil ſie ſich unter den Pferden aufhält. Pallas, Glires 87. tab. 20. Zoogr. I. 181. Gmelin, nov. Comm. petrop. V. 1754. 351. tab. 11. fig. 1. Reiſe I. 1770. 26. T. 2. Olearius hat ihn bey Torki in Circaſſien angetroffen. Er ſagt, er laufe nur bergauf, in der Ebene krieche er aber faſt oder mache Springe 5—6 Schuh weit. Iter persicum L. VI. p. 64. Aldrovand, Digitata 396. Fig. Lepus indicus Utias dictus. Buffon XIII. 141. Alagtaga. Schreber IV. 842. T. 228. Pennant II. S. 166. T. 80. Sibirian Jerboa, Ueberſ. II. 485. T. 45. F. 1. Pallas, Zoogr. I. 181.

Ueber ſeine Lebensart findet man in einem Werk, worinn man es nicht geſucht hätte, mehr Auskunft als in irgend einer naturhiſtoriſchen Schrift, nehmlich in Hayms Tesoro britannico overo Museo nummario II. 1720. 4. p. 124, wo er eine Goldmünze von Cyrene abbildet mit einem Reuter, auf der Rückſeite mit dem berühmten Kraut Silphium und einem Springer darunter. Um die Münze zu erklären, hat er ſich ſolch ein Thierchen von Aleppo verſchafft, wobey man alſo erfährt, daß es auch in Kleinaſien vorkommt. A. Ruſſell ſagt jedoch, daß ſie dort

ſehr ſelten ſeyen (II. S. 59.). Haym hatte ſein Thierchen ein Jahr lang, und aus der Beſchreibung geht hervor, daß es nicht die ägyptiſche Gattung, ſondern die gegenwärtige war, weil er ausdrücklich ſagt, daß es hinten 2 Nebenzehen habe, und auch dieſelben ganz deutlich nebſt dem Thier in Lebensgröße, und in drey verſchiedenen Stellungen, abbildet. Bald ſetzt es alle vier Füße auf den Boden, bald ſteht es nur auf den hintern, immer aber geht es nur auf den 2 letztern; es ſitzt ſehr hoch, wenn es erſchreckt wird, und läuft ſehr ſchnell, faſt gerad aus und hüpfend wie die kleinen Vögel. Sein ſchwarzes Auge ſteht weit vor, und iſt lebhafter als ich es bey irgend einem andern Thier geſehen habe. Sein Haar iſt feiner als das des Bibers, und lang; die Ohren ſehr fein; die Vorderfüße ſehr kurz und haben 5 Finger, faſt wie an der Hand des Menſchen; Schnurrbärte ſehr lang und ſchwarz. Das Haar auf dem Rücken fällt ins Gelbliche und iſt gemiſcht, faſt wie ein Haſenfell, mit einigen dunkeln, faſt ſchwarzen Flecken; Bauch ſchneeweiß. Die Hinterfüße ſind ſo lang als der ganze Leib, am Ende in 3 Zehen getheilt, nebſt 2 Sporen in der Mitte des Schienbeins; ſehen überhaupt Vogelfüßen ſehr gleich. Der Schwanz fällt ebenfalls ins Gelbe, iſt kurz behaart, hat aber am Ende eine weiße Blume mit einer ſchwarzen Leiſte, wodurch ſie in der Mitte nach beiden Seiten getheilt wird.

Ich habe verſucht, ihm verſchiedene Speiſen zu geben; die 3 oder 4 erſten Monate fraß es nichts als Mandeln, Piſtacien und geſchrotenes Korn, ohne je zu ſaufen, weil man mir geſagt hat, daß es das nicht thue, und ich ihm daher kein Waſſer gegeben habe: nichts deſto weniger ließ es viel Harn. Nachher habe ich gefunden, daß es auch Aepfel, Möhren, Rüben und noch lieber Kräuter fraß, jedoch ſolche, die wenig Geruch haben, wie Spinat, Salat, Neſſeln u.ſ.w., aber nie Rauten, Menthen, Thymian u. dergl.; es ſoff auch gern Waſſer, aber nicht immer: als es einmal unwohl war, wollte ich ihm Waſſer mit Safran geben; es nahm daſſelbe aber nicht, obſchon ich es ſehr nöthigte; es fraß Brod, Zucker und ähnliche Dinge, aber nie Käſe und andere Milchſpeiſen. Einmal ſtellte ich es auf

rothen Sand, und davon verſchluckte es ſo viel, daß ich es wirklich ſchwerer fand, als ich es in die Hand nahm. Zuletzt zog es allen Speiſen Hanfſamen vor. Es hatte gar keinen übeln Geruch, wie ähnliche Thiere, Mäuſe, Eichhörnchen, Caninchen u.ſ.w. Es war ſehr ſanft, ſo daß man es mit aller Sicherheit in die Hand nehmen konnte; es biß niemals. Es war furchtſam, wie ein Haſe, ſelbſt vor kleineren Thieren. In der kalten Jahrszeit litt es viel; daher mußte ich es des Winters immer in der Nähe des Feuers halten. Ich glaube, es hätte lang gelebt, wenn es nicht zufällig wäre getödtet worden.

2. G. Die Springhaſen (Pedetes, Helamys)

gleichen ganz den Springmäuſen, haben aber vorn 5, hinten 4 Zehen mit großen Klauen, breite Nagzähne ohne Furche und 4 Backenzähne aus 2 Blättern ohne Wurzeln.

1) Der gemeine (Mus caffer), Lièvre sauteur.

iſt ſo groß wie ein Caninchen, 14 Zoll lang, Schwanz 15, mit einem ſchwarzen Buſch; Färbung röthlichbraun, unten grau; Nagzähne weiß.

Wohnt im Norden des Vorgeb. d. gut. Hoffnung, lebt von Gras und Körnern, gräbt Gänge flach unter der Erde, und hält darinn Winterſchlaf, geht nur bey Nacht aus, ſchreitet langſam auf allen Füßen, macht aber, verfolgt, Sätze 20—30 Schuh weit, richtet ſich auf und horcht, iſt ſehr unruhig, läßt ein Grunzen oder Mäckern hören, putzt ſich gern, und hält die Speiſen mit den ſehr kurzen Vorderfüßen, ſchläft zuſammengerollt, und heckt 3—4 Junge. Er wird leicht zahm, beißt nicht, frißt Kohl, Salat, Waizen und Brod. Forſter in ſchwed. Abhandl. 1778. S. 108. Buffon, suppl. VI. tab. 41. Pallas, Glires 87. Schreber IV. 854. T. 230. Fr. Cuvier, Mamm. Livr.

Nach Sparrmann heißt er bey den Coloniſten Springhas und Berghas, lebt von Wurzeln und anderer Nahrung aus dem Gewächsreich, hält ſich beſonders in Stellenboſch in Camdebo auf, hat ungefähr die Größe des Haſen, aber viel dünnere Hinterfüße, womit er Sätze von 20 Schuh thun ſoll; die Vorderfüße ſind ſehr kurz und werden wie Hände gebraucht, wenn das Thier ſitzend die Speiſe zum Mund bringen will. Es macht

mit denſelben, und durch Hilfe ſeiner großen hervorſtehenden Zähne, Gänge unter der Erde, wo es aber eine unſichere Freyſtatt hat, weil die Pflanzer aus ihren Waſſerleitungen Waſſer hineinlaſſen, wodurch es herausgetrieben und leicht gefangen wird. Die Bienen machen oft ihre Neſter in die verlaſſenen Gänge. Ihr Fleiſch wird gegeſſen. Reiſe 495.

Lichtenſtein erzählt, daß ihnen am Fluſſe Kuruhman, im Lande der Bedjuanen, die Verfolgung der Springhaſen im July nicht gelungen ſey, obſchon ſie unzählige Löcher am Fuße eines nahe liegenden Berges entdeckten, und alle Hottentotten mit Schaufeln und Hacken helfen mußten, die nah unter der Erde hin laufenden Gänge zu durchwühlen. Dieſe Gänge durchkreuzten ſich ſo vielfach und bildeten ein ſo vollkommenes Netz, daß es unmöglich war, ihnen die Auswege abzuſchneiden. Die Hottentotten verſicherten, daß dieſe Thiere viel ſchneller grüben, als man mit dem Spaden folgen könne, und das einzige Mittel, ihrer in Menge habhaft zu werden, ſey, das Waſſer eines Fluſſes in ihre Baue zu leiten. Bey heftigem Platzregen könne man ſo viel fangen als man wolle, und zwar mit den Händen: denn die Näſſe nehme ihnen auch zugleich die Behendigkeit, mit der ſie Sätze 3—4 Ellen weit machten und auch dem ſchnellſten Hund entkämen. Reiſe II. 554.

B. Gehende: Hinterbeine nicht unverhältnißmäßig länger; Schwanz meiſt kurz.

3. G. Die Wollhaſen (Lagostomus)

ſind ein Mittelding zwiſchen den Springhaſen und den gemeinen Haſen, mit feiner Wolle bedeckt, vorn 4, hinten 3—5 Zehen, Schwanz mäßig und ſtark behaart, Ohren ziemlich groß und faſt nackt, Schlüſſelbeine, keine Backentaſchen, ihre obern Nagzähne ungefurcht, 4 Backenzähne aus 2—3 Blättern ohne Wurzeln. Wagler, Iſis 1831. 612. Kaup, Iſis 1832. 208. Bennett, Zool. Trans. I. 35. Iſis 1836. 380.

Die Naſe ſcheint ihr Character-Organ zu ſeyn.

Obſchon dieſe merkwürdigen Thiere ſeit Jahrhunderten von Reiſenden erwähnt und von Kürſchnern benutzt worden, ſo hat man ſie doch erſt ſeit wenigen Jahren kennen gelernt.

Bennett hat kürzlich ihre Geſchichte zuſammengeſtellt.

Die älteſte Nachricht über eine der ſo berühmten Viscachen findet ſich in Ciecas Chronik von Peru (Pedro de Cieça, Chronica del Peru. 1554. Fol. 268.): Es gibt in Peru noch ein Thier mit Namen Viscacha, von der Größe und Geſtalt eines Haſen, hat aber einen langen Schwanz, wie ein Fuchs. Sie leben an ſteinigen Plätzen und zwiſchen Felſen, werden häufig mit Flinten und Armbruſten geſchoſſen und von den Indianern mit Wurfſchlingen gefangen; ſie ſind gut zu eſſen, und aus ihrem Haar oder Wolle machen die Indianer große Mäntel, ſo weich wie Seide, welche ſehr hoch geſchätzt ſind. Joſeph de Acoſta ſagt ebenfalls, daß ſie in Peru gejagt und gegeſſen werden (Hist. nat. de las Indias. 1590. pag. 288.). Garcilaſſo de la Vega ſagt: ſie bewohnten wüſte, mit Schnee bedeckte Gegenden; zu den Zeiten der Incas und viele Jahre nachher, haben die Eingeborenen die Wolle geſponnen und in die feineren Kleider gewoben, um dieſelben bunt zu machen. Ihre Farbe iſt hellbraun, mit Aſchgrau gemiſcht, glatt und lind; ſie ſtanden in großem Werth, und wurden nur von den Adeligen getragen. Commentarios reales. 1609. I. Fol. 216. Laet hat dieſes nachgeſchrieben in ſeiner Descriptio Indiae occidentalis. 1633. p. 407. Ebenſo Nieremberg in Hist. naturae. 1635. p. 161. Fig.

Erſt 100 Jahre nachher ſpricht wieder Feuillee davon, bringt aber nichts Neues vor. Journal III. 1725. p. 32. Umſtändlichere Nachrichten gibt Ulloa: Die Stelle des Caninchens, welches in Peru fehlt, nimmt die Viscacha ein, welche im Reiche Quito fehlt. Die Geſtalt und Färbung iſt wie beym Caninchen, hat aber einen Schwanz wie das Eichhörnchen, welcher jedoch gerad ausgeſtreckt wird. Sie verſtecken ſich in Felſenhöhlen und graben nicht in die Erde. Sie ſitzen in großer Menge beyſammen, nähren ſich von Kräutern und Sträuchern in der Nähe der Felſen, und ſind ſehr lebhaft; ſuchen ſich aber nicht durch die Flucht zu retten, ſondern durch Verſtecken in ihre Schlupfwinkel. Trifft man ſie nicht in den Kopf, ſo bekommt man ſie nicht; denn auch ſchwer verwundet ſchleppen ſie ſich noch in

ihre Löcher. Es iſt ſonderbar, daß das Haar gleich nach ihrem Tode ausfällt, und daher kann man den Pelz nicht brauchen, obſchon er länger und feiner iſt als der des Caninchens. Das Fleiſch iſt weiß, aber nicht ſchmackhaft. Noticias americanas. 1772. pag. 130. Bald darauf ſpricht Molina von einer in Chili, und ſagt von ihr: ſie grabe ſelbſt Höhlen mit 2 Kammern, in deren eine ſie einen Vorrath von Futter anlege, und allerley Dinge um das Mundloch anhäufe. Sie gehen meiſtens nur bey Nacht aus, und das Fleiſch werde dem der Caninchen und Haſen vorgezogen. Nat. v. Chili 1786. 267.

Endlich hat Stevenſon berichtet, daß das Thier die höhern Bergreihen von Peru bewohne, und vorzüglich von dem Moos in der Nähe des ewigen Schnees lebe; es ſey leicht zu zähmen, und die Hitze der Thäler ſchade ihm nicht; das Fleiſch ſey ſchmackhaft und werde hoch geſchätzt. Narrative of twenty Years residence in South-America. London. 1825. II. p. 82.

Es iſt ſonderbar, daß die Viscacha in den Ebenen von Buenos-Ayres, und überhaupt öſtlich der Anden, viel ſpäter bekannt wurde. Dobritzhofer iſt der erſte, welcher davon ſpricht. Hist. de Abiponibus. Viennae. 1784. Bald nachher Jolis, welcher 12 Jahre in Südamerica gelebt hat, deſſen Werk aber faſt gar nicht bekannt geworden iſt. Darauf folgte Azara 1801. Bennett in Zool. Trans. I. 1835. p. 35. (Iſis 1836. 380.)

Man kennt jetzt drey verſchiedene Formen.

1. Die einen haben ſehr große Ohren, einen langen Schwanz, überall 4 Zehen, einen haarlaſſenden Pelz, und leben in den Gebirgen von Peru und Chili. Lagotis.

2. Andere haben mäßige aber weite Ohren, einen ziemlich langen Schwanz, vorn 5, hinten 4 Zehen, einen ſehr weichen und guten Pelz, und bewohnen dieſelben Gebirge. Chinchilla, Eriomys, Callomys.

3. Andere haben mäßige Ohren und Schwanz, vorn 4, hinten nur 3 Zehen, und nur zweyblätterige Backenzähne, während ſie bey den andern dreyblätterig ſind; der Pelz iſt rauh und nicht

viel werth. Sie leben in den Ebenen von Buenos-Ayres und Paraguay. Viscacha, Lagostomus.

a. Die langöhrigen (Lagotis)

haben zugeſpitzte, glatte Nagzähne, überall 4 Backenzähne, aus 3 Blättern, eine gewölbte Hirnſchale und 4 Zehen.

1) Der peruaniſche (L. cuvieri)

iſt 16 Zoll lang, Schwanz 11½, Ohren 2¾, Haare lang, aſchgrau, Schwanz mit weißen und ſchwarzen Haaren, der Pinſel ganz ſchwarz; Füße aſchgrau; bewohnt die Gebirge von Peru. Bennett, Zool. Trans. I. 46. tab. 5. 6. (Iſis 1836. 381. 1837. 129.) Cieça, Chronica del Peru. 1554. Fol. 268. Acosta, Hist. nat. de las Indias. 1590. pag. 288. Garcilasso de la Vega Commentarios reales. 1609. I. Fol. 216. Feuillée, Journal III. 1725. p. 32. Ulloa, Noticias americanas. 1772. 130.

2) Der chileſiſche (L. pallipes)

iſt 15 Zoll lang, Schwanz 11, Ohren 2¾, Pelz kurz, rauh, Schwanz, Bauch und Füße roſtroth, lebt in den Bergen von Chili. Bennett, Zool. Proceed. III. 1835. pag. 67. (Iſis 1837. 129.)

Dieſes Thier wurde zuerſt von Molina erwähnt, unter dem Namen Lepus viscaccica. Es hat etwas vom Caninchen und vom Fuchs: jenem iſt es ähnlich an Kopf, Ohren, Schnauze, Schnurrbart, Zähnen, Zehen und auch in der Art zu freſſen und zu ſitzen, aber etwas größer; dem Fuchſe gleiche es in der Farbe und dem Schwanz, der ziemlich nach oben gebogen, mit ſtruppigen Haaren bedeckt iſt, womit es ſich gegen ſeine Feinde vertheidige. Alles andere Haar ſeines Leibes iſt fein, weich und zu jeder Art von Manufactur gut. Die Peruvianer machten zur Zeit ihrer Kaiſer, der Incas, ſchöne Stoffe daraus, die Chileſer jetzt Hüte. Es pflanzt ſich wie das Caninchen fort, wohnt unter der Erde in Löchern, die es ſich am Fuße der Berge oder auch in den Ebenen aushöhlt. Sie haben 2 Stockwerke, die vermittelſt einer Wendeltreppe verbunden ſind. In das untere legt es die nöthigen Lebensmittel, im obern wohnt es ſelbſt, und geht nicht anders als bey Nacht heraus;

dann läuft es im Feld umher, ſammelt alles, was es zur Nahrung findet, es ſey liegen geblieben oder von den Vorübergehenden verloren worden, und trägt es in ſeine Höhle. [Dieſes ſcheint eine Verwechſelung mit dem in Paraguay zu ſeyn.] Sein Fleiſch iſt weiß und zart, und wird dem des Caninchens und Haſen vorgezogen. Molina 1786. 272.

b. Die weichhaarigen (Chinchilla, Eriomys, Callomys) haben glatte, ſpitzige Nagzähne, dreyblätterige Backenzähne, außer dem erſten unten, der zweyblätterig iſt; der Schädel platt, vorn 5, hinten 4 Zehen.

3) Der feine (Ch. lanigera),

iſt etwas kleiner als ein Caninchen, 9 Zoll lang, der Schwanz 5; Ohren 2, halb nackt, Pelz ſehr lind, dunkelgrau, die Haare ſchwarz mit weißen Spitzen; Unterſeite gelblichweiß, vorn 5, hinten 4 Zehen, alle Nagzähne gelb und ohne Furche, die 4 Backenzähne dreyblätterig.

Obſchon die Felle dieſes Thiers als koſtbares Pelzwerk jährlich zu Tauſenden aus Buenos-Ayres nach Europa kommen, ſo hat man doch nie einen ganzen Balg, und noch viel weniger einen Schädel bekommen, ſo daß man nicht wußte, wohin dieſes merkwürdige und nützliche Thier zu ſtellen war. Erſt auf vielfältige und laut gewordene Klagen der Naturforſcher kamen ſeit wenigen Jahren einige Schädel und ſelbſt lebendige Thiere nach Europa.

Schon Hawkins hat dieſes Thier erwähnt und mit einem Eichhörnchen verglichen. Er rechnet aber das Fell nicht zur Wolle, ſondern zum ächten Pelzwerk. Voyage in the South-Sea. London 1622. Alfonſo de Ovalle ſagt: die Eichhörnchen (Ardas) fänden ſich nur im Thal von Guasco, hätten eine aſchgraue Farbe und ein, wegen des feinen Pelzes, ſehr geſchätztes Fell. (Hist. de regno chilensi. 1646.) Molina war aber der erſte, welcher etwas umſtändlicher davon handelte. Er gibt ihm vorn 4, hinten 5 Zehen. Es iſt wegen ſeiner feinen Wolle, womit es ſtatt der Haare bedeckt iſt, ſehr ſchätzbar. Dieſe Wolle iſt ſo fein wie die Fäden, welche die Gartenſpinnen machen, aſchgrau und ſo lang, daß ſie geſponnen werden kann. Sein Leib

iſt 6 Zoll lang, der Schwanz mittelmäßig mit weichem Haar bekleidet, die Ohren klein und ſpitzig, Schnauze kurz, Zähne wie die Hausratte. Es wohnt unter der Erde in den nördlichen Gegenden von Chili, und hält ſich gern mit andern ſeiner Gattung in Geſellſchaft; nährt ſich von Zwiebeln und Zwiebelgewächſen, die häufig in dieſen Gegenden wachſen. Es wirft zweymal jährlich 5 oder 6 Junge, und wird ſo zahm, daß es nicht beißt oder zu entfliehen ſucht, wenn man es in die Hände nimmt, ſondern gern geſchmeichelt zu werden ſcheint. Setzt man es in den Schooß, ſo bleibt es ruhig und ſtill ſitzen, als wäre es in ſeinem eigenen Lager. Da es an ſich ſehr reinlich iſt, ſo darf man nicht fürchten, daß es die Kleider beſchmutze oder ihnen einen übeln Geruch mittheile, weil es den Geſtank nicht hat, welchen andere Mäuſe von ſich geben. Es könnte deßwegen in den Häuſern ohne Unbequemlichkeit und mit wenigen Koſten, die durch den Vortheil von ſeiner Wolle reichlich erſetzt würden, aufgezogen werden. Die alten Peruvianer, welche weit erfinderiſcher als die jetzigen waren, machten aus dieſer Wolle Bettdecken und prächtige Stoffe. Naturgeſch. von Chili 1786. 267. **Mus laniger.**

Schmidtmeyer nennt die Chinchilla eine Feldmaus mit wolligem Fell: ſie lebt unter der Erde und frißt vorzüglich Zwiebeln. Der ſchöne Pelz iſt in Europa bekannt. Der von Ober-Peru iſt größer und rauher als der von Chili; auch iſt die Farbe nicht immer ſo ſchön. Junge Leute fangen ſie in der Nähe von Coquimbo und Copiapo mit Hunden, und verkaufen ſie an Handelsleute, die ſie nach St. Jago und Valparaiſo bringen, von wo ſie weiter ausgeführt werden. Die Felle aus Peru kommen nach Lima, und von da nach Buenos-Ayres. Der ausgebreitete Handel damit bringt eine völlige Zerſtörung dieſer Thiere hervor. Reiſe in Chili 1824.

Endlich brachte Collie von Beecheys Expedition ein lebendiges Stück aus Chili nach London, welches von Bennett 1829 beſchrieben wurde. Der Leib iſt ſchlank und faſt 9 Zoll lang, der Schwanz 5, der Pelz lang, dick und dicht, wollig, kraus und grau, unten blaſſer; Kopf faſt wie beym Caninchen, Augen groß

und ſchwarz, Ohren faſt ſo lang als der Kopf und nackt, Schnurren dreymal ſo lang; vorn 4 Zehen mit einem Daumenſtummel, hinten 4, alle mit kurzen Nägeln, welche in ſteifen Haarbüſcheln ſtecken.

Das Thier ſetzt ſich gewöhnlich auf die Schenkel, kann ſich aber auch auf die Hinterfüße ſtellen und ſich darauf erhalten; will es mit den Vorderfüßen etwas zum Munde bringen, ſo ſetzt es ſich nieder. In der Regel iſt es ſanft, beißt jedoch bisweilen in die Hand, wenn es nicht bey Laune iſt.

Im Winter mußte man es in ein mäßig erwärmtes Zimmer bringen und ſeine Wohnung mit einem Stück Flanell auskleiden, welchen es jedoch bisweilen herauszog, damit ſpielte und mit Füßen und Zähnen zerriß. Indeſſen iſt es ſelten ganz luſtig, macht nicht oft ſeine ſonderbaren Sprünge. Bey ungewohntem Lärm verräth es große Unruhe; ſonſt iſt es ganz ruhig und ſanft.

Ein anderes Stück war etwas größer, hatte einen rauhern Pelz, grau mit vielen weißen Flecken an Rücken und Seiten. Es war viel zahmer, wahrſcheinlich weil es in einem Privathaus und nicht bey einem Thierführer geweſen. Es war ſehr ruhig und ſanft, lief im Zimmer herum und machte tiſchhohe Sprünge. Seine Hauptnahrung beſtand aus trockenen Kräutern, wie gemeiner und Lucernerklee, welchen es ſehr gern fraß. Das vorige Stück liebte mehr Körner und ſaftige Pflanzen.

Als man beide zuſammenbrachte, entſtand ein heftiger Kampf, wobey das gefleckte unfehlbar wäre getödtet worden, wenn man es nicht verhindert hätte. Nachher wohnten ſie abgeſondert neben einander, und wenn gleich das Gitter häufig geöffnet wurde, ſo gieng doch keines zum andern, welcher Umſtand das geſellige Leben dieſer Thiere, wovon Molina redet, etwas bezweifeln läßt. The Gardens of the Zool. Soc. I. 1829. pag. 1. (Iſis 1833. S. 814.)

Im Jahr 1827 brachte auch Hennah ein Stück lebendig aus Coquimbo nach England, nebſt einem Schädel. Er hatte es 9 Monate. Als er es erhielt, war es halbgewachſen, und bekam endlich die Größe einer Ratte, mit der es viel Aehnlichkeit hat; die Ohren groß und breit, die Augen dunkel, groß und

vorſtehend, wie beym Caninchen, die Schnurren ſteif und beym Sitzen länger als der Leib; Vorderfüße kurz, aber die hintern ſehr lang; Schwanz ſehr musculös und bedeckt mit rauhem Haar; der übrige Leib mit einem Pelz bedeckt, welcher, wegen ſeiner Feinheit, mit Recht ein ſehr geſchätzter Artikel geworden iſt zur Verfertigung von Mützen und Paladinen für Frauenzimmer. Es ſcheint viel beſſer zu hören als zu ſehen, und die Ohrgänge ſind auch ſo weit als die Hälfte des Kopfes; ungeachtet der feinen Bekleidung iſt es doch gegen den geringſten Luftzug empfindlich, und leidet bey jedem Witterungswechſel, ſpielt in trockenen Tagen, ſitzt aber ruhig in einem Winkel bey Regenwetter. In ſeinem Futter iſt es ſehr eigen, läßt einmal liegen, was es ein andermal frißt; liebt beſonders Gras, Nüſſe, Aepfel, Trauben, Biscuit, zieht aber Blumen, wie Veilchen und Schlüſſelblümchen, allem vor. Es wurde ganz zahm und zutraulich; wurde es aus ſeinem Kaſten gelaſſen, ſo rann und hüpfte es herum, ſprang auf den Tiſch, nahm eine Mandel oder Traube aus der Hand, hielt ſie mit den Vorderpfoten und fraß dieſelben wie ein Eichhörnchen, während es aufrecht auf den Hinterbeinen ſaß und ſich mit dem Schwanz unterſtützte. Es war jedoch vorſichtig, und kehrte oft in ſeinen Kaſten zurück, als wenn es ſich einen Rettungswinkel im Fall der Gefahr ſichern wollte. Seine Neugierde iſt gränzenlos, ſo wie ſeine Luſt auf alle Dinge zu ſpringen, ſelbſt auf die Schultern und den Kopf; legte man ein Kleid ab, ſo unterſuchte es daſſelbe von allen Seiten.

Darauf folgte eine Beſchreibung von Van der Hoeven, nebſt der Abbildung des Schädels und Gebiſſes. Das Dutzend Felle koſtet in Rotterdamm 15—18 Franken. Es wurden 1000 Stück auf einmal zu 10 Fr. verkauft. Bydragen tot de nat. Wetenschappm. VI. 1. p. 105. tab. 2.

Auch Yarrell bekam 1829 einen Balg nebſt dem Schädel; er ſagte zuerſt, die 3 vordern Backenzähne des Oberkiefers beſtänden nur aus 2 parallelen Knochenſtücken mit 3 Schmelzlinien; der vierte habe ein Knochenſtück mehr, alſo wie bey der Viscache. Zool. Journ. IV. Nro. 15. 1829. pag. 314. (Iſis

1831. 108.) Fr. Cuvier bildete es ab in ſeinen Mammifères. 1830.

J. Gray hat den mitgebrachten Schädel unterſucht, und zuerſt bemerkt, daß alle Backenzähne aus 3 Blättern beſtehen. Spic. Zool. 1830. 11. tab. 7. Das Thier. (Iſis 1831. 616.)

Nachher gab Yarrell allen Backenzähnen 3 Blätter mit 3 Kaugruben. Philos. Mag. by Taylor IX. 1831. (Iſis 1834. 819.)

E. Rouſſeau, Vorſtand der Anatomie im Pariſer Pflanzengarten, gab ſodann eine genaue Beſchreibung des Skelets und beſtätigte, daß alle Backenzähne aus 3 Blättern beſtehen; die Schneidzähne gelb, ziemlich wie beym Eichhörnchen, und ohne Furchen.

Die Schnauze ſieht aus wie beym Eichhörnchen, mit langen Schnurren, Ohren groß, wie bey der Katze, aber mehr rund und halb nackt; zwey Zoll lang, 15 Linien breit. Die Größe kleiner als des wilden Caninchens, Leib 9 Zoll, Schwanz 5, mit gröbern Haaren; gleicht ziemlich dem eines Eichhörnchens; an den Vorderfüßen 5 Zehen mit kurzen Nägeln; Hinterfüße um die Hälfte länger, mit 4 Zehen, Sohlenballen nackt; das Skelet gleicht am meiſten dem des capiſchen Springhaſen. Ann. des sciences nat. 1832. 337. tab. 13. (Iſis 1833. 811. Taf. 20.) Goldfuß, Nat. Atlas III. T. 290. F. 1.

c. Die rauhhärigen (Viscacha, Lagostomus)

haben zugeſpitzte Nagzähne, zweyblätterige Backenzähne, außer dem hintern oben, welcher dreyblätterig iſt, vorn 4, hinten 3 Zehen mit langen Klauen.

4) Der paraguayiſche (L. trichodactylus), Viscaccia, Viscache,

iſt faſt ſo groß wie ein Caninchen, 1 Schuh lang, Schwanz 6 Zoll und buſchig, Färbung hellgrau, unten weiß, über jedem Auge ein ſchwarzer Strich, Schwanz dunkler; vorn 4, hinten 3 Zehen, obere Nagzähne glatt, untere gefurcht, Backenzähne aus 2 Blättern; kann nur 2 Junge ernähren.

Dieſes Thier lebt in den Ebenen von Buenos-Ayres und Paraguay.

Dobritzhofer ſpricht zuerſt von dieſem Thier in Paraguay und nennt es die lächerliche Biscacha: Sie ſehen einem Haſen ziemlich ähnlich, haben einen Fuchsſchwanz, Haare wie Sammet und einen ſchwarz und weiß gefleckten Pelz. Sie graben in den Feldern auf den Anhöhen Höhlen mit vieler Kunſt, welche ſie in verſchiedene Gemächer theilen, worinn mehrere Familien wohnen. In der Dämmerung ſitzen ſie haufenweiſe um die Löcher und horchen mit geſpitzten Ohren, ob es überall ruhig iſt: dann gehen ſie aufs Fouragieren aus und nehmen das Korn und Welſchkorn jämmerlich her. So lang ſie irgendwo Getraide wiſſen, laſſen ſie das Gras ſtehen. Entdeckt man auf der Reiſe eine ihrer Höhlen, ſo iſt man gewiß von den Colonien der Spanier nicht mehr fern. Um den Eingang liegen Knochen, Holzſplitter und allerley Unrath, den ſie täglich zuſammenſchleppen; den Zweck davon kennt man nicht. Die ſpaniſchen Landleute beſchäftigen ſich oft mit ihrer Jagd, indem ſie viele Kannen Waſſer in ihre Gemächer gießen. Um nicht erſäuft zu werden, ſpringen die Beſtien auf das Feld und werden mit Stöcken erſchlagen. Ihr Fleiſch wird ſelbſt von den Spaniern gegeſſen, wenn ſie nicht zu alt ſind. Geſchichte der Abiponer. 1783. I. 348.

Nach Jolis, der ſich 12 Jahr in Paraguay aufgehalten hat, iſt der Leib der Biscacha mehr gebogen als beym Haſen: ſie leben in Geſellſchaft in Höhlen, welche ſie ſelbſt graben, nach allen Richtungen mit verſchiedenen Ausgängen und abgeſonderten Keſſeln, worinn die Alten und Jungen getrennt wohnen. Oft iſt ein Platz, von einer italiäniſchen Meile im Umfang, ganz durchwühlt. Der Boden iſt gewöhnlich hart und unfruchtbar, hat aber in der Nähe Gebüſch und Waiden von zartem Gras, Wurzeln und Baumrinden. Alles was ſie in der Nähe finden, Knochen und Geniſt, tragen ſie um ihre Höhlen zuſammen. Hat man etwas in der Gegend verloren, ſo kann man es ſicher am andern Tag daſelbſt finden. Sie ſind lichtſcheu, und laſſen ſich daher nur Morgens und Abends nach Sonnenuntergang ſehen; ſie gehen beſonders in mondhellen Nächten dem Futter nach.

Diejenige Art von Biscachen, welche man Chinchilla nennt,

bewohnt bloß Berge und kalte Orte. Sie ſind außerordentlich hurtig, und ſpringen von Felſen auf Felſen, als wenn ſie fliegen könnten; ſie haben die Größe eines Caninchens und feines, langes Haar. Die andern, zuerſt erwähnten, bewohnen die Ebenen und warmen Orte, ſind ſo groß als ein Haſe, und ſelbſt etwas größer; aber ihr Pelz iſt rauh, der Schwanz kurz, ihre Zähne ſehr ſtark, ſo wie die Klauen. Sie ſind wild und muthig, und vertheidigen ſich aus allen Kräften gegen die Hunde, ja greifen ſelbſt manchmal die Jäger an den Beinen an. Man treibt ſie auf dreyerley Art aus ihren Höhlen, mit Waſſer, Feuer und durch aneinander Reiben von Stöcken. Saggio sulla Storia nat. d. Provincia del Gran Chaco. Faenza. 1789. I. 182.

Azara ſagt: die Vizeache bewohnt Paraguay nicht: die erſten, welche ich zwiſchen dieſer Provinz und Buenos-Ayres geſehen, fanden ſich unter dem 30.° Südbreite, von wo ſie ſich gegen Patagonien hin vermehren.

Sie graben ihre Höhlen gemeinſchaftlich, bisweilen dicht an den Wegen und Häuſern; dieſe haben eine Unzahl von Gängen und einen Umfang von 50 Schuh mit 40—50 Ausgängen. Darinn wohnen ſie familienweiſe und gehen nur in der Dämmerung aus. Man behauptet, ſie könnten ſich nicht herausſcharren, wenn man die Löcher verſtopft und müßten zu Grunde gehen, wenn nicht andere von außen dieſelben öffneten. Daher bindet man einen Hund auf einen ſolchen Platz, welcher ſie abhält. Sie ſollen die Reinlichkeit ſo lieben, daß ſie ihre Höhlen verlaſſen, wenn Unrath darinn iſt. Sie haben die ſonderbare Gewohnheit, um ihre Mundlöcher ſo viel Holzſplitter, Knochen und trockene Kuhfladen zuſammen zu häufen als ſie finden können.

Ihr gewölbter Leib und die ganze Geſtalt macht ſie den Haſen ähnlich: allein ſie hüpfen nicht, ſondern gehen, haben aber nicht die Geſchwindigkeit der Caninchen. Dennoch werden ſie von Hunden nicht eingeholt, ſondern auf dem Anſtand geſchoſſen, was man jedoch nur thut, wenn ſie Küchengewächſen oder Viehfutter ſchaden. Dann überſchwemmt man die Löcher, wo man kann und ſchlägt ſie todt. Erſchreckt verſtecken ſie ſich

ſogleich und ſchreyen in den Höhlen. Man macht ſich nichts aus dem Fleiſch; ich habe aber junges gegeſſen und es weiß und ſchmackhaft gefunden.

Länge 22 Zoll, Schwanz 8. Umfang vorn 15, hinten 17 Zoll. Widerriſt 10 Zoll, Kreuz 14. Ohren $2^1/_2$, Breite $2^1/_3$, elliptiſch, faſt nackt; das Auge 9 Linien; Kopf ſehr dick, oben flach, an den Seiten aufgedunſen; Schnauze ſtumpf und behaart, Naslöcher eng und grad, Hals ſehr kurz, vorn 4 Zehen mit ſpitzigen Nägeln, hinten 3; an der innern Seite der Mittelzehe eine Drüſe mit Borſten. Das Haar gleicht dem des Haſen, iſt obern grau, unten weiß, Seiten des Kopfes ſchwarz mit einem weißen Strich und ſtarken, 7 Zoll langen Schnurrhaaren. Das Thier hat viel Aehnlichkeit mit dem Murmelthier. Quadrup. II. 41.

Proctor ſagt: die ganze Gegend von Buenos-Ayres bis San Luis de la Puga iſt mehr oder weniger von einem Thier unterwühlt, welches Biscacho heißt, ein Mittelding zwiſchen Caninchen und Dachs iſt und das Reiſen gefährlich macht, beſonders bey Nacht, indem ihre Höhlen ſo groß und tief ſind, daß das Pferd ſtürzt, wenn es in eine tritt. Man kann des Abends Hundert um ihre Löcher ſpielen ſehen und ein Geräuſch machen hören, wie das Grunzen der Schweine. Sie ſind ſehr fett und das Fleiſch iſt beym Volk ſehr beliebt. Man fängt ſie leicht, wenn ſie etwas von ihren Löchern entfernt ſind. Gegen einen Hund vertheidigen ſie ſich jedoch ziemlich lang. Ihre Höhlen werden auch von einer Menge kleiner Eulen (Strix cunicularia) bewohnt, welche untertags ruhig ſitzen und die Reiſenden auf eine ſehr comiſche Art anſehen. Die am meiſten von den Biscachen bewohnten Plätze ſind mit kleinen, wilden, bitter ſchmeckenden Melonen bewachſen. Ob ſie, beſonders in dem Miſte dieſer Thiere treiben, oder ob dieſe ſolche Nachbarſchaft wählen, weiß man nicht. Narrative of a Journey across the Cordilleras of the Andes. London 1825. pag. 18.

Umſtändlicher beſchrieben wurde dieſes Thier erſt von Blainville im N. dictionnaire d'hist. nat. XIII. 117. und von Fr. Cuvier im Dictionnaire des sciences nat. XVIII. 471.

(Dipus maximus) nach einem lebendigen Exemplar, das ein Thierführer 1814 in England gezeigt hatte. Es war ſehr wild und unruhig, gieng wie die Haſen oder die Känguruh, putzte ſich mit den Vorderfüßen und kratzte ſich mit den hintern. Es fraß Brod, Möhren und anderes Gemüs.

Abgebildet nebſt dem Skelet wurde es erſt 1829 von J. Brookes, und zwar das nämliche Stück, nachdem es in England geſtorben war. Er bildete zuerſt daraus ein eigenes Geſchlecht (Lagostomus), wegen der Verſchiedenheit der Zehen und Zähne. Die Nagzähne ſtehen weiter vor als die andern, mit Ausnahme des Bläßmolls; die 3 vordern Backenzähne beſtehen aus 2 verwachſenen Blättern mit Schmelz umgeben; der hintere aus 3; beym Pfeilſpringer (Dipus sagitta) finden ſich unten nur 3 Backenzähne mit Schmelzfalten; bey beiden 12 Rippen und 7 Lendenwirbel; der Lagostomus hat 3 Kreuz- und 20 Schwanzwirbel. Die Vorderfüße ſind länger als beym Springer, aber kürzer als bey andern Nagthieren; Schlüſſelbeine ganz; vorn vier Zehen, hinten 3 mit ebenſoviel Mittelfußknochen. Vorderfüße ½, hintere 1 Schuh lang. Linn. Trans. XVI. 1829. 95. tab. 9. (Iſis 1830. 905. T. 9. Thier mit Skelet.)

Bald nachher haben Orbigny, welcher ſelbſt in Braſilien geweſen, und Iſ. Geoffroy dieſes Thier aufs Neue beſchrieben unter dem Namen Callomys viscaccia. Es findet ſich vom 29.°—39. Südbreite, aber nicht mehr öſtlich dem Fluſſe Uraguay. Sie leben familienweiſe, graben tiefe Löcher, nur mit einem Eingang und man findet gewöhnlich mehrere Familien nahe beyſammen. In manchen Gegenden, namentlich in Buenos-Ayres, ſo gemein, daß man keine Viertelſtunde gehen kann, ohne eine Familie anzutreffen. Am Rande ihrer Löcher iſt allerley zuſammengeſchleppt, ſo daß man etwas Verlorenes hier faſt ſicher finden kann. Uebrigens halten ſie den Boden um das Loch herum flach und eben. Todte werden ſogleich aus ihrer Wohnung fortgeſchafft. Eine Familie beſteht gewöhnlich aus 8—10 Stück. Sie verlaſſen ihre Wohnung nur dann, wenn ſie mit Gewalt vertrieben oder zu zahlreich werden; überhaupt entfernen ſie ſich ſelten über 20 Schritt davon und zwar bloß

bey Sonnen-Untergang und wenn Alles um ſie her ruhig iſt: das geringſte Geräuſch ſchreckt ſie auf mehrere Stunden zurück. Indeſſen ſollen ſie ſich, nach Ausſage der Indianer, bey Gefahr ſelbſt gegen die Beutelthiere herzhaft vertheidigen.

Gewöhnlich ſitzen ſie auf dem Hintern, wie die Caninchen und haben auch ihren hüpfenden Gang, d. h., erheben die Hinterfüße zugleich nach den vordern: ſie kommen ſchnell fort und alle ihre Bewegungen ſind ſehr lebhaft, überraſcht laufen ſie mit durchdringendem Geſchrey davon; in ihren Löchern aber geben ſie vor Furcht einen dumpfen, knarrenden Ton von ſich. Sie nähren ſich beſonders von Gräſern und Hilſenfrüchten, und ſind daher in der Nähe der Gärten ſchädlich. Sie werfen 2—4 Junge, welche in 4—5 Monaten erwachſen ſind. Obſchon ihr Fleiſch weiß und ſchmackhaft iſt, ſo ißt man es doch nicht gern und man jagt ſie nur, weil ſie ſchädlich ſind. Ihre Haut wird manchmal zu Mützen benutzt. Annales des sciences nat. 1830. 282. Callomys. (Iſis 1833. 808.) Griffiths, An. Kingd. III. 170. fig. Marmot-diana. Lesson, Illustr. tab. 8. Goldfuß, Atlas III. T. 289.

5) Der goldhärige (L. aureus)

kommt aus Peru; die Felle ſind oben grünlichgelb mit einigen ſchwarzen Wellen; unten goldgelb und rothbraun überlaufen, auf dem Nacken ein ſchwarzer Längsſtreifen; der Pelz iſt ebenfalls außerordentlich fein und beſteht auch aus zweyerley Haaren, längern braunen und kürzern Wollhaaren; die Schnurren ſehr lang. Orbigny und Iſ. Geoffroy, Iſis 1833. 810.

Man glaubt, es ſey die Chincille des Acoſta, welche er in Peru mit einem Eichhörnchen vergleicht und deren ſeidenartiges Fell rühmt. Hist nat. Ind. occ. 1600 p. 199.

4. G. Die Haſen (Lepus)

unterſcheiden ſich von allen Thieren dadurch, daß ſie hinter den obern Nagzähnen noch 2 kleine Stifte haben; ihre Backenzähne beſtehen aus 2 Blättern ohne Wurzel, oben 5—6, unten 5, vorn 5, hinten 4 Zehen mit behaarten Ballen. Schwanz kurz, Ohren lang, Naſe ſtark geſpalten, Haſenſcharte, Nagzähne gefurcht und weiß.

Bey ihnen ſind die Ohren am meiſten entwickelt und daher ihr Character-Organ.

Der Hinterleib der Haſen iſt viel dicker als der vordere, auch ſind die Hinterfüße gewöhnlich länger und ſie ſetzen daher dieſelben beym Gang zugleich und hüpfend vorwärts; beym Sitzen machen ſie einen Buckel. Sie leben ſämmtlich von Gras und Kräutern, wohnen bald in Höhlen, bald nur unter Gebüſch und hecken viele meiſt ſehende Junge. Sie haben ein Schlüſſelbein, bringen aber die Nahrung nicht mit den Pfoten zum Munde.

a. Die Pfeifhaſen (Lagomys)

ſind klein und haben kurze Hinterfüße, rundliche Ohren und gar keinen Schwanz; oben meiſt 6 Backenzähne.

Ihr Laut gleicht einem Pfeifen und daher ihr Name. Sie finden ſich bloß in Sibirien, graben meiſtens Höhlen, und manche tragen ſogar Wintervorrath ein.

1) Der kleinſte (Lep. hyperboreus)

iſt nicht größer als der Lemming, 5¼ Zoll lang, roſtbraun, oben aſchgrau, die runden Ohren weiß geſäumt.

Er findet ſich im Lande der Tſchutſchken. Pallas, Zoogr.

2) Der Bell- oder Zwerghaſe (Lep. pusillus, minutus)

hat die Größe der Waſſerratte, 6 Zoll lang, graulichbraun, Ohren dreyeckig mit weißem Rand.

Graben in den grasreichen Ebenen am Altai und ſüdlich dem Ural unter Geſträuch Höhlen mit vielen Ausgängen und rufen Abends, wie Wachteln, ſich ſehr laut zuſammen. Sie ſind nicht häufig und finden ſich nicht jenſeits des 50.°, auch nicht über dem Oby und nicht im Weſten der Wolga. Sie ſtreifen in der Nacht herum, tragen keinen Vorrath ein, freſſen was die andern Haſen, ſchlafen mit offenen Augen, gerathen bisweilen in die Fallen der Hermeline, werden leicht zahm, werfen 6 blinde und nackte Junge, welche nach 8 Tagen ſehend werden und Haare bekommen und wie junge Vögel pipen. Pallas Reiſe I. 155. II. 533. Glires 30. tab. 1. Nov. Comm. petrop. XIII. 534. tab. 14. Zoogr. I. 151. tab. 12. Schreber IV. 906. T. 237.

3) Der Sandhaſe (Lep. davuricus, ogotona)

iſt 7 Zoll lang, blaßgrau mit eben ſolchen, ovalen Ohren.

In den Feldern jenſeits des Baikals in Dawurien und der Mongoley bis China, gräbt in trockenem Boden und trägt kleine Hauſen trockene Kräuter als Wintervorrath um das Mundloch zuſammen. Iſt ein ſehr zierliches Thierchen, das pfeift, ſo bald es einen Feind bemerkt. Pallas Reiſe III. 692. Glires 30. tab. 3. Schreber IV. 915. T. 239.

4) Der Stein- oder Heuhaſe (Lep. alpinus)

iſt 8 Zoll lang, röthlich, die runden Ohren und die Sohlen braun.

Wohnt auf den höchſten Felſen von den Quellen des Irtiſchs, bis ins öſtliche Sibirien und Kamtſchatka, auch auf dem Altai, den Gebirgen um den Baikalſee und längs dem Jeniſey. Hat ziemlich die Größe des Meerſchweinchens, gräbt Höhlen zwiſchen Felſen oder niſtet in Felſenritzen und hohle Bäume, geht bey Nacht aus, bey trübem Wetter auch untertags, und dann hört man ſie laut pfeifen, wie Vögel. Sie ſammeln ſchon im Auguſt Gras und Kräuter, trocknen ſie auf Felſen, tragen ſie im September in ſpitzige, mannshohe Haufen um ihre Höhlen zuſammen, machen unter dem Schnee Laufgräben dazu und ernähren ſich des Winters davon. Sie können 6 Junge ernähren. Sie werden von einer Daſſellarve geplagt und vom Zobel und dem ſibiriſchen Marder ſehr verfolgt. Die Heuhaufen ſind den Jägern ein angenehmer Fund für ihre Pferde. Die Thiere ſelbſt werden nicht benutzt. Pallas Reiſe II. 569. T. A. Glires 30. tab. 11. Schreber IV. 910. T. 238.

b. Die ächten Haſen haben einen merklichen Schwanz, ſehr lange Ohren, viel längere Hinterbeine und oben 6 Backenzähne.

Die Caninchen oder Kuhlhaſen ſind kleiner, haben kürzere Ohren und Füße und graben meiſtens Höhlen.

5) Das gemeine Caninchen (Lep. cuniculus), Lapin, jung Lapereau, Lampereau, daher Lampert; Rabbit; Coniglio,

iſt bedeutend kleiner und ſchlanker als der Haſe, nur 1½ Schuh lang, röthlichgrau, Ohren kürzer als der Kopf, faſt

nackt mit ſchwarzen Spitzen, Schwanz ſehr kurz mit wenig Schwarz, Hinterfüße kürzer als der halbe Leib.

Ihr eigentliches Vaterland iſt die Nachbarſchaft des Mittelmeers; Spanien, die baleariſchen Inſeln, Sardinien, Sicilien, Klein-Aſien und die Barbarey. Von Spanien aus ſollen ſie, nach Strabo Lib. III., zuerſt nach Italien gekommen ſeyn; ſpäter haben ſie ſich wohl nach Frankreich, England und Deutſchland verbreitet, wo ſie jetzt verwildert in Höhlen leben, beſonders in den Sandhügeln an der Küſte der Nordſee bis zum Thüringer Wald: denn im ſüdlichen Deutſchland kommen ſie wild faſt gar nicht vor, wenigſtens nicht in Schleſien, Böhmen, Bayern, Schwaben und der Schweiz, wohl aber in Oeſterreich. In Schweden und ganz Rußland kommen ſie nicht vor, wenigſtens werden ſie von Nilsſon und Pallas ausgelaſſen. Es iſt auch in Südamerica verwildert.

Sie weichen vom Haſen auch hauptſächlich darinn ab, daß ſie lange Gänge in die Erde, beſonders an Hügeln graben, wodurch ſie ſogar den Dünen und Dämmen, beſonders in Holland, gefährlich werden; theils wegen der Unterhöhlung, theils weil ſie das Gras wegfreſſen und dadurch dem Wind Gewalt über den Sand geben. Uebrigens haben ſie das Futter mit den Haſen gemein, gehen aber meiſtens nur in der Nacht aus und entfernen ſich nicht weit. Sie ſchlagen oft mit einem Hinterfuß ſehr laut auf den Boden, wenn ſie Gefahr wittern. Sie leben paarweiſe, ſind ſchon im achten Monat reif, ſetzen nach 31 Tagen 4—6 blinde Junge, 4—5 mal des Jahrs. Man treibt ſie mit Frettchen aus ihren Löchern, was ſchon die Alten, nach Plinius, gethan haben. Um den Hunden zu entgehen, machen ſie allerley Sprünge hin und her. Sie werden gegeſſen, und die Bälge verkauft an Kürſchner und Hutmacher zu Unterfutter, Verbrämungen und Hüten. Nach Geoffroy St. Hil. kommen ſie mit 2 Paar Nagzähnen im Oberkiefer zur Welt; nach einigen Tagen kommt das hintere kleine Paar und ſtößt eines aus; während 2—5 Tagen ſind aber 3 Paar vorhanden, alſo wie beym Känguruh. Egypte 23. 196. Geßner S. 394. Fig. Aldrovand, Digitata 385. fig. Buffon VI.

303. T. 50. Barrington, Phil. Trans. 62. 376. Schreber IV. 891. T. 236. A. Mellins Wildbahn 188. Fig.

Die Caninchen in Spanien vermehren ſich, nach Plinius, ins Zahlloſe und bringen auf den baleariſchen Inſeln Hungersnoth durch Verwüſtung der Aernte hervor. Die Jungen hält man für ein ſehr angenehmes Eſſen. Es iſt gewiß, daß die Balearier gegen ihre Vermehrung ſich militäriſche Hilfe vom Kaiſer Auguſtus ausgebeten haben. Wegen ihrer Jagd ſchätzt man die Frettchen (Viverra) ſehr hoch. Man läßt ſie in die Höhlen, und fängt die herausgetriebenen. Man hat verſucht, Kleider von Haſenhaar zu machen, die aber nicht lang halten. VIII. c. 55.

Dieſe Caninchen werden ſeit den älteſten Zeiten faſt überall zahm gehalten, vorzüglich in Ställen, wo ſie vom Abſall aus der Krippe leben, aber die Ställe ſehr unterhöhlen und oft das Futter in der Krippe mit ihren Haaren und ihrem Unrath verunreinigen, woran bisweilen das Vieh ſterben ſoll. Beſſer iſt es, man gibt ihnen eigene ausgemauerte Ställe oder legt ſogenannte Caninchenberge mit einer Umzäunung von Brettern an.

Sie kommen in allen Farben vor, vorzüglich weiß, mit rothen Augen, ſchwarz und blau, eigentlich ſilbergrau, welche man beſonders gern hat. Ein Rammler iſt für 6—8 Weibchen genug; er leidet auch keinen andern neben ſich und beißt die jüngern todt. Sie werfen viel mehr Junge als die wilden, oft gegen ein Dutzend, die 9 Tage blind ſind, erſt nach 14 Tagen aus dem Loch gehen und 20 Tage ſaugen. Sie haben 6—7 mal des Jahrs. Sie werden wie die wilden gegeſſen und die Bälge an die Kürſchner und Hutmacher verkauft, bey denen beſonders die ſchwarzen geſchätzt ſind. Die Juden halten ſie, ſo wie die Haſen, für eine von Moſes verbotene Speiſe, weil ſie ſie für den Saphan halten. Buffon T. 51. 52. Schreber IV. 891. T. 236. B. Bechſtein I. 1128.

Der Seidenhaſe oder das angoriſche Caninchen (L. c. angorensis)

iſt eine merkwürdige Abart mit ſehr langen, ſeidenartigen

Haaren, welche erſt ſeit 40 Jahren aus England nach Deutſchland verpflanzt wurden, wohin ſie von Angora oder Ancyra, einer Stadt in Klein-Aſien, kamen. Hier gibt es auch die langhärigen Ziegen und Katzen. Man kämmt monatlich die 2—3 Zoll langen Haare aus und macht bekanntlich daraus Strümpfe, Handſchuh u. dergl. Buffon VI. T. 53. 54. F. Mayers Anweiſung zur angoriſchen Caninchenzucht. 1789. 8. Fig. Riems veredelte Canincherey 1792. Schreber IV. 892. T. 236. C. Bechſteins Spaziergänge VI. VII. 1792. Bährens Cultur der Caninchen. 1796.

6) Das americaniſche Caninchen (L. americanus, hudsonius, nanus, brasiliensis)

iſt nicht viel länger als 1 Schuh, der Schwanz 2 Zoll, Färbung haſengrau mit Braun untermiſcht, ſo der Schwanz, Nacken und Füße röthlich, Ohren kürzer als der Kopf ohne Schwarzes.

Findet ſich in ganz Nordamerica von der Hudſonsbay bis Florida und in Mexico, wird während des Winters weißlich mit Ausnahme des Schwanzes und der Ohren; ſind alſo halb veränderlich; auch ſagt Kalm (III. 349.) ausdrücklich, daß ſie einerley mit den ſchwediſchen Haſen wären. Nach Einigen gräbt es nicht, ſondern verſteckt ſich in hohle Bäume, Felsklüfte und Mauerlöcher; nach Harlan aber macht es wirklich Höhlen in die Erde, wirft 5—10 Junge 3—4mal. Es wird gegeſſen und der Balg gebraucht. Jedoch iſt er zuweilen von der Larve einer Daſſelmucke verdorben; ſie haben auch Flöhe. Catesby, app. tab. 28. Forster in Phil. Trans. 72. 376. Schöpf im Naturforſcher XX. 32. Schreber IV. 881. T. 234. B.

Man hält das ſüdamericaniſche Caninchen (L. brasiliensis) für einerley. Marcgrave nennt es Tapeti und ſagt, es gleiche unſerem Caninchen, ſey aber etwas brauner, auf der Stirn röther und habe bisweilen ein weißes Halsband, der Schwanz kürzer. Die Länge iſt 13 Zoll. Es ſoll auch der Citli des Hernandez in Mexico ſeyn.

In Paraguay heißt es Tapiti, bey den Spaniern Caninchen, weil es demſelben gleicht, mit Ausnahme des kürzern

Schwanzes. Es gräbt nicht, verbirgt ſich jedoch auf der Flucht unter altes Holz, wirft nur einmal des Jahrs 2 oder 3 in dichtes Gebüſch, wo es ſich aufzuhalten pflegt, denn es geht nicht in die Felder. In der Gefangenſchaft freſſen ſie Malven, Blätter von Rüben und Welſchkorn, verſtecken ſich in Küſten und laufen nur bey Nacht herum, ſterben aber bald. Das Fleiſch iſt weiß, aber viel weicher und unſchmackhafter als beym gemeinen Caninchen, wird jedoch von den Indianern gegeſſen und der Pelz benutzt. Es iſt die einzige Haſenart in Süd-America. Azara, Quadrup. II. 57. Wied II. 450. Buffon VII. 357. XV. 162. Rengger 247.

Die eigentlichen Haſen ſind größer, haben behaarte Ohren, wohnen unter Gebüſch und werfen ſehende Junge.

7) Der gemeine (Lep. timidus), Lièvre, jung Levraut; Lepre; Hare,

iſt größer als eine Katze, gegen 2 Schuh lang, 9 Zoll hoch, 8 Pfund ſchwer, hat längere Ohren als der Kopf mit ſchwarzer Spitze, Hinterfüße halb ſo lang als der Leib; Färbung bräunlichgrau, unten weiß; Schwanz 2½ Zoll lang, weiß, oben mit ſchwarzem Strich.

Es iſt unnöthig, von dieſem allgemein bekannten Thier viel zu ſagen. Er findet ſich in ganz Europa und dem ſüdlichen Rußland bis zum 55.°, demnach nicht in Schweden und Sibirien, und in Lievland nur verlaufen, daher man ſie dort Lithauer nennt; ſehr häufig um den Caucaſus, wo ſich der veränderliche nicht findet, auch am ſüdlichen Ural, und gemein in Perſien, wo er von der Religion des Zoroaſters, als ein unreines Thier, verboten iſt, und auch ſelbſt von den Tataren und dem gemeinen ruſſiſchen Volk nicht gegeſſen wird; in Kleinaſien um Aleppo und in Syrien ſehr häufig, wo ſie von den Arabern, aber nicht von den Türken, gern gegeſſen werden. Er ſoll auch im nördlichen Africa vorkommen, in Indien und ſelbſt in Japan, jedoch iſt man über die Gattung nicht ganz ſicher; in America findet er ſich nicht.

Er bewohnt die Wälder und Felder und verſteckt ſich dort im Gebüſch, hier in einer kleinen Delle, die er ſich

ſelbſt ſcharrt und in der er niedergeduckt liegt, daß man ihn für eine Scholle anſehen kann. Daſelbſt bleibt er den ganzen Sommer und Herbſt, zieht ſich aber des Winters in die Wälder zurück, wo er ſich beſſer gegen Wind und Wetter ſchützen kann: denn er kann weder große Hitze noch Kälte ertragen, daher er nur in der gemäßigten Zone vorkommt. Von da geht er aufs Feld und in Gärten, um die Saat abzuwaiden, Kohl u. dergl. zu freſſen, auch Heu und beſonders die Rinden junger Obſtbäume, was gewöhnlich während der Nacht geſchieht, und wodurch ſie viel Schaden thun in ſolchen Ländern, wo man ſie zu Tauſenden leben läßt. Nach ihrem Lager gehen ſie nie grad zurück, ſondern machen ſogenannte Widergänge neben demſelben vorbey, machen Seitenſprünge und gehen wieder hin und her, bis ſie endlich durch einen Sprung ihr Lager erreichen. Dadurch werden die Hunde im Aufſuchen der Spur irre. Sie haben ein außerordentlich feines Gehör, wozu die langen Ohren oder ſogenannten Löffel vieles beytragen, kurze Augenlieder und ſchlafen daher mit offenen Augen; gehen immer hüpfend, ſowohl langſam als ſchnell, kommen daher geſchwinder einen Berg hinauf als herunter, ſpielen oft mit einander, machen Männchen, d. h. ſetzen ſich aufrecht und horchen umher. Sie ſind außerordentlich furchtſam und fliehen ſchon von ferne, außer in den Ländern, in welchen ſie von oben her geſchützt ſind, und wo man ſie daher im Vorbeygehen ganz in der Nähe dutzendweiſe im jungen Getraide waiden ſehen kann.

Zur Rammelzeit im Hornung, wo es oft heftige Kämpfe gibt, laſſen ſie ein Knurren hören, in der Angſt dagegen oder verwundet, ein klägliches Geſchrey, wie Säuglinge. Das Männchen oder der Rammler iſt kürzer, hinten breiter, auf den Schultern röther, hat einen dickeren, wolligeren Kopf, längere Schnurren, breitere Ohren, welche dicht beyſammen auf dem Nacken liegen; das Weibchen oder der Setzhaſe iſt ſchlanker, dunkelgrau, an den Seiten heller, der Schwanz oder die Blume breiter und dunkler, die Ohren weit von einander und zur Seite liegend. Der Rammler bleibt während des Sommers beym Setzhaſen, welcher nach 30 Tagen 3—4 ſehende Junge,

entweder in ſeine Delle im Feld oder in Moos und Laub im Walde wirft und bey denſelben 20 Tage bleibt. Zum Saugen werden ſie durch ein Klappern mit den Ohren gerufen. Sie ſetzen 3—4mal, im März, May, July und bisweilen noch im September. Sie könnten 10 Junge ernähren. Dieſe haben ein ganzes Jahr lang eine Bläſſe auf der Stirn und laſſen ſich leicht aufziehen, wobey ſie durch ihr Trommeln mit den Vorderfüßen, womit ſie Hunde und Katzen vertreiben wollen, und durch andere ſonderbare Geberden unterhalten. In 15 Monaten ſind ſie ausgewachſen und werden 8—10 Jahr alt. Mit Caninchen gibt es keine Baſtarde. Im Sommer werden ſie ſehr von den Flöhen geplagt, auch haben ſie Bandwürmer und oft Blaſenwürmer an der Leber und am Tragſack, welche man ſonderbarer Weiſe Franzoſenblattern nennt und daher ſolche Haſen wegwirft. Werden ſie oft gehetzt, ſo bekommen ſie Blattern und Geſchwüre an der Lunge, Leber, am Rücken und unter der Blume, was ihr Fleiſch ekelhaft macht.

Die Jagd fängt in der Mitte des Septembers an und dauert bis zum Hornung; die Jungen werden ſchon im July und Auguſt geſchoſſen. Des Winters hält man Treibjagen. Bey tiefem Schnee kann man ſie mit abgekochtem Kohl weit locken. Man kann ſie mit einem Schlag auf die Naſe oder ins Genick leicht tödten. Aus den Haaren macht man Hüte und daher ſind die Bälge theuer, aus denen man noch überdieß Beutel macht. Die Hinterfüße werden als Wiſcher von den Goldſchmidten zum Glätten des Silbers, von den Buchbindern zum überſchmieren des Leders gebraucht; der ſogenannte Haſenſprung oder das Ferſenbein als Pfeifenräumer, das wenige Fett auf Geſchwüre.

Die Berghaſen ſind größer, ſchwärzer, am Halſe weißer und werden oft wegen der guten Winternahrung, von Eicheln und Bücheln, 18 Pfund ſchwer.

Die Feldhaſen ſind kleiner und wie der beſchriebene; ebenſo die Sumpfhaſen, deren Fleiſch unſchmackhaft iſt. Es gibt auch weiße, gelbe und ſchwarze, auch allerley Mißgeburten. Die ſogenannten gehörnten Haſen ſind Fabeln; die Hörner ſind

von jungen Rehen. Das Fleiſch wird bekanntlich allgemein geſchätzt und auf die beſſern Tafeln gebracht; gehört jedoch zum gewöhnlichen Wildpret. Die Alten haben es beſonders hoch geachtet: denn Martial ſingt:

Es ſind
Von vierfüßigem Wild-Haſen das Leckergericht *).

Horaz rühmt beſonders den Bug **). Geßner 681. Fig. Buffon VI. 246. T. 38. Schreber IV. 865. T. 233. A.; die ſogenannten Geweihe auf T. 283. B. und bey ältern Schriftſtellern in Menge. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1798. S. 1. T. 1. Ridingers jagdbare Thiere T. 13. Bechſtein I. 1092.

b. Der veränderliche oder Alpenhaſe (Lep. variabilis)

iſt etwas kleiner als der gemeine Haſe, die Ohren aber kürzer als der Kopf, weiß mit ſchwarzer Spitze, die Füße mehr behaart; die Sommerfarbe grau, Winterfarbe weiß. Die Augen braun.

Er findet ſich auf dem ganzen Alpenſtrich, von Savoyen bis in die Steyermark, und zwar über dem Holzwuchs 4000 Schuh hoch, von wo ſie nur bey tiefem Schnee tiefer herunter ſteigen, um auf bloßen Stellen zu waiden, oder die Heuſtälle aufzuſuchen. Sie graben ſich aber auch in der Noth unter den Schnee, um ihre Nahrung zu finden. Im Sommer lieben ſie den Raſen oder verſtecken ſich in Felſenhöhlen, freſſen wohlriechende Alpenpflanzen, beſonders Kleearten, auch die Rinden der Zwergweiden und Wurzeln, berühren aber keine Giftpflanzen. Sie werfen zweymal 2—5 Junge, welchen die Bläſſe fehlt. Sie ſchlafen gewöhnlich auf dem Schnee, wo man ſie des Winters beſchleichen und ſchießen kann. Da es im Gebirge immer kracht, ſo fliehen ſie nicht weit und ein erfahrener Jäger kann des Tags 4—5 ſchießen. Seine Spur iſt größer als beym gemeinen und ebenſo die Sätze, aber er macht gleiche Widergänge. Das

---

*) Inter quadrupedes mattea prima lepus. Epigr. XIII. 92.

**) Fecundi leporis sapiens sectabitur armos. Serm. II. 40.

Fleiſch iſt ebenſo ſchmackhaft, wie das des gemeinen, das Fell aber wenig geſchätzt.

Man hat dieſen Haſen bloß für eine durch den Aufenthalt hervorgebrachte Abart gehalten; da er aber auch in der Gefangenſchaft jährlich die Farben ändert und ſich keine gemeinen Haſen auf den Hochalpen finden, ſo hält man ihn jetzt für eine eigene Gattung. Römer und Schinz, Säugth. der Schweiz. 278. Kochs bayr. Zool. 1816. 44. Am Stein, Mém. de Lausanne II. 1789. 266. tab. 6. Bündneriſcher Sammler V. Nro. 23. ꝛc. Merrems Abh. S. 20. Varro, de re rustica III. c. 12. Aldrovand, Digitata 349.

Der nordiſche Haſe (Lep. variabilis borealis)

wird jetzt für verſchieden gehalten von dem Alpenhaſen; er iſt etwas größer als der gemeine, hat weiße Ohren, ſo lang als der Kopf mit ſchwarzen Spitzen; der Schwanz ſehr kurz, wollig, ſtruppig und ſchneeweiß; Fell ſehr lind, des Sommers oben graubraun mit gelblichem Stachelhaar, unten weiß; des Winters weiß mit zerſtreuten, ſchwarzen Stachelhaaren.

Sie finden ſich im Norden von Europa und Aſien, von der Gränze an, wo der gemeine aufhört, in Schweden, Island und Grönland, in Rußland und Sibirien bis Kamtſchatka vom 50.° an, wo ſie noch mit dem gemeinen untermiſcht ſind und, wie man ſagt, Baſtarde hervorbringen, deren Rücken auch im Winter grau bleibt. Die größten weißen Haſen finden ſich an der Chatanga und am Jeniſey, wo auch ihr Pelz am ſchönſten iſt und faſt dem des Eisfuchſes gleich kommt. Manchmal wandern ſie in Sibirien, bald nach 5, bald nach 10 Jahren, beſonders in der Gegend des Lena, wo ſie von Oſten herkommen und ſich ſodann zerſtreuen; man ſagt, daß es mehrmal geſchehen in Jahren, wo die Aernte nicht gerieth, und daher die Einwohner ihren Hunger an den Haſen ſtillten. Des Winters freſſen ſie Zwergweiden, unter denen ſie des Tags liegen. Sie ſchwärmen des Nachts herum, zur Zugzeit aber auch untertags. Ganz offene Felder mögen ſie nicht, ſondern ziehen Buſchwerk vor, ohne gerade die Wälder zu meiden. Vor den Hunden fliehen ſie nicht gerade aus, ſondern hin und her. Sie ſind ſehr ſchwach

und werden nicht bloß von den Füchſen und Zobeln, ſondern ſelbſt vom Iltiß, Hermelin und den Krähen, welche ſich ihnen auf den Rücken ſetzen und die Augen aushacken, getödtet. Man fängt ſie in Schlingen und Fallen und ſtößt ihnen einen Zweig durch ein Nasloch ins Hirn. Die Felle ſind ſchlecht und nicht dauerhaft, werden jedoch von den gemeinen Weibern zu Winterkleidern zuſammengenäht; zu Filzen taugen ſie nichts. In warmen Zimmern werden ſie des Winters dennoch weiß. Es gibt auch ſchwarze, die des Winters nicht weiß werden. Pallas, Glires p. 1. tab. 4. fig. 1. Zoogr. I. 145.

In ganz Rußland, Finnland und Lappland werden ſie im Sommer grau, in Grönland dagegen bleiben ſie weiß das ganze Jahr. Die Jungen haben nicht die weiße Bläſſe des gemeinen. Das Fleiſch iſt ſchlecht, wird jedoch gegeſſen. Er iſt in Schweden der einzige Haſe und wurde von Linne bloß für eine Abart des gemeinen gehalten. Schreber IV. 885. T. 235. A—C. Forster, Philos. Trans. 57. 62. Jetze, weiße Haſen in Lievland. 1749. 8. Nilsſon, Sk. F. l. 211.

Man unterſcheidet jetzt auch den grönländiſchen Haſen, unter dem Namen Eishaſe (L. glacialis).

Er iſt das ganze Jahr weiß, nur die Spitzen der Ohren, welche länger als der Kopf ſind, bleiben ſchwarz. Er iſt auch größer als der veränderliche und hat derbere und breitere Klauen. Das Fell ſehr dick und wollig, bisweilen des Sommers braun gebändert. Findet ſich häufig in Grönland, auf der Melville-Inſel, den nördlichen Georgs-Inſeln und an der Barrow-Straße in der Nähe der Küſte. Leach in Ross Voyage. 1819. n. 5. (Iſis 1820. 115.) Sabine in Parrys first Voyage, Suppl. 1824. 187. Richardson in Parrys seconde Voyage, App. 321. Ejusd. Fauna bor. amer. I. 221. (Iſis 1832. 159.) J. C. Ross in Sec. Voyage, App. 1835. p. 15. Fabricius, F. groenl. p. 25.

8) Der ſibiriſche Haſe (Lep. tolai)

hat die Farbe des gemeinen und ändert dieſelbe nicht, iſt aber etwas kleiner, hat einen ſchmächtigern Kopf, aber etwas längern, oben ebenfalls ſchwarzen Schwanz, der Rand der

Ohren ſchwarz, der Kopf ſchmächtiger, Nacken und Füße mehr roth.

Er findet ſich in Menge mit dem veränderlichen Haſen jenſeits des Baikalſees und in der ganzen Mongoley, gräbt keine Höhlen, ſondern lebt im Freyen unter niederigem Gebüſch von Weiden, die er gern frißt, macht keine Widergänge, ſondern läuft grad aus und verſteckt ſich nur bey Gefahr in Felſenklüfte. Er kann nur 6 Junge ernähren. Balg und Fleiſch ſind ſchlecht; das letztere ſoll wie beym Caninchen ſchmecken. **Pallas**, Glires 17. **Gmelin**, Nov. Comm. petrop. V. 357. tab. 11. fig. 2. Schreber IV. 878. T. 234. A.

9) Der ägyptiſche (Lep. aegyptius)

gleicht dem unſerigen, iſt aber etwas kleiner, hat längere Ohren und Füße, welche überdieß mehr roth ſind, ſowie ein Streifen auf dem Nacken. Die Ohren ohne Schwarz. Er findet ſich häufig in Aegypten in der Ebene bey Luxor und Karnak, ſchmeckt wie der gemeine, iſt jedoch ſchlechter. **Geoffroy**, Egypte XXIII. 196. tab. 6. fig. 2.

10) Der capiſche (Lep. capensis)

gleicht ebenfalls dem gemeinen, fällt aber mehr ins Rothe, beſonders an den Haaren unter dem Schwanz und an den Füßen; hat kürzere Ohren und Füße. Scheint ſich im ganzen ſüdlichen Africa zu finden, namentlich am Cap, im Carro, im Lande der Hutniken und Namàken. Er ſchmeckt ſehr gut, obſchon die Hottentotten das Haſenfleiſch nicht mögen. Er heißt Root-Gat-Haas (Haſe mit dem rothen Hintern). Es gibt übrigens daſelbſt noch Haſen, ganz wie der gemeine, nur etwas kleiner. Sparrmann 256. Schreber IV. 898. **Le Vaillant**, seconde voyage 1795. II. 186.

5. G. Die Meerſchweinchen oder Savien (Cavia), auch Halb-Caninchen genannt,

ſind ziemlich kurze, hinten etwas dickere Thiere mit wenig verlängerten Hinterfüßen, ſtumpfer Schnauze, großen Augen, kleinen rundlichen Ohren, ohne Schwanz; vorn 4, hinten nur 3 ausgeſpreizte Zehen mit flachen Nägeln; Nagzähne ungefurcht, die vier Backenzähne blätterig oder gefaltet.

Sie leben nur im heißen America in Wäldern und Gebirgen,

faſt wie die Haſen, von Gras und andern Pflanzenſtoffen, werſen wenig Junge, haben ein gutes, ſchmackhaftes Fleiſch und ſind überhaupt friedliche Thiere.

Die Augen ſcheinen ihr Character-Organ zu ſeyn.

a. Die einen haben Faltenzähne, faſt wie der Biber, aber mit Wurzeln; Nebenzehen.

Davon ſehen die einen wie Caninchen aus und haben vorn einen Daumenſtummel mit Nagel. Dasyprocta, Chloromys.

1) Das langnaſige oder Aguti (Mus aguti)

gleicht in Größe und Geſtalt dem Caninchen, 20 Zoll lang, die Vorderfüße 4, die hintern 6, Schwanz 1. Pelz braun, hinten ins Röthliche und viel länger. Es hat vorn einen ſehr kurzen Daumen mit einem Nagel. Buffon VIII. 375. T. 50. Schreber IV. 613. T. 172. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 3.

Wohnen im öſtlichen Südamerica, beſonders Braſilien und Paraguay, und auf den Antillen in den trockenen Waldungen, ſowie in den grasreichen Ebenen, wie unſere Haſen, wo ſie Gras und allerley Früchte freſſen, ſehr ſchnell laufen, im Zorn ihre etwas ſteifen Haare aufrichten und mit ihren Hinterfüßen auf den Boden ſchlagen, wie unſere Caninchen. Sie ſind ſehr gefräßig, halten die Speiſen mit den vordern Pfoten wie Eichhörnchen, verſtecken das Uebrige und graben es ein. Sie lecken dem Menſchen gern die Haut. Marcgrave 224. Fig. Aldrovand, Quadr. 294. fig.

Nach Stedman, welcher in den ſiebenziger Jahren als Officier in Surinam gelebt hat, heißt dieſes Thier daſelbſt Agouti-Pacarara und iſt ſehr gemein. Es hat die Größe eines Caninchens, oben gelblichbraun, unten gelb, die langen Füße ſchwarz, vorn 4, hinten 3 Zehen; Augen ſchwarz, Oberlippe geſpalten mit Schnurren, Ohren klein, Schwanz ſehr kurz. Es wirft oft 3—4 Junge in hohle Bäume, wohin es auch flieht, wenn man es verfolgt; es wühlt nicht wie das Paca; wird leicht zahm, frißt Früchte, Wurzeln, Nüſſe u.ſ.w., aber ſein Fleiſch iſt nicht ſo gut, wie das vom Paca. Stedman, Voyage en Surinam. Paris. 1799. (London. 1796.) II. pag. 345.

In Paraguay heißt das Thier Cotia, findet ſich nur in

Wäldern, wo es ſich unter gefallene Bäume oder in hohle Stämme verbirgt, und keine Höhlen gräbt, wie man geſagt. Obſchon ſein Fleiſch gut iſt, ſo wird es doch von niemanden gegeſſen. Es findet ſich nicht am Plataſtrom. Es frißt allerley, und ſelbſt Fleiſch, faßt es mit dem Maul an und hält es ſodann mit den Pfoten, ſäuft nicht, ſitzt gewölbt und hält die Vorderpfoten frey, putzt ſich gern, wird ſehr zahm, frißt ſogleich Manioc und läßt ſich kratzen. Im Zorn ſträubt es die Haare, und wenn es groß iſt, ſo fallen ſie ſogar büſchelweis aus durch bloßes Zuſammenziehen der Haut. Man kann es übrigens nicht in den Zimmern halten, weil es alles und ſelbſt die Thüren zernagt. Es ſcheint nur 2 Junge zu werfen. Daß es grunze, mit den Hinterbeinen auf den Boden ſchlage und die Speiſen verſtecke, hat Azara nie bemerkt; es freſſe alles und leide daher nie Mangel. Quadrup. II. 26.

Sie wiſſen die härteſten Baumfrüchte, wie die Nüſſe der Topfbäume (Lecythis et Bertholletia) zu öffnen. Humboldt, Voyage II. 561.

Der Prinz Max. v. Wied hat dieſe zierlichen und leichtfüßigen Thiere in Braſilien häufiger angetroffen als den Paca, und zwar in den trockenen Wäldern und Ebenen, wo es die Stelle des Haſen vertritt und gejagt wird. Man ſieht ſie bald in Geſellſchaft, bald einzeln, ſowohl auf der Erde, als in hohlen Bäumen oder Erdhöhlen, wo ſie von den Jägern hervorgezogen und ausgegraben werden. Man ſchießt und fängt ſie auch in Fallen; ſie fahren aber in das erſte beſte Loch, ſo bald ſie einen Feind bemerken. Ihre Nahrung beſteht aus mancherley Gewächſen und Früchten der Urwälder. Ihre Stimme iſt ein kurzer, ſehr lauter Pfiff, der öfters wiederholt wird, beſonders wenn man ſie plötzlich erſchreckt. Ihr Fleiſch iſt zart, weiß und ſchmackhaft, und daher ſtellen ihnen nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die Raubthiere, beſonders die vielen Katzenarten nach. Da ſie ſehr zahm werden, ſo erzieht man öfters die Jungen und läßt ſie in Städten und Dörfern herumlaufen. Beytr. II. 458.

Nach Rengger bewohnt es ganz Paraguay, und zwar

trockene und hoch gelegene Wälder, wo es den größten Theil des Tags in ſeinem Lager aus Laub und Gras in einem hohlen Baum oder unter Wurzeln zubringt, nur des Abends ausgeht und immer auf demſelben Wege zurückkehrt, ſo daß endlich ein Pfad entſteht, welcher ſeinen Aufenthalt verräth. Es frißt Kräuter, Blumen, Samen und Früchte, und beſucht auch die Zuckerpflanzungen und Gemüsgärten, denen es aber nicht viel ſchadet; lebt nicht geſellig, ſondern allein und paarweiſe, trägt 6 Wochen und wirft im October 2—3 Junge. Er hat ſelbſt zahme beſeſſen, welche frey herumliefen und wieder kamen; ſie freſſen alles aus dem Hauſe, beſonders gern Roſen, aber kein Fleiſch. Paraguay 259.

Andere haben eben ſolche Zähne, vorn und hinten einen Daumenſtummel, und hier noch eine kleine Zehe.

2) Das gefleckte oder Paca, Pay (Mus paca; Coelogenys)

hat ziemlich die Geſtalt von einem Haſen, iſt aber größer, kürzer und dicker; 2 Schuh lang, Pelz kurz, braun mit gelblichweißen Seitenflecken in 5 Längsſtreifen, unten weiß. Es gibt auch dunklere und ganz weiße.

Findet ſich ebenfalls in ganz Südamerica öſtlich der Anden, namentlich in Guyana, Braſilien, Paraguay und auf der Inſel Tabago. Es hat eine Eigenthümlichkeit, welche ſich bey keinem andern Säugthier findet; nehmlich ſehr breite und gewölbte Jochbögen, in welche ſich die Mundhöhle etwas hineinzieht, ohne jedoch, wie Rengger bemerkt, ächte Backentaſchen zu bilden. Sie ſollen jedoch, nach Ausſage der Einwohner, eine Zeit lang ihre Speiſen darinn aufbewahren. Vor den Ohren liegt eine ſo große Speicheldrüße, daß ſie von außen ſichtbar iſt.

Schon Marcgrave ſagt von ihm, daß es die Nahrung nicht mit den Pfoten halte, wie das Aguti, ſondern auf dem Boden freſſe, wie die Schweine und auch ſo grunze. Sein Fleiſch ſey vortrefflich und ſo fett, daß man es ohne Speck braten könne; daher es die Portugieſen königliches Wildpret (Caca real) nennen. Sie lebten in Höhlen und würden von

kleinen Hunden aufgeſucht; haben ſie den Aufenthalt angezeigt, ſo gräbt der Jäger von beiden Seiten, verſtopft den Gang und ſticht da, wo er das Thier zu liegen glaubt, ein Meſſer ein; komme es heraus, ſo könne man es nicht fangen, weil es heftig um ſich beiße. 224. Fig.

Dieſes Thier heißt in Surinam Waſſerhaſe, hat die Größe eines Ferkels und iſt ſehr fett; der Unterkiefer kurz, die Naslöcher weit, und Schnurren wie bey einer Katze, die Augen ſchwarz, die Ohren klein und behaart, überall 5 Zehen; Färbung erdbraun mit rothbraunen Flecken in Längsſtreifen, Bauch ſchmutzig weiß; der ganze Leib mit grobem und kurzem Haar bedeckt; Schwanz ſehr kurz. Es führt ein amphibiſches Leben. Auf dem Lande wühlt es, wie Schweine, nach Nahrung; bey Gefahr rettet es ſich ins Waſſer. Obſchon es ſehr fett und beleibt iſt, ſo läuft es doch ſchneller als irgend ein Thier im ſüdlichen America, was man auch gegentheilig geſagt haben mag. Vielleicht geht es nur langſam, wann es gezähmt iſt. Ich habe es in der Freyheit laufen ſehen, wie ein Haſe. Es ſchmeckt ſehr gut. Stedman, Voy. II. 343.

In Paraguay heißt es Pay und iſt ſelten. Es bewohnt die Wälder, gräbt Höhlen, thut vielen Schaden in den Gärten der Indianer und den Zuckerpflanzungen, wirft nur ein Junges, hat die Lebensart des Aguti und läuft auch vorzüglich bey Nacht herum. In der Geſtalt hat es viel Aehnlichkeit mit einem Schwein, iſt 2 Schuh lang, 11 Zoll hoch, hat 18 im Umfang, der Schwanz nur ½ lang, die Nagzähne gelb; das Haar kurz, rauh, anliegend und taugt nicht als Pelzwerk. Bey den Männchen ſind die weißen Seitenflecken in Bänder vereinigt. Azara, Quadrup. 20.

In Braſilien findet es ſich von Pernambuco bis Rio de Janeiro, und iſt nebſt dem Aguti und den Gürtelthieren das gemeinſte Wildpret in den Waldungen gegen die Küſte, ſeltener in den höhern Gegenden. Es iſt ein Landthier, welches aber die Nähe der Flüſſe ſucht, gut ſchwimmt, Höhlen in die Ufer unter den Baumwurzeln gräbt, beſonders des Nachts ausgeht, von Früchten und Wurzeln lebt, mit Schlagfallen gefangen,

auch mit Hunden gejagt und geſchoſſen, zu Markte gebracht und theuer bezahlt wird, weil das ſchmackhafte Fleiſch ſehr beliebt iſt. Es ſoll nur 2 Junge werfen, obſchon es 4 ernähren könnte. Wied II. 454.

Buffon hatte ein lebendiges Weibchen, welches ganz zahm war, ſich unter dem Ofen ein Lager machte, den Tag über ſchlief, des Nachts aber umherlief, und nagte wenn es in einen Kaſten eingeſperrt war. Es konnte keine Unreinlichkeit leiden und entledigte ſich ſeines Unraths im entlegenſten Winkel. Bekannten Perſonen leckte es die Hand, ließ ſich gern kratzen, ſtreckte ſich dabey aus und gab ſein Wohlgefallen durch einen ſchwachen Laut zu erkennen, ließ ſich aber nicht gern halten. Fremde Perſonen, Kinder und Hunde wurden von ihm gebiſſen; der Zorn äußerte ſich durch eine Art Knirſchen und Grunzen. Es ſaß oft auf den Hinterfüßen, putzte ſich gern, war übrigens ſchwerfällig, außer wenn es auf Stühle ſpringen wollte; fraß Brod, Rüben, Sellery, Zwiebeln, Kohl, Kräuter und Baumrinden, Korn, vorzüglich aber gern Früchte und Zucker, Fleiſch ſelten und wenig; es ſoff wie ein Hund. Gegen Kälte war es nicht ſehr empfindlich, und daher könnte man es vielleicht im ſüdlichen Europa einheimiſch machen, was wegen ſeines ſchmackhaften Fleiſches ſehr vortheilhaft wäre. Dieſes wird von Rengger beſtätiget. Buffon X. 269. T. 43. Suppl. 3. tab. 43. Schreber IV. S. 609. T. 171. **Fred. Cuvier, Mamm. livr. 23.** Rengger, Paraguay **250.**

b. Mit Blätterzähnen ohne Wurzeln, keine Nebenzehen.

3) Das gemeine Meerſchweinchen (Mus Cavia; Anoema aperea)

iſt nur halb ſo groß als ein Caninchen, 10 Zoll lang, mit getrennten Zehen, vorn 4, hinten 3, ohne Schwanz; jeder Backenzahn beſteht aus 2 Dreyecken; Färbung gelblichbraun, unten weiß.

Iſt häufig in Braſilien, wo es Preyá heißt, in Paragnay und ſüdlich dem Plataſtrom gegen Buenos-Ayres in hohem Gras und Gebüſch, in Zuckerpflanzungen u.ſ.w., wo es von Gras und Kräutern lebt und keine Höhlen gräbt. Es ſoll des

Jahrs nur einmal 1—2 Junge werfen, kann auch nicht mehr ernähren. Es iſt ein hurtiges Thierchen, das man beſonders häufig an bewachſenen Waldbächen in der Nähe der Pflanzungen antrifft und häufig ſchießt oder fängt, beſonders wenn die Flüſſe austreten und es gezwungen iſt, ſich auf Hügel zu flüchten. Es wird von den Indianern gegeſſen; das Fell aber iſt dünn und unbrauchbar. Es wird leicht zahm, benagt nichts, frißt Pflanzen aller Art, ſelbſt Welſchkorn und Fleiſch, ſchreyt, wenn man es fängt, wie das zahme. Azara, Quadrup. II. 65. Wied II. 462. Marcgrave 223. Fig.

Rengger hat ſie in ganz Paraguay und ſüdlich bis zum 35.° angetroffen in feuchten Gegenden, 6—15 Stück beyſammen, unter den undurchdringlichen und ſtacheligen Bromelien am Saume der Wälder, wo eine Menge geſchlängelte Wege ſie verräth. Morgens und Abends gehen ſie ins Freye, graſen aber nicht. Sie werfen nur einmal im dortigen Frühling 1—2 ſehende Junge, welche ſogleich der Mutter folgen. Er ſah 14 zahme, die ins ſechste Glied von einem eingefangenen Paar abſtammten; ſie hielten ſich zwar den ganzen Tag verſteckt, kamen aber auf den Ruf herbey, fraßen aus der Hand und ließen ſich auf den Arm nehmen. Die Farbe hatte ſich nicht verändert. Die eigentlichen Meerſchweinchen mit ihren weißen, rothen und ſchwarzen Farben kamen erſt 1820 nach Paraguay, warfen jährlich 3mal 3—7 Junge, paarten ſich aber nicht mit den 2 wilden, ſondern biſſen ſich herum, ſo daß man glauben ſollte, es ſeyen verſchiedene Gattungen. Paraguay 274.

Das zahme (M. porcellus, Cavia cobaia), Cochon d'Indes; Guinea Pig,

wurden ſchon in der erſten Zeit der Entdeckung von America nach Europa gebracht und daſelbſt, wie noch jetzt, in der Stube unter einer Bank zum Vergnügen gehalten. Sie verändern aber ihre haſengraue Farbe in ganz andere und bekommen meiſtens große, gelbe, ſchwarze und weiße Flecken. Es ſind artige, ſanfte, ſchüchterne Thierchen, welche beſtändig herumlaufen, wie Ferkel grunzen, alles Grüne freſſen, wie Salat, Kohl, auch Brod, Getraide, Obſt, Rüben, Erdäpfel u.ſ.w., und ſitzen dabey

aufrecht. Zum Zeitvertreib ſchlucken ſie ihren eigenen kugelförmigen Unrath, und dann ſieht es aus, als wenn ſie wiederkäuten, weil ſie die Kiefer bewegen, obſchon man glaubt, ſie hätten keine Nahrung von außen zu ſich genommen. Sie ſind in der Gefangenſchaft viel fruchtbarer, tragen 9 Wochen und werfen des Jahres 3mal 2—4, auch 6 ſehende und behaarte Junge, obſchon ſie nur 2 ernähren können; dieſe laufen aber ſogleich herum und freſſen, daß ſie nur wenig zu ſaugen brauchen. Sie ſind nach einem halben Jahre reif uud leben ungefähr 8 Jahre. Das Männchen frißt oft die Jungen, wie beym Caninchen. Sie ſchlafen ſitzend mit gebogenem Rücken und offenen Augen, laufen faſt immer an den Wänden hin, putzen ſich gern, ſtampfen auch mit den Hinterfüßen, wie die Caninchen. Sie zernagen Kleider und Lederwaaren. Fleiſch und Balg ſind ſchlecht und werden kaum benutzt. Das Wort Cobaya iſt nach Azara durch ein Mißverſtändniß gegeben worden. Coba bedeutet nehmlich: „es iſt“. Wahrſcheinlich habe ein Indianer dem Piſo, wo es zuerſt vorkommt (102), geſagt, Coba Aperea, das iſt ein Aperea. Aldrovand, Digit. 390. fig. Porcellus indicus. Linne, Amoenit. IV. 190. tab. 2. Buffon VIII. 1. T. 1. Schreber IV. 617. T. 173. Fr. Cuvier, M. livr. 22.

Es gibt in Braſilien noch ein anderes, ziemlich von derſelben Größe, welches Moco (C. rupestris; Kerodon) heißt, aſchgrau iſt mit röthlichen Keulen und in felſigen Gegenden lebt; es ſoll auch die kleinen abgefallenen Cocosnüſſe freſſen. Das Fleiſch wird geſchätzt. Die Zähne ſind etwas einfacher. Wied II. 466. Iſis 1820. S. 43. Forſter, Reiſe 93. Fred. Cuvier, Mammif.

4) Das Capybara (Hydrochoerus capybara), Cabiai, ſieht aus, wie ein einjähriges Schwein, über 3 Schuh lang mit einer dicken Schnauze, kurzen Füßen, borſtenartigem, braunem Haar, aber ohne Schwanz. Die Füße haben Schwimmhäute, und die hintern Backenzähne beſtehen aus einer Menge Dreyecke.

Sie finden ſich an und in den Flüſſen von ganz Südamerica, in Guyana, Braſilien, Paraguay und am Plataſtrom.

Nach A. v. Humboldt beſonders häufig am Orenoco und deſſen Nebenflüſſen, wo es Chiguire heißt. Voyage II. 217.

Marcgrave (230. Fig.) und Dobritzhofer (I. 406) ſagen, ſie werden ſo groß wie ein- und ſelbſt zweyjähriges Schwein, habe auch ähnliche Füße und Klauen, ſchwimmen haufenweiſe und ſehr geſchwind über die Flüſſe und können auch tauchen, machen des Nachts ein fürchterliches Geſchrey wie Eſel, und ſetzen die Reiſenden in Schrecken. Sie freſſen Gras und verſchiedene Früchte und gehen oft heerdenweis auf die Felder, denen ſie ſehr ſchaden. Das Fleiſch riecht nach Fiſch, wird aber dennoch, beſonders gebraten, von den Negern und Indianern gegeſſen, die Ferkel aber auch von den Europäern. Es iſt ein Glück, wenn man eines bekommt: denn ſie eilen ſogleich ſammt den Lanzen, Pfeilen oder Flintenkugeln ins Waſſer und tauchen unter.

Nach Azara findet es ſich am Ufer aller Flüſſe und Seen, von der Stadt Aſſumption in Paraguay bis zum La Plata, von denen es ſich nicht über 100 Schritt entfernt: erſchreckt ſchrey es laut, a, peh, ſonſt nie, ſtürzt ſich ins Waſſer, ſchwimmt leicht und ſteckt nur die Naſe heraus; bey größerer Gefahr oder verwundet taucht es unter und kommt weiter hervor. Sie halten ſich gewöhnlich familienweiſe zuſammen und bleiben in einer Gegend, graben nicht, freſſen keine Fiſche, ſondern nur Gras und andere Pflanzen, beſonders gern Kürbſen und Waſſermelonen. Laufen meiſtens Nachts herum, aber nicht viel, ſitzen meiſt auf den Hinterfüßen; werfen 4—8 Junge, können aber 12 ernähren. Dieſe werden leicht zahm, ſo daß man ſie kann frey herumlaufen laſſen; ſie kommen auf den Ruf herbey, laſſen ſich kratzen, ſind überhaupt friedliche, ruhige Thiere und haben ein gutes Fleiſch. Ein ausgewachſenes Männchen war faſt 4 Schuh lang, 19 Zoll hoch und dicker als ein Schwein, das Auge ſehr groß und näher an den Ohren. Quadrup. II. 12. Capiygua.

Der Prinz Max. v. Wied fand ſie ſehr häufig an den mit Wald bedeckten Flußufern an der Oſtküſte von Braſilien, beſonders in menſchenleeren Gegenden, wo ſie am Tage ſich an

den Ufern und auf den Sandbänken aufhalten und beym Erblicken eines Menſchen ſogleich ins Waſſer ſpringen; in bewohnten Gegenden aber, wo ſie bereits ſeltener werden, ſich nur Abends und Morgens ſehen laſſen. Auch nach ſeiner Erfahrung und nach der Ausſage aller indianiſchen und portugieſiſchen Jäger freſſen ſie keine Fiſche, ſondern nur Pflanzennahrung. Sie haben einen großen Feind an der Rieſenſchlange (Sucuriuba) und an den Wilden, welche ſie mit Pfeilen ſchießen und braten. Beytr. II. 475.

Rengger ſah ſie am Parana immer nur paarweiſe, am Paraguayſtrom aber in kleinen Geſellſchaften von 4—6 Stück und in den ſumpfigen Gegenden längs dem Tebiguari in großen Truppen von 20 und mehr, gewöhnlich waidend oder ſitzend wie ein Hund. Sein Gang iſt ein langſamer Schritt; im Nothfall ſpringt es auch in Sätzen, was es aber nicht lang aushält; es ſchwimmt über Gewäſſer, die über eine halbe Stunde breit ſind, geht jedoch nur hinein, um Nahrung zu ſuchen, die in Waſſerpflanzen und Baumrinde beſteht, oder wenn es ſeinen Aufenthalt verändern will. Es hat kein beſonderes Lager und iſt ein ſtilles, ſtumpfſinniges Thier, von dem man ganze Truppen ſtundenlang beobachten kann. Sie bieten aber keine Unterhaltung dar: entweder gehen ſie im Schritt oder ſitzen, kehren bisweilen ein Ohr gegen den Wind und gehen langſam dem Waſſer zu, wenn ſie etwas unrechtes bemerken; außer wenn ein Feind plötzlich unter ſie ſtürzt, wobey ſie mit einem lauten Schrey, den man eine Viertelſtunde weit hört, ins Waſſer fallen und untertauchen. Er hat ſie oft ſelbſt in der Stadt Aſſumption bey Nacht ſchreyen hören. Sie betrachten oft einen Menſchen lange, ehe ſie entfliehen. Man ſieht ſie nie ſpielen oder einander herumjagen. Sie werfen nur einmal im dortigen Frühling 1—4 Junge, nicht mehr. Oft folgen einem Männchen 2—3 Weibchen, und daher kam wohl die Meynung, daß ſie 8 Junge hätten.

Jung aufgezogen werden ſie zahm, ſuchen ihre Nahrung ſelbſt, freſſen aber auch zu Hauſe Maniocwurzeln und Schalen von Waſſermelonen. Gehör und Geſicht ſind ſchwach, der Ge-

ruchſinn ſchärfer. Dieſe Mängel werden erſetzt durch ihre Muskelkraft: denn zween Männer ſind kaum im Stande, eines zu bändigen; ſie ſollen ſogar oft den Klauen des Jaguars entſpringen. Einem angeſchoſſenen darf man ſich nur mit Vorſicht nahen. Das Fleiſch eſſen nur die Indianer; die weißen Einwohner haben überhaupt einen Aberwillen gegen das Wildpret. Das Fell wird zwar zu Riemen, Fußdecken, Schuhen u. dergl. benutzt, iſt aber ſehr ſchwammig und läßt das Waſſer durch. Paraguay 268.

Zweyte Ordnung.

Kaumäuſe.

Die Jungen ſind unreif, und müſſen lang getragen werden. Die meiſten haben Beutelknochen. Kopf walzig, meiſt mit kleinem Maul, Schwanz dick und kräftig; Zehen verwachſen mit großen Klauen; Gebiß abweichend; Backenzähne walzig, vier- und dreyeckig; Vorderzähne keine oder Nagzähne, oder überzählig.

Dieſe Thiere begreifen unter ſich die ſogenannten Zahnarmen und die eigentlichen Beutelthiere, welche alle nur in heißen Ländern vorkommen. Sie ſind meiſtens klein oder nur von mäßiger Größe, von der einer Ratte bis zu der einer Katze oder eines Fuchſes, ſelten etwas mehr. Sie leben theils von Pflanzen, theils von Inſecten, Eyern und kleinen Thieren der höhern Claſſen. Die meiſten ſcharren ſich Höhlen, nur wenige klettern auf Bäume. Sie werfen ganz unausgebildete, unförmliche und unbehilfliche Junge, welche ſehr lange geſäugt und getragen werden müſſen, ehe ſie laufen können. Manche werden ſogar in einem Beutel, oder vielmehr in einer Hautfalte am Unterleibe getragen.

Ihre Bedeckung beſteht aus borſtenartigen Haaren, ſogar aus großen Hornſchuppen und Knochentafeln, faſt wie bey den Eidechſen und Schildkröten; wenige haben ein weiches, wolliges Haar.

Sie zerfallen in 3 Abtheilungen.

a. Den einen fehlen die Vorderzähne und der Beutel für

die Jungen; ſie leben größtentheils von kleinen Inſecten, welche ſie mit der Zunge einſchlürfen.

Die Zahnarmen oder Schnabelthiere, Ameiſenbären, Gürtelthiere und Faulthiere.

b. Andere haben meiſtens einen Beutel zum Schutze der Jungen, Nagzähne, fingerförmige Zehen, meiſt mit verwachſener Zeig- und Mittelzehe; ſie leben von Pflanzen. Die pflanzenfreſſenden Beutelthiere.

c. Andere haben einen Beutel, kleine, meiſt überzählige Schneidzähne, größere Eckzähne und freye Zehen. Sie leben von Gewürm, Eyern und kleinen Säugthieren. Die fleiſchfreſſenden Beutelthiere.

4. Zunft. Schlürf-Mäuſe, Zahnarme.

Edentata.

Maul eng, ohne Vorderzähne; Zehen verwachſen mit großen Klauen.

Hieher gehören die Schnabelthiere, Ameiſenbären, Schuppen-, Gürtel- und Faulthiere. Sie ſind meiſtens von der Größe einer Katze bis zu der eines Hundes. Ihre Haare ſind ſämmtlich borſtenförmig, wenigſtens am Schwanze, und außerdem ſind mehrere von großen Schuppen oder Knochentafeln wie mit einem Schilde bedeckt.

Ihr Kopf iſt meiſt dünn und walzig, das Maul wenig geſpalten, und ſie können daher nur kleine Thiere, meiſtens Würmer und Inſecten, freſſen, welche überdieß häufig nur mit der kleberigen Zunge eingeſchlürft werden. Sie haben keinen Beutel für die Jungen, manche aber dennoch Beutelknochen. Ihre Zehen ſind entweder durch eine Schwimmhaut verbunden oder ganz verwachſen, meiſt mit ſehr großen und krummen Klauen, ſo daß ſie dadurch im Gehen verhindert werden, und daher ſehr ſchlecht fortkommen. Es ſind überhaupt ſtumpfſinnige, träge und friedliche Thiere, welche die meiſte Zeit in ihren Höhlen oder Lagern zubringen, und von denen man ſich wundern muß, daß ſie noch nicht ausgeſtorben ſind. Sie tragen die unbeholfenen Jungen

auf dem Rücken, und wohnen vertheilt in Neuholland, Aſien, Africa und Südamerica.

Man kann ſie in lang- und kurzzüngige theilen. Jene freſſen Gewürm und Inſecten.

A. Langzüngige.

1. G. Die Schnabelthiere (Ornithorhynchus)

haben die Geſtalt und den Pelz der Fiſchotter, walzigen Leib, aber nackte, platte und ſchnabelförmige Kiefer mit einem einzigen knorpeligen und nur aufgelegten Backenzahn, eine zwar ziemlich lange aber breite Zunge, einen kurzen und dicken Schwanz, ſehr kurze Schwimmfüße mit 5 Zehen.

Obſchon ihnen der Beutel fehlt, ſo haben ſie doch Beutelknochen. Sie weichen, nebſt der folgenden Gattung, von allen Säugthieren durch das Schultergerüſt ab, welches dem der Eidechſen gleicht, nehmlich 2 Schlüſſelbeine hat, wie man ſie nennt. Monotremata.

Sie ſind durch den Gefühlſinn oder die Haut characteriſiert, in der Schwimmhaut und den nackten Lippen.

1) Das gemeine (Ornith. paradoxus)

iſt gegen 1½ Schuh lang, faſt ſchenkelsdick mit einem 4 Zoll langen Schwanz und einem 2 Zoll langen Schnabel; die kurzen Haare braun, unten ſilbergrau.

Der Schnabel iſt niedergedrückt, und hat ziemlich die Geſtalt eines Entenſchnabels, mit einer empfindlichen Haut überzogen, welche am Rande ſägenförmige Einſchnitte hat, wie bey den Enten, und ſich hinten unter den Augen in eine Falte erhebt, welche den Schnabel wie ein Kranz umgibt. Hinten in jedem Kiefer liegt ein knorpeliger Zahn, wie eine Schwiele; die Augen ſehr klein, die Naslöcher faſt vorn in den Lippen. Es iſt ein Kehldeckel vorhanden, den nur die Säugthiere haben. Die Vorderfüße haben lange Zehen mit einer darüber hinausragenden, ſehr großen Schwimmhaut, welche an den hintern kleiner iſt. Hier ſteht bey dem männlichen Thier innwendig an der Fußwurzel ein horniger, an der Spitze geöffneter Sporn, welcher, nach der Entdeckung von Jamiſon, Hill (Linn. Trans. XIII. 1822. 621.) und Knox (Werner. Mém. V. 152.),

mit einer Blaſe in Verbindung ſteht, aus welcher eine Flüſſigkeit ausgedrückt werden kann. Man hat ſie für giftig gehalten, allein bey Verwundungen nur Entzündung, aber nie den Tod wahrgenommen. Das Weibchen hat an dieſer Stelle nur eine Grube. Jamiſon, Iſis 1817. 1283. T. 9. Blainville, Bulletin philom. 1817. 82.

Dieſes merkwürdige, von allen andern abweichende Thier findet ſich nur in Neuholland, und zwar in Teichen und Flüſſen, jedoch meiſtens im Altwaſſer, und hat zu vielen Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben, ob es nehmlich wirklich zu den Säugthieren gehöre, oder nicht.

Es kam zuerſt am Ende des vorigen Jahrhunderts nach England in die Sammlung eines Herrn Dobſon, und wurde von Georg Shaw unter dem Namen Platypus anatinus beſchrieben und abgebildet in ſeinem Naturalists Miscellany X. Nro. 118. 1799., daraus copiert in Wiedemanns Archiv I. 1. Bd. XIII. 1800. S. 175. In demſelben Jahr erhielt Blumenbach ein Exemplar dieſes Thiers vom Ritter Banks. Er beſchrieb es in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1800. Nro. 62., und in Voigts neuem Magazin II. 1., und bildete es ab in ſeinen naturhiſtoriſchen Abbildungen, Heft V. 1800. T. 41. Beſſere Abbildungen finden ſich in Perons Reiſe T. 34 und in den Leopold. Verhandl. XI. 2. 1823. 351. T. 46. von Van der Hoeven; der Schädel in der Iſis 1823. 363. T. 11. Schreber T. 63. B.

Everard Home beſchrieb den Kopf in den Phil. Trans. 1800. p. 432, und zerlegte das ganze Thier 1802 (ebd. S. 68. Fig.), ſagte dabey, daß er bey einem Weibchen keine Zitzen habe finden können. Dieſer Ausſpruch gab nun Veranlaſſung zu endloſen Streitigkeiten. Geoffroy St. Hilaire errichtete nun deßhalb eine neue Thierclaſſe unter dem Namen der Monotremen, und ſtellte ſie zwiſchen die Säugthiere und Vögel (Bulletin philom. III. 1803. p. 225. VIII. p. 95. Ann. des sc. nat. XVIII. 1829. p. 164.) P. Hill hat erbſengroße Eyer im Eyerſtock gefunden, wie ſie übrigens bey allen Säugthieren vorkommen; ein Wilder aber verſicherte, ſie legten 2 Eyer, wie Hühnereyer, in

ein Neſt auf der Oberfläche des Waſſers ins Schilf. Linn. Trans. XIII. 2. 1822. 621. Iſis 1823. 1425. 1833. 931. Das waren wahrſcheinlich Eyer von einem Taucher oder Waſſerhühnchen. Endlich kündigte Meckel in Frorieps Notizen VI. 1824. S. 154 an, daß er die Bruſtdrüſen vom Schnabelthier entdeckt habe, und beſchrieb ſie in ſeinem ſchönen Werk: Descriptio Ornithorhynchi. 1826. Fol. Fig. Dieſe Drüſen liegen an den Seiten der Weichen, und öffnen ſich mit vielen feinen Gängen in die Haut, welche aber auch an dieſer Stelle mit Haaren bedeckt iſt. Sie weichen im Bau von den andern Milchdrüſen ab, und daher erklärte ſie Geoffroy für bloße Schleimdrüſen, wie ſie ſich auch bey den männlichen Spitzmäuſen an derſelben Stelle finden (Ann. des sc. nat. XI. p. 457.) Meckel widerſprach, und zeigte, daß die Milchdrüſen dem männlichen Schnabelthier fehlen (in ſeinem Archiv für Phyſiologie X. S. 23.); ebenſo Baer, indem er bemerkte, daß auch die Milchdrüſen der Walfiſche ebenſo gebaut ſeyen (X. 567.). Owen unterſuchte ſodann aufs Neue, 1832, die Milchdrüſen, und fand, daß jede etwa 120 Oeffnungen in der Haut hatte, und daß ſie wirklich ächte Milch abſondern; auch fand er geronnene Milch im Magen der Jungen, und hält mithin die Thatſache, daß ſie ächte Säugthiere ſind, für entſchieden. Phil. Trans. 1832. pag. 517. tab. 15—18. Iſis 1835. 448. 1028; 1836. 417. 603. 613.

Dieſe Thiere, welche die Eingeborenen Mouflengong nennen, ſind jetzt noch ziemlich gemein am Fiſchfluſſe, während man ſie ſelten am Nepean ſieht; auch ſind ſie häufig bey Newcaſtle und in den Flüſſen Campbell und Macquarrie. Dr. Palmeter verſichert, daß man in Neuwallis kein Beyſpiel von Verwundung durch den Sporn kenne, welche Vergiftungszufälle zur Folge gehabt hätte, und der Sporn diene wahrſcheinlich nur zum Veſthalten des Weibchens. Die Pflanzer behaupten, daß es Eyer lege, und Murdock, der Verwalter des Pachthofes Emiou-plains, verſicherte ſteif und veſt, er habe zwey Eyer geſehen von der Größe eines Hühner-Eyes. Das Fell iſt gewöhnlich braunſchwarz, bisweilen röthlichfahl. Im Jänner und Hornung liegen ſie in ihren Höhlen, und kommen nur heraus zur Regenzeit,

wenn die Flüſſe übertreten. Leſſon in Duperreys Reiſe 1826. 132.

Endlich reiſte G. Bennett 1832 abſichtlich nach Neuholland, um die Entwickelungs- und Lebensart dieſes lang beſtrittenen Thieres zu beobachten.

Er kam im Auguſt daſelbſt an und gieng ſogleich ins Innere.

Das Thier heißt bey den Pflanzern daſelbſt Waſſer-Mullwurf (Water-Mole), bey den Eingeborenen in den Ebenen von Bathurſt Goulburn, und an den Flüſſen Yas, Murrumbidgee und Tumad Mallangong oder Tambreet; der letztere Name iſt mehr im Gebrauch.

Der Leib iſt niedergedrückt, und hat etwas von der Fiſchotter, dem Mullwurf und dem Biber. Der Pelz iſt fein, lang und dick, mit einem feineren, kurzen, ſehr linden Unterhaar, wie bey den Robben und Fiſchottern; viel feiner und mehr ſeidenartig an der Unterfläche des Leibes; der mäßige Schwanz aber mit kurzen Borſten bedeckt. Bey den alten iſt die untere Seite deſſelben, ſo wie die Fußwurzel, faſt nackt, was vom Rutſchen auf dem Boden herrührt. Der Schwanz iſt flach, breit und nimmt gegen die Spitze, über welche die langen und harſcheren Haare hinausreichen, ſchnell ab. Die Färbung der Haare iſt rothbraun oder hellſchwarz, der Grund graulich, die untere Seite roſtroth, am inneren Augenwinkel ein kleiner blaßgelber Flecken. Es ſoll auch Bleichlinge geben. Der einzige äußere Unterſchied der Geſchlechter iſt der Sporn an den Hinterfüßen des Männchens.

Die Füße ſind ſehr kurz, fünfzehig mit einer Schwimmhaut, welche an den vorderen etwas über die Klauen hinaus reicht und ſich beym Wühlen, wozu die ſtärkern Vorderfüße noch außer dem Schwimmen gebraucht werden, zurück ſchlägt. Die Hinterfüße ſind nach hinten gerichtet, faſt wie bey den Robben, die Klauen länger und die Schwimmhaut reicht nur bis an ihre Wurzel. Der Sporn iſt beweglich und einwärts gerichtet. Der Kopf iſt flach, graulichweiß mit unzähligen Düpfeln. Die kleinen hellbraunen Augen liegen ziemlich hoch auf dem Kopf, die

enge Ohröffnung dahinter. Die Eingeborenen eſſen das Fleiſch, was freylich noch keine Empfehlung iſt: denn ſie verachten auch Ratten, Schlangen und Engerlinge nicht.

Es gibt nur eine Gattung; das Weibchen iſt etwas größer, der Leib 15, der Schwanz 5 Zoll lang; der Oberkiefer 3 Zoll lang und 2 breit, die Vorderfüße faſt 4 Zoll, die hintern 4; dort die Schwimmhaut 4, hier 2½ Zoll breit. Gewöhnlich beträgt doch die ganze Länge ſelten 1½ Schuh.

Im September ſah er am Yasfluſſe in einem Altwaſſer, wo es viele Waſſerpflanzen gibt, unter welchen die Schnabelthiere ihre Nahrung ſuchen und an deſſen ſteilem und ſchattigem Ufer ihre Höhlen graben, eines rudern, den Rücken gerad in der Waſſerhöhe und den Kopf etwas hervorgeſtreckt. Sie ſehen und hören ſehr gut, verſchwinden daher beym geringſten Geräuſch und laſſen ſich ſelten wieder ſehen. Sie ſpielen und rudern nicht länger als 1 oder 2 Minuten, tauchen dann unter, kommen aber bald mit einem hörbaren Platzen wieder herauf. Meiſtens ſchwimmen ſie von Waſſerpflanzen bedeckt. Man ſchießt ſie beym Auftauchen, und läßt ſie durch Hunde holen. Verwundet man ſie nur, ſo ſinken ſie unter, kommen aber bald wieder und öfters hervor, ſo daß man wieder ſchießen kann; jedoch entkommen ſie leicht zwiſchen Waſſerpflanzen und Schilf. Sie geben keinen Laut von ſich. Obſchon er ein angeſchoſſenes Männchen, welches ſtark zappelte, ſo hielt, daß es ihn mit dem Sporn verwunden konnte, ſo that es dieſes doch nicht, ſpäter auch nicht unverwundete. Die Eingeborenen behandeln ſie auch ohne alle Furcht.

Man ſieht ſie in Flüſſen zu allen Jahreszeiten, indeſſen im Sommer häufiger als im Winter, und man vermuthet daher, daß ſie Winterſchlaf halten können. Bey Ueberſchwemmungen reiſen ſie nicht ſelten die Flüſſe auf und ab, wobey ſie ſich im letztern Falle ganz ruhig dem Strom überlaſſen, im erſten aber alle Kräfte anſtrengen.

Ende Septembers iſt ihre Rammelzeit. Mehrere Wilde behaupteten, ſie legten 2 Eyer, die meiſten jedoch ſagten, daß ſie Junge würfen.

Er fand die erſten Spuren der Trächtigkeit, und im Magen Ueberbleibſel von Inſecten und kleinen Schalthieren nebſt Schlamm.

Am 7. October beſuchte er die Höhle, welche im Sommer von den Eingeborenen aufgegraben worden war, um ein Thier zu bekommen, weil ſie es gern eſſen. Der Eingang war 1 Schuh über dem Waſſer unter Gras im Gebüſch, an einem ſteilen Ufer ſchlangenförmig und gegen 20 Schuh lang. Im December vorher hatte man 3 Junge darinn gefunden, 6—8 Zoll lang und behaart; außerdem iſt noch ein Eingang unter dem Waſſer, durch welchen ſich das Thier rettet, wenn es nach dem Untertauchen nicht wieder zum Vorſchein kommt. Um die Höhlen aufzuſuchen, bemerken die Wilden die Tritte auf dem naſſen Boden, langen ſodann einen Klumpen Schlamm heraus, um zu ſehen, ob friſche Tritte darinn ſind.

Ein angeſchoſſenes Weibchen kam zu Hauſe wieder zu ſich, und rannte ſchnell im Zimmer herum, um ein Schlupfloch aufzuſuchen. Sie können, wegen ihrer ſtarken Hautmuskeln, ſich ſo zuſammenziehen, daß ſie durch kleine Löcher kommen, wo man es für unmöglich gehalten hätte. Man war kaum im Stande es mit den Händen zu erhalten, jedoch verſuchte es nie zu beißen oder zu verletzen. Er band es mit den Hinterfüßen an: es kratzte aber unaufhörlich und ſo lang, bis es ganz erſchöpft war, heftig ſchnaufte und einen winzelnden Ton von ſich gab, der Mitleiden erregte. Es ſtarb während der Nacht, und zeigte die erſten Spuren der Trächtigkeit, aber die Milchdrüſen waren noch ſo klein, daß ſie kaum zu erkennen waren. Ein Wilder zeigte aber die Stelle und ſagte: hier kommt Milch heraus, wie bey einer Kuh.

Am 8. October fanden ſie wieder Spuren im naſſen Boden, und 2—4 Schuh vom Waſſer entfernt eine Höhle unter dem Geſträuch. Sie ſahen auch 2 im Waſſer plätſchern. Ein Wilder ſagte, man würde jetzt vergebens nach Jungen graben, ſie kämen erſt ſpäter, im dortigen Sommer mehr als nach einem Monat. Die Gefangenen nährten ſich zuerſt mit der Milch von ihren Müttern, und dann bekämen ſie Brod, Yam u.ſ.w. zu freſſen.

Der Gang wurde aufgegraben. Zuerſt ſteckte der Wilde eine Stange hinein, um die Richtung zu ſuchen; der Eingang war über 1 Schuh weit, die Fortſetzung aber viel länger. Um nicht zu viel Arbeit zu haben, ſenkt man oben von Stelle zu Stelle ein Loch hinein, bis man den Keſſel erreicht. Als ſie ein ſolches 10 Schuh vom Eingang durchgeſenkt hatten, ſahen ſie den Schnabel eines Thiers herauszucken, als wenn es ſehen wollte, was vorgieng. Es kehrte ſogleich um, wurde aber an einem Hinterfuß ergriffen und herausgezogen. Es war in großer Angſt, ließ den Unrath und den Harn von ſich, der ſtark roch, ſchrie aber nicht, und ſuchte nicht zu beißen. Es war ein ausgewachſenes Weibchen. Man ſetzte es in eine Tonne mit Schlamm, Gras und etwas Waſſer, aus der es anfangs zu entkommen ſuchte, aber endlich ruhig wurde und einſchlief. Während der Nacht lief es aber wieder herum, ſtand an den Wänden in die Höhe und kratzte heftig, um ſich einen Ausweg zu erſcharren. Des Morgens ſchlief es wieder ſehr zuſammengebogen, den Schwanz einwärts und den Kopf unter die Bruſt geſchlagen. Geſtört brummte es bisweilen wie ein junges Hündchen. Der Eingang zu ſeiner Höhle war 5 Schuh vom Waſſer, unter langem Graſe verſteckt, ſo daß alſo niemand die Jungen kann ſaugen ſehen. Der Gang war 20 Schuh lang und gieng allmählich aufwärts, faſt bis an die Oberfläche der Erde, enthielt aber noch kein Neſt, das aus ſonſt trockenem Gras beſteht. Einige Tage nachher ließ man es an einer langen Schnur ins Waſſer, in dem es den Strom hinaufſchwamm, ſich beſonders an den Stellen aufhielt, wo am meiſten Waſſerpflanzen waren, und mit dem Schnabel, wie die Enten, im Schlamm ſchnupperte, wahrſcheinlich um Inſectenlarven zu ſuchen; dann kroch es auf das Ufer, legte ſich ins Gras, kratzte und rollte ſich behaglich herum. So putzte es ſich länger als eine Stunde, und bediente ſich dabey vorzüglich der Hinterfüße, mit denen es, wegen ſeiner Biegſamkeit, leicht den Kopf erreichen kann. Nach herumfliegenden Inſecten ſchnappte es nicht. Am 17. war es entflohen.

Am 15. November ſah er kein Thier mehr. Am 27. ſchoß man ein Weibchen, welches bereits ein Junges geworfen hat;

die Milchdrüſen waren an beiden Seiten ſehr groß, aber die Milchgänge endigten in keine Hervorragung und es war keine Milch auszudrücken. Auf jeder Seite des Bauches war nur eine Drüſe, nicht weit vor den Hinterfüßen. Sie war 3½ Zoll lang, 5¾ breit, aber nicht dick.

Am 18. December fand man in einem Gang 3 ſehr junge, dünn behaarte Schnabelthiere, nur 2 Zoll lang, aber nirgends eine Spur von Eyerſchalen.

Am 24. December grub er am Wollundillyfluß in der Goulburn-Ebene einen 35 Schuh langen Gang auf. Als ſie das letzte Loch einſenkten, hörten ſie ein Knurren und fanden 2 ganz behaarte Junge, ſchlafend zuſammengerollt, 10 Zoll lang, in einem Neſt von Waſſerpflanzen, der Oberhaut von Schilf und kleinen Graswurzeln. Sie haben bisweilen 4 Junge und es gibt Gänge von 50 Schuh Länge. Die Eingeborenen behaupten, ſie wären ſchon 8 Monat alt, und dann müßten ſie aus der vorigen Rammelzeit herſtammen.

Bald darnach wurde ein Weibchen, wahrſcheinlich die Mutter, in der Nähe gefangen. Es ſah ſehr ſchlecht aus, war ſehr ſchwach, der Pelz und die Hinterklauen abgerieben, und die Milch, welche man ausdrücken konnte, betrug ſehr wenig, was übrigens von einer Mutter von ſo großen Jungen nicht anders zu erwarten war.

Die Jungen ſchlafen in verſchiedenen Lagen, bald ausgeſtreckt, bald zuſammengerollt, wie ein Igel, und in der Küſte bildeten ſie eine intereſſante Gruppe und ſchienen glücklich und zufrieden. Das eine lag gebogen wie ein Hund und hielt den Schnabel warm unter dem darüber geſchlagenen, breiten Schwanz; das andere lag ausgeſtreckt auf dem Rücken, und ruhte mit dem Kopf auf dem Leibe der Mutter, welche auf der Seite lag. Der zarte Schnabel und der glatte, ſchmucke Pelz der Jungen ſtach ſehr gegen den rauhern und ſchmutzigern der Mutter ab. Am liebſten liegen jedoch die Jungen wie eine Kugel zuſammengerollt. Wurden ſie im Schlafe geſtört, ſo entſtand ein allgemeines Knurren. Die Jungen konnte man im Zimmer herumlaufen laſſen, das alte aber beſchädigte mit Kratzen die Wände

ſo ſehr, daß man es in der Kiſte laſſen mußte, wo es unter-tags ſich mit den Jungen herumtummelte, des Nachts aber zu entkommen ſuchte. Läßt man ſie 15—20 Minuten lang in tie-fem Waſſer, ſo werden ſie matt und erſaufen, wenn ſie nicht in ſeichtes Waſſer kommen können.

Bisweilen ſpielen ſie mit einander, wie junge Hunde, indem ſie ſich mit ihren Kiefern angreifen und die Pfoten gegen einander erheben. Wird eines während des Rammelns nieder-geworfen und erwartet man, daß es ſich wieder aufmache und den Kampf erneuern werde; ſo fängt es unerwartet an, ſich zu kratzen, und der Gegner wartet, bis ſich das Spiel erneuert. Wenn ſie rennen, ſo ſind ſie außerordentlich belebt; ihre kleinen Augen funkeln und die Ohröffnungen erweitern und verengern ſich ſehr ſchnell. Nimmt man ſie in die Hände, ſo zappeln ſie heftig, und ihre loſe Haut macht, daß man ſie faſt nicht halten kann. Stößt und ſtreichelt man ſie, ſo freuen ſie ſich darüber, öffnen den Mund, beißen ſanft in die Finger und tummeln ſich herum, wie kleine Hunde. In ſeichtem Waſſer ſind ſie außer-ordentlich luſtig, jagen einander, überſchlagen ſich und begeben ſich ſodann ins Trockene, um den Pelz mit den Füßen zu rei-nigen, wobey ſie wieder ſehr glänzend werden. Sie bleiben ſelten über 10—15 Minuten im Waſſer, und dann ſuchen ſie Ruhe. Da ihre Augen hoch am Kopfe ſtehen, ſo können ſie nicht gut vor ſich ſehen, und ſtoßen daher an alles im Zimmer, ſo daß ſie leichtere Gegenſtände umwerfen. Sie klettern mit großer Geſchicklichkeit auf Schränke u. dergl., indem ſie den Rücken an die Wand ſtemmen und mit den Hautmuskeln und den Klauen ſich empor arbeiten. Sie ſind weder ausſchließlich Tag- noch Nachtthiere, indem ſie zu allen Zeiten herumlaufen und ſchlafen; ziehen jedoch die kühlen und düſtern Abende dem heißen und hellen Mittag vor; während oft das eine ſchläft, ſtreicht das andere herum. Ihre Nahrung beſtand in eingeweichtem Brod, gehackten Eyern und fein geſchnittenem, gekochtem Fleiſch: Milch ſchienen ſie dem Waſſer nicht vorzuziehen.

Dieſe Munterkeit dauerte aber nicht lang: ſie fraßen wenig, magerten ab, der Pelz verlor das glatte und ſchöne Anſehen;

war er naß, ſo blieb er verwirrt, und ihr Anſehen wurde endlich ſo ſchlecht, daß es Mitleiden erregte. Die Mutter ſtarb am 1. Jänner 1833, das junge Weibchen am 29., das Männchen am 2. Hornung; er hatte ſie daher nur gegen 5 Wochen lebendig. Zool. Trans. I. 1836. 4. 229. Fig. Iſis 1836. 240.

2. G. Die Ameiſenfreſſer (Myrmecophaga)

haben einen walzigen Kopf mit einem runden Maul, eine lange, wurmförmige Zunge, verwachſene Zehen mit großen, krummen Krallen; keine oder nur walzige, einfache Backenzähne.

Sie ſind durch die Zunge characteriſiert.

Sie theilen ſich zunächſt in behaarte und beſchuppte. Unter jenen gibt es mit und ohne Zähne, und wieder mit und ohne Schwanz.

a. Die ungeſchwänzten Zahnloſen oder

die Ameiſen-Igel (Tachyglossus, Echidna)

haben in dem gedrückten, gleichbreiten Leibe und den kurzen Füßen, in den Beutelknochen, dem Schultergerüſt und den Hautmuskeln Aehnlichkeit mit dem Schnabelthier; ſind aber mit Borſten bedeckt, haben einen walzigen Schädel mit einer wurmförmigen, vorſtreckbaren Zunge, überall 5 verwachſene Zehen mit langen Klauen ohne Schwimmhaut.

Sie finden ſich ebenfalls nur in Neuholland, aber im Trockenen, wo ſie Gänge graben und von Ameiſen leben, deren Haufen ſie aufkratzen und die Zunge hineinſtecken, wie die Ameiſenbären.

1) Der ſtachelige (Myrmecophaga aculeata, Ornithorhynchus hystrix),

iſt nicht viel größer als ein Igel, 16 Zoll lang mit kurzen, braunen Haaren und längern Stacheln bedeckt, wie beym Stachelſchwein, ſie ſind jedoch nur 2½ Zoll lang.

Shaw hat 1792 eine Abbildung von dieſem ſonderbaren Thier gegeben in ſeinem Naturalists Miscellany III. Nro. 36. tab. 109., copiert in Pennants vierfüßigen Thieren II. 571. T. 49., Everard Home, eine Zerlegung in Phil. Trans. 1802. p. 99. fig.

Der Schnabel iſt ohne den Kopf 1¾ Zoll lang, zugeſpitzt,

hinten faſt 1 Zoll breit, vorn kaum $1/2$, röhrenförmig, oben convex, unten flach. Es hat keine Ohrmuſchel, ſondern nur eine Spalte und eine unvollkommene Schnecke, faſt wie bey den Vögeln; das kleine Auge iſt rund, ohne Nickhaut; die Naslöcher vorn an der Schnauze, die Zunge wurmförmig, 8 Zoll lang, hinten mit Spitzen, wie bey den Vögeln. Das Maul wenig geöffnet, wie bey den Ameiſenbären; im Gaumen 7 Querreihen von Hornſpitzen, denen hinter der Zunge gegenüber; gegen die Ferſe hat das Männchen einen Sporn, wie beym Schnabelthier; beym Weibchen wurden Milchorgane gefunden; es hat auch einen kleinen Sporn am Hinterfuß, dem aber die ſogenannte Giftblaſe fehlen ſoll. Iſis 1832. 682.

Von ſeiner Lebensart wußte man, außer daß er Ameiſen freſſe, nichts, bis Garnot auf ſeiner Reiſe mit Duperrey 1824 ſolch ein Thier in Neuholland bekam und längere Zeit lebendig hatte. Er kaufte es im April in Port-Jackſon, wo man es ſeit 2 Monaten mit allerley Pflanzennahrung gefüttert hatte, obſchon die Zunge auf Ameiſennahrung weiſet. Man bekam es aus den Wäldern, wo es ſich unter den Bäumen Höhlen in die Erde gräbt. Man ſagte, es freſſe Mäuſe, obſchon der Mangel an allem Gebiß nicht dafür ſpricht. Er ſperrte es in eine Kiſte mit Erde und gab ihm auf den Rath des Verkäufers Gemüſe, Suppe, friſches Fleiſch, Mucken, was es aber alles nicht anrührte; Waſſer dagegen ſchlappte es ſogleich mit ſeiner 2—3 Zoll langen Zunge, wenn es ihm angeboten wurde. So lebte es drey Monate, bis er mit ihm auf der Inſel Moritz ankam, wo man ihm Ameiſen und Regenwürmer geben konnte, die es aber auch nicht fraß; Cocosmilch dagegen ſchien es ſehr zu lieben und ſo hoffte er, es lebendig nach Europa bringen zu können, aber 3 Tage vor der Abreiſe fand er es todt, ſcheinbar ohne Urſache: wahrſcheiulich hatte es ſich jedoch vergiftet. Weil es ihm nicht lang in der Kiſte gefiel, ließ er es frey herumlaufen, und dann brachte es eine Nacht in ſeiner Jagdtaſche zu, worinn ſich Arſenikſeife befand.

Von 24 Stunden brachte es gewöhnlich 4 zu, um herum zu ſchwärmen. Begegnete es einem Hinderniß in ſeinem Wege,

ſo ſuchte es daſſelbe wegzuſchaffen, und nahm nicht eher eine andere Richtung, als bis es die Unmöglichkeit bemerkte: wahrſcheinlich eine Folge von der Gewohnheit des Grabens. Es wählte ein Eck des Zimmers, um ſeinen Unrath zu laſſen, und ein anderes dunkles, von einer Kiſte verſtelltes, zum Schlafen. Der Koth iſt ſchwarz, weich und ſehr ſtinkend, was ohne Zweifel von der Art ſeiner Nahrung auf dem Schiffe herkam. Beym Stallen verbarg es ſich, als wenn es ſich ſchämte. Bey ſeinem Herumwandeln im Zimmer lief es oft einige Zeit hin und her, ohne die gewählten Gränzen zu überſchreiten; in einer Minute machte es 36—39 Schuh, obſchon ſein Gang ſchwerfällig und ſchleppend war.

Eines Tages unterließ es den gewöhnlichen Spaziergang. Er zog es aus ſeinem Winkel und rüttelte es ſtark. Es zeigte ſo ſchwache Bewegungen, daß er glaubte, es würde ſterben; daher trug er es in die Sonne, rieb ihm den Bauch mit einem warmen Tuch, wodurch es allmählich ſich wieder erholte und ſeine gewöhnliche Munterkeit erhielt. Einige Zeit nachher blieb es 48, 72—78 und ſelbſt 80 Stunden an einander liegen; allein er wußte nun, daß es ſchläft und kümmerte daher ſich nicht darum. Weckte er es auf, ſo wiederholte ſich derſelbe Vorgang, und es erhielt ſeine Munterkeit nur, wenn es ſelbſt aufwachte, was oft zu derſelben Stunde geſchah; bisweilen lief es doch auch des Nachts herum, aber ſo ſtill, daß er es nicht gemerkt, wenn es nicht an ſeinen Füßen geſchnüffelt hätte. Sein größtes Vergnügen beſtand darinn, die Naſe in einen Schuh zu ſtecken.

Sein Naturell iſt mild und zutraulich und es läßt ſich gern ſtreicheln. Es war jedoch furchtſam, kugelte ſich beym geringſten Geräuſche zuſammen, wie ein Igel, ſo daß man die Naſenſpitze nicht mehr ſah, und das that es, ſo oft er neben ihm mit dem Fuße ſtampfte; hörte das Geräuſch auf, ſo ſtreckte es ſich langſam wieder aus.

Es gieng immer mit hängendem Kopfe, als wenn es in Betrachtungen vertieft wäre. Seine keineswegs weiche und bewegliche lange Naſe dient ihm als Fühlorgan, womit es ſich wahrſcheinlich des Nachts zurecht findet; die Spitze iſt weich.

Die Augen ſind ſehr klein; die Ohrmuſcheln, welche man ſehr gut ſah, wann es horchte, laſſen ſich mit nichts beſſer vergleichen, als mit dem Ohr einer Eule.

Jamieſon und Hill in Neu-Holland behaupten auch von ihm, daß es Eyer lege und der Sporn des Männchens Gift abſondere. Annales des sc. nat. VI. Iſis 1827. 966.

Nach Leſſon findet ſich dieſes Thier auf dem Yorkberg oder Coxes-Paß über 3000 Schuh über dem Meer, 62 engl. Meilen von Sydney. Die Engländer nennen es Igel, weil es demſelben in der Geſtalt und Bedeckung gleicht, zähmen und verkaufen es theuer an die Naturforſcher. Es gräbt Löcher in die Erde, woraus es während der dürren Jahreszeit nicht gern geht; auch kann man es mehrere Monate lang nicht leicht verſchaffen. Es lebt von Inſecten, vorzüglich von Ameiſen, die es mit der Zunge aufrafft, wie die Ameiſenbären; auch ſoll es Gemüſe freſſen. Beunruhigt läßt es ein ſchwaches Grunzen hören; ſeine Lebensart im Freyen iſt übrigens wenig bekannt. Voyage de Duperrey. 1826. 134. Iſis 1832. 109.

Nach Owen ſind die 2 Milchdrüſen leichter zu entdecken als beym Schnabelthiere, weil die Haare um die Oeffnungen nicht ſo dicht ſtehen. Jede hat ungefähr 60 Oeffnungen, welche ganz hinten zwiſchen den Füßen liegen. Die Milch wird wahrſcheinlich bey beiden durch den ſtarken Hautmuskel ausgedrückt. Zool. Proceedings II. p. 175. Iſis 1835. 448.

2) Der borſtige (T. setosus)

gleicht dem vorigen, iſt aber mehr behaart und die Stacheln ragen kaum aus den langen Haaren hervor. Er findet ſich am Südende von Neuholland, in Diemensland, und wurde zuerſt von Home abgebildet. Philos. Trans. 1802. tab 13. Bulletin philom. III. tab. 15. Schreber T. 33. C.

Man wußte nichts von dieſem Thier, als daß die Wilden ſich Kappen aus deſſen Fell machen. Auf d'Urvilles Reiſe bekamen aber Quoy und Gaimard in Hobart-Town ein lebendiges Männchen. Im erſten Monat fraß es nicht das Geringſte und magerte zuſehends ab, ſchien ſich aber wohl zu befinden. Es iſt ganz gefühllos und dumm, ſucht die Dunkelheit,

liegt untertags mit dem Kopfe zwiſchen den Beinen und ſtreckt ringsum ſeine Stacheln aus, obſchon es ſich nicht ganz zuſammenkugeln kann; dennoch liebt es die Freyheit und ſucht immer aus dem großen Käfig zu entkommen. Setzte man es auf einen großen Pflanzenkübel mit Erde, ſo hatte es ſich in weniger als 2 Minuten bis auf den Boden gegraben, und zwar mit den ſtarken Füßen, wobey es ſich jedoch mit der Schnauze half, obſchon ſie ſehr empfindlich iſt. Endlich fieng es an zu lecken und fraß ein flüſſiges Gemeng von Waſſer, Mehl und Zucker, des Tags etwa ½ Glas. Es ſtarb, weil man es zu ſtark gewaſchen hatte, im März 1828 auf der Inſel Vanicolo, wo Herr Laperouſe zu Grund gegangen iſt. Man könnte es ohne Zweifel leicht nach Europa bringen, weil es bey geringer Kälte in Schlaf fällt.

Die Augen ſind ſehr klein und ſchwarz, die Naslöcher immer naß und ſehr empfindlich, die Haut dick, hart und ſehr zäh, beſonders auf dem Rücken; die Stacheln ſtärker als beym Igel und ſchwer auszureißen; der Hautmuskel dünn. Das Hirn hat viele und tiefe Windungen. Die lange Zunge iſt hochroth und ihre 2 Rückziehmuskeln hängen am Bruſtbein; darunter liegen 2 ungeheure Drüſen, welche den Schleim für die Zunge abſondern, womit das Thier die Ameiſen fängt. Der äußere Gehörgang iſt ſo weit, daß man einen Finger hineinſtecken kann, von Knorpelringen umgeben, wie die Luftröhre eines Vogels. Auf dem Gaumen liegen 8 Querreihen knorpelige Warzen nach hinten gerichtet und hinter der Zunge eine ähnliche Raſpel, welche gegen jene wirkt. Das iſt der ganze Kauapparat des Thiers. Es hat einen Sporn an den Hinterfüßen, wie das Schnabelthier, welcher ebenfalls mit einer Drüſe in Verbindung ſteht und ſich an der Spitze öffnet; er iſt aber ſo klein, daß er nicht verwunden kann, auch macht das Thier nie Anſtalten dazu; man weiß nichts von einer Vergiftung. D'Urville, voyage Zool. 1830. I. p. 118. tab. 21.

Knox hat dieſen Sporn auch beym Weibchen gefunden. Edinburgh Philos. Journ. 1826. 1830.

b. Die geſchwänzten Zahnloſen.

Die Ameiſenbären (Myrmecophaga), Fourmilliers,

ſind ziemlich große mit rauhen und zottigen Haaren bedeckte Thiere; der Kopf faſt walzig mit kleinem und rundem Maul, einer ſehr langen, wurmförmigen Zunge, kleinen Augen und Ohren, ohne Zähne; die Füße ſtark, mit großen, krummen und eingeſchlagenen Klauen; das Nagelglied geſpalten; der Schwanz lang und dick; keine Beutelknochen und das Schultergerüſt wie gewöhnlich.

Sie leben bloß in den Wäldern der heißen Zone von America, treten nicht auf die Sohle, ſondern auf die äußere Seite derſelben, ſcharren die Ameiſen- und Termitenhaufen auf, um dieſe Thiere mit ihrer kleberigen Zunge zu holen.

Sie führen ein einſames, langweiliges Leben, ſind dumm, ſchläferig und ſchwerfällig, fliehen nicht vor ihren Feinden, was ſie auch ohnehin nicht könnten; ſondern erwarten dieſelben auf dem Hintern ſitzend und faſſen ſie mit ihren Vorderfüßen, ſchlagen ihnen die Krallen in die Bruſt, halten und drücken ſie ſo lang, bis ſie todt ſind. Sie werfen nur ein Junges, welches ſich der Mutter auf den Rücken ſetzt; ſie könnten jedoch 2 oder 4 ernähren.

Sie theilen ſich in ſolche mit und ohne Wickelſchwanz.

Die mit einem Wickelſchwanz ſind die kleinern; man kennt davon 2 Gattungen.

3) Der kleine (M. didactyla), Fourmillier,

iſt nicht größer als ein Eichhörnchen, 8 Zoll lang, der Wickelſchwanz 7, mit nackter Spitze, vorn 2, hinten 4 Krallen; Pelz weich, ſeidenartig, oben fuchsroth, unten grau; Ohrmuſcheln klein.

Dieſes Thier findet ſich in den Wäldern von Guyana, muß aber daſelbſt ſelten ſeyn, weil Beobachtungen über ſeine Lebensart fehlen. Indeſſen findet man es faſt in allen Sammlungen. Sein Wickelſchwanz deutet den Aufenthalt auf Bäumen an, wo mehrere Termitenarten ihre kopfgroßen Neſter anlegen. Es kann 4 Junge ernähren. Edwards T. 220. (Seeligmann VII.

T. 20.) Seba I. T. 27. Buffon X. 148. T. 30. Schreber II. 206. T. 66.

4) Der mittlere (M. tetradactyla, tridactyla), Tamandua, iſt dreymal größer als der vorige, 22 Zoll lang, der Schwanz 16; vorn 4, hinten 5 Klauen; Ohren ziemlich lang und faſt nackt; der Pelz rauh, vorn hellgelb, hinten ſchwarz und ein ſolcher Streifen auf jeder Schulter, unten hellgelb, der Schwanz geſchäckt. Es gibt aber auch fuchsrothe und ganz ſchwarze.

Lebt ebenfalls wegen ſeines am Ende nackten Wickelſchwanzes auf Bäumen in den Urwäldern von Braſilien und Paraguay. In Braſilien heißt es Tamandua-i oder der kleine Ameiſenfreſſer, hat ziemlich die Größe des Fuchſes, 19 Zoll lang, der Schwanz 10, vorn 4 Zehen, wovon die 2 mittlern größer ſind, hinten 5 kleinere; der Mund und die Augen klein und ſchwarz, die Ohren 9 Linien lang, der Schwanz länger behaart als der Rücken, am Ende kahl und es kann ſich damit an Baumzweige hängen. Die Färbung iſt gelblichweiß, unten faſt ganz ſchwarz und auf den Schultern ein ſolcher Streifen vom Halſe auf- und rückwärts bis zur Mitte des Rückgraths. Die runde Zunge iſt 8 Zoll lang. Es iſt ein grimmiges Thier, welches, da es nicht beißen kann, ſich auf die Hinterbeine ſetzt wie ein Bär, ſchnaubt und mit den Vorderklauen den Stock kräftig ergreift, wenn man es damit berührt. Es ſchläft den ganzen Tag mit dem Kopf unter den Vorderbeinen. Des Nachts ſtreicht es herum. Wenn es ſäuft, ſpritzt ihm immer etwas Waſſer aus den Naslöchern. Die Haut iſt ſehr dick; das Fleiſch wird nicht gegeſſen, weil es nach Fuchs riecht. Ein geſchlachtetes und faſt ganz abgezogenes lebte noch, obſchon es 8 Tage nichts gefreſſen hatte. In den Därmen waren viele Spulwürmer. Marcgrave 225. Fig. Seba II. T. 37. F. 2. 40. F. 1. 47. F. 2. Schreber II. 205. T. 68.

In Paraguay heißt er Caguare (Waldbewohner), klettert auf Bäume, bedient ſich des Schwanzes, wie die Affen und ſtinkt ſtark nach Biſam, beſonders wenn es gereizt wird. Man glaubt, daß es auch Honig und Bienen freſſe, welche in den

Bäumen wohnen und nicht ſtechen. Um zu ſchlafen, ſteckt es die Schnauze unter die Bruſt, fällt auf den Bauch, legt die Vorderfüße längs den Seiten und den Schwanz längs dem Leibe; der Schwanz iſt an ſeinem letzten Drittel nackt. Die Länge des Leibes 25 Zoll, der Umfang 15, ſowie die Höhe, der Schwanz 16 Zoll lang, an der Wurzel 7 im Unfang, die Ohren 15 Linien hoch, 12 breit und rundlich. Das wollige, glänzende und abſtehende Haar iſt 2¼ Zoll lang. Das neugeworfene Junge iſt mit dem Schwanz 13 Zoll lang und gelblichweiß. Azara, Quadr. I. 103.

In Braſilien heißt es jetzt Tamandua-miri. Prinz Max v. Wied fand im Magen nichts als Termiten, Ameiſen und deren Puppen. Es iſt ein träges, dummes Thier, von dem man keine Stimme hört. Ungeachtet ſeines ſtarken Geruchs aßen die Neger und Wilden diejenigen, welche in Schlagfallen gefangen wurden. Die Jäger machen aus der ſtarken Haut Regenkappen für ihre Gewehrſchlöſſer. Das Weibchen wirft ein Junges und ſoll daſſelbe überall auf dem Rücken herumtragen. Beytr. II. 539. Rengger, Paraguay. 307.

Die größern haben einen langen, hängenden und ſtark behaarten Schwanz, der ſich nicht wickeln kann.

5) Der große (M. jubata), Tamanoir,

iſt ſo groß wie ein Fleiſcherhund, Leib 4½ Schuh lang, Schwanz 2½, mit ſchuhlangen, wie eine Mähne nach oben und unten gerichteten Haaren; vorn 4, hinten 5 Krallen, Pelz rauh, lang und graulichbraun, mit einem ſchwarzen und weiß geſäumten Streifen auf jeder Schulter.

Findet ſich im ganzen öſtlichen America, namentlich Cayenne Guyana, Braſilien, Buenos-Ayres und Paraguay nur noch in den Urwäldern, weil er in den bewohnten Gegenden faſt ganz ausgerottet iſt.

In Braſilien heißt er Tamandua guaçu (großer Ameiſenbär); die Neger, in deren Land er auch häufig iſt, nennen ihn Umbulu. Er hat die Größe des Fleiſcherhunds, einen runden, ſehr langen Kopf mit ſpitzigem Maul ohne Zähne. Die runde, pfriemenförmige Zunge iſt 25—27 Zoll lang, ja

bisweilen 2½ Schuh; ſie liegt im Maule doppelt zuſammengeſchlagen, und wenn er Ameiſen freſſen will, ſo ſtreckt er ſie heraus und legt ſie ſo lang auf einen Ameiſenhaufen, bis ſie voll iſt, worauf er ſie verſchluckt. Die Augen ſind klein und ſchwarz, die Ohren rundlich, der Schwanz rauch wie ein Fliegenwedel; er kann ſich damit ganz bedecken. Der Kopf iſt über einen Schuh lang und 4 Zoll dick, der Hals 5 Zoll lang und 9 dick, der Rumpf 2 Schuh lang, 3 Zoll 9 Linien dick, Schwanz 2½ Schuh lang, die Vorderfüße 13 Zoll, die hintern 12; die 2 mittlern Vorderklauen 2½ Zoll. Er gräbt damit die Ameiſen aus, frißt jedoch auch gezähmt Fleiſch, wenn es fein gehackt iſt. Kopf und Rücken ſchwarz, die Haare auf Kopf und Hals kürzer und vorwärts gerichtet, an den Seiten abwärts. Auf dem Rückgrath ſind ſie ½ Schuh lang wie Wolle; Vorderfüße weiß, von der Bruſt nach hinten bis zur Mitte des Leibes ein ſchwarzer Streifen und darüber eine weiße Linie, Hinterfüße ſchwarz. Der Schwanz beſteht aus ſchwarzen Borſten wie Roßhaare, welche ihn einen Schuh breit machen. Das Thier läuft ſo langſam, daß man es mit den Händen fangen kann. Marcgrave 225. Fig.

Der große Ameiſenbär oder Tamanoir, welchen die Spanier Osa-Palmera nennen, iſt in den Wäldern von Surinam ſehr häufig. Er iſt noch einmal ſo groß als der Coati-Mondi, mit langem, ſchwarzem Haar bedeckt, grau oder blaßgelb an Hals und Seiten; Augen ſehr klein, Ohren kurz und rund, das zahnloſe Maul nicht weiter als daß die Zunge durchgehen kann; der Schwanz ungeheuer groß und mit langen Haaren beſetzt, faſt wie ein Pferdſchweif; er bedeckt damit, während des Schlafes untertags den Leib, oder wann es regnet; ſonſt ſchleppt er ihn nach und fegt den Boden. Er geht ſchlecht, und tritt auf die Sohle, wie der Bär, kann aber beſſer klettern. Er iſt ein kräftiger Kämpfer, mit dem es kein Hund aufnimmt, und er läßt kein Thier mehr aus ſeinen Krallen los, ſelbſt nicht den Jaguar, als bis es todt iſt. Außer den Ameiſen frißt er auch auf den Bäumen Waldläuſe und Honig; findet er aber keine Nahrung, ſo kann er ſehr lang faſten, ohne im geringſten zu

leiden. Er ſoll ſich zähmen laſſen, und dann Brod und kleine Stücke Fleiſch freſſen. Er ſelbſt iſt den Indianern und Negern eine angenehme Speiſe. Es gibt welche, die mit dem Schwanze nicht weniger als 8 Schuh meſſen. Auch der Tamandua findet ſich in Surinam, iſt aber viel kleiner und ſeltener; es gibt noch einen andern, den ich aber nie geſehen habe. Stedman, Voy. III. 146.

In Paraguay heißt er Gnurumi (Kleinmaul) oder Yoqui, bey den Spaniern Ameiſenbär, und bewohnt überſchwemmte Orte und die Groden oder das vom Meer verlaſſene Land; geht auch in die Wälder, klettert aber nicht auf Bäume und iſt überhaupt ſelten von Paraguay bis an den Plata. Er geht mit hängendem Kopf und ſchweren Schritten, und obſchon er in der Noth galoppiert, ſo iſt doch ſeine Schnelligkeit nicht halb ſo groß als die des Menſchen: wenn man ihn antrifft, ſo treibt und ſtößt man ihn vor ſich her, ebenſo leicht wie einen Eſel. Stößt man ihn aber zu ſtark, ſo ſetzt er ſich auf den Hintern, um ſeinen Angreifer mit den Vorderklauen, welche ſeine einzige Waffe ſind, zu empfangen. Man glaubt, der Jaguar-ete wage nicht ihn anzugreifen, und wenn er es thue, ſo werde er von dem Ameiſenbären umarmt und ſo lang gehalten, bis er todt ſey; bisweilen blieben beide auf dem Platze. Es iſt allerdings gewiß, daß ſich das Thier auf dieſe Weiſe vertheidigt, aber nicht glaubhaft, daß es gegen den Jaguar-ete hinreiche, welcher mit einer Tatze oder mit einem Biß es tödten kann, ehe dieſes plumpe Thier ihn ergreifet. Azara hat mehrere durch einen Stockſtreich auf den Kopf getödtet, und zwar mit eben ſo wenig Gefahr, als wenn er auf einen Klotz geſchlagen hätte. Mit dem Fett heilt man die Sattelwunden der Pferde.

Er iſt übrigens ungewöhnlich ſtark und ſehr ſchläferig. Es legt ſich dabey auf die Seite, den Kopf zwiſchen die Vorderfüße, dieſe an die hintern und den Schwanz auf die obere Seite, welche ganz davon bedeckt wird. Er lebt einſam und wird ſelten fett. Das einzige Junge hängt ſich auf die Mutter, von der es immer herumgetragen wird; ſelbſt wenn es gehen kann, folgt es ihr noch ein ganzes Jahr.

Im Freyen frißt er nichts als Ameiſen, wühlt deßhalb mit den Klauen die Haufen auf, und wenn ſie in Menge her-vorkommen, um ſich zu wehren; ſo ſchnellt er die Zunge plötzlich hervor und zieht ſie über denſelben weg. Das geht ſo geſchwind, daß er in einer Secunde die Zunge zweymal aus- und einſchiebt, ſteckt ſie aber nie in die Löcher. Es ſcheint unglaublich, daß Ameiſen hinreichen ſollten, ein ſo ſtarkes Thier und eines der größten des Landes zu ernähren; wenn man aber die Menge Ameiſen in jedem Haufen ſieht und an vielen Orten einen Haufen an dem andern, ſo kommt einem das ſehr glaublich vor. Man hält bisweilen das Thier zahm, hat es auch ſchon nach Spanien gebracht und mit Broſamen, Stücken Fleiſch und Mehl mit Waſſer verdünnt ernährt.

Dieſes Thier iſt ein wahres Gemiſch von nicht zuſammen-paſſenden Dingen. Sein trompetenförmiger Kopf iſt nirgends ſo dick als der Hals; ſein Schwanz mahnt an den der Fiſche, denn er iſt am Anfang außerordentlich dick und zuſammenge-drückt; die Arme ſind für den Leib unmäßig ſtark, ſehr zuſam-mengedrückt und haben faſt kein Spiel im Ellenbogen; außerdem unten faſt ebenſo dick als oben und viel dicker als die Hinter-füße; auch treten ſie nicht wie andere Füße auf, ſondern auf einen harten Auswuchs, wie ein Huf und auf die äußere Zehe, welche wider die Regel die dickſte iſt. Die Hinterfüße ſind ſehr übel geſtaltet und ſehen gar nicht aus, als wenn ſie zum Gehen gemacht wären; die Sohle iſt aufgeſchwollen und die innere Zehe kleiner. Das Maul iſt ein kleiner Querſpalt ohne alle Zähne, faſt ohne Bewegung in den Kiefern, den Füßen und Zehen.

Der Leib mißt 54 Zoll, der Schwanz 39, wovon aber 11 auf die Haare kommen; Widerriſt 39, Kreuz 34, der Kopf bis zum Auge 10½, zum Ohr 13½, Umfang 14½, vorn nur 5. Die Ohren klein, rund, 12 Linien hoch, 15 breit. Das Auge ſehr klein, eingeſunken, ohne Wimpern an den Lidern; Naslöcher groß wie C geſtaltet; Zunge fleiſchig, ſehr biegſam, ſpitzig, nicht ganz rund, ziemlich wie die der Spechte, kann 16 Zoll weit vorgeſtoßen werden. Die Schwanzhaare ſind nach oben und

unten gerichtet und bilden eine Tafel, 30 Zoll hoch. Sie können nur 2 Junge ernähren, haben aber gewöhnlich nur eines und werfen es nicht in einer Höhle, ſondern bald da, bald dort. Azara, Quadr. I. p. 89.

In den bewohnten Gegenden Braſiliens iſt dieſes harmloſe Geſchöpf jetzt völlig ausgerottet, obſchon es wegen Vertilgung der Ameiſen ſehr nützlich iſt, lebt nur noch in den Wäldern, häufiger in den waldloſen Gegenden des Innern, wo es unzählige Termitenhaufen vertilgt; es beſteigt nie die Bäume, ſondern lebt bloß auf der Erde, wo es nicht ſelten am Saume der Gebüſche mit einem Stock erſchlagen wird. Sie erreichen daſelbſt eine außerordentliche Größe; es gibt häufig Felle von 5 Schuh Länge, ohne den Schwanz. Neger und Indianer eſſen das Fleiſch, die Portugieſen nicht. Wied II. 537. Desmarchais III. 291. Klein, Quadrup. p. 45. tab. 5. Buffon X. 141. tab. 29. Suppl. III. tab. 55. Schreber II. 203. T. 67.

Nach Rengger iſt er in Paraguay nicht häufig und mehr auf den weniger bekannten Angern im Norden; er hat weder ein beſtimmtes Lager, noch einen beſtimmten Aufenthaltsort, ſondern ſchweift bey Tag auf den Ebenen umher und ſchläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch ſucht er hohes Gras oder Büſche zu gewinnen. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, wenn nicht etwa ein Weibchen ſein Junges mit ſich führt. Sein Gang iſt ein langſamer Schritt, oder wenn er verfolgt wird, ein ſchwerfälliger Galopp, mit dem er aber ſehr wenig vorrückt, daß man ihn im Schritt einholen kann. Seine Nahrung beſteht einzig und allein aus Termiten und Ameiſen und aus ihren Larven. Um ſich dieſelben zu verſchaffen, kratzt und reißt er mit den Vorderklauen die Haufen auf und ſteckt die nur 3—4 Linien dicke, 1½ Schuh lange Zunge unter die von allen Seiten herbeyſtrömenden Inſecten. Das Junge ſoll einige Monate ſaugen, und der Mutter noch lange folgen, wahrſcheinlich weil es die Termitenhaufen noch nicht aufſcharren kann.

Sein vorzüglichſter Sinn iſt der Geruch, dann folgt das Gehör und dann erſt das Auge; nur im Zorn läßt er ein Brummen hören. Er hat einen noch kein Jahr alten bekommen, lange Zeit behalten

und mit Milch, Ameiſen und gehacktem Fleiſch aufgezogen. Die Milch nahm er ſchlürfend zu ſich. Ameiſen ſuchte er wie die wilden, und das gehackte Fleiſch klebte er an die Zunge, wie die Termiten: denn die Ameiſen halten ſich zugleich daran von ſelbſt veſt, um ſich zu rächen. Er braucht eine Secunde zu einem Fang. Er ſchlief die Hälfte des Tages und die ganze Nacht, ohne ſich einen beſondern Platz auszuwählen, auf der Seite liegend und mit dem Schwanze bedeckt. Er zeigte mehr Verſtand, als man ſonſt bey dergleichen Thieren bemerkt. Ohne die Menſchen von einander zu unterſcheiden, war er doch gern um ſie, ſuchte ſie auf, gab ſich ihren Liebkoſungen mit Vergnügen hin, ſpielte mit ihnen und kletterte beſonders gern auf den Schooß. Folgſam war er übrigens nicht, und gehorchte nur ſelten dem Rufe, obſchon man an den Bewegungen ſeines Kopfes wohl ſah, daß er denſelben verſtanden hatte. Er vertrug ſich mit allen Hausthieren, und ließ ſich von einigen Vögeln, wie den Straußhühnern (Chauna chavaria, Dicholophus cristatus), und dem Baumhuhn (Crax mitu), welche gezähmt um ihn waren, manchen kleinen Angriff gefallen. Wurde er aber mißhandelt, ſo fieng er an zu murren, und ſuchte ſich mit den Vorderklauen zu vertheidigen. Seine Kämpfe mit dem Jaguar und Cuguar ſind Fabeln. Paraguay 300.

c. Die gezähnten.

Andere haben Backenzähne und leben bloß in Africa.

Dieſe Zähne haben aber einen ganz beſondern Bau; es ſind ihrer überall 6 mit einer ebenen Kaufläche, zwar eingekeilt, aber ohne Wurzeln, und beſtehen aus hohlen Faſern, die man als verwachſene Haare betrachten kann; Vorder- und Eckzähne fehlen. Orycteropus.

6) Der africaniſche (M. capensis)

iſt größer als ein Dachs, 3½ Schuh lang, der Schwanz 1 Schuh 9 Zoll, die Ohren ½ Schuh, dünn wie Pergament und hängend; Pelz kurz, dicht und grau, unten rothbraun; vorn 4, hinten 5 Zehen.

Schon Marcgrave hat angezeigt, S. 225, daß es in Congo einen Ameiſenbären gebe, mit Namen Umbulu, ziemlich

wie der große Ameiſenbär in America; deßgleichen Kolbe, daß er ſich auch am Vorgeb. d. g. Hoffnung finde, und daſelbſt Erdſchwein heiße. Buffon hat es rein wegdiſputiert (X. S. 159.), es wurde aber ſpäter beſtätiget. Er lebt ebenfalls von Ameiſen und Termiten, wird des Nachts mit Hunden gejagt und mit eiſernen Fallen gefangen, eingeſalzen und geräuchert gegeſſen.

Die Erdſchweine (Aardvarkens)

ſehen den europäiſchen Schweinen in den Borſten gleich, nur ſind ſie dunkler roth und haben auf dem Rücken nicht ſolche Borſten, wie die europäiſchen: hingegen iſt der Kopf viel länger und das Maul viel ſpitziger. Es hat darinn keinen einzigen Zahn (ſoll wohl heißen, man ſieht keinen, weil ihm die Vorderzähne fehlen), wie ich ſolches an ſehr vielen geſehen, die ſowohl groß, als auch klein und jung geweſen. Man trifft aber in demſelben eine ſehr lange und ſpitzige Zunge an, welche ſie, wenn ſie hungerig, und bey Nacht, oder auch bey Tage, wenn ſie vor Menſchen ſicher ſind, herausſchlagen und auf einen Ameiſenhaufen legen, damit die Ameiſen auf dieſelbe kriechen und an dem darauf klebenden Schleim hängen bleiben. Iſt eine ziemliche Menge darauf gekrochen, ſo ziehen ſie die Zunge zurück und verſchlingen die Ameiſen, als von welchen ſie unter anderem hauptſächtlich leben.

Es gibt an Größe des Leibes den andern Schweinen nichts nach, doch ſind die Klauen an den ſtarken und langen Füßen viel größer und ſchärfer. Es weiß damit gar behend auch in das harte Erdreich ein Loch zu graben, worinn es ſich verbirgt, wenn es die Noth erfordert, oder es ſich zur Ruhe begeben will. Wenn es nur halben Leibes hinein kommen kann, ſo weiß es ſich mit ſeinen Klauen ſo veſt zu halten, daß auch der ſtärkſte Mann nicht im Stande iſt, es an ſeinem langen Schwanz herauszuziehen.

Das Fleiſch dieſes Schweins, welches ich oft mit gutem Appetit genoſſen, und das mir allezeit wohl bekommen, iſt ſehr ſchmackhaft, indem es weder zu mager, noch zu fett. Es gleicht im Geſchmack beynahe dem des wilden Schweins, und iſt dabey

ſehr geſund. Es wird dieſes Thier, das die Natur, außer beſagten Klauen, ganz wehrlos erſchaffen, gar ſehr verfolgt, und leicht mit einem dicken Stock erſchlagen. Es wird gegen 1 Centner ſchwer. Kolbe, Vorgeb. der g. Hoffn. 1719. Fol. 165.

Pallas hat ein neugeborenes beſchrieben (Misc. Zool. p. 64.), und Camper hat nachher gezeigt, daß es Zähne habe, wodurch es ſich von allen andern unterſcheidet (Acta petrop. I. 2. p. 223.): Alamand hat es abgebildet. Buffon V. T. 2. Suppl. VI. tab. 31. Thunberg, Mém. de Pétersbourg III. 1809. 101. Das Skelet in Cuviers Ossémens foss. V. 117. tab. 12.

d. Die beſchuppten Ameiſenfreſſer.

Die Schuppenthiere (Manis)

haben eine ſpitzige, über den Unterkiefer vorſtehende Schnauze mit einer wurmförmigen Zunge, aber ohne Zähne und Ohrmuſcheln; ſie ſind oben mit großen Hornſchuppen, unten mit Haaren bedeckt, und können ſich kugeln; überall 5 verwachſene Zehen, mit großen, krummen Krallen; das Nagelglied iſt geſpalten.

Dieſe ſonderbaren Thiere mit einer Beſchuppung, nicht bloß einzig unter den Haarthieren, ſondern im ganzen Thierreich, finden ſich bloß in Africa und Indien, jedoch überall ſelten. Die Schuppen ſind im Grunde gegen 2 Zoll lange, ſtark gedrückte Stacheln, welche eine zollbreite, längsgefurchte Raute vorſtellen, nur mit einem ſpitzigen Winkel in der Haut ſtecken, und eben ſo beweglich ſind, wie die Stacheln des Stachelſchweins, was bey keinem Fiſch und bey keinem Lurch vorkommt. Sie liegen auf einander wie Ziegel, und die an den Rändern des Schwanzes haben die Geſtalt der Hohlziegel. Auch der ſchmale und ſpitzige Kopf iſt mit ſolchen Schuppen bedeckt, und die ganze Unterſeite des Schwanzes; der Bauch aber mit braunen Borſten, deren auch einzelne zwiſchen den Schuppen ſtehen. So große Aehnlichkeit mithin dieſes Thier in der Ferne mit den Eidechſen hat, ſo verſchwindet dieſe doch faſt ganz, wenn man es in der Nähe betrachtet. Der ſchlanke Kopf läuft in den ebenfalls ſchlanken Leib, und dieſer allmählich in den breiten Schwanz aus.

Die 5 Krallen ſind ſehr groß und krumm zum Scharren, und das Nagelglied iſt geſpalten. Augen und Ohren klein, ebenſo die Zunge im Zuſtand der Ruhe, kann aber ſehr lang hervorgeſtoßen und durch einen Muskel, welcher bis gegen den Nabel reicht, zurückgezogen werden. Das Schlüſſelbein fehlt. Sie können nur 2 Junge ernähren. Sie kugeln ſich zwar zuſammen, aber nicht ganz wie der Igel, ſondern ſchlagen nur den Schwanz über den eingebogenen Kopf, Nacken und Rücken, wodurch ſie, wegen der harten Schuppen, ſelbſt gegen Tiger und Flintenkugeln geſchützt ſeyn ſollen. Mit den Krallen wühlen ſie die Ameiſen- und Termitenhaufen auf, ſtecken die kleberige Zunge hinein, woran die Thiere und ihre Puppen hängen bleiben.

1) Das langſchwänzige (M. macroura, tetradactylus), **Phatagin**,

hat einen Leib nicht viel länger als einen Schuh, mit einem mehr als 2 Schuh langen Schwanze, der ringsum mit Schuppen bedeckt iſt. Färbung bräunlich, die Schuppen mit Spitzen.

Lebt im weſtlichen Africa unter dem Aequator, und findet ſich nicht ſelten in unſern Sammlungen. Von ſeiner Lebensart iſt nichts bekannt. Clusius, Exot. 374. Aldrovand, Ovipara dig. 667. Mém. acad. III. 3. p. 89. Buffon X. S. 180. T. 34. Schreber II. T. 70.

Von ſeiner Lebensart erzählt Desmarchais Folgendes, wofern es daſſelbe iſt: In Guinea findet man in den Wäldern ein vierfüßiges Thier, welches die Neger Quoggelo nennen. Es iſt vom Hals bis zur Spitze des Schwanzes mit Schuppen bedeckt, welche faſt wie die Blätter der Artiſchocken geſtaltet ſind, nur etwas ſpitziger. Sie liegen gedrängt auf einander, ſind dick und ſtark genug, um das Thier gegen die Krallen und Zähne anderer Thiere zu beſchützen, welche es angreifen. Die Tiger (Panther) und Leoparden verfolgen es unaufhörlich, und haben keine Mühe es zu erreichen, das bey weitem nicht ſo ſchnell läuft. Es flieht zwar; da es aber bald eingeholt iſt, und weder ſeine Klauen, noch ſein Maul eine Waffe gegen die fürchterlichen Zähne und Klauen dieſer Thiere ihm Schutz gewähren; ſo kugelt es ſich zuſammen und ſchlägt den Schwanz unter den

Bauch, daß es überall die Spitzen ſeiner Schuppen nach außen kehrt. Dieſe großen Katzen wälzen es ſanft mit ihren Klauen hin und, ſtechen ſich aber, ſobald ſie rauher zugreifen, und ſind gezwungen es in Ruhe zu laſſen. Die Neger ſchlagen es mit Stöcken todt, ziehen es ab, verkaufen die Haut an die Weißen und eſſen ſein Fleiſch. Es iſt ſehr weiß und zart, was ich gern glaube, wenn es wahr iſt, daß es bloß von Ameiſen lebt, gewiß einer zarten und ſchmackhaften Speiſe. In ſeiner Schnauze, welche man mit einem Entenſchnabel vergleichen könnte, liegt eine ſehr lange, kleberige Zunge, welche es in die Löcher der Ameiſenhaufen ſteckt, oder auf ihren Weg legt; dieſe laufen ſogleich, durch den Geruch angezogen, darauf und bleiben hängen. Merkt das Thier, daß ſeine Zunge mit dieſen Inſecten gut beladen iſt, ſo zieht es ſie ein und hält ſeinen Schmaus. Es iſt nicht bösartig, greift niemanden an, will bloß leben, und wenn es nur Ameiſen findet, ſo iſt es zufrieden, und lebt vollauf. Die größten, die man geſehen hat, waren 8 Schuh lang mit dem Schwanz, welcher 4 Schuh mißt. Voyage en Guinée, publ. par Labat. Amsterdam. 1731. 8. I. 179.

Im Innern der Cap-Colonie, in der Gegend von Lattaku, ſcheint ein anderes vorzukommen (M. temminckii),

welches Aehnlichkeit mit dem folgenden hat. Smuts, Mammalia capensia. 1832. 4. 54. tab. 3.

2) Das kurzſchwänzige (M. brachyura, pentadactyla), Pangolin,

hat einen gegen 2 Schuh langen Leib, einen etwas mehr als halb ſo langen Schwanz. Färbung ebenfalls bräunlich. Seba I. T. 53 und 54. Buffon X. 180. T. 34. Schreber II. 210. T. 69. Forster, Mém. de Berlin. 1788. t. 5, 6. Phil. Trans. 60. tab. 11.

Dieſes Thier findet ſich im ſüdlichen Aſien, und zwar ſowohl auf den Molucken, als auf dem veſten Lande, auf Ceylon, Sumatra, in Bengalen, China und auf der Inſel Formoſa, daher es bey den Reiſenden unter dem Namen formoſaniſches Teufelchen bekannt iſt. Es war ſchon dem alten Aelian bekannt. Er ſagt von ihm: in Indien gibt es ein Thier, welches wie ein

Erdcrocodill ausſieht, von der Größe des Malteſer-Hundes. Seine Haut iſt mit einer ſo rauhen und dichten Rinde bewaffnet, daß ſie abgezogen als Feile dient, ſelbſt Erz zerſchneidet und Eiſen angreift. Lib. XVII. cap. 6. Daraus würde man freylich wenig ſchließen können, wenn er nicht hinzuſetzte, daß es die Indier Phattagen nennen, wie noch heutzutage. Buffon hat aber dieſen Namen auf die africaniſche Gattung übertragen.

Im erſten Bande der Asiatic Researches Nro. 20 wird ſolch ein Thier aus Behar in Bengalen beſchrieben; es heißt daſelbſt Badjar-cit, Steinwurm, weil es immer eine Hand voll Steine im Magen habe, aber wahrſcheinlich wegen der ſteinharten Bedeckung. Der Leib war 20 Zoll lang, der Schwanz 14. Es iſt ein ganz unſchädliches Thier, das nicht beißen kann, und ſeine 5 Klauen zu nichts anderem braucht, als ſich Höhlen in die Erde zu graben. Das iſt, nebſt ſeiner panzerartigen Decke, ſeine einzige Art ſich zu ſchützen.

Im zweyten Bande derſelben Schriften, Nr. 23, hat A. Burt dieſes Thier zerlegt. Die Zunge iſt hinten im Maul, nicht größer als ein kleiner Finger und iſt walzig. Sie reicht im Zuſtande der Ruhe bis herunter auf den Magen, wie ein langer Muskel, kann aber nach Gefallen herausgeſtoßen werden; ausgeſchnitten kann man ſie ausdehnen viermal ſo lang als der Kopf, oder ſo lang als der Leib, mit Ausnahme des Schwanzes. An ihrer Wurzel iſt ſie von einer Drüſe, faſt ſo lang als der Hals, umgeben, von der ein Gang zu 2 andern Drüſen am Schlundkopf geht, ohne Zweifel zum Klebrigmachen der Zunge; beym Saufen wird ſie ebenfalls ſehr lang hervorgeſtreckt. Der Magen iſt ſehnig, wie ein Hühnermagen, und enthielt Sand nebſt kleinen Steinchen, keine Spur von Thier- oder Pflanzenſtoffen.

Es frißt nichts anderes als Ameiſen; hat 2 Monate lang gehungert, war unruhig, beſonders des Nachts, ſcharrte die Erde auf, wollte an den Wänden hinaufklettern und ſprang ziemlich geſchwind; ſchlug man es auf die Schnauze, ſo ſteckte es dieſelbe zwiſchen die Vorderbeine und ließ ſich am Schwanze forttragen. Es war ſehr von Läuſen geplagt.

Ein anderes maß 3 Schuh 10 Zoll, wovon der Kopf nur 2½ betrug, 1½ breit, die Füße 4 Zoll lang, die Krallen 2, die Schuppen 1½, und faſt eben ſo breit, braun, wie Nußbaumholz, und ſtrahlig gefurcht. Es beleidigte niemanden, und konnte einen nicht einmal mit den Krallen kratzen, obſchon es damit Höhlen, wie die Füchſe, gräbt; es verſteckt ſich jedoch auch zwiſchen Felſen. Beym Gehen ſchlägt es die Krallen unter die Sohle und tritt auf ihren Rücken; hinten tritt es jedoch auf die Sohle, weil die Krallen klein ſind, nur ¾ Zoll lang. Die Chineſen ſollen Panzer aus der Haut machen, und ſie auch auf den Schild nageln.

B. Mit Backenzähnen, kurzer Zunge und einem dicken, ja rundlichen Kopf.

3. G. Die Gürtelmäuſe (Chlamyphorus)

ſind kleine Thiere, überall mit 5 Zehen und ſtarken, zuſammengedrückten Krallen; überall 8 Backenzähne, ohne Vorderzähne; der Leib iſt ganz von beweglichen Gürteln umgeben, welche nur am Rückgrath angeheftet ſind.

Der Character liegt in der Naſe.

1) Die gemeine (Chl. truncatus), Pichi-Ciago,

iſt nicht länger als 5 Zoll, der Schwanz nur 1 Zoll lang.

Dieſes ſonderbare Thierchen wurde erſt im Jahr 1824 in Chili entdeckt, bey Mendoza, öſtlich der Cordilleren unter 33° Breite in der Provinz Cayo. Es wurde lebendig gefangen, aber nur einige Tage erhalten. Seine Lebensart gleicht der des Mullwurfs, indem es ſich meiſtens unter Grund hält: es ſoll ſeine Jungen unter der Gürteldecke tragen und der eingeſchlagene Schwanz faſt gar keine Bewegung haben.

Der Schild iſt wie Sohlenleder, beſteht aus Reihen viereckiger Knochenplatten und iſt nur längs dem Rückgrath beveſtiget, ſonſt hohl auf dem Leibe liegend. Jede Reihe enthält 15—22 Platten und iſt von der andern durch Haut geſchieden, wodurch alle beweglich werden und das Thier ſich wahrſcheinlich kugeln kann. Die Zahl der Plattenreihen iſt 24, und dann folgen hinten noch 5, welche ſenkrecht nach unten geſchlagen ſind. Der Schwanz iſt von 14 Platten umgeben; auch der Kopf iſt

von Platten bedeckt, wie bey den Gürtelthieren, die Augen klein und ſchwarz, die Ohren ohne Muſchel unter langen Seidenhaaren verborgen und klein, Naſe mit einem Knorpel am Ende, wie beym Schwein, und die Naslöcher vorn am untern Rande; die Unterſeite des Leibes mit Seidenhaaren bedeckt, länger und feiner als die des Mullwurfs. Die Füße kurz, die vordern ſtark, mit 5 langen, ſtark zuſammengedrückten Krallen, ſehr tauglich zum Graben, aber hinderlich beym Gehen; Hinterfüße ſchwach mit einer Sohle und getrennten Zehen. Ueberall 8 Backenzähne, wovon die 2 vordern ſpitzig ſind, wie Eckzähne, die 6 andern flach, walzig, von Schmelz umgeben, ohne Wurzel und Krone. Das Thier iſt eine Verbindung von Gürtelthier, Mullwurf und Faulthier. Harlan, in Annals of New-York Lyc. I. Iſis 1830. 424. T. 4. Auch Yarrell hat eine Beſchreibung des Skelets geliefert (Zool. Journ. III. 1828.). Iſis 1830. 926. T. 9. Die Lebensart dieſes Thiers iſt weiter noch nicht beobachtet.

4. G. Die Gürtelthiere (Dasypus), Tatu, Armadillo,

ſind mit einem Panzer von knochenartigen, vieleckigen Täfelchen bedeckt, welche in der Mitte des Leibes bewegliche Gürtel bilden; haben große Klauen und Ohren, eine gewöhnliche Zunge und einfache Zähne.

Ihr Character liegt in den Ohren.

Dieſe, nur im heißen America lebenden, Thiere haben Aehnlichkeit mit den Schweinen, beſonders in der Geſtalt des Kopfes, den kleinen Augen, großen Ohren, dem dünnen Schwanz, den ziemlich verwachſenen Zehen, und endlich ſelbſt in der Größe. Zwiſchen den Knochentafeln ſtehen einzelne Borſten, und der Bauch iſt ganz damit bedeckt. Sie graben mit ihren langen, ziemlich geraden Klauen unterirdiſche, jedoch nicht tiefe Gänge, in welche ſie bey Gefahr flüchten, da ſie auf andere Weiſe ſich nicht vertheidigen können.

Ihr Aufenthalt ſind theils feuchte Niederungen, theils Gebirge, wo ſie Ameiſen, andere Inſecten, Würmer und ſelbſt Aas freſſen, auch Wurzeln und Obſt, ſollen aber nicht ſaufen. Sie laufen nicht ſchneller als ein Menſch, und werden daher, wegen

ihres guten Fleiſches, häufig gefangen. Da ſie ſich am Schwanz nicht aus den Höhlen ziehen laſſen, ſo ſtecken ihnen die Jäger eine Ruthe in den Hintern, worauf ſie ſogleich loslaſſen. Sie können nur 2 oder 4 Junge ernähren, und werfen nur einmal des Jahrs.

Azara führt in Paraguay und Buenos-Ayres 8 Gattungen auf. Ihre Höhlen machen ſie unter einem Winkel von 45°, höchſtens 8 Schuh lang, und die meiſten gehen nur bey Nacht aus, flüchten ſich auch beym geringſten Geräuſch wieder hinein, und manche ſo hurtig, daß man ſie kaum einholen kann. Die langſamern laſſen ſich auch bey Tag ſehen und leicht fangen, beſonders wenn ſich jemand vor ſie ſtellt. Sie halten ſich in ihrer Höhle mit ihren Klauen und den Gürtelrändern ſo veſt, daß man ihnen eher den Schwanz ausreißen würde. Man glaubt allgemein, ſie fräßen Manioc, Patavi, Welſchkorn u. dgl., aber dem widerſpricht ihr weicher Unrath; ſie durchwühlen die Ameiſenhaufen, und wo ſie das einmal gethan haben, ſieht man nichts mehr von dieſen Inſecten; auch ſind ſie faſt ausgerottet, wo ſich viele Tatu finden. In den Gärten der Indianer thun ſie nie Schaden. Niemand zieht in Zweifel, daß mehrere Aas freſſen, wenigſtens verſchlägt man die Gräber mit ſtarken Brettern, wenn jemand auf einem Anger ſtirbt, wo der große Tatu lebt. Azara hat geſehen, daß ſie kleine Vögel, Eyer, ſelbſt Vipern, kleine Eidechſen, Kröten und Regenwürmer fraßen. Sie werfen viele Junge, obſchon ſie nur 4 ernähren können.

Nach Rengger gibt es 5 Gattungen in Paraguay, wo ſie Tatu heißen. Sie bewohnen theils die offenen Anger, theils die Gebüſche und die Traufe der Wälder, aber nicht das Innere, halten ſich an keine beſtimmte Gegend, ſondern ändern oft ihr Lager, welches in einem 4—7 Schuh langen Gang beſteht und ſchief in die Erde geht, worinn ſie die ganze Zeit zubringen, welche ſie nicht zum Aufſuchen der Nahrung brauchen. In den Wildniſſen gehen ſie ſowohl an kühlen Tagen, als bey Nacht aus; in bewohnten Gegenden aber nur in der Dämmerung, und kehren nicht immer zur alten Höhle zurück, ſondern graben ſich von Zeit zu Zeit neue, entweder weil ſie die alten nicht finden,

oder durch ein Raubthier verſcheucht werden, oder endlich weil ſie gern Termiten- und Ameiſenhauſen untergraben, um dieſelben bequem erhaſchen zu können. Außerdem beſteht ihre Nahrung vorzüglich aus Käfern und ihren Larven, aus Raupen, Heuſchrecken und Regenwärmern, aber keineswegs Kröten, Schlangen, Eidechſen und Vögeln; wenn ſie Aas aufſuchen, ſo geſchieht es ohne Zweifel nur, um die daſelbſt häufigen Inſecten zu bekommen. Man findet zwar bisweilen auch Pflanzenſtoffe in ihrem Magen; aber Maniocwurzeln freſſen ſie nicht, obſchon ſie ſich gern in dieſen Pflanzungen aufhalten, um der vielen Inſecten willen.

Ihr Gang iſt ein langſamer Schritt, und auch in der Eile machen ſie keine Sätze, und man kann ſie dabey immer einholen. Dagegen graben ſie ſich in 3 Minuten ein, und man iſt nicht im Stande ſie am Schwanze herauszuziehen. Es lebt immer nur einer in einer Höhle, wenn nicht etwa die Mutter Junge hat; Unrath laſſen ſie fern davon fallen. Sie rammeln im Winter während der Nacht, und ſollen 3—9 Junge werfen, deren Panzer ganz weich iſt, und erſt nach einigen Monaten verknöchert. Man hält ſie ſelten im Hauſe, weil ſie traurige, und wegen ihres Grabens ſchädliche Genoſſen ſind; im Hof machen ſie alle 3—4 Tage eine neue Höhle. Sie ſind ſehr dumm, und unterſcheiden kaum den Menſchen von andern Thieren, laufen auch über alles weg. Der Geruch iſt ihr vorzüglichſter Sinn. Sie freſſen, außer Würmer und Inſecten, auch klein geſchnittenes Fleiſch, und ergreifen alles theils mit den Lippen, theils mit der ausdehnbaren Zunge. Das Fleiſch wird von den Wilden gegeſſen; von den Europäern nur von einigen Gattungen, welche wirklich gut ſchmecken. Aus dem Panzer macht man kleine Körbe, aber nicht mehr Guitarrenböden. Sie werden beym Mondſchein durch Hunde aufgeſucht und mit einem Stock erſchlagen, oder in der Höhle erſtochen, oder auch in einer Falle gefangen. Ihre Höhlen ſind bey ſchnellem Reiten gefährlich, und daher werden ſie verfolgt. Paraguay 279.

Man kann ſie in 2 Abtheilungen bringen. Die einen können ſich zuſammenkugeln, wie der Igel, die andern nicht.

5. G. Die Gürtelthiere (Dasypus).

a. Die einen können ſich kugeln und haben nur Gürtel in der Mitte. Tolypeutes.

1) Das kugelförmige (D. tricinctus), Tatu-Apar,

iſt 17 Zoll lang, der Schwanz faſt 3, platt und nur mit Körnern beſetzt; um den Rücken nur 3—4 Gürtel, vorn 4, hinten 5 Zehen mit ſchwachen Klauen, überall 8 Backenzähne.

Findet ſich in Braſilien und in Paraguay. Will es ſchlafen oder greift man nach ihm, ſo ſtellt es die Vorder- und Hinterfüße zuſammen und kugelt ſich durch ſeine ſtarken Hautmuskeln ſo vollkommen, daß man weder vom Kopf noch vom Schwanz etwas ſieht, und der ſtärkſte Mann es kaum öffnen kann. Es geht nur des Nachts nach Nahrung aus. Das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und beſſer als vom Caninchen. Marcgrave 232. Tatu-Apara. Seba I. T. 38. F. 2. 3. Buffon X. 206. Schreber II. 215. T. 71. A. T. 76. F. 1. 2.

Unter den 4 Gattungen, welche Molina in Chili aufführt, iſt dieſe daſelbſt die größte, der Leib 13 Zoll mit 18 Gürteln, vorn 4, hinten 5 Zehen. Sie heißen Bole (Kugeln), weil ſie ihren Harniſch zuſammenrollen, wenn ſie von einem Jäger überfallen werden, und am Rande eines Abgrunds, wenn ſie ſich zufälliger Weiſe daran befinden, ohne den geringſten Schaden herunterkugeln und entfliehen: im offenen Feld aber dient ihnen dieſe Liſt nicht zu ihrer Rettung, weil ſie der Jäger zwingt, ſich auszuſtrecken, indem er ihnen eine Kohle auf den Harniſch legt.

Die 3 andern Gattungen Pichi, Pelosi et Muleti können ſich nicht rollen, ſondern laufen grad aus fort, kratzen ſich in einer gewiſſen Entfernung geſchwind ein Loch in die Erde und halten ſich mit den Vorderfüßen ſo veſt an, daß jede Bemühung, ſie los zu machen, unnütz ſeyn würde, wenn die Liſt nicht die Jäger lehrte, ihnen die Spitze einer Ruthe in den Hintern zu ſtecken und ſie dadurch zu zwingen, ſich zu ergeben, was ſie auch gleich thun. Chili 271.

In Surinam heißt das Armadill Capasce, und auch, ſehr paſſend, Panzerſchwein. Es gibt mehrere Gattungen in Guyana; die größte mißt bis zum Ende des Schwanzes über 3 Schuh. Sie

gehen nur bey Nacht aus, ſelten bey Tag, an welchem ſie in ihrer Höhle ſchlafen. Sie graben eine ſolche mit größter Leichtigkeit, und halten ſich darinn ſo veſt, daß der ſtärkſte Mann ſie nicht herausziehen kann, obſchon er ihnen oft den Schwanz abreißt. Dasjenige, welches man tödtete, war röthlich, ganz von ſechseckigen Figuren bedeckt, und der lange Schwanz von Ringeln; die Augen klein. Wird es erſchreckt, ſo rollt es ſich in eine Kugel zuſammen, ſo daß Kopf und Füße ganz im Panzer verborgen ſind. Die Vögel, Inſecten, Früchte und Wurzeln dienen ihm zur Nahrung. Ich hab es nicht übel zu eſſen gefunden; die Europäer machen ſich jedoch nichts daraus; die Indianer dagegen lieben ſein Fleiſch leidenſchaftlich. Stedman, Voyage I. 292.

Auf den Angern von Tucuman und Buenos-Ayres heißt es Tatu-mataco und Bolita (Kügelchen), weil es das einzige Gürtelthier iſt, welches ſich kugeln kann, und das man auch zum Spaß wie eine Kugel fortrollt. Es wohnt vom 36.° an nach Süden hin und iſt alſo die ſüdlichſte Gattung. Es ſcheint nicht zu graben, weil die Füße viel ſchwächer als bey andern ſind; es geht langſam und immer ſehr gebogen. Der Kopf iſt 3 Zoll lang, 1¼ breit, die Ohren 1 Zoll, die Färbung bleygrau und glänzend, unten ſchwärzlich, faſt nackt, aber die Füße ſtark und lang behaart.

b. Folgende können ſich nicht kugeln.

Davon haben wieder einige vorn nur 4, hinten 5 Zehen.

2) Das langöhrige (Dasypus septemcinctus, hybridus), Tatu mulitto,

iſt 17 Zoll lang, der Schwanz 6 und hat 6—7 Gürtel. Die Ohren verhältnißmäßig groß und daher der Name Mauleſel.

Iſt gemein in Paraguay und in den Miſſionen auf Angern voll Beſenkraut und geht bey Tag herum. Der Pater Iſidor Guerna hatte ein Weibchen, welches 9 Junge warf, und wenn es aus dem Lager gieng, ſo verſchloß es die Thüre mit Stroh. Es fraß gekochtes und rohes Fleiſch, am liebſten Regenwürmer, aber kein Brod. Nach der allgemeinen Behauptung wirft es im October 5, 7—12 Junge, lauter Männchen oder

Weibchen und das hat Azara beſtätiget gefunden. Sie haben offene Augen. Quadrup. II. 186. Schreber II. 220. T. 72.

Auch in Chili gibt es, welche wegen der langen Ohren Muleti heißen; ſie ſind etwas größer als die Pelosi und haben 11 Gürtel, vorn 4, hinten 5 Zehen. Molina 270.

3) Das gemeine oder ſchwarze (D. novemcinctus, longicaudatus), Cachicame,

iſt 10 Zoll lang, Schwanz 9, hat 7—9 Gürtel und der Panzer iſt meiſtens ſchwarz, über 8 Zähne.

Dieſes Thier heißt in Braſilien Tatu-Ete, bey den Portugieſen Verda-deiro, gehört zu den gemeinſten und hat das ſchmackhafteſte Fleiſch; der Kopf iſt klein, 3—4 Zoll lang, die Ohren groß und aufrecht, faſt 2 Zoll; Schwanz faſt ſo lang als der Leib, mithin länger als bey allen andern, und auch die Füße höher, vorn 4 Zehen, wovon die 2 mittlern 1 Zoll lang mit einem Nagel 1/2 Zoll; hinten 5 mit 3 größern Zehen und Klauen; der Schwanz hat 9 Ringel; der Schild iſt eiſengrau, an den Seiten weißlich und ebenſo die Bauchhaut mit wenig Haaren. Das Fleiſch dieſer Gattung ſchmeckt viel beſſer als das von allen andern. Marcgrave 231. Fig. Hernandez S. 314. Fig. Aiotochtli. Watson, Phil. Trans. 54. p. 57. tab. 7. Geßner 935. Gumilla, Hist. nat. Orénoque. 1758. III. 225. Buffon X. 315. 232. T. 37. 38. 39. Suppl. 3. tab. 58. Schreber 2. 222. T. 73. Knorr, Deliciae II. tab. K. 3. fig. 2. Blumenbach, Abbild. 83.

In Paraguay heißt es Tatu hu, bey den Spaniern Quirquincho negro und iſt daſelbſt ebenfalls ſehr gemein, aber nicht in Buenos-Ayres; Länge 30 Zoll, Schwanz 14, 6 Zoll im Umfang an der Wurzel. Der Kopf iſt kleiner als bey den andern, wie eine Trompete, 4 1/2 Zoll lang, nur 1 3/4 breit; das Ohr ebenfalls größer, 22 Linien lang, 11 breit. Backenzähne überall 8; die Hinterfüße, ſowie die Zehen, ſtärker als die vordern; die Färbung ſchwarz. Man findet die Zahl der Gürtel von 6—9; hat überall viel Aehnlichkeit mit dem vorigen, jedoch iſt jenes kleiner und findet ſich nicht an andern Orten. Azara, Quadr. 175.

Der Prinz Max v. Wied hat dieſes Thier auch ſehr zahlreich in Braſilien angetroffen, ſowohl in Wäldern als Haiden, wo es in Höhlen wohnt, von Pflanzen und Thieren lebt, aber kein Aas verzehrt, weßhalb ſein weißes und fettes Fleiſch allgemein beliebt iſt. Es wird im Panzer ſelbſt geröſtet, nachdem es zuerſt zerſchnitten worden. Es iſt eines der ſchnellſten Gürtelthiere, läßt ſich jedoch im freyen Feld einholen, nicht aber im Gebüſch. Es kann ſich nicht kugeln, gräbt ſich daher ſchnell ein Loch, oder drückt ſich etwas zuſammengezogen unter einen Strauch. Man gräbt es auf oder fängt es in Schlagfallen, wo es aber oft noch einen ganzen Tag lebt, indem die Seitenpanzer den ſchweren Schlagbaum aufhalten. In den Wäldern am Mucuri haben ſie in 3 Wochen 30 Stück bekommen, welche ſämmtlich ſeiner Begleitung zur Speiſe dienten. Es ſind ſchon oft davon lebendig nach Europa gekommen; ſie haben jedoch nichts Empfehlendes als ihre ſonderbare Geſtalt. Beytr. II. 531.

Auch Rengger hat dieſes Thier häufig in Paraguay angetroffen und gefunden, daß die Jungen nur 7 oder 8 Gürtel hatten, welche ſich nachher dadurch vermehrten, daß eine oder die andere Plattenreihe des Hüftpanzers beweglich wurde. Paraguay 296.

Andere haben überall 5 Klauen, wovon vorn die mittlern länger ſind.

4) Das kahlſchwänzige (D. unicinctus, gymnurus),

wird ziemlich groß, 26 Zoll lang, Schwanz nur 7 und hat an der Wurzel 4 im Umfang, iſt behaart und hat nur am letzten Drittel Platten. Die Zahl der Gürtel iſt 12—13 und die Platten ſind breiter als lang; überall 8 Zähne. Seba I. T. 30. F. 3. Buffon X. 218. T. 40. Cabassou. Schreber II. 225. T. 75. 76. F. 11. 12.

Findet ſich ebenfalls in Braſilien und Paraguay, jedoch nicht ſehr häufig; hier heißt es Tatu-Ay (verletzter Tatu), wahrſcheinlich weil ihm die Schuppen um den Schwanz fehlen. Die Haut iſt bleygrau. Die Ohren ſind 21 Linien hoch und faſt ebenſo breit. Es ſoll 4—5 Junge werfen, kann aber nur 2 auf einmal ernähren. Azara, Quadr. II. 155.

Dieſes iſt eine plumpe, unbeholfene Gattung, welche an das Nashorn mahnt. Der Kopf kurz und breit, die Augen klein, die Naſe ſtumpf, die Ohren rundlich und ſchlotterig, die Zunge ſpitzig und kann 1 Zoll weit vorgeſchoben werden.

Die Klauen der Vorderfüße ſehr groß, die längſte $1^2/_3$ Zoll. Es iſt ein häßliches, langſames Thier, das aber gut gräbt, auch Aas frißt und ſelbſt Leichen ausſcharren ſoll; es hat daher einen unangenehmen Geruch und wird nicht gegeſſen. Wied II. 529.

Nach Rengger ſoll es ſeinen Namen daher haben, daß ſein Fett zur Heilung von Wunden gebraucht wird. Die Platte des Siebbeins iſt ungewöhnlich groß, wie auch bey den andern und daher erklärt ſich ſein feiner Geruch. Bey alten verwachſen alle Halswirbel mit einander. Obſchon es nicht häufig iſt, ſo richtet es doch zuweilen Schaden in den Manioc-Pflanzungen an, weil es faſt jede Nacht eine neue Pflanze unterbohrt, ohne Zweifel, um daſelbſt Inſecten und Würmer zu ſuchen. Paraguay 290.

5) Das gelbfüßige (D. sexcinctus, octodecim-cinctus, setosus), Encoubert, Cirquinson,

gehört zu den größern, wird 27 Zoll lang, Schwanz 9 und unterſcheidet ſich von den andern dadurch, daß es auch im Zwiſchenkiefer einen Zahn hat. Backenzähne oben 9, unten 10; Gürtel 6—7 mit glatten Platten; die Färbung braun, übrigens ziemlich behaart.

Heißt in Braſilien Tatu-peba, bey den Spaniern Armadillo, den Portugieſen Encuberto, den Holländern Schild-verken, lebt vorzüglich unter der Erde, obſchon ſein Aufenthalt ſumpfiger Boden iſt, und hat ziemlich die Geſtalt und Größe eines jungen Schweins. Auf dem Rücken ſind 7 Gürtel; überall 9 Zähne, Färbung braun. Es lebt in der Gefangenſchaft von Bataten, Melonen und verſchiedenen Wurzeln, und iſt daher den Pflanzungen ſchädlich; ja es frißt bisweilen todte Caninchen und Vögel; gräbt ſehr gern, wird von Hunden aufgeſucht und ſodann ausgegraben. Es wird meiſt ſehr fett und gegeſſen;

iſt aber nicht ſo geſchätzt, wie das ſchwarze. Marcgrave 321. Buffon X. T. 42. Suppl. III. tab. 57.

In Paraguay gibt man ihm den Namen Tatu-poyu, Gürtelthier mit gelber Hand, weil die Vorderpfoten dieſe Farbe haben. Er iſt daſelbſt gemein und gräbt mit unglaublicher Schnelligkeit, auch läuft er ſo ſchnell als ein Menſch, ohne zu galoppieren; in der Ruhe legt er ſich auf den Boden, zieht ſich etwas zuſammen und verſteckt die Füße. Es iſt am meiſten niedergedrückt und am veſteſten gepanzert; neckt man es, ſo knurrt es und das ſoll es auch in ſeiner Höhle thun. Es kann nur 2 Junge ernähren, iſt ſehr vorſichtig und furchtlos, und läuft auch dem Aas nach. Obſchon ſein Fleiſch ſehr fett iſt, ſo ißt doch außer den Wilden niemand davon, wegen ſeines ſchlechten Geruchs und Geſchmacks. Es wiegt 18 Pfund; das Ohr iſt 15 Linien hoch, 11 breit; die Vorderzehen ſind faſt ganz verwachſen, und die drey mittlern Klauen die ſtärkſten. Azara, Quadr. 4. p. 142.

In Braſilien leben ſie in den großen Haiden und auch in Minas-geraes. Im Magen fand man Käfer und grüne Blätter. Wied II. 520.

Rengger erklärt dieſes für das häßlichſte und ſchwerfälligſte Gürtelthier mit einem großen, breiten und flachen Kopf, kleinen Augen, trichterförmigen Ohren, einem dicken Hals, breitem, gequetſchtem Rumpf und kurzen, ſtarken Füßen. Paraguay 286.

Dieſem ſehr ähnlich, und faſt nur durch ſtärkere Behaarung unterſchieden, iſt das behaarte Gürtelthier (Tatu velludo), welches ſich nicht in Paraguay, ſondern ſüdlich dem Plata auf den Angern von Buenos-Ayres findet, unter 35 und 36° Südbreite, und zwar zu Tauſenden, ſo daß täglich ein jeder von den hundert Menſchen, die den Azara begleiteten, 1 oder 2 Stück fiengen, weil ſie auch bey Tag herumlaufen und man ihnen leicht vorkommen kann, wenn ſie ſich in einem Loch verſtecken wollen. Im März und April waren ſie ſehr fett und die Soldaten aßen ſie gebraten lieber als Rindfleiſch. Es hat einen ſehr feinen Geruch: denn es riecht gefallene Pferde von

weitem und kommt herbey, um ſie aufzufreſſen. Da es aber die Haut nicht zerreißen kann, ſo kratzt es ſie unten auf, wo ſie anfängt zu faulen, kriecht allmählich hinein und frißt nach und nach alles auf, bis auf Knochen und Haut. Es gräbt keine Gänge und bewohnt nicht überſchwemmte, mit Binſen beſetzte, ſondern trockene Gegenden. Länge 19 Zoll, Schwanz 5; 6—7 Gürtel, überall 8 Backenzähne und 5 Zehen; die Haare braun, 2½ Zoll lang, kann nur 2 Junge ernähren. Azara II. 164.

Welche ſich in Chili finden unter dem Namen **Pelosi**, ſind 7 Zoll lang, haben aber vorn nur 4, hinten 5 Klauen. Molina 270.

Dem behaarten gleicht wieder ein anderes, welches in Buenos-Ayres **Tatu pichiy** heißt; iſt aber kleiner und weniger behaart. Länge 14 Zoll; Schwanz 4; Ohren kurz; Gürtel 6—7, überall 5 Zehen. Findet ſich ebenfalls auf den Angern ſüdlich von Buenos-Ayres vom 36.° an, bis nach Patagonien, gräbt, geht auch bey Tag umher, kann nur 2 Junge ernähren und ſein Fleiſch wird geſchätzt. Azara II. 192.

Auch in Chili gibt es, welche **Pichi** heißen, ſollen aber nur 6 Zoll lang ſeyn und 4 Gürtel haben, vorn 4, hinten 5 Zehen. Molina 270.

6) Das Rieſengürtelthier (D. gigas)

iſt das größte, aber auch zugleich ſeltenſte Gürtelthier in Braſilien und Paraguay, 39 Zoll lang, Schwanz 18 Zoll; hat 12—13 Gürtel. Buffon X. T. 45. Cabassou II.

Es iſt in Paraguay ſo ſelten, daß es keinen andern Namen hat, als: das große Gürtelthier. Es lebt nur in den größten Wäldern und ſoll nach Ausſage der dortigen Ausroder die Leichen ausgraben, wenn jemand im Walde geſtorben iſt; daher ſie die Gräber dicht mit Holz verſchlagen. 8 Stunden ſüdweſtlich der Stadt Aſſumption unter 25°, 30 Minuten Südbreite erſchracken plötzlich die Pferde in der Nähe eines kleinen Grabens am Walde und wollten nicht mehr fort. Als man die Stelle unterſuchte, bemerkte man im Mondſchein einen großen Tatu mit Graben beſchäftiget. Einer hielt ihn am Schwanz, k…

ihm eine Schlinge um den Leib, welche ein anderer anzog und noch eine Schlinge anlegte, worauf ſie ſich zu Pferd ſetzten und das Thier 400 Klafter weit nach Hauſe ſchleiften, daſelbſt bekamen aber die Weiber ſolch eine Angſt, daß ſie nicht zu Bette gehen wollten, ehe das Ungeheuer getödtet wäre. Den andern Tag kamen Leute ſtundenweit her, um ein Stück davon zu bekommen. Man verkaufte den Panzer und die Klauen. Aus jenem wollte man eine Geige machen, aber nach 3 Monaten machte man ihn dem Azara zum Geſchenk. Der Kopf iſt 7½ Zoll lang, der Hals 2¾; der Schild 28½. Der Kopf iſt verhältnißmäßig klein, ziemlich walzig, faſt wie beym ſchwarzen, 3¾ Zoll breit, das Ohr 1¾ Zoll lang; in jeder Seite des Kiefers 17 Zähne, im Ganzen 68, ſie ſind aber klein und es gibt welche, die überall 24 haben. Der Panzer iſt dunkelſchwarz, Kopf und Schwanz gelblichweiß. Wilde aus dem Norden von Paraguay verſicherten, daß ſie viel größere hätten, Panzer mehr als 1 Schuh länger. Azara, Quadrup. II. 132.

5. G. Die Faulthiere (Bradypus)

unterſcheiden ſich von den vorigen auffallend durch das kurze Affengeſicht, die ſehr langen Beine mit verwachſenen Zehen und 2—3 krummen Klauen und durch den kurzen Schwanzſtummel; ſie haben bloß Seitenzähne, einfach und ohne Wurzeln.

Ihr Character liegt in den Augen.

Dieſe höchſt langſamen, unbeholfenen Thiere ſind bloß auf das heiße und öſtliche America beſchränkt, können wegen ihrer unverhältnißmäßig langen Vorderbeine und der langen nach innen geſchlagenen Krallen, bloß klettern, und leben daher ausſchließlich auf den Bäumen der großen Urwälder, deren Blätter und Früchte ſie freſſen. Auch darinn weichen ſie von den vorigen ab, als welche auf thieriſche Nahrung angewieſen ſind. Sie hängen Tage lang faſt unbeweglich an den Aeſten und ſollen erſt von einem Baum herunterſteigen und einen andern ſuchen, wann jener ganz abgelaubt iſt. Beym Gehen auf der Erde ſind die Klauen nach innen geſchlagen, und ſie treten daher mit dem äußern Rande der Füße auf, wodurch natürlich ein ſehr ungeſchickter und Mitleiden erregender Gang entſteht. Ihr Magen

iſt in mehrere Säcke getheilt, faſt wie bey den Rindern. Sie bringen nur ein Junges zur Welt, könnten aber auch nicht mehr als 2 ernähren. Ihr Knochenſyſtem hat viele Eigenthümlichkeiten. Das Jochbein reicht nicht bis zum Oberkiefer und ſchickt einen beſondern Aſt nach unten. Die hintern Zehenglieder verwachſen im Alter mit den Mittelfußknochen. Sie haben Schlüſſelbeine. Es ſind zwar überall 5 Zehen, aber die 2 äußeren verkümmert, und daher nur 3 Krallen, in einem Falle an den Vorderfüßen nur 2; endlich hat eines 9 Halswirbel, weil die 2 vordern Rippen verkümmern, der einzige Fall unter den Säugthieren. Die Schlagadern der Füße theilen ſich in eine Menge Zweige, wie noch bey einem andern langſamen Thier, dem Lory, und man glaubt daher, daß dieſes die Urſache ihrer langſamen Bewegung ſey. Carlisle, Phil. Trans. 1800. p. 98. tab. 2.

a. Faulthiere überall mit 3 Klauen. Acheus.

1) Das kleine oder gemeine (B. tridactylus), Ai; Preguiza; Sloth,

hat die Größe einer ſtarken Katze und iſt überall mit zotteligen, röthlichgrauen Haaren bedeckt, unten weißlich, das Geſicht nackt und ſchwarz. Schwanz kurz.

Findet ſich in Braſilien, am Amazonenſtrom, in Guyana, Surinam, Terra firma, Mexico und der Hondurasbay, nicht in Paraguay und ſüdlicher, auch nicht auf der Weſtſeite der Anden. Dobritzhofer führt es zwar in Paraguay auf (Abiponer I. 388); allein Azara und Rengger übergehen es mit Stillſchweigen; vielleicht iſt es ſeit dieſer Zeit ausgerottet worden.

Die erſte Nachricht, die wir darüber haben, ſtammt von Gonſalvo Ferdinando Oviedo; er ſagt: der Perillo Ligero iſt das trägſte Thier, welches man in der Welt ſehen kann, und ſo ſchwerfällig und langſam, daß es einen ganzen Tag braucht, um 50 Schritt weit zu kommen. Die erſten Chriſten, welche es geſehen, erinnerten ſich, daß man in Spanien die Neger weiße Hanſen zu nennen pflege, und gaben ihm daher ſpottweiſe den Namen hurtiger Hund. Es iſt eines der ſeltſamſten Thiere wegen ſeines Mißverhältniſſes mit allen andern; aus-

gewachſen 2 Palmen lang und nicht viel weniger dick. Sie haben 4 dünne Füße, überall 4 (3) Zehen, wie die Vögel und mit einander verwachſen: weder die Klauen noch die Füße ſind ſo beſchaffen, daß ſie den ſchweren Körper tragen könnten, und daher ſchleppte der Bauch faſt auf der Erde. Der Hals ſteht aufrecht und grad, iſt gleich dick, wie der Stößel eines Mörſers und der Kopf ſitzt faſt ohne Unterſchied oben darauf, mit einem runden Geſicht, faſt wie das einer Eule, kreisförmig von Haaren umgeben, ſo daß das Geſicht nur etwas länger iſt als breit.

Die Augen klein und rund, Naslöcher wie bey den Affen; Maul klein; bewegt den Hals von einer Seite zur andern, als wenn es ſtaunte. Sein einziger Wunſch und Vergnügen iſt, ſich an Bäume zu hängen oder an irgend etwas, woran es in die Höhe klettern kann; und daher ſieht man ſie faſt immer nur auf Bäumen, an welchen ſie langſam hinaufklettern, indem ſie ſich immer mit den langen Klauen halten. Das Haar ſteht zwiſchen grau und weiß, und faſt von der Farbe des Dachſes; es hat keinen Schwanz. Seine Stimme iſt ſehr von der anderer Thiere verſchieden; es ſingt nur bey Nacht, und zwar von Zeit zu Zeit allemal 6 Töne, einen höher als den andern, und immer tiefer, als wenn jemand mit fallender Stimme ſpräche: La ſol fa mi re at; ſo ſagt es ſechsmal ha ha ha ha ha ha, daß man ſehr wohl von ihm ſagen kann, es hätte zur Erfindung der Tonleiter Veranlaſſung geben können. Hat es einmal geſungen, ſo wartet es eine Zeit lang, und wiederholt dann daſſelbe, aber nur bey Nacht, und darum halte ich es, ſo wie wegen ſeiner kleinen Augen, für ein Nachtthier. Bisweilen fangen es die Chriſten und tragen es nach Hauſe. Darinn läuft es mit ſeiner natürlichen Langſamkeit, und läßt ſich weder durch Drohung noch Stoßen zur größeren Schnelligkeit bewegen, als es ohne dergleichen zu haben pflegt. Findet es einen Baum, ſo klettert es ſogleich auf den Gipfel der höchſten Aeſte, und bleibt daſelbſt 8, 10, ja 20 Tage, ohne daß man weiß, was es frißt. Ich habe auch zu Hauſe gehabt, und nach meiner Erfahrung muß es von der Luft leben, und in der Meynung ſind viele in dieſem Lande (der Terra firma): denn niemand hat es irgend etwas freſſen

ſehen, und es wendet meiſtens den Kopf und das Maul nach der Gegend, woher der Wind weht, woraus folgt, daß ihm die Luft ſehr angenehm ſeyn müſſe. Es beißt nicht, und kann es auch nicht, wegen ſeines ſehr kleinen Mauls. Es iſt auch nicht giftig; übrigens habe ich bis zur Stunde kein ſo dummes und kein ſo unnützes Thier geſehen, wie dieſes. Sommario delle Indie cap. 23., in Ramusio III. p. 57.

Ziemlich daſſelbe ſagen Thevet, Cap. 52., und J. Lerius, Cap. 10.; jener nennt es Hau oder Hauthi, dieſer Hay.

Nachher hat Cluſius ein ausgeſtopftes zu Amſterdam geſehen und abgebildet; damals eine große Seltenheit. Länge vom Hals bis nach hinten 14 Zoll, Umfang des Leibes faſt eben ſo viel, Hals 6 Zoll lang, 4 dick, Vorderfüße 7, hintere 6½, Sohlen, faſt wie bey den Bären und Ratten, frey, aber ſchmal, und kann daher ſchlecht ſtehen und gehen, Klauen 2½ Zoll, weiß und ſehr krumm. Der ganze Leib mit dichten und ſchlaffen Haaren bedeckt, theils ſchwarz, theils grau, faſt wie beym Dachs, aber weicher, auf dem Rückgrath ſchwarz und auf jeder Seite des Halſes hängen, wie eine Mähne, ſchwarze Haare herunter; Kopf klein, mit kurzen, bräunlichen Haaren bedeckt; Schnauze wie bey Affen, kurz, glatt und ſtumpf, auch mit einer Affennaſe; Zähne klein, Maul eng, ſo daß das Thier kaum muß beißen können. Exotica. 1605. p. 110 et 373. Fig.

Beſtimmtere Nachrichten hat bald nachher Marcgrave darüber gegeben. Es heißt in Braſilien Ai, bey den Holländern Luyaert (Faullenzer). Es hat die Größe eines mäßigen Fuchſes, vom Hals bis nach hinten 1 Schuh lang, oder etwas mehr, gleich dick, Hals kurz, 3 Zoll lang, Vorderfüße 7, hintere 6, mit Ausnahme der Sohlen, welche 2½ betragen, die 3 Klauen vorn 2½, hinten 2, die mittlere länger. Kopf klein, 3 Zoll lang und rundlich, Zähne ſtumpf, Naſe glatt und ſchwarz, Augen klein, ſchwarz und ſchläferig, Maul klein und immer voll Speichel; keine Ohrmuſchel, Schwanz nur 1½ Zoll lang, dick und ſtumpf, wie ein Fingerhut.

Der ganze Leib iſt mit ſchlaffen, grauen, 2 Zoll langen Haaren bedeckt, wie die vom Dachs, aber weicher und mit mehr

Weiß gemiſcht, beſonders auf dem Rücken; auf dem Rückgrath aber ein brauner Streifen; auf dem Halſe ſind die Haare länger und hängen an den Seiten herunter, wie Mähne.

Das Thier iſt über alle Maaßen träg und unfähig zum Gehen; es wohnt auf den Bäumen, kriecht langſam darauf fort und lebt von Blättern; ſäuft nie, ſchreyt bisweilen iiiii, faſt wie junge Katzen; mit den Klauen kann es ſehr veſt halten. Beym Klettern trägt es den Kopf aufrecht; fürchtet den geringſten Regen. Es hat eine außerordentliche Lebenszähigkeit, und bewegt noch die Füße, als wenn es ſich zum Schlaf aufhängen wollte, nachdem es ausgeweidet iſt; das ausgeſchnittene Herz ſchlägt noch eine halbe Stunde. Das Junge kommt mit Haaren, Klauen und Zähnen zur Welt; ſie könnten aber 2 ernähren (Brasilia 1648. 221. Fig. von Cluſius).

Piſo ſagt von ihm, es brauche 14 Tage, um einen Steinwurf weit zu kommen; es halte alles ſo veſt, daß es hängend ſchlafe, ohne herunter zu fallen; die Haut ſey ſehr derb und zäh. Es halte ſich meiſtens auf den Gipfeln der Bäume auf, und brauche 2 Tage, um hinauf, und ebenſoviel, um herunter zu kommen; ſelbſt durch Schläge könne man es nicht zur Schnelligkeit bewegen. S. 321. Fig. Edwards Taf. 310. (Seeligmann VIII. T. 100.) Seba I. T. 33. F. 2. Buffon XIII. S. 34. Schrebers Säugth. II. 197. T. 64.

Stedman erzählt: die Neger, welche in Surinam in den Wald geſchickt wurden, um Holz zu fällen, brachten am 27. July 1773 ein Faulthier zurück. Da ſie ihm, unbarmherziger Weiſe, die Pfoten abgeſchnitten hatten, ſo gab er ihm einen Schlag auf den Kopf, um es von ſeinen Leiden zu befreyen. Es heißt daſelbſt Luyaree oder Ai, wegen ſeiner kläglichen Stimme; hat die Größe eines kleinen ſpaniſchen Waſſerhunds, einen runden Kopf, faſt wie ein Affe, und ein ſehr weites Maul. Um das Thier beym Klettern zu halten, ſind die Hinterfüße viel kürzer als die vordern, und mit 3 ſtarken Krallen verſehen, welche die Neger abgeſchnitten hatten, weil ſie ſtarke Angriffswaffen ſind. Sein Blick iſt matt, und es läßt ein Mauen hören, wie eine junge Katze. Seine merkwürdigſte Eigenſchaft aber iſt die Langſam-

keit: es braucht oft 2 Tage, um auf den Gipfel eines mäßigen Baumes zu kommen, und verläßt denſelben nicht, ſo lang es zu freſſen findet. Beym Hinaufklimmen verzehrt es nur, was ihm während der Reiſe nöthig iſt; am Gipfel angekommen, entblößt es ihn aber gänzlich. Das thut es, um nicht zu hungern, wann es wieder auf die untern Aeſte kommt, um einen andern Baum zu ſuchen: denn es bewegt ſich auf der Erde mit unglaublicher Langſamkeit. Einige behaupten, daß es, um ſich die Mühe, ſeine Glieder zu bewegen, zu erſparen, ſich zuſammenkugelt und vom Baume fallen läßt. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt: aber das weiß ich, daß es ſeine Schritte nicht beſchleunigen kann.

Es gibt 2 Gattungen: eine heißt in Guyana Ai, die andere Unau; in Surinam aber jene Sicapo-Luyaree (Schaf-Faulthier), dieſes Dago-Luyaree (Hunds-Faulthier), wegen des Unterſchieds ihrer Haare; beym erſtern buſchig und ſchmutziggrau, beym zweyten röthlich und lang. Dieſes hat nur 2 Krallen an den Vorderfüßen, und der Kopf iſt nicht ſo abgerundet. Wenn ſich dieſe Thiere zuſammenkugeln, ſo ſehen ſie mehr einem Knorren an der Rinde gleich, als einem Weſen, das Laub frißt. Deßhalb werden ſie auch oft nicht bemerkt von den Indianern oder Negern, welche ihr Fleiſch gierig verzehren. Voyage I. 201. tab. 11, beide hängend an Aeſten.

Seit dieſer langen Zeit hat man keine einzige neue Beobachtung auch nur von einigem Werth über dieſes ſonderbare Thier erhalten, bis der Prinz Max v. Wied vor 20 Jahren nach Braſilien gieng. Die zunehmende Bevölkerung hat dieſe hilfloſe Weſen in vielen Gegenden ſchon gänzlich ausgerottet, und man findet ſie daher faſt nur noch in den großen und einſamen Wäldern, und zwar nicht häufig; ſie würden noch mehr an Zahl abnehmen, wenn die Natur ſie nicht durch ein unanſehnliches, von der Rinde der Bäume kaum zu unterſcheidendes Fell geſchützt hätte. Auch ſind ſie vor größern Raubthieren ziemlich ſicher, da ſie ſelten auf die Erde kommen. Das Haar des Körpers iſt von zweyerley Art; unter den langen, trockenen und etwas platten Haaren liegt eine dichte, kurze und

ſehr feine Wolle, woran man die wahre Färbung am beſten ſieht. Schneidet man die Stachelhaare ab, ſo ſieht man den ſchwarzbraunen Streifen auf dem Rückgrath, und einen weißen, welcher jederſeits denſelben begleitet; vor der Stirn läuft über die Augen ein weißlicher Streifen; die Einfaſſung der Augen und ein Streifen auf den Schläfen ſind ſchwarzbraun; die Klauen bräunlichgelb. Das Weibchen und das Junge haben weniger weiß, und ſind mehr röthlichgrau. Im Jänner bekam er ein Weibchen, welches noch ſein Junges auf dem Rücken trug, wodurch die Haare deſſelben theils ausgeriſſen, theils durch den Harn des Jungen entfärbt waren. Das größte Männchen maß 19½ Zoll, der Schwanz 1½, der Vorderarm 9, die Klaue 2¼ Zoll.

Sie kommen ſüdlicher als der Fluß St. Mathäus, unter 19½ Südbreite, nicht mehr vor. Daß ſie ſich von den Bäumen herabfallen ließen, iſt eine Fabel; auch hört man ihre Stimme höchſt ſelten, und nicht bey Nacht; ſie iſt ein feiner, ſchneidender, lang ausgehaltener Ton, welcher keineswegs nach der Tonleiter fällt, und auch nicht wie ai lautet (nach Dobritzhofer ſoll dieſes Wort in der Sprache der Huarani in Paraguay träg bedeuten): denn er iſt nicht zweytönig. Sie freſſen die Blätter, und wahrſcheinlich auch die Früchte, von verſchiedenen Bäumen, vorzüglich vom Trompetenbaum (Cecropia peltata), wie Löfling beobachtet hat (Reiſe 350. Nr. 167), und vom Breyapfelbaum (Achras sapota) (Baron Sacks Reiſe). Von Ameiſen, welche ſie, nach Dobritzhofer, bisweilen freſſen ſollen, findet man keine Spur in ihrem Magen; ſie können lang hungern und haben ein ſehr zähes Leben, daher man genöthigt iſt, viele Flintenſchüſſe zu thun, ehe ſie herunterfallen. Auch verwundet verändern ſie ihre Stellung nicht, klammern ſich immer veſter an, und fallen nur nach dem Tod oder der völligen Zerſtörung der Beine herunter. Die Wilden ſchießen ſie mit Pfeilen, müſſen aber oft auf den Baum klettern, um ſie zu holen. Das Fleiſch wird von ihnen gegeſſen, ſo wie auch von Negern und Weißen, obſchon es einen unangenehmen Geruch haben ſoll. Trifft man ſie zufällig auf dem Boden an, ſo kann man ſich des Staunens über dieſes ſonderbare Gebilde der Natur nicht enthalten. Seine wahrhaft

comiſchen, langſamen Bewegungen geſchehen mit einem ſtupiden, kläglichen Ausdruck; die matten, kleinen und feuchten Augen ſind ohne Glanz und Leben; der lange Hals mit dem kleinen Kopf wird hoch ausgeſtreckt, der Vorderkörper etwas aufgerichtet, und einer der Arme bewegt ſich ſogleich, gleichſam mechaniſch mit den langen Klauen im Halbcirkel gegen die Bruſt, um den Feind zu umklammern; das iſt die einzige Vertheidigung dieſes hilfloſen Thiers. Die Stärke ſeiner Arme iſt übrigens beträchtlich, und nur mit Mühe kann man ſich von ihnen befreyen. Beytr. II. 479. Abb. Hft. II. Temminck, Annales gen. des sc. physic. VI. 1820. 211. Skelet bey d'Alton, Faulthiere Taf. 6.

2) Man hat ſeit etwa 30 Jahren ein ſehr ähnliches Thier in Braſilien entdeckt, welches etwas größer iſt, Arme faſt ſo lang als der Leib, und einen großen, ſchwarzen Flecken auf dem Halſe hat,

das gefleckte F. (Br. torquatus);

das Geſicht iſt mit kurzen Haaren umgeben, die wie verbrannt ausſehen. Zuerſt hat es der vom Grafen v. Hoffmannsegg nach Braſilien geſchickte Sammler Sieber am Fluſſe Tocati, im nördlichen Braſilien, gefunden, ſpäter Herr v. Sack in Surinam (S. 130); endlich der Prinz v. Wied im ſüdlichen Braſilien, unweit Rio de Janeiro, und zuerſt vollſtändig beſchrieben. Es ſcheint ſich daher in ganz Braſilien zu finden, und weiter ſüdlich zu gehen als das vorige, dem es übrigens in der Lebensart ganz gleicht. Sie ſcheinen zu verſchiedener Zeit zu werfen; denn der Prinz fand ſchon im November ein ziemlich großes Junges auf dem Rücken ſeiner Mutter, und dagegen wieder im October eines, welches noch kaum reif war. Beytr. II. 489. Taf. 3—5. Temminck, Annales gen. VI. 212. tab. 94. Schreber, Goldfuß Hft. 68. T. 64. A.

Quoy und Gaimard bekamen eines zu Rio Janeiro, und nannten es mit Recht ein paradoxes Thier in einem Lande, wo alles leibt und lebt, und ſich die Hurtigkeit mit dem Glanz, der Beweglichkeit und der Zierlichkeit der Formen verbunden findet. Indeſſen wurden ſeine ſchlechten Eigenſchaften von den

ältern Reiſebeſchreibern doch ſehr übertrieben. Sie hatten es 10 Tage lebendig, und bemerkten bey weitem nicht die Langſamkeit, welche man dieſen Thieren zuſchreibt. Es ſtieg binnen 20 Minuten vom Verdeck bis auf den Gipfel eines Maſtbaums, der 120 Schuh hoch war, alſo machte es in der Minute 6 Schuh. Einmal ſtürzte es ſich, wie es ſchien, abſichtlich ins Waſſer, wo es ganz gut ſchwamm, den Kopf in die Höhe, und mit viel ſchnellern Bewegungen als beym Klettern. Es iſt allerdings nicht zum Gehen gemacht: ſeine ausgeſperrten Glieder und die Richtung ſeiner Klauen zwingen es, die Füße im Kreiſe zu bewegen, um die plumpe Leibesmaſſe fortzuziehen; dagegen erleichtern ihm die langen Vorderfüße, faſt noch einmal ſo lang als die hintern, und das Uebergewicht ihrer Beugmuskeln das Klettern ſehr; auch braucht es ſich nicht von den Bäumen fallen zu laſſen, um auf andere zu kommen; in den düſtern Wäldern greifen die Aeſte ſo in einander, daß es nicht nöthig hat, den Weg auf dem Boden zu machen. Sie gaben ihm 3 Tage lang die Blätter des Trompetenbaums; als dieſelben ausgiengen, gaben ſie ihm allerley Arten von Gemüſe; es rührte aber nichts an, als die Stengel des Zellerichs, und fraß dieſe nur, wenn man ſie ihm ins Maul ſteckte. Es ſtarb, wahrſcheinlich weil es zu lange der Sonne ausgeſetzt war. Es hat nur 8 Halswirbel, nicht 9. Voyage de Freycinet. 1824. p. 16.

b. Vorn nur 2 Klauen (Choloepus).

3) Das große (Br. didactylus), Unau,

iſt etwas größer, faſt 2 Schuh lang, und hat gar keinen Schwanz, vorn nur 2 Klauen, das Geſicht mehr zugeſpitzt, die Zottelhaare röthlichbraun, ohne Wollhaare.

Findet ſich in Guyana und Surinam, aber wie es ſcheint nicht ſüdlicher, und wurde zuerſt von Seba abgebildet (I. T. 33. F. 4. T. 34. F. 1.). Buffon XIII.

Die Haare ſind kürzer und gröber als bey den andern, die Arme ſind nicht ſo viel länger als die hintern, und es verwachſen nicht ſo viele Fingerknochen mit einander; es hat vollſtändige Schlüſſelbeine, die andern nur halbe, endlich nur 7 Halswirbel, wie die andern Säugthiere. Seine Lebensart wurde

noch nicht in ſeinem Vaterland beobachtet, aber der Marquis v. Montmirail kaufte eines in Amſterdam, wo man es mit Schiffszwieback ernährte, im Sommer mit Laub, das es aber nur fraß, wenn es noch zart war. Er ſelbſt ernährte es 3 Jahre lang mit Brod, bisweilen mit Aepfeln und Wurzeln; es nahm ſie immer zwiſchen ſeine 2 Klauen des Vorderfußes, um ſie zum Munde zu bringen. Es ſchrie ſelten, und nie zweymal hinter einander; am liebſten hieng es ſich verkehrt an einen Aſt, und ſchlief bisweilen in dieſer Lage, die 4 Beine dicht beyſammen. Seine Muskelſtärke iſt unglaublich groß, und dennoch iſt ſein Gang beſchwerlich und ſchwankend; übrigens iſt es nicht ſo langſam als man ſagt, es könnte des Tags mehrere Mal den höchſten Baum auf- und abſteigen. Gegen Abend wurde es munterer, zeigte aber nie eine Leidenſchaft, und unterſchied ſelbſt nicht ſeinen Wärter. Buffon IX. S. 47. T. 1—4. Schreber II. 200. T. 65. Skelet bey D'Alton, Faulthiere T. 7.

Im Jahr 1789 hat der Marquis Loreto, Vice-König von Buenos-Ayres, 3 Stunden ſüdweſtlich von dieſer Stadt, am Fluſſe Luxan, im aufgeſchwemmten Land, verſteinerte Knochen von einem Thier entdeckt, welches ſo groß wie ein Elephant war, 12 Schuh lang und 7 hoch. Man fand faſt ein ganzes Skelet, und ſchaffte es nach Madrid, wo es gegenwärtig aufgeſtellt iſt. Es heißt Megatherium. Der ganze Schädel, das zipfelförmige Jochbein und die Zehenglieder haben viel Aehnlichkeit mit denen der Faulthiere. Bru gab darüber ein Werk ſpaniſch in Folio mit Abbildungen heraus. Cuvier, Annal. Mus. V. 376. tab. 24. 25. Ossémens foss. V. 1. pag. 174. tab. 16. D'Alton, Faulthiere Taf. 1—5. Später hat man auch in Paraguay, bey Lima, und in Nordamerica in Georgien, entdeckt. Mitchell in Ann. Lyc. of New-York I. p. 58. t. 6. W. Cooper, ibid. p. 114. tab. 7. II. p. 267.

Knochen von einem ähnlichen, etwas kleinern Thier hat Jefferſon, Präſident der vereinigten Staaten in Nordamerica, Virginien, entdeckt und das Thier Megalonyx jeſſersonii genannt. Trans. am. phil. Soc. IV. p. 246. 526. tab. 1. 2. Cuvier, Ossemens foss. V. 1. p. 160. tab. 15.; eine andere Gattung

(Meg. laqueatus) in Kentucky. Harlan in Journal acad. nat. sc. of Philadelphia VI, 269. tab. 12—14.

Die Beutelthiere

finden ſich bloß in der heißen Zone, und gehen ſelten über die Wendekreiſe hinaus. Es ſind im Ganzen kleine Thiere, von der Größe der Ratten und Haſen; ſelten ſo groß wie ein Fuchs, und noch ſeltener wie ein Reh. In der Regel iſt der Hinterleib ſtärker als der vordere; der Kopf ziemlich lang und ſpitzig; die Vorderfüße meiſt kürzer, die Zehen lang und ausgeſpreitzt, die Klauen ſtark zum Graben, bisweilen ſcharf zum Klettern; die Hinterfüße ſtärker und länger, oft mit verwachſener Zeig- und Mittelzehe, und manchmal mit einem abgeſetzten Daumen ohne Nagel. Sie wohnen in Erd- und Baumhöhlen, oder auch bloß im Gebüſch, freſſen Gras, Wurzeln, Obſt, Gewürm, manche ſaugen auch Blut und ſtellen den Eyern der Vögel nach.

Die ächten Beutelthiere unterſcheiden ſich von allen andern Haarthieren durch eine Falte in den Weichen, worinn ſie die Jungen verbergen, längere Zeit ernähren, wärmen und mit ſich herumtragen. Ihre Jungen kommen nehmlich ſo unreif und klein zur Welt, daß ſie ihre kaum hervorſproſſenden Glieder nicht rühren und noch viel weniger zum Gehen brauchen können. Wie nun die Thiere der vorigen Zunft ihre Jungen größtentheils längere Zeit auf dem Rücken herumtragen, ſo ſchließen dieſe dieſelben in einen Beutel ein. Man hat nie gewußt, auf welche Weiſe ſie dahin gelangen, und daher allerley Mittel und Wege erſonnen, durch welche es geſchehen könnte. Erſt vor wenigen Jahren hat man aber in England beobachtet, daß die Mutter das Junge ganz ſanft mit den Lippen faßt und dahin bringt. Es bleibt daſelbſt Wochen lang unbeweglich hängen, und ernährt ſich mit Milch. Der Beutel iſt an beiden Seiten mit einem Knochen begränzt, den man Beutelknochen nennt, und wodurch die Spalte des Beutels ziemlich dicht verſchloſſen werden kann, ungefähr ſo wie manche Geldbeutel durch einen Rahmen von Stahl geſchloſſen werden. Dieſe Knochen ſind auf der vordern Seite des Beckens eingelenkt, und finden ſich auch beym Schnabelthier und Ameiſen-Igel, obſchon ſie keinen Beutel haben, dadurch aber ihre

Verwandtſchaft mit den Beutelthieren anzeigen. Uebrigens gibt es auch Beutelthiere, bey welchen der Beutel nur durch zwey ſchwache Hautfalten angedeutet iſt, die aber dennoch in ihrem ganzen Bau mit den andern übereinſtimmen. Dieſe Verkümmerung erlaubt auch andere Thiere zu ihnen zu ſtellen, wenn ſie in ihrem übrigen Bau und in der Lebensart denſelben ähnlich ſind.

Das Gebiß der Beutelthiere hat bey all ſeiner Manchfaltigkeit doch etwas Eigenthümliches, vorzüglich in den Backenzähnen. Sie haben nehmlich keinen Reißzahn, ſondern ziemlich gleichförmige Backenzähne, 4 an der Zahl, und dicht davor einen großen Lückenzahn, nebſt einigen kleinen. Die Backenzähne ſind höckerig, und etweder viereckig mit 4 Höckern, oder nur dreyeckig mit 3 Höckern, zwey nach außen und einer nach innen.

Die Schneidzähne ſind vielem Wechſel unterworfen. Es ſind entweder liegende Nagzähne, wie bey den Nagthieren, aber meiſtens von einigen kleinern Nebenzähnen begleitet; oder es ſind gewöhnliche, ſenkrecht ſtehende Vorderzähne, meiſtens mehr als bey andern Haarthieren, nehmlich 8—10 im Oberkiefer, im untern einer weniger.

Die Eckzähne ſind demſelben Wechſel unterworfen; ſtark entwickelt bey denen mit dreyeckigen Backenzähnen und vielen Schneidzähnen, verkümmert oder ganz fehlend bey denen mit viereckigen Backenzähnen und Nagzähnen. Man kann daher das Gebiß in ein Drey- und Viereckgebiß eintheilen; mit dem erſten iſt Fleiſchnahrung, mit dem letzten Pflanzennahrung verbunden, und darnach zerfallen die Beutelthiere in Fleiſch- und Pflanzenfreſſende.

5. Zunft. Die pflanzenfreſſenden Beutelthiere

haben ein kleines Maul und ein Viereck-Gebiß mit Nagzähnen.

Dieſe Thiere finden ſich bloß in der alten Welt, und zwar in Indien und Neuholland, und leben größtentheils von Gras,

Kräutern und Obſt, daher man ſie Krautfreſſer nennen könnte. Ihre Geſtalt iſt gedrungen, der Pelz dicht und weich, meiſt graulich, wie bey den Haſen und Rehen; der Hinterleib ſtärker, der Schwanz oft brauchbar zur Stütze, zum Schwingen und zum Wickeln. Sie wohnen bald in Erdlöchern, bald in Felſenſpalten, bald im Gebüſche, bald auf Bäumen, und werfen nur wenige Junge.

Ihr Gebiß läßt ſich leicht von jedem andern unterſcheiden, obſchon es im Ganzen Aehnlichkeit mit dem der Nagthiere hat. Die 4 Backenzähne ſind länglich viereckig, haben jederſeits eine Längsfurche, als wenn ſie aus 2 Zähnen verwachſen wären. Dicht davor ſteht ein großer Lückenzahn, und vor demſelben manchmal noch ein bis zwey kleinere, ſelten ein kümmerlicher Eckzahn, dagegen aber 2 ſtarke Nagzähne, oben gewöhnlich von einigen kleinern Nebenzähnen begleitet. Ungeachtet dieſer Zähne benagen ſie jedoch nicht Holz u. dergl., wie die Mäuſe, und beißen auch nicht damit wenn ſie angegriffen werden. Im Ganzen ſind es gutmüthige, friedliche Thiere, wie alle grasfreſſenden, und haben manche Aehnlichkeit mit den Haſen und Rehen.

a. Die ſchwanzloſen Beutelthiere.

1. G. Die Beutel-Murmelthiere oder Wombate (Amblotis, Phascolomys)

ſind kurze, rundliche Thiere mit ziemlich gleichlangen Füßen, ohne Schwanz, vorn 5, hinten 4 Zehen mit Klauen zum Graben und einen Daumenſtummel, die 3 mittlern Zehen verwachſen; überall 4 Backenzähne, nebſt einem großen Lückenzahn und 2 Nagzähnen, ohne andere Zähne.

1) Der gemeine (Didelphys ursina), Wombat,

iſt faſt ſo groß wie der Waſchbär, mit einem dichten, krauſen und braunen Pelz bedeckt. Baſſens Wombat.

Man kennt die Lebensart dieſes Thiers, welches man auf den Inſeln King und Furneaux in der Meerenge Baß, an der Südküſte von Neuholland entdeckt hat, nicht weiter, als daß es unter Tags in Erdhöhlen ſchläft, Kräuter und Wurzeln frißt, ſanften Naturells iſt, 3—4 Junge wirft und ein ſchmackhaftes Fleiſch hat. Péron, Voyage aux terres australes III.

8. p. 23. tab. 28. Geoffroy St. Hil., Ann. Mus. II. 364. Sevastianoff in Mém. de Pétersb. I. 1809. 443. tab. 17. Fr. Cuvier, Mamm. livr. X.

Capitain Baudin hat zwey noch junge Exemplare aus dem Süden von Neuholland nach Paris gebracht, wovon das größte 16 Zoll lang war und 8 hoch; der Schwanz iſt nur ein unmerklicher Höcker. Das Auge ſchwarz und ſo klein, daß man nicht die Geſtalt des Sehlochs unterſcheiden konnte; die kleinen Ohren im Pelze verborgen, Zunge weich, wenig ausdehnbar, Schnauze dick mit geſpaltener Oberlippe; der Beutel dreyeckig; der Pelz rauh, ziemlich dick, beſteht aus langen Haaren, welche an der untern Hälfte viel dünner ſind, als an der obern, und daſelbſt platt werden; die meiſten ſind Wollhaare. Färbung braungrau, unten blaſſer; an der Schnauze, den Backen und Augen ſtarke Schnurrhaare.

Sie waren ſehr zahm, aber mehr aus Gewohnheit Menſchen um ſich zu ſehen, die ihnen nichts thaten, als daß ſie dieſelben unterſcheiden und beſonders kennen gelernt hätten. Alle ihre Bewegungen waren ungeheuer langſam, und ſie ſchienen ſich wenig um das zu bekümmern, was um ſie vorgieng; ſie ließen ſich ohne Widerſtand forttragen, und liefen nachher nicht ſchneller; ſogar Schläge konnten ſie weder in Furcht ſetzen, noch böſe machen. Ein geduldigeres Thier möchte kaum zu finden ſeyn. In den Hütten der engliſchen Fiſcher trifft man dieſe Thiere ſo zahm an, wie Hunde. Man würde ſie auch ohne Zweifel bey uns erhalten, z. B. in Caninchengärten, und als Wildpret benutzen können. Sie graben eben ſolche Gänge, und halten ſich unter Tags darinn verborgen; freſſen alles, was grün iſt, auch Brod, Obſt, ſüße Wurzeln, und lieben beſonders die Milch. Sie werfen 4 Junge. Péron, voyage I. 1807. p. 467. Fréd. Cuvier, Mamm. Livr. I.

2. G. Die Klippendachſe (Hyrax), Daman,

haben zwar keinen Beutel, ſcheinen aber dennoch hier am beſten zu ſtehen. Man wußte überhaupt dieſe Thiere nie gehörig unterzubringen, und ſtellte ſie früher, wegen der Uebereinſtimmung der Zehen, zu den Meerſchweinchen; wegen der Ge-

ſtalt und Zahl ihrer Seitenzähne aber wurden ſie von Cuvier neben das Nashorn geſtellt, wogegen auch, ſieht man bloß auf das Gebiß, nichts einzuwenden iſt. Ein ſo kleines, ſchwaches und ſtark behaartes, dem Meerſchweinchen in ſeiner Geſtalt auffallend gleichendes Thierchen neben das ungeheure, nackte und zweigfreſſende Nashorn zu ſtellen, widerſtrebt aber allem Gefühl; und außerdem ſind noch Kennzeichen genug vorhanden, welche eine ſolche Vereinigung abrathen. Darunter ſteht der Bau der Zehen, und beſonders der Nägel voran. Beym Nashorn ſind jene in einen Klumpen verwachſen und von Hufen umgeben. Das Weſen des Hufs beſteht nehmlich darinn, daß der Nagel einen förmlichen Stiefel bildet, in welchem die Zehenſpitze ſteckt, und daß das Thier eigentlich nicht mit dem Fleiſch der Zehen auftritt, ſondern mit der Nagelſpitze ſelbſt, alſo auf Stelzen geht, gleichſam auf einem hölzernen Bein, was bey gar keinem andern Thiere mehr vorkommt. Der Klippendachs hat nichts dergleichen; ſeine Zehen ſind getrennt; er tritt damit faſt ihrer ganzen Länge nach auf, und ihre Spitzen ſind bloß oberflächlich mit Nägeln bedeckt, welche ſogar denen des Menſchen gleichen, und mithin auch einigermaaßen denen der Beutelthiere. Damit ſtimmt auch das Gebiß überein, vorzüglich das Vordergebiß. Es ſind nehmlich ächte Nagzähne vorhanden, unten mit Nebenzähnen und oben mit kleinen Eckzähnen, alſo ganz wie bey den pflanzenfreſſenden Beutelthieren; das Nashorn hat keine Eckzähne, und keine oder anders geſtellte Nebenzähne bey den Nagzähnen.

Der weſentliche Character der Klippendachſe iſt daher folgender:

Der Leib gedrungen und behaart, ohne Schwanz, Schnauze und Ohren kurz; 7 angeſchloſſene und viereckige Seitenzähne, Nagzähne unten mit einem Nebenzahn, oben mit einem kleinen Eckzahn; vorn 4, hinten 3 Zehen mit flachen Nägeln; auf der hintern Zeigzehe jedoch eine Klaue.

Sie leben bloß in Africa und Syrien in felſigen Gegenden. Man unterſcheidet jetzt 2 Gattungen.

1) Der capiſche (H. capensis),

nicht viel größer als ein Caninchen, 16 Zoll lang, 7 hoch,

mit einem graulichen, feinen und dichten Pelz. Buffon, Suppl. III. 177. tab. 29. VI. tab. 43. Schreber IV. 920. T. 240. Owen, Iſis 1835. 455. Read, Iſis 1837. 120.

Der alte Kolbe, welcher zuerſt davon ſpricht, theilt ſehr wenig darüber mit: Er ſagt, die Einwohner des Caps belegten ein Thier mit dem Namen Dachs, der ihm aber weder nach der Größe des Leibes, noch nach der Geſtalt, dem Fett und Fleiſch zukomme; es ſtimme vielmehr mit einem Murmelthier überein, und er brauche daher nichts weiter davon zu ſagen, als daß ſein Fleiſch überaus wohlſchmeckend und geſund ſey. Sein Koſtherr habe ein Sclavenkind von 9 Jahren gehabt, welches die Kälber hütete, und daher die nächſtgelegenen Steinberge vielfältig beſtieg. Es brachte oft ſoviel derſelben mit nach Hauſe, daß man ſich wunderte, woher es die Geſchicklichkeit hatte, ſie zu fangen, und die Kraft, dieſelben zu tragen. Endlich richtete es einen Hund ab, der ihm fangen half. Vorgeb. 1719. Fol. 145 u. 159.

Später kam ein ſolches Thierchen nach Holland, und wurde von Vosmaer beſchrieben. Seine Lebensart ſey ſehr traurig, und es bringe oft den ganzen Tag ſchlafend zu; ſeine Bewegung ſey langſam und ſprungweiſe; es gebe häufig ein kurzes aber feines und durchdringendes Geſchrey von ſich, ziemlich wie das Murmelthier. In Holland wurde es mit Brod und verſchiedenen Gartenkräutern gefüttert. Sie ſollen viele Junge hervorbringen; ſie haben 6 Ernährungsorgane Im Wuchs gleicht es dem Caninchen, iſt jedoch dicker und etwas größer, die Augen ſchön und mäßig groß; Ohren oval; Schnurrhaare auf der Oberlippe; die Naſe nackt, ſchwarz und geſpalten; die Zunge ſehr dick, ziemlich lang, mit kleinen Warzen beſetzt und an der Spitze abgerundet. Die Beine ſehr kurz und zur Hälfte im Fell verborgen, die Füße kahl und ſchwarz, vorn 4 Zehen, mit kurzen, runden und aufliegenden Nägeln; hinten 3 Zehen, wovon die innere eine krumme Klaue trägt, mit der es ſich zu kratzen pflegt; gar kein Schwanz. Färbung grau oder braungelb, wie beym Haſen oder wilden Caninchen. Vor den Schultern ein weißlicher Streifen, der kein Halsband bildet. Africaanſch Mormeldier. Daſſelbe Exemplar wurde von Pallas anatomiert.

Misc. p. 34. tab. 3. Spicil. II. 1767. p. 16. tab. 2. 3. Cuv.; Annales Mus. III. 1804. 171. tab. 18. 19. Skelet. Wiedemanns Mag. III. S. 42. Schädel.

Man findet an ſeinem Wohnort eine Subſtanz, welche man Dachsharn (Dassenpiſs) nennt, und als Arzney braucht; es iſt eine Art Erdpech. Thunbergs Reiſe I. 190.

Der Graf Mellin, welcher ein zahmes beſaß, verglich es mit einem Bären, der nicht größer als ein Caninchen wäre. Der Kopf klein, der Mund klein, die Augen groß und lebhaft. Merkwürdig iſt die Klaue an der innern Hinterzehe. Sie bildet eine Art Rinne mit dünnen Rändern, welche ſich anfangs nähern, dann aus einander laufen, ſich rückwärts biegen und durch ihre Vereinigung eine hakenförmige Spitze bilden, welche niemals die Erde berührt, und daher auch nur zum Kratzen, aber nie zum Graben dienen kann. Das Haar gleicht der Haſenwolle. Das Exemplar, ein ausgewachſenes Weibchen, war 16½ Zoll lang, 7 hoch, Umfang 11, Kopf 3¾ Zoll lang; die hintere Klaue 3 Linien; Gewicht 2½ Pfund. Es iſt ein völlig wehrloſes Thier, das ſich weder durch eine ſchnelle Flucht, noch durch Zähne oder Klauen retten kann; es biß ſich zwar manchmal knurrend mit einem kleinen Schooßhündchen herum, aber ohne Schaden. Setzte man es in den Hof, ſo ſuchte es gleich einen finſtern Winkel aus, beſonders unter einem Haufen Mauerſteine. Es kann nicht klettern, ſpringt aber hoch und leicht, und rettet ſich dadurch vor Raubthieren. Jeder große Vogel jagt ihm Furcht ein. Saß es im Fenſter, ſeinem liebſten Aufenthaltsort, ſo ſprang es gleich herunter und lief nach ſeinem Kaſten, wenn nur eine Krähe vorbey flog. Es nagte nie an den Sproſſen ſeines Käfigs, oder an dem Bande, woran es bisweilen beveſtigt wurde; es ſprang, wie die Katzen, auf die Tiſche und warf nichts um, wenn auch noch ſo viel Porcellan u. dergl. darauf ſtand. Es fraß Gras, Brod, Obſt, vorzüglich gern Erdäpfel, roh und gekocht, Moos, Eichenrinde, Haſelnüſſe, die man ihm aufſchlagen mußte, es liebte jedoch den Wechſel; von Mandeln wurde es krank. Soff ſehr wenig durch Einſtecken der Naſe, nicht durch Schlappen, wie die Hunde und Katzen.

Es hielt ſich immer reinlich, ließ Harn und Loſung immer an demſelben Ort, und verſcharrte es, wie die Katzen. Gab man ihm Sand, ſo wälzte es ſich, wegen ſeines Ungeziefers, darinn herum, wie Hühner und Faſanen. Angebunden war es träg und ſchläfrig, und wurde fett; frey aber lief es munter den ganzen Tag im Zimmer herum, und ſprang von einem Ort auf den andern; ſonſt geht es ſchrittweiſe, wie das Meerſchweinchen. Es ſprang beſonders gern auf den warmen Ofen. Sein Gehör war ſehr leiſe, und es wußte ſehr wohl die Stimme und den Gang von denjenigen zu unterſcheiden, gegen die es beſondere Neigung hatte. Auf den Ruf antwortete es mit einer Art von Pfeifen, kam herbey und ließ ſich gern auf den Schooß nehmen. Schriften der Berl. Freunde III. 1782. 271. T. 5.

Man hat kürzlich ebenfalls, am Vorgebirg der guten Hoffnung, ein ähnliches Thier unterſchieden, welches die Coloniſten Baumdachs (Hyrax arboreus) nennen; es iſt oben röthlich, mit Braun und Schwarz gemiſcht, unten, nebſt einem Rückenflecken, weiß. Es ſoll ſich vorzüglich in hohlen Bäumen aufhalten. Smith in Linn. Trans. XVII. 468. Boom-Das.

2) Man unterſcheidet davon den ſyriſchen (H. syriacus),

der etwas kleiner iſt, und rundliche Ohren hat, der Schwanz fehlt ebenfalls; die Färbung grau, mit Röthlichbraun gemengt; Unterſeite mehr weiß. Buffon, XV. p. 205. Animal inconnu. Suppl. VI. tab. 42. VII. tab. 37. Schreber IV. 923. T. 240. B.

Proſper Alpin gibt zuerſt Nachricht von dieſem Thier in Arabien. Man jage, außer Haſen, am Berge Sinai und Horeb noch ein kleines, dem Caninchen nicht unähnliches aber etwas größeres Thier, welches daſelbſt Lamm der Kinder Iſraels (Agnus filiorum israel) heiße. Sein Fleiſch ſey ſchmackhafter als das der Caninchen. Rer. aeg. 1735. 4. 232.

Der reiſende Thomas Shaw, 1752, fand es auch in Syrien, hielt es zuerſt für den Saphan der heil. Schrift, nennt es aber, wahrſcheinlich durch einen Schreibfehler, Daman Israel, ſtatt Ghannem. Voyage II. p. 75.

Forſkal deutet dieſes Thier bloß mit dem Namen Uabr

an, und ſagt, es gleiche einer Katze, habe keinen Schwanz, freſſe Gras, bewohne Berge in Arabien, und werde von den Einwohnern gegeſſen. Descript. anim. 1775. V.

Der erſte, welcher umſtändliche Nachrichten darüber gegeben hat, iſt Bruce. Er fand es in Aethiopien, wo es Ashkoko heißt, in Felſenhöhlen oder unter großen Steinen auf dem Sonnenberge, hinter der Königinn Palaſt zu Koscam und an vielen andern Orten lebt. Es gräbt nicht in die Erde, wie die Caninchen, weil ſeine Zehen zu weich und zart ſind, auch über die breiten, ſchwachen Nägel hervorragen, faſt wie beym Menſchen. Die hintere Sohle iſt lang und ſchmal, und durch 2 tiefe Querfurchen in ſtarke Ballen getheilt; von den 3 Zehen iſt die mittelſte die längſte; an den Vorderfüßen finden ſich 3 ähnliche Zehen, nebſt einer vierten großen, die weiter zurückſteht; die Sohle iſt ebenfalls in ſtarke Ballen getheilt. Die runden Zehen haben überhaupt viel Aehnliches mit Fingern.

Es ſind geſellige Thiere, und oft ſitzen einige Dutzend auf den großen Steinen vor der Mündung der Felſenſpalten, um ſich an der Sonne zu wärmen, oder ſich an einem kühlen Sommerabende zu erquicken. Sie ſtehen nicht gerad auf den Füßen, ſondern ſchleichen nur dicht an der Erde fort, als wenn ſie fürchteten, geſehen zu werden. Sie thun jedesmal nur einige Schritte, und ſtehen dann ſtill. Sie haben ein ſanftes, faſt einfältiges und furchtſames Betragen, und laſſen ſich leicht zahm machen; indeſſen beißen ſie ernſtlich, wenn man ſie hart behandelt.

Man trifft dieſe Thiere in großer Menge auf dem Gebirge Libanon an, auch auf den Felſen am Vorgebirg Pharan oder Cap Mahomed, welches die beiden Meerbuſen, den elanitiſchen und heropolitiſchen oder ſueziſchen von einander trennt. Ohne Zweifel leben ſie von Körnern, Früchten und Wurzeln. In der Gefangenſchaft fraßen ſie Milch und Brod.

Die ganze Länge beträgt 17 1/4 engl. Zoll; Umfang vorn 9 3/4; hinten 11 3/8; Vorderfüße 3 1/2 Zoll, die hintern 5; Kopf 3 3/8, der Oberkiefer länger, Schnurrbart 3 1/2; Schwanz fehlt gänzlich. Färbung völlig wie beym wilden Caninchen, unten

weiß. Hin und wieder mit Stachelhaaren $2^1/_4$ Zoll lang; die Ohren rundlich; man hört keinen Laut von ihnen. Daß ſie durchaus kein Fleiſch freſſen, beweißt der Umſtand, daß Bruce eines mit kleinen Vögeln zuſammenſperrte, und ſie ganz ruhig von demſelben Futter fraßen. In Amhara heißt es Ashkoko, von den langen Stachelhaaren auf dem Rücken; in Arabien und Syrien heißt es Iſraelsſchaf (Gannim Israel), wahrſcheinlich, weil es ſich vorzüglich auf den Bergen Horeb und Sinai aufhält, wo ſich die Kinder Iſraels 40 Jahre lang herumgetrieben haben.

Ich halte es für das Saphan der heil. Schrift, welches die Ueberſetzer irrig durch Caninchen verdollmetſcht haben, worauf aber die Stellen nicht paſſen. Das letztere hat ſeine Heimath in Spanien, und nicht in Judäa oder Arabien, liebt keine felſigen Orte, ſondern vielmehr weichen Boden, in welchen es mit ſeinen ſtarken Klauen Gänge macht. Die Schrift ſagt, daß der Saphan geſellig lebe, ſeine Wohnung in Felſen habe, ſich durch ſeine Schwäche auszeichne, ſolche aber durch Schlauigkeit erſetze. Moſes ſetzt ihn unter die wiederkäuenden Thiere mit getheilten Zehen, welche von den Juden nicht gegeſſen werden durften. Buch V. Cap. 14. V. 6. David ſetzt ihn zu andern Thieren, die jederman bekannt waren. Pſalm 104. V. 18: (Die hohen Berge ſind der Gemſen Zuflucht, und die Steinklüfte der Caninchen.) Salomon ſagt: Wir ſind klein auf Erden, und klüger denn die Weiſen; die Saphane ein ſchwaches Volk, dennoch legt es ſein Haus in Felſen an. Sprichwörter 30. V. 24 und 26. Dieſe Wohnungen in Felſenhöhlen kann es ſich nicht ſcharren, ſondern weiß dieſelben durch ſeine Klugheit aufzuſuchen. Dieſe Felſenhöhlen kann man wohl Häuſer nennen, in Vergleich mit den Erdhöhlen der Caninchen. Die Chriſten in Abyſſinien eſſen das Fleiſch nicht, weil ſie es für unrein halten; ebenſowenig die Mohamedaner, welche oft in der Enthaltung vom Fleiſche wilder Thiere eben ſo gewiſſenhaft ſind, wie die Chriſten. Die Araber im ſteinigen Arabien eſſen es dagegen, und auch die vom Berge Libanon, wie man mich verſichert hat. Diejenigen, welche ich geſehen habe, waren ſehr fett, und ihr Fleiſch

ſo weiß, wie von jungen Hühnern. Man ſpürt gar keinen unangenehmen Geruch, wie bey den Caninchen. Das Thier, welches die Araber el Webro und el Akbar (Bergmaus) nennen, ſcheint daſſelbe zu ſeyn. Reiſe V. 145. T. 29.

Bochart und Oedmann, welche über die Thiere der heil. Schrift geforſcht, haben den Saphan für den Jerboa gehalten, auf welchen aber die Stellen auch nicht paſſen; er lebt nicht in Felſenhöhlen, und iſt auch nicht durch ſeine Klugheit berühmt. Pallas war unter denen voran, welche den Saphan in dem Klippendachs vermutheten. Glires 278.

In der neuern Zeit hat Ehrenberg dieſe Thiere genauer unterſucht, und in mehrere Gattungen getrennt. Der capiſche hat weichere Haare, iſt graulichbraun, mit einem dunkleren Rückenſtreifen und einem ſchwarzen Flecken in der Mitte, unten weißlich. Der Kopf iſt dicker als bey andern, und der Unterkiefer höher; Zahnlücke klein, Bein zwiſchen den Scheitelbeinen größer und dreyeckig, die Füße kürzer. Wirbel 48—50, Rippen 21—22.

Die Gattung am Berg Sinai heißt Ghannem beni Esrael und el Vabre sive Vobre, bey den Griechen Choerogryllion. Auf dem ſinaitiſchen Gebirge, in der Nähe von Ras Muhamed, iſt es gemein, gegen Norden aber ſelten; auf dem Libanon in Syrien hörte er nur den Namen el Vabre, bekam aber keines zu Geſicht; bey Tor aber, am Sinai, bekam er 7 Stück lebendig. Der Pelz iſt rauher als beym capiſchen, oben gelblichbraun, ohne dunklern Rückenſtreifen, aber mit einem gelblichweißen Flecken in der Mitte; unten weißlich, der Kopf ſchmächtiger. Die Zahl der Wirbel iſt 46—47, der Rippen 20—21. Die Zahnlücke klein. Das Bein zwiſchen den Scheitelbeinen klein und fünfeckig.

Die Länge iſt 20¼ Zoll Par., der Kopf 3, breit 1½, hoch 2, Schnurrbart 2⅓. Es gibt Weibchen, welche 1 Schuh 11 Zoll lang ſind. Zerſtreut ſtehen im Pelz ſchwarze Stachelhaare.

Die Stimme iſt ein wirkliches Grunzen, kein Pfeifen, wie man es vom capiſchen ſagt. Wenn es ſich fürchtet, ſo geht es ſehr

niedrig und auf den Sohlen, ſonſt aber mehr aufrecht; klettert nicht auf Bäume, lebt bloß von Gras, außer in der Gefangenſchaft, wo es alles frißt, was vom Tiſch abfällt; es wird zahm, iſt aber biſſig, und ſoll die Mäuſe vertreiben und tödten. Es wird gegeſſen, und deßhalb in Gruben mit einem ſteinernen Falldeckel gefangen, und mit einem Zweig von Tamarisken, der als Lockſpeiſe dient. Die Grube muß aber mit Steinen ausgefüttert ſeyn, ſonſt ſcharrt es ſich durch. Es wird von verſchiedenen Läuſen und Eingeweidwürmern geplagt. Symbolae physicae I. fol. d. Hyrax syriacus. tab. 2.

Er unterſcheidet davon den Ashkoko des Bruce, oder den Gihe des Salt, unter dem Namen des abyſſiniſchen Klippendachſes (H. habessinicus). Die Haare ſind ſteifer, oben graulichbraun, mit Schwarz untermiſcht. Auf der Mitte des Rückens ein ſchwarzer Flecken, unten weißlich, Kopf ſchlank, Zahnlücke groß, das Bein zwiſchen den Scheitelbeinen groß und halbrund. Die Länge iſt 14¼ Zoll Par., Kopf 3⅛. Unterſcheidet ſich vom capiſchen durch einen weniger hohen, mehr zuſammengedrückten Kopf, ſchmälere Kiefer, größere Zahnlücke, bunteres Fell, ohne dunkleren Rückenſtreifen; vom ſinaitiſchen durch die graubunte Farbe, ohne gelblichbraun, einen ſchwarzen Rückenflecken und eine größere Zahnlücke; von dem dongoliſchen durch gleichfarbigen Kopf, ohne braunrothen Wirbel, grauen Pelz und größere Zahnlücke; Schnurhaare 2½ Zoll lang. Sie laufen ebenfalls auf den Felſen herum. Symbolae physicae I. fol. g.

Noch unterſcheidet er den dongaliſchen (H. ruficeps), welcher daſelbſt Keeka (ähnlich dem Ashkoko) heißt; Haare ziemlich ſteif, oben gelblichbraun, ohne Rückenſtreifen, Scheitel ſtark braunroth, auf dem Rücken ein gelber Flecken, unten weißlich, Kopf ſchlank, Zahnlücke groß, Bein zwiſchen den Scheitelbeinen groß und faſt viereckig. Länge 14 Zoll, Kopf 3¼; der Wirbel iſt braunroth. Die Einwohner behaupten, er klettere auf Bäume; wann ſie waiden, ſo ſitzt eines auf einer höhern Stelle, und warnt die andern durch einen Pfiff. Die Einwohner behaupten auch, ſie grüben Höhlen; meiſt leben ſie aber in Steinklüften.

In dem Pelz und den Nägeln iſt kein Unterſchied unter den Gattungen. Symbolae I. fol. h. tab. 2.

3. G. Die Beutelbären oder Koala (Lipurus, Phascolarctos)

haben ebenfalls einen gedrungenen Leib mit kurzen Beinen und ohne Schwanz; die 5 vordern Zehen ſind getheilt wie Kletterfüße; von den 5 hintern iſt die Zeig- und Mittelzehe verwachſen, wie bey den folgenden Geſchlechtern, der Daumen ohne Nagel; oben 5 Seitenzähne, einen kleinen Eckzahn, Nagzähne mit 3 Nebenzähnen; unten dieſelben Seitenzähne, aber nur 2 Nagzähne.

1) Der gemeine (L. cinereus), Koala,

hat die Größe eines Haſen, gegen 2 Schuh lang, und wegen ſeines zottigen, übrigens aſchgrauen Haars das Ausſehen eines jungen Bären. Goldfuß in Schrebers Säugthieren Hft. 66. 1817. T. 155. (Iſis 1818. 1. S. 1081. T. 14.) Flinders Wombat.

Der Koala ſteht zwiſchen dem Wombat und dem Känguruh. Im Unterkiefer 2 lange Nagzähne, und ſtatt der Eckzähne eine Lücke, wie bey den Nagthieren; im Oberkiefer ebenfalls 2 lange Nagzähne in der Mitte, und an beiden Seiten derſelben 3 kürzere und kleinere Zähne; in der weiten Lücke ein kleiner ſpitziger Eckzahn; Backenzähne überall 5, mit einer tiefen Querfurche, und daher mit 2 Leiſten, wie beym Tapir. Beine kurz und gleich lang; vorn 5 Finger mit kurzen, ſpitzigen Nägeln, getheilt wie beym Chamäleon; die 2 inneren, alſo Zeigfinger und Daumen; auf der einen, die 3 äußern Finger auf der entgegengeſetzten Seite; die hintern Zehen wie beym Känguruh, die 2 innern verwachſen, ohne Daumen. Der Körperbau gedrungen, wie beym Wombat, auch ohne Schwanz; die Länge 2 Schuh, die Höhe 1; der Schädel 5 Zoll lang. Der Pelz dicht, aus feinen Haaren, oben bleygrau, unten weiß; die Ohren kurz, breit, aufrecht, zugeſpitzt, und etwas aus dem Pelze hervorragend; die Augen lebhaft, immer in Bewegung, bisweilen feurig und drohend. Dem Anſehen nach gleicht es faſt einem Bären, doch iſt ſeine Geſtalt angenehmer und freundlicher. Man ſieht es mei-

ſtens in ſitzender Stellung, wie ein Hund, und das Weibchen ſieht dann am artigſten aus, wann es ein Junges auf dem Rücken trägt, welches ſich am Halſe veſthält, und über die Schulter hervorſchaut. Es klettert geſchickt, und hält ſich bey Tag immer auf Bäumen, beſonders den Gummibäumen auf, um nach Belieben zu ſchlafen und zu freſſen. Die zarten Sproſſen dieſes Baums ſind ſeine liebſte Nahrung. Bey Nacht ſteigt es aber auch herab und wühlt die Erde auf, um ſich große Wurzeln zu ſuchen. Sein Gang ſcheint ebenſo langſam zu ſeyn, wie der des Wombats. Wenn es hitzig oder hungerig iſt, ſo läßt es ein gellendes Geſchrey hören, und nimmt dann ein wildes und drohendes Ausſehen an. Man findet ſie gewöhnlich paarweiſe beyſammen und ſie ſcheinen leicht zahm zu werden. Sie bewohnen die Wälder von Neuholland, 50—60 engl. Meilen ſüdw. von Port Jackſon, wohin man zuerſt im Jahr 1803 einige gebracht hat. Die Neuholländer eſſen ſein Fleiſch, und jagen es deßhalb. Um es zu entdecken, ſteigen ſie mit einer Gewandtheit, die kein Europäer erreicht, auf die Bäume; haben ſie eines erblickt, ſo klettern ſie auf die äußerſten, 40—50 Schuh über der Erde erhabenen Spitzen der Aeſte, erſchlagen daſelbſt das Thier, das ihnen nicht mehr entrinnen kann, mit ihren Keulen, oder fangen es lebendig. **Paterson et Home, Phil. Trans. 1808. 1. p. 304.**, unter dem unrichtigen Namen Namen Wombat. Knox, Iſis **1832. 680.** Goldfuß, Iſis **1819. I. 273.**

b. Andere haben einen ſtarken und brauchbaren Schwanz.

4. G. Die Kängu-Ruh oder Beutelhaſen (**Halmaturus, Macropus**)

zeichnen ſich durch ein ſehr großes Uebergewicht des Hinterleibs aus, durch lange Hinterbeine und einen ſtarken Stützſchwanz, und ſehen daher aus wie ungeheure Springmäuſe; von den 4 Hinterzehen iſt die Zeig- und Mittelzehe verkümmert und verwachſen; ſie haben überall 4 höckerige Backenzähne, und dicht davor einen meiſt gekerbten Lückenzahn, Nagzähne und oben zwey Nebenzähne.

Sie ſind durch die Ohren characteriſirt.

Finden ſich bloß in Neuholland, wo ſie, wie unſere Haſen und Rehe, in den Wäldern von Gras und Früchten leben, wegen der Kürze ihrer Vorderfüße meiſtens aufrecht ſitzen, unterſtützt von ihrem dicken Schwanz, auch hüpfen und Sätze mehrere Klafter weit machen, und daher ſelten auf allen Vieren gehen. Ihr Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft, und gehört zu dem gewöhnlichen Wildpret in Neuholland.

Die kleinern haben oben einen kleinen Eckzahn und vor den Backenzähnen einen großen gekerbten Lückenzahn. **Hypsiprymnus.**

1) Die Känguruh-Ratte (**Halmaturus minor, murinus**) iſt nicht größer als ein Caninchen, und mausgrau.

Findet ſich um den Haven Jackſon von Neuholland, und hat 4 Ernährungsorgane im Beutel; iſt ſehr ſcheu, hält ſich in Baumlöchern verborgen, hat einen ſeitwärts zuſammengedrückten Kopf, faſt wie die Ratten; mäßige Ohren, wie die Mäuſe. **White, Journal 286. tab. 60. Poto-Roo. Phillips voyage 247. tab. 47.** Shaw **I.** T. **116.**

Andern fehlen alle Eckzähne. **Halmaturus.**

2) Das geſtreifte (**H. fasciatus**) iſt das kleinſte von dieſer Abtheilung, nicht größer als ein Haſe, haſengrau auf dem Rücken mit braunen Querſtreifen.

Es iſt das einzige Haarthier, welches Peron auf der Inſel Bernier an der Küſte Endracht von Neuholland unter **25°** Südbreite fand. Es unterſcheidet ſich beym erſten Anblick von den andern nicht bloß durch ſeine Kleinheit, ſondern durch **12—15** ſchmale, bräunlichrothe Querbänder auf dem Rücken, von den Schultern bis zur Schwanzwurzel; Geſicht und Füße gelblich, Bauch hellgrau. Die Ohren ſind verhältnißmäßig kürzer als bey den andern; ebenſo der Schwanz, der überdieß haarlos iſt, und daher wie ein großer Rattenſchwanz ausſieht.

Sie bevölkern ſchaarenweiſe die **3** nahe gelegenen Inſeln Bernier, Dorre und Dirck-Hartigs, und finden ſich weder auf einer andern Inſel, noch auf dem veſten Lande. Das gilt auch von den andern Gattungen, welchen von der Natur dieſe oder jene Inſel, dieſe oder jene Gegend des Landes angewieſen iſt,

ohne daß ein Individuum dieſe Gränzen überſchritte. Aller Mittel beraubt anzugreifen oder ſich zu vertheidigen, ſind dieſe Thiere ſanft und furchtſam wie unſere Haſen. Das geringſte Geräuſch, ſelbſt Windſtoß, ſetzt ſie in Schrecken und Flucht: daher iſt auch ihre Jagd, ungeachtet ihrer Menge auf der Inſel Bernier, ſehr ſchwierig und unergiebig. Sie verſtecken ſich in dem undurchdringlichen Gebüſch, und herausgetrieben hüpfen ſie blitzſchnell unter einen andern Buſch und verſchwinden in dem verwirrten Labyrinth. Bald bemerkte man aber, daß ſie für jeden Buſch einige bedeckte Wege hatten, welche von verſchiedenen Seiten her in einen Mittelpunkt zuſammenliefen, von dem aus ſie fliehen konnten, wo ihnen nichts entgegenſtand. Die Jäger vereinigten ſich daher, ſtellten ſich um einen Buſch ans Ende der kleinen Pfade, ſchlugen mit langen Gerten darauf und ſchoßen ſodann, wo ſie hervorkamen. Das Fleiſch iſt ſchmackhafter als das vom Caninchen, was ohne Zweifel von den gewürzreichen Pflanzen herkommt, welche hier wachſen. Es hat überhaupt das beſte Fleiſch von allen Känguruh, und es wäre daher ſehr vortheilhaft, wenn man das Thier nach Europa verpflanzen könnte.

Ende Juny trugen alle Weibchen ein ziemlich großes Junges in ihrem Beutel mit ſich herum, und ſuchten es mit einem wirklich bewunderungswürdigen Muthe zu retten. Verwundet flohen ſie damit und verließen es nie, außer im äußerſten Fall, wo ſie von Müdigkeit und Blutverluſt erſchöpft, es nicht mehr tragen konnten. Dann machten ſie halt, ſetzten ſich auf die Hinterbeine, halfen ihm mit den Vorderfüßen aus dem Beutel und ſuchten ihm gewiſſermaaßen den Weg anzuweiſen, auf welchem es am ſicherſten entkommen könnte. Sie ſelbſt verfolgten nun ihre Flucht ſo geſchwind, als es ihre Kräfte erlaubten. Hörte aber die Verfolgung auf oder ließ ſie nur etwas nach, ſo kehrten ſie ſogleich zu ihrem Säugling zurück, riefen ihn mit einem eigenthümlichen Grunzen, liebkoſten ihn, um ſeine Angſt zu vertreiben, ließen es wieder in den Beutel kriechen und ſuchten einen neuen und ſichern Verſteck. Noch rührender zeigte ſich die Liebe dieſer armen Mütter, wenn ſie tödtlich verwundet waren: Alle ihre Sorgfalt richtete ſich auf die Rettung ihres Säuglings; ſtatt

ſich ſelbſt zu retten, machten ſie halt unter den Schlägen des Jägers und ihre letzten Anſtrengungen giengen auf die Erhaltung ihres Jungen.

Es wurden mehrere Junge gefangen, von denen aber nur eines am Leben blieb und zahm wurde: es fraß gern Brod und leckte mit Wolluſt Zuckerwaſſer, was um ſo auffallender iſt, da es auf dieſen wüſten Inſeln kein ſüßes Waſſer gibt. Man könnte ſie daher ohne Zweifel bey uns halten wie die Caninchen. **Péron, Voyage 8. I. 249. tab. 57.**

3) Das aruiſche Känguruh (Didelphys brunii)

iſt größer als ein Haſe, oben braun, unten fahl.

Lebt auf der Inſel Aru, Solor und einigen andern, zwiſchen den Molucken und Neu-Guinea, und wurde ſchon von den ältern Schriftſtellern über Oſtindien beſchrieben. Es heißt daſelbſt **Pelandoc**, woraus durch einen Druckfehler **Pelandor** und endlich **Philander** geworden iſt.

Valentyn ſagt: es findet ſich auf dem Eiland Aru ſüdöſtlich von Amboina an Neuguinea ein Thier, welches daſelbſt Air heißt, bey den Malayen Pelandoc, was Caninchen bedeutet, und woraus die Holländer den Namen **Philander** gemacht haben; es iſt auch unter dem Namen: Aruiſcher Cuscus bekannt. Der Vordertheil ſieht aus wie bey einem Caninchen, obſchon der Kopf oder die Schnauze etwas länger und fuchsartig iſt; der Hintertheil ähnelt mehr dem einer Katze. An dem kleinen Kopfe ſtehen Schnurrbärte und auch über den Augen, welche freundlicher ſind als bey dem Cuscus, dem dieſes Thier in Hinſicht auf den Beutel gleicht; die Ohren wie beym Caninchen, die Vorderfüße kurz, nur fingerslang mit fünf dünnen und langen Zehen. Dieſe Pfoten berühren die Erde ſehr ſelten, nur wenn ſie ſich niederlegen; ſie dienen meiſtens bloß als Hände beym Freſſen, was ſie aufrecht auf dem Hintern ſitzend thun. Gleich hinter den Vorderfüßen wird der Leib plötzlich dick, faſt wie bey einer großen Katze. Die Hinterfüße ſind viel ſtärker und länger als die vordern, wie bey einem Haſen, mit 3 großen Zehen, wovon die mittlere geſpalten iſt. Dieſe Sohlen ſind nackt und ſelbſt die Hinterbacken kahl und ſchwielig, weil es

beſtändig darauf ſitzt. Es geht auch bloß auf den Hinterbeinen oder hüpft vielmehr, und zwar ſo geſchwind, daß ein Hund zu thun hat, um es einzuholen. Des Schwanzes bedient es ſich, um veſter und bequemer zu ſitzen: es macht ihn ſo ſteif wie ein Stück Holz und ſtellt ihn als dritten Fuß gegen den Boden. Er iſt eine große Spanne lang, 1 Zoll dick, dicht und kurz behaart wie ein Katzenſchwanz. Der Pelz iſt ſanft und wollig, dunkelgrau wie bey den meiſten Affen oder vielmehr wie bey den Haſen; am Bauche ſchmutzig weiß; der kleine Beutel hat keinen Längsſpalt wie beym Cuscus, ſondern eine runde Oeffnung, ziemlich nach vorn, und enthält 2 Paar Ernährungs-Organe wie beym Cuscus. Die Jungen ſchlüpfen aus und ein, und während die Mutter forthüpft, guckt oft eines oder das andere ſehr artig heraus.

Es findet ſich auch in Menge auf dem Eiland Solor, unweit Timor, mithin ſchon viel näher gegen Neuholland, wo die ächten Känguruh zu Hauſe ſind. Sie ſind jung ſehr leicht aufzuziehen und werden ſo zahm, daß man ſie allein herumlaufen laſſen kann; ſie kommen ſelbſt zu Tiſch, um mit zu eſſen. Ihre Nahrung beſteht in Padi (Reiß), Bohnen, Sago, Zucker u. dergl.; ſehr gern freſſen ſie Siriblätter (Piper malamiris), auch haben ſie große Luſt nach dem Oel in den Lampen, wobey ſie aber leicht den Schnurrbart abbrennen. Sie haben nicht den unangenehmen Geruch des Cuscus, und werden daher ſelbſt von großen Herren als Leckerbiſſen gegeſſen wie Caninchen, mit denen ſie gehalten und gefüttert werden, indem ſie nichts in der Welt ſchaden; ja ſie ſchlafen bey Kindern und Mägden. Faßt man ſie am Genick, ſo laſſen ſie einen ſanften Laut hören; dann und wann laſſen ſie auch ſtinkende Winde. Uebrigens leben ſie in den Wäldern und werden mit Hunden gefangen, wobey ſie ſich jedoch tapfer wehren und mit den Hinterbeinen nach ihnen ſchlagen, wie die großen Känguruh. Oſtindien III. 275.

Corn. de Bruyn hat auf ſeiner oſtindiſchen Reiſe einige dieſer Thiere in dem Hofe eines Herrn auf Java geſehen, wo ſie mit Caninchen in Erdhöhlen wohnten. Er ſagt, es komme in der Größe einem großen Haſen gleich, habe viel längere Hinter-

als Vorderbeine, einen Fuchskopf und einen ſpitzigen Schwanz. Die Jungen ſteckten den Kopf bisweilen aus dem Beutel; wenn aber die Mutter läuft, oder vielmehr weite Sprünge macht, ſo ſieht man ſie nicht. Reize en Indien p. 374. t. 213. Schreber III. 551. T. 153. Camper et Pallas in Act. petr. 1777. II. pag. 228. tab. 9. B. fig. 4. 5.

4) Das große (Didelphys gigantea, major)

iſt ſo groß als ein Schaf, und aufrecht mannshoch, grau, unten weiß. Fr. Cuvier, Mamm. livr. XI.

Bewohnt heerdenweiſe ganz Neu-Südwallis, iſt das größte Thier von Neuholland und faſt das einzige Wildpret, welches ſich mit dem von unſerem Rehe oder Hirſche vergleichen läßt. Man hat mehrere Arten unterſchieden, nach einigen Abweichungen in der Färbung der Lippen und der Füße.

Dieſes iſt das eigentliche Känguruh, welches zuerſt auf der Reiſe von Cook in den 70ger Jahren entdeckt wurde. J. Banks erzählt: Am 8. July 1770 giengen ſie in der Endeavour-Bay an der Oſtküſte Neuhollands auf die Jagd und ſtießen nach und nach auf 4 Thiere von einerley Art. Sein Windhund jagte zwey derſelben ſehr ordentlich und ſchön, mußte aber bald zurückbleiben, weil das Gras ſo hoch und dick ſtand, daß er nicht hindurch konnte: die Thiere hingegen liefen nicht auf 4 Füßen, ſondern hüpften beſtändig, gleich dem Jerbua, auf 2 Füßen fort und immer über das Gras hinweg. Hawkesworth, Seereiſen III. 1774. 4. 165. Am 14. July war Herr Gore, der mit ſeiner Kugelbüchſe ausgieng, ſo glücklich, eines von dieſen Thieren zu ſchießen, die wir ſo lange ſchon näher zu betrachten wünſchten. Es iſt keinem der bereits bekannten Thiere ähnlich, an Geſtalt jedoch am meiſten dem genannten Jerbua, ſowie auch in der Art des Ganges; an Größe hingegen ſehr davon verſchieden: denn es wird ſo groß wie ein Schaf, während der Jerbua nicht größer als eine Ratte iſt. Das erlegte war noch jung und wog nicht über 38 Pfund. Kopf, Hals und Schultern verhältnißmäßig klein; der Schwanz ungefähr ſo lang als der Leib und dick an der Wurzel; die Vorderfüße nur 8 Zoll lang, die hintern 22. Wenn es ſich von einem Ort

zum andern bewegen will, ſo ſpringt oder hüpft es, anſtatt zu laufen; die Sätze, welche es zu dem Ende macht, ſind ſehr groß; dabey hält es ſich immer aufrecht auf den Hinterbeinen, die Vorderfüße aber dicht an die Bruſt gebogen; ſie ſcheinen ihm auch bloß zum Graben oder Scharren zu dienen. Das Fell iſt mit einem dunkeln mausfarbigen Haar bedeckt; nur der Kopf und die Ohren nicht, als welche faſt ſo wie bey einem Haſen ausſehen. Bey den Eingeborenen heißt dieſes Thier Känguruh.

Am folgenden Tage wurde es zum Mittageſſen zurecht gemacht; wir fanden das Fleiſch von ungemein leckerem Geſchmack. S. 174. T. 51.

Am 27. ſchoß Herr Gore wieder ein Känguruh, welches 84 Pfund wog und doch noch nicht ausgewachſen war; denn die hintern Backenzähne waren noch nicht ganz heraus. Es ſchmeckte nicht ſo gut wie das erſte. S. 183. Außer dieſem Thier gibt es noch eine Art von Opossum (Balantia Cookii), wilde Katzen und Wölfe, zahme Hunde; jedoch mit Ausnahme des Känguruhs kein einziges in Menge; dieſes trafen wir allezeit an, ſo oft wir in den Wald giengen; von allen übrigen aber ſahen wir kaum eines zweymal.

Der Gouverneur Arthur Phillip ſagt: das größte Känguruh wiegt 140 Pfund, es gebe aber eine Art mit röthlichen Haaren in den höhern Gegenden, welche nur 60 Pfund ſchwer werden. Das Känguruh verſetze mit ſeinem dicken Schwanz den Hunden ſolche Schläge, daß ſie zurückbleiben müßten. Voyage to Botany-Bay. 1789. 4. p. 106. 289.

Man hat welche gefunden, deren Leib 5 Schuh 4 Zoll, der Schwanz 3 Schuh 1 Zoll lang geweſen; der Kopf 8 Zoll, die Vorderfüße 2; die hintern 3 Schuh 7 Zoll. Der Ober-Wundarzt White hat eines gefangen, welches 149 Pfund wog: er behauptet, es habe eine Muskelkraft in ſeinen Hinterfüßen wie kein anderes Thier; es hüpfe 20—28 Schuh weit, und zwar ganz aufrecht wegen des dicken und langen Schwanzes, welcher das Gleichgewicht erhalte; es komme dabey ſo ſchnell

fort, daß es kaum von einem Windhund eingeholt werde. Da es körnerfreſſende Thiere ſind, ſo ſind ſie auch ſanft und furchtſam. Sie ſchnellen ſich nicht mit dem Schwanze fort, weil er ſonſt abgerieben ſeyn müßte. Journal of a Voyage to new South-Wales. 1790. 4. 168. 179. 272.

John Hunter fand 1788 das Kängu-Ru um Port-Jackſon, wo es Patagarang heißt, in großer Menge; ein geſchoſſenes wog 140 Pfund und der 40 Zoll lange Schwanz hatte an der Wurzel 17 Zoll im Umfang. Sie aßen das Fleiſch mit viel Appetit und es ſchmeckte nach ihrer Meynung faſt ſo gut wie Hammelfleiſch. Das Thier hat in ſeinen hintern Theilen außerordentliche Stärke: wird es überfallen, ſo macht es mit ſeinen langen Hinterfüßen Sätze von 6—8 Stab (zu 3 Schuh). Mit den Vorderfüßen ſcheint es ſelbſt im Laufen den Boden nicht zu berühren; ſie ſind auch ſo kurz, daß es unmöglich davon Gebrauch machen kann. Auch im Schwanze hat es außerordentliche Stärke: es wehrt ſich vorzüglich damit und ich glaube, daß es einem das Bein damit zerſchlagen könnte. Sie wehren ſich aber auch gegen die Windhunde mit den Klauen und Zähnen. In einem offenen Walde, wo ſich das Thier gewöhnlich aufhält, währt die Jagd ſelten über 8—10 Minuten und nicht einmal ſo lang, wenn es der Hunde mehrere ſind. So bald einer es faßt, dreht es ſich um, ſpringt auf ihn zu, packt ihn mit den Vorderfüßen, ſchlägt mit den erſtaunlich ſtarken Hinterklauen nach ihm und bringt ihm ſo ſchwere Wunden bey, daß wir öfters einen Hund, weil er allzuſehr beſchädiget war, haben nach Hauſe tragen müſſen. Selten entkommt übrigens das Känguru, wenn es einmal vom Hund ergriffen iſt; er hält es nehmlich bey der Kehle, bis der Jäger kommt, ein Kampf, der freylich manchem faſt das Leben koſtet. Die männlichen Känguru ſind von beträchtlicher Größe: ich habe verſchiedene geſehen, die 5 Schuh 8 Zoll hoch waren, wenn ſie auf ihren Hüften ſaßen. Uebrigens wird auch der einheimiſche Hund oder der Dingo, welchen man ſowohl wild als zahm antrifft, Meiſter über das Känguruh. Reiſe nach Neu-Südwallis. 1794. S. 34.

Milchorgane von Morgan in Linn. Trans. XVI. 1829. p. 61.

tab. 2—8. Uebergang in den Beutel von Owen in Zool. Proceed. 1833. (Iſis 1835. 552.)

Von dieſen größeren Känguruh hat man noch mehrere Gattungen unterſchieden: das graubraune mit dem ſchwarzen Schnurrbart (H. labiatus); das rothhälſige (H. ruficollis), ſonſt braungrau, auf der Inſel King mit ſehr ſchmackhaftem Fleiſch (Peron II. pag. 14. et 467.); das rothgraue (H. griseorufus), mit welchem vielleicht das folgende einerley iſt.

Das zierliche (M. elegans)

iſt 36 Zoll groß, Schwanz 26; ſilberglänzend mit ziemlich ſtumpfen Ohren; vorn 5 Zehen.

Dieſes Thier kam aus Neu-Südwallis lebendig nach England; es heißt dort Silber- oder Bürſten-Känguruh, bey den Eingeborenen Ba-ga-ree, ein Name, welcher ſchon bey J. Hunter vorkommt, aber ohne weitere Auskunft über die Thiere. Es unterſcheidet ſich von dem großen Känguruh nicht bloß in der ſilbergrauen Farbe, ſondern auch in der zierlichen Geſtalt und der geringeren Größe. Nach Dr. Whites Ausſage, der lang in Neuholland gewohnt hat, iſt dieſe Gattung ſehr ſelten, weicht ſehr in ihrem Betragen vom gemeinen Känguruh ab, welches ſich immer in Heerden von 40—50 findet, während es nur einſam vorkommt. Der Schädel iſt 5¾ Zoll lang, die Ohren 3¾, Vorderfüße 12½, Hinterfüße 24, Umfang des Leibes hinter den Vorderfüßen 19, von den hintern 28. B. Lambert in Linn Trans. VIII. 1807. pag. 318. tab. 16.

5. G. Die Beutel-Ratzen (Balantia, Phalangista), Phalanger; Cuscuſen,

haben die Geſtalt und auch ziemlich die Lebensart der Schlafratzen oder Eichhörnchen, einen ſtarken Schwanz zum Wickeln oder Schwingen, ziemlich gleich lange Füße, vorn mit Zehen, hinten mit einem nagelloſen Daumen, die Zeig- und Mittelzehe verwachſen und verkleinert; überall 4 höckerige Backenzähne nebſt einem ungekerbten Lückenzahn, Nagzähne und oben jederſeits Nebenzähne, auch einen mäßigen Eckzahn, unten hin und wieder noch kümmerliche Lückenzähne.

Sie ſind durch die Augen characteriſiert.

Dieſe artigen Beutelthiere finden ſich bloß in Oſtindien und Neuholland, wo ſie auf Bäumen größtentheils von Früchten leben.

a. Die einen haben eine Flughaut, wie die fliegenden Eichhörnchen, wodurch ſie ſich von einem Baum zum andern ſchwingen können; der Schwanz iſt ziemlich lang und behaart, und dient ihnen als Schwungſtange. Petaurus.

Davon haben einige einen rundlichen Schwanz, oben ſehr kleine und unten gar keine Eckzähne und ſehr flache Backenzähne.

1) Die eichhornartige (Didelphys sciurea)

hat die Größe der Wanderratte, 7 Zoll, Schwanz 9 oben grau, unten weiß, auf dem Rückgrath und am Rande der Flughaut ein brauner Streifen; Schwanz ſo lang als der Leib, hinten ſchwarz.

Findet ſich auf der Inſel Norfolk und auf andern Inſeln in der Nähe von Neu-Guinea. Sie haben, nach Phillips, wirklich einen Beutel. Voyage 151. Norfolk Island flying Squirl. Shaw T. 113. Nro. 3.

2) Die große (D. petaurus), Hepoona-Roo,

ſieht ziemlich aus in Größe und Geſtalt wie das große, fliegende Eichhörnchen oder der Taguan; Leib 20 Zoll, Schwanz 18 Zoll; der Pelz lind, oben glänzend dunkelbraun, unten weiß. Schwanz zottig und zuſammengedrückt. Es gibt auch ganz weiße und geſchäckte.

Sie leben in den Wäldern von Neu-Südwallis in der Gegend von Sydney und haben ein Fell ſo fein wie Meerottern. White, voyage 288. Shaw T. 112. Phillip, Voyage 297. Black flying Opossum.

Bey andern iſt der Schwanz zweyzeilig, die untern Eckzähne ſind vorhanden, und die obern ziemlich groß, auch ſind die Höcker der Backenzähne ſpitziger. Acrobata.

3) Die zwergartige (D. pygmaea)

iſt nicht viel größer als eine Maus und ebenſo gefärbt, jedoch röthlich überlaufen.

Neuholland Shaw T. 114. Schreber 144. 8.

b. Die andern haben einen Wickelſchwanz, aber keine Flughaut.

Darunter gibt es welche mit behaartem Schwanz. Die Ohren lang und aufrecht.

4) Die fuchsartige (Did. vulpina, lemurina)

hat die Geſtalt des Fuchſes, iſt aber kleiner, jedoch größer als eine Katze, 26 Zoll lang, Schwanz 15, bräunlichgrau, unten ſchön braunroth; Augenring und letzte Schwanzhälfte ſchwarz.

Lebt in der Gegend von Port-Jackſon, auch auf der Inſel Sumatra, auf Bäumen, ſoll ſich aber auch Gänge in der Erde graben und ſich darinn verſtecken, Kräuter und Früchte freſſen, und auch kleine Vögel fangen. Es ſetzt ſich wie Eichhörnchen aufrecht und bringt die Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Vicq-d'Azyr Syst. des anim. 251. Bruno. Phillip, Voyage 150. 168. fig. Vulpine Opossum. White, Voyage app. 278. fig. Wha-tapoua-Roo; Shaw T. 110. Temminck, Monogr. I. 1824. p. 5.

Bey andern iſt der Wickelſchwanz am Ende unbehaart; die Ohren kurz.

5) Die gemeine (Balantia cavifrons, alba et rufa, Didelphys orientalis, moluccensis)

hat die Größe eines Caninchens, Männchen weiß, Weibchen fahl, auf dem Rückgrath ein brauner Streifen, an den Seiten des Halſes ein gelblicher Flecken, die nackte Schwanzſpitze roth.

Iſt gemein in Oſtindien, auf den Inſeln Amboina, Banda und Neu-Irland, wo ſie Capoune heißt und gegeſſen wird. Buffon XIII. T. 10. Temminck, Mon. I. 17. tab. 1. fig. 7—9. tab. 2. fig. 7—10. Schädel.

Die älteſten und umſtändlichſten Nachrichten haben wir Valentyn zu verdanken.

Unter den Thieren von Amboina iſt der Cuscus (malayiſch Kuſſu, holländiſch Coescoes, eines der ſeltſamſten aus dem Geſchlechte der Wieſel, aber ſo groß als eine Katze; Kopf hat viel Aehnlichkeit mit Ratte oder Fuchs, Schnauze ſpitzig, Hirnſchale klein, Pelz fein, dicht wie bey einer Katze, doch wolliger und von Farbe roth und grau, faſt

wie beym Haſen; ſchwarzer Rückenſtreif; einige ſind röthlich, einige auch weiß, doch ſelten, und dieſes ſind Männchen; die Weibchen der meiſten kleinen Cuscuſen ſind grau, die großen haben rothe Augen und ſind auch grau, die Männchen jedoch weiß und ſchwarz (alſo völlig geſchäckt. Hieraus folgt, daß ſie auf den Molucken ſehr häufig ſeyn müſſen, vielleicht mehrere Arten), in welche man ſie nun auch theilt.

Die großen ſind bös und gefährlich und ſind im Stand, wenn ſie, auf einem Baum ſitzend, von jemand am Schwanz gefaßt werden, dieſen in die Höhe zu ziehen und gehörig fallen zu laſſen. Schnurrbärte, auch über den Augen; dieſe blau mit ein wenig roth um den Augapfel; Ohren ſtumpf, rund und an den Rändern behaart; Vorderfüße viel kürzer, 5 Zehen mit ſcharfen Klauen, Pfoten unten nackt, faſt wie eine Kinderhand. Es bedient ſich derſelben wie Affe, vertheidigt ſich auch damit, nicht mit den Zähnen, obſchon es damit wohl verſehen iſt. Hinterfüße viel größer und fleiſchiger, und nur in 4 ſolche Zehen vertheilt, doch iſt die größte und mittelſte Zehe in zwey geſpalten (nehmlich die Zeig- und Mittelzehe verwachſen). Schwanz 1 Schuh lang; der Theil am Leib mit wolligen Haaren bedeckt, das Uebrige nackt, Ende krumm; hält ſich damit ſo veſt an Zweigen, daß man es mit genauer Noth abziehen kann. Frißt wie Eichhörnchen; ſpürt es Unrath, ſo iſt es im Augenblick auf einem Baum; läßt bey Schrecken den Harn, der ſtinkt.

Zwiſchen den Hinterfüßen ein Beutel, worinn 2—4 Junge, welche ſo veſt an den Warzen hängen, daß beym Abreißen Blut fließt.

Die Männchen ſind ſelten, größer und röther, und es iſt nichts ſeltener als ein weiß geflecktes; oft größer als eine Katze. Es gibt auch weiße, die an der Kehle hochgelb ſind.

Sie wohnen auf Amboina und den Molucken, nicht in Gängen wie die weſtindiſchen, ſondern in Wäldern auf Bäumen, beſonders wo es Holztauben gibt. Auf Ceram und Buero findet man mehr als auf Amboina, weil ſie hier die Menſchen fürchten; die meiſten ſind auf der Inſel Huwamohel. Die Eingeborenen fangen es, indem ſie es ſtarr anſehen, worauf es

aus Furcht den Schwanz los läßt und vom Baume ſtürzt; dieſe Eigenſchaft, die Beutelthiere von den Bäumen zu gucken, ſollen doch nur gewiſſe Leute beſitzen. Jung werden ſie leicht zahm, freſſen allerley und knurren. In der Wildniß freſſen ſie grüne Linggoa (Pterocarpus indicus), oder Waringin-Blätter (Feigen), auch wohl die äußere Schale der Canari-Nüſſe (Canarium commune), auch Piſang und andere ſaftige Früchte. Man ißt ſie als Leckerbiſſen; ſie ſchmecken gebraten wie Caninchen, doch mögen ſie die Holländer nicht. Faſt jedes Weibchen, das man findet, hat Junge im Sack, müſſen mithin oft trächtig werden. Die Ohren ſind viel kürzer als bey den americaniſchen Beutelthieren, ebenſo der Kopf viel kürzer und der Rachen enger.

Der Cuscus oder Cuſſos auf der Inſel Damme ſieht an Farbe und Geſtalt faſt aus wie ein Murmelthier, hat kleine, runde, helle Augen, kurze Beine und einen langen, kahlen Schwanz, wie die Ratten. Er ſpringt von einem Baum zum andern wie Eichhörnchen, und alsdann macht er den Schwanz krumm wie einen Haken, und hängt ſich damit an Zweige, damit er deſto beſſer die Früchte erreichen kann; er ſtinkt ein wenig, faſt wie ein Fuchs. Er ſpringt mit den Jungen im Beutel von Baum zu Baum.

Die Inſel Damme iſt eine der ſüdlichſten Molucken gegen Neu-Holland. Oost Indien III. 272. Fig.

Sonſt hat man dieſen Cuscus nur von den öſtlichen Molucken bekommen, Leſſon und Garnot trafen ihn aber auch am Haven Praslin in Neu-Irland an, unter 3½° Südbreite; er heißt daſelbſt Capoune. Seine Länge beträgt 20½ Zoll, der Schwanz 13½, der Kopf 4, die Ohren 7 Linien und ſind auswendig behaart, innwendig nackt.

Das Thier iſt überhaupt kleiner als die gefleckte und überall ſchmutzig weiß mit einem braunrothen Rückenſtreifen ohne Flecken. Es muß ſehr häufig ſeyn, weil ihnen die Eingeborenen täglich eine ganze Menge lebendig ans Schiff brachten. Sie brachen ihnen die Beine und ſteckten ihnen ein Stück Holz ins Maul, wahrſcheinlich, um das Beißen zu verhindern. Es lebt auf Bäumen, ſehr verſteckt unter dem Laube, wird aber

durch ſeinen Geſtank verrathen. Wie ſie gefangen werden, weiß man nicht, wahrſcheinlich durch Anſtarren mit den Augen, wobey ſie nicht ſo keck ſind, ſich zu rühren und endlich ermattet herunter fallen. Die Eingeborenen lieben ihr fettes Fleiſch außerordentlich. Sie waiden ſie aus und braten ſie mit Haut und Haar auf Kohlen. Sie ſind ſo häufig, daß man die Zähne an Schnüre faßt, welche mehrere Klafter lang ſind und als Halsſchnüre, Gürtel oder Verzierung der Waffen gebraucht werden. Duperrey, Voyage 1826. pag. 158. tab. 6. Seba I. tab. 39. Buffon XIII. T. 10. Phalanger femelle.

Auch Quoy und Gaimard haben dieſe Gattung in dem Haven Carteret an Neu-Irland bekommen und abgebildet in Durvilles Reiſe. 1830. S. 104. T. 17. 18. nebſt Anatomie.

6) Die gefleckte (Bal. maculata)

hat die Größe der Katze, iſt weißlich, mit braunen großen Flecken, der Schwanz ſo lang als der Leib, das Nackte gelblich.

Findet ſich ebenfalls häufig auf Amboina und Banda auf den Bäumen, und wird daſelbſt als ein ſchmackhaftes Eſſen geſchätzt. Buffon XIII. T. 11. Phalanger mâle, Rat de Surinam. Geoffroy St. Hil., Catalogue p. 149. Temminck, Mon. I. p. 14. tab. 3.

Diejenigen, welche Quoy und Gaimard auf der Inſel Waigiu von den Einwohnern als geſchätztes Wildpret bekommen hatten, maaßen 14 Zoll, Schwanz 12, Kopf 3, Vorderfüße 4, die hintern 4½; Pelz weißlich, oben mit braunen oder braunrothen Flecken gezeichnet, die Schnauze ſtark, die Ohren ſehr klein und behaart, der Wickelſchwanz ſchuppig und röthlich. Sie haben überhaupt die Größe einer tüchtigen Katze; der Pelz iſt ſehr lind, fuchsroth auf Kopf und Schultern, rothgrau an Hinterhaupt und Nacken; auf dem ganzen Rücken und den Seiten unregelmäßige Flecken von Bräunlichgrau in Röthlichgrau übergehend auf einem ſchmutzig weißen Grunde; auf den Schenkeln und dem Schwanze ſind die fuchsrothen Flecken heller; die Unterſeite weißlich; Augen, Naſenſpitze und Haut an den Pfoten röthlich; Haare auf den Zehen grau. Heißt auf Waigiu Rambave, auf Amboina Cuscus. Dieſe Thiere überhaupt ſcheinen

in Indien, ziemlich unter dem Aequator, die Faulthiere Americas vorzuſtellen; ſie ſind eben ſo ſtumpf, und bringen den größten Theil ihres Lebens in Dunkelheit zu; beläſtigt ſie Licht, ſo ſtecken ſie den Kopf zwiſchen die Beine, und gehen nur aus dieſer Lage, um zu freſſen, was ſie mit großer Begierde thun. Die neuholländiſchen ſcheinen das Licht weniger zu fürchten. In den Wäldern nähren ſie ſich von aromatiſchen Früchten; in der Gefangenſchaft, beym Mangel derſelben, freſſen ſie auch rohes Fleiſch. Ihre Haut iſt ſo dünn und zart, daß ſie einander ganze Stücke ausreißen, wenn ſie ſich balgen. Daſſelbe erfolgt, wenn ſie ſich mit ihren ſcharfen Klauen veſthalten, und man ſie am Pelz mit Gewalt wegziehen will. Gewöhnlich vertragen ſich 2 in einem Käfig ſehr gut mit einander, kommt aber ein drittes hinzu, ſo hauen ſie, unter Knurren und gellendem Schreyen unſinnig auf einander los. Freycinet, voy. 4. 1824. pag. 31 et 59. tab. 7.

Auch Leſſon und Garnot haben dieſe große Gattung auf der Inſel Waigiu, wo man ſie Schamſcham nannte, ſehr häufig bekommen. Ihr größtes Exemplar maß 25 Zoll, der Schwanz 20, der nackte und rothe Theil deſſelben 11, der Kopf 4, die Ohren nur 6 Linien, ſind innwendig behaart; der wollige Pelz war gelblichweiß, mit ſcharf abgeſetzten, zerſtreuten, dunkelſchwarzen runden Flecken, beſonders auf dem Rücken und den Seiten; undeutlichere braunrothe auf den Armen, Lenden und am Schwanz; das Geſicht gelb und 2 ſolche Flecken auf jedem Ohr, die nackten Hände und Füße, ſo wie die Lippen röthlich, die großen Augen carminroth, mit ſenkrechtem Sehſpalt, während des Tags. Ihr Ausſehen iſt nicht angenehm; ihr Betragen langſam und ſtill; ſie fraßen Brod und hielten es mit den Pfoten, zogen jedoch Fleiſch vor, ſoffen viel, zankten ſich wüthend, wenn man 2 zuſammenſperrte, fauchten wie Katzen und ſuchten zu beißen, wenn man ſie beunruhigte. Duperrey, voyage 1826. p. 124 et 150. tab. 4, nebſt Anatomie.

7) Die cookiſche (B. cookii)

iſt von der Größe des Iltiß, braun, unten weiß, Kopf und Weichen röthlich, das Schwanz-Ende weiß.

Es wurde auf Cooks Reiſe in Diemensland entdeckt, und auf Freycinets Reiſe auch auf der Inſel Rawak. Cooks dritte Reiſe Taf. 8. Andersons Ausgabe 1781. Fol. 426.

Es iſt wahrſcheinlich daſſelbe Thier, welches Phillip eine andere Art von Opossum nennt. Es hat im Ausſehen viel Aehnlichkeit mit einem Fuchs, gleicht aber im Betragen mehr dem Eichhörnchen; wenn es ſchläft oder ausruht, ſo rollt es ſich zuſammen, wie eine Kugel; wenn es aber aufmerkſam iſt oder frißt, ſo ſitzt es aufrecht, legt den Schwanz auf den Rücken, und braucht die Vorderfüße, um die Speiſen zu halten. Im Zorn ſetzt es ſich aufrecht auf die Hinterbeine, oder legt ſich auf den Rücken und ſtößt ein lautes, rauhes Geſchrey aus. Es frißt bloß Pflanzen. Es hat lange, dichte und ſtarke Haare, auf dem Rücken braun oder grau gemiſcht, unten gelblichweiß; Vorderkopf 3 Zoll lang, oben breit, mit ſehr ſpitziger Schnauze und langen Schnurrbärten; die Augen ſehr groß; vorn 4 Klauen, hinten 3 und 1 Daumen; überall 2 Nagzähne. Voyage p. 148. (Meyers neueſte Entdeckungen 1793. S. 14.) Es ſcheint überhaupt das Thier zu ſeyn, welches die Engländer in frühern Zeiten Opossum nennen (Hawkesworth III. 1774. 183.) und mit dem americaniſchen vergleichen. Eines hatte am 10. May ein Junges im Beutel, das nicht größer war, als das letzte Glied des kleinen Fingers. Am 15. Auguſt konnte man es durch die erweiterte Oeffnung des Beutels deutlich ſehen. In der erſten Woche des Septembers war es völlig behaart, und wagte ſich auf den Rücken der Mutter, aber beym geringſten Geräuſch kehrte es augenblicklich wieder in den Beutel zurück. Am 18. September fraß es Saudiſteln. Den Tag über blieb es auf dem Rücken der Mutter, von der es beſtändig geleckt wurde; bey Nacht kroch es wieder in den Beutel. Phillips Tagbuch in Hunters Reiſe nach Neu-Südwallis 1794. 213. 237 und 269. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 45.

8) Die bärenartige (B. ursina)

iſt größer als die wilde Katze, dunkelbraun, und der Pelz weniger fein als bey andern, voll von krauſen Stachelhaaren.

Findet ſich in Menge in den Wäldern im Norden der Inſel Celebes, wo ſie ſich während des Tages in Aſtgabeln und unter Laub verborgen halten. Sie werden von den Innwohnern gegeſſen. Länge des Leibes 22 Zoll, Schwanz 20, Höhe 10. Temminck, Mon. I. p. 10. tab. 1. fig. 1—3. tab. 2. fig. 1—5. tab. 4 Schädel und Skelet.

9) Die mausartige (B. gliriformis)

iſt nicht viel größer als eine Maus, 4 Zoll lang, Schwanz 3½, braungrau, Kehle rothgelb, die Ohren nackt, dahinter ein weißer Flecken.

Dieſes niedliche Thierchen aus Neuholland ſieht aus wie eine Haſelmaus, iſt aber größer und mehr niedergedrückt; die Augen groß, vorragend und ſchwarz, die Ohren auch ziemlich groß und aufrecht, Schnurrhaare auf den Lippen ſchwarz und lang. Der Pelz iſt lind und dick, grau, mit röthlichbraunen Spitzen, unten gelblich, um die Augen ein ſchwarzer Ring. Der Schwanz faſt ſo lang als der Leib und behaart, außer einer halb Zoll großen Stelle unter der Spitze, welche ſich wickeln kann. Die Nägel etwas gebogen, fehlen aber, wie bey andern, am Vorder- und Hinterdaumen; Zeig- und Mittelzehe der Hinterfüße ebenfalls verwachſen; 4 Ernährungsorgane im Beutel. In ihrem Betragen gleichen ſie ſehr der Haſelmaus, freſſen Haſelnüſſe und ähnliche Dinge und halten ſie mit den Pfoten; ſchlafen untertags und laufen des Nachts hurtig herum, klettern auf Bäume und halten ſich mit dem Wickelſchwanz, beſonders beym Abſteigen. Sie werden vollkommen zahm, beißen nicht, zeigen aber keine Anhänglichkeit, und tragen nichts zu einem Neſte zuſammen. Th. Bell in Linn. Trans. XVI. 121. t. 13. 14. (Iſis 1830. S. 914.)

6. Zunft. Die fleiſchfreſſenden Beutelthiere

leben größtentheils von Fleiſch, haben 4 dreyeckige Backenzähne, 2—3 Lückenzähne, einen großen Eckzahn und meiſtens mehr als 6 Schneidzähne; Hinter- und Vorderfüße ziemlich gleich lang, hinten mit abſtehendem oder verkümmertem Daumen; der Schwanz lang.

Dieſe Beutelthiere finden ſich in America und in Neuholland, haben die Geſtalt von Ratten, Mardern und Füchſen, können nicht hüpfen, wohnen in Erd- oder Baumhöhlen, und leben größtentheils von Gewürm, Inſecten, Vögeln und ihren Eyern, freſſen jedoch auch Früchte. Sie werfen viele Junge, welche ſie theils im Beutel, theils auf dem Rücken längere Zeit herumtragen.

1. G. Die Beuteldachſe (Thylacis, Perameles)

haben eine gedrückte Geſtalt, faſt wie die Dachſe, mit einer ſpitzigen Schnauze, zwar überall 5 Zehen, aber vorn nur 3 mit Grabklauen, hinten die Zeig- und Mittelzehe verwachſen und verkümmert, der Daumen ein Stummel. Oben 10, unten 6 Schneidzähne; Schwanz kurz und behaart.

Sie finden ſich bloß in Neuholland, wo ſie Höhlen graben, und wegen ihrer noch ziemlich langen Hinterfüße hüpfen können.

Die Beuteldachſe haben beym erſten Anblick viel Aehnlichkeit mit den americaniſchen Beutelratten, aber ihr Kopf iſt noch länger und die Schnauze ſpitziger, und auf Bäume können ſie nicht klettern. Ihr Haar iſt ſteif, wie beym Dachs, und die Zehen haben große, faſt gerade Klauen, womit ſie ohne Zweifel vortrefflich graben können: denn die ſtarken Klauen können weder brechen noch losgehen, indem das letzte Zehenglied, merkwürdiger Weiſe, am Ende geſpalten iſt, wie bey den Ameiſenbären, Schuppen- und Faulthieren; wieder ein Beweis von der Verwandtſchaft der Beutelthiere und der Zahnarmen. An den Vorderfüßen können nur die 3 mittlern Zehen auftreten, und die 2 ſeitlichen ſind ſo kurz, daß ſie nur wie ein Sporn ausſehen. Die hintern Zehen mahnen ſtark an die der Känguruh; die Ringzehe iſt auch die längſte und dickſte, die Zeig- und Mittel-

zehe verwachſen, aber mit getrennten Klauen, und viel kürzer und kleiner als die kleine Zehe. Es findet ſich jedoch hier ein kurzer, nagelloſer Daumen, welcher dem Känguruh fehlt. Im Gebiß dagegen gleichen ſie den Beutelratten (Didelphys); haben nehmlich 4 lange Eckzähne und viermal 7 Seitenzähne; Schneidzähne oben auch 10, aber der äußere ſtark abgerückt, wie ein Eckzahn; unten nur 6, wie bey keinem andern Thier. Die meiſten Beutelthiere haben einen zur Stütze oder zum Halten brauchbaren Schwanz; hier aber iſt er zu kurz, und kaum behaart. Die Hinterfüße ſind noch einmal ſo lang als die vordern, und können daher wahrſcheinlich hüpfen. **Geoffroy St. Hil.**, Ann. Mus. IV. p. 56.

Quoy und Gaimard tödteten ein Junges, nur 6 Zoll lang, unter Mimoſenbüſchen an der Seehundsbay in Neuholland. Es gieng und hüpfte wie die Haſen, und verwundet ſtieß es ſcharfe Töne aus, wie die Ratten unter ähnlichen Umſtänden. Auf der Inſel Dirk-Hartigs ſahen ſie eine Menge Löcher im Boden, welche, nach ihrer Meynung, von einer großen Gattung herrührten. Sie bekamen auch ein ſolches Exemplar aus der Ebene Bathurſt, jenſeits der blauen Berge, welches 2 Schuh lang war, oben braunroth, unten fuchsroth. Wo ſich ſolche Thiere aufhielten, war das Gebüſch voll Pfade und der Boden voll Höhlen. **Freycinet**, voy. p. 139. 156.

1) Man kannte ſchon ſeit längerer Zeit die gelbliche Gattung (D. obesula)

aus der Botanybay in Neuholland, abgebildet in **Shaws** Naturalists Misc. tab. 298, nicht größer als eine Ratte, etwa 5 Zoll lang, der Schwanz 2; der Kopf kürzer als beym folgenden, Ohren größer und rund, Färbung röthlichgelb mit ſchwärzlichen Stachelhaaren, unten weiß. **Geoffroy**, Ann. Mus. IV. p. 64. tab. 45. Wird ausgewachſen ſo groß als das folgende. Ogilby, Iſis 1837. 206.

2) Der braune (Th. nasuta)

iſt 1½ Schuh lang, Kopf 4 Zoll, der Schwanz 6, die Vorderfüße 3, die hintern 6 Zoll, die Schnauze vorzüglich verlängert und zugeſpitzt. Das Fell iſt ziemlich borſtenartig und hellbraun,

unten weiß, Schwanz braun; die Ohren aufrecht und kurz, die Augen ſehr klein. Die Backenzähne haben mehrere Spitzen, was auf Inſectennahrung deutet, welche wahrſcheinlich aus dem Boden geſcharrt wird. Die ſchmächtige Schnauze iſt zum Zerreißen größerer Thiere viel zu ſchwach. Geoffroy, Ann. Mus. IV. 62. tab. 44.

2. G. Die Beutelmarder (Dasyurus)

ſind marder- und fuchsartige Thiere mit ſpitziger Schnauze, kurzen Ohren, behaartem Schwanz; Zehen frey, vorn 5, hinten 4; oben 8, unten 6 Schneidzähne, gleich lang; 4 Backen- und 2 Lückenzähne. Geoffroy, Ann. Mus. III. 353.

Dieſe ziemlich reißenden Beutelthiere leben bloß in Neuholland, und zwar meiſtens im ſüdlichen Theile deſſelben, bloß auf dem Boden, wo ſie ſich in Felſen- und Baumhöhlen verſtecken, des Nachts auf Raub ausgehen, und ſelbſt den Hühnerhöfen gefährlich werden; im Nothfall freſſen ſie auch Aas. Sie ſind, außer dem Hunde, die einzigen Thiere in Neuholland, welche unter die reißenden gerechnet werden können.

Dieſes Geſchlecht wurde erſt vor 30 Jahren von Geoffroy aufgeſtellt, auf Veranlaſſung des gefleckten Opoſſums, welches Phillip und John White in Neuholland entdeckt haben, offenbar fleiſchfreſſende, ja reißende Beutelthiere, welche man früher nur aus America gekannt hat. Dieſe haben aber oben 10, unten 8 Schneidzähne, das gefleckte Opoſſum dagegen nur 8 und 6, während Eck- und Backenzähne in beiden Geſchlechtern gleich ſind, nehmlich 4 von jenen and viermal 7 von dieſen. Die americaniſchen halten ſich meiſtens auf den Baumgipfeln auf, und klettern geſchickt mit ihrem nackten Wickelſchwanz und ihren langen Hinterbeinen; die neuholländiſchen aber müſſen ſich auf der Erde begnügen; ihre Schnauze iſt viel weniger zugeſpitzt, die Ohren kurz und behaart, der Pelz lind und wollig, ohne Stachelhaare, das Ausſehen wie die Genith-Katze; der Schwanz iſt ſchlaff und lang behaart, der Hinterdaumen nur ein Höcker. Dieſe Thiere werden den Reiſenden oder Anſiedlern, welche im freyen Feld wohnen müſſen, ſehr läſtig, weil man kaum im Stande iſt, die Lebensmittel vor ihnen in Sicherheit

zu bringen, indem ſie, wie Marder und Iltiß, die ganze Nacht herumſchleichen, um etwas zu erwiſchen.

1) Der geſprenkelte (D. viverrinus)

ſieht aus wie die Zibethkatze, iſt aber kleiner, nur 1 Schuh lang, mit einem 8 Zoll langen, buſchigen Schwanz; ſchwarzbraun, mit weißen Schmitzen außen am Schwanze, unten grau; Ohren kurz und oval.

Dieſes Thier lebt in der Gegend von Port-Jackſon in Neuholland; hat wirklich einen Beutel mit 6 Ernährungsorganen. Phillip, Voyage 147. Fig. Spotted Opossum. White, Journal 285. Tapoa-Tafa-var. Fig. Shaw, Gen. Z. I. t. 111. Schreber Taf. 152. B. c. Cook, Hawkesworth III. 222. Quoll, Polecat. (Ueberſ. 226.) Sevastianoff, Mém. de Pet. I. p. 444. tab. 16.

Kaum davon verſchieden iſt ein anderes (D. maugei), 14 Zoll lang, oben olivengrün, mit weißen Schmitzen auf dem ganzen Leibe, ziemlich gleichförmig vertheilt; unten aſchgrau, der Schwanz wie auf dem Rücken, aber mehr braunroth. Ebenfalls in Neuholland. Geoffroy St. Hil., Ann. Mus. III. 359. Schreber T. 152. B. Temminck, Mon. I. p. 71. tab. 7. fig. 5—8.

Quoy und Gaimard hatten eines vom Port-Jackſon lebendig auf ihrem Schiffe 5 Monat lang. Es war 14 Zoll lang, Schwanz 12, der Kopf 3, die Ohren 1 Zoll hoch, 3/4 breit und roſenfarben; Rücken ſammt Schwanz olivengrün mit weißen Düpfeln, unten aſchgrau. Es hatte gar keine Furcht, ſuchte auch nicht zu beißen, ſelbſt wenn man es neckte; es floh zu lebhaftes Licht und legte ſich gern in ſein dunkles Neſt, das man ihm gemacht hatte. Als man ihm in der Nähe des Caps Horn daſſelbe wärmer machen wollte, ſo warf es die hineingelegten Pelze heraus. Es war nicht boshaft, zeigte aber auch nicht die geringſte Anhänglichkeit an die Perſon, welche ihm zu freſſen gab, und es liebkoßte, wie es dagegen ein Coati that. So oft man es nahm, that es erſchrocken, und klammerte ſich überall mit ſeinen ſpitzigen Nägeln an. Seine Mahlzeit war immer ein merkwürdiges Schauſpiel für die Schiffsleute. Es fraß nichts

58 *

als rohes oder gekochtes Fleiſch, und ſchnappte nach den Fetzen mit großer Begierde; hatte es einen im Rachen, ſo warf es ihn bisweilen in die Luft, und fieng ihn wieder ſehr geſchickt auf, wahrſcheinlich um ihn mehr mundgerecht zu bekommen. Es half ſich dabey auch mit den Vorderpfoten. War es mit dem Eſſen fertig, ſo ſetzte es ſich auf den Hintern, und rieb ſehr lang und geſchwind beide Pfoten gegen einander, ganz wie wir es thun, und ſtrich damit die glatte, feuchte und lackrothe Schnauze, bisweilen auch die Ohren und den Kopf, als wenn es alle Theilchen von den Speiſen abwiſchen wollte, die ſich etwa angehängt hätten. Sie ſind noch ziemlich häufig um den Haven Jackſon; da ſie aber dem Geflügel gefährlich ſind, ſo werden ſie verfolgt, wie bey uns die Marder, und daher immer ſeltener. **Freycinet**, Voyage p. 54. tab. 4.

2) Der gefleckte (D. maculatus, macrurus)

hat die Geſtalt eines Iltiß, iſt die größte Gattung, 18 Zoll lang, Schwanz faſt eben ſo viel; caſtanienbraun, wie bey der Fiſchotter, oben weiß geſprenkelt, an den Seiten gefleckt, auch am Schwanze.

Ebenfalls in Neuholland um Port-Jackſon, wo es Fleiſch frißt, und ſelbſt am Strande todte Robben verzehrt. **Phillip**, Voyage 276. tab. 46. Spotted Martin. **Péron**, Voy. tab. 33. Schreber T. 152. B. a.

3) Der bärenartige (D. ursinus)

iſt 18 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll und unten nackt, Schnauze ſtumpf; Pelz rauh, lang und ſchwarz mit einigen großen weißen Flecken auf Schultern, Kehle und Bürzel; Schnurrbärte lang und ſchwarz, Ohren nackt.

Dieſes Thier iſt ſehr häufig um Hobbarttown in Diemensland, ſehr begierig nach Fleiſch und ſchadete vorzüglich den Hühnerhöfen der Verbrechercolonien, welche zuerſt dort angelegt wurden; es wird übrigens gegeſſen und ſoll wie Kalbfleiſch ſchmecken. Es ſelbſt ſitzt beym Freſſen aufrecht und bringt die Speiſen mit den Vorderfüßen zum Maul. Es bekommt vier Junge, welche es lange mit ſich herumträgt. Sie ſind ſchwer zu zähmen, und beißen ſich in der Gefangenſchaft die ganze

Nacht herum. Da ſie ſich viel am Meer aufhalten, ſo glaubt man, daß ſie auch todte Fiſche freſſen. Der Kopf iſt flach und ziemlich dreyeckig, die Ohren rundlich, die Augen klein und braun, das Maul weit, Borſten über den Augen 6, an jeder Seite der Naſe 13, auf den Backen 17, und 2 Büſchel von 15 unter dem Kinn. Die langen rauhen Haare ſind am ganzen Leibe ſchwarz, nur mit einem oder zwey weißen Flecken an den Schultern, oder auf dem Kreuz, oder an der Kehle. Sie beißen die dickſten Knochen entzwey. In Ausſehen und Betragen gleichen ſie jungen Bären. Sie heißen Native Devil. Harris in Linn. Trans. IX. 1808. 176. tab. 19. fig. 2. (Geoffroy, Ann. Mus. XV. 1810. 305.) Temminck, Monogr. I. 68. tab. 8. Schädel.

b. Andere haben ebenfalls oben 8, unten 6 Schneidzähne, wovon aber die 2 mittleren länger als die andern ſind, vier Backenzähne und 3 Lückenzähne. Die Backenzähne haben ſchärfere Spitzen, welche auf Inſecten-Nahrung deuten. Die Naſe nackt und gefurcht, die Ohren groß und nackt, wie bey den americaniſchen Beutelthieren. Phascogale.

Sie finden ſich ebenfalls in Neuholland und ſollen ſich viel auf Bäumen aufhalten.

4) Der borſtige (D. penicillatus)

iſt etwas größer als die Wanderratte und der Schwanz faſt eben ſo lang, mit einem Pinſel. Kopf rundlich, Schnauze lang und ſpitzig; Pelz kurz und wollig, dunkelgrau, unten weißlich. Die Schwanzhaare borſtenartig.

In Neuholland auf Bäumen. Shaw I. S. 502. T. 113. F. 1. Schreber T. 152. B. d. Temminck, Mon. I. 48. tab. 7. fig. 9—12.

5) Es gibt in Diemensland eines, welches nicht ſo groß iſt, als die Haſelmaus, 4 Zoll lang, der Schwanz 16 Linien und ſehr kurz behaart; Färbung braunroth. Der Kopf länger und kegelförmig, faſt wie bey den americaniſchen Beutelthieren, die Ohren kurz, breit und runder; Hinterdaumen ziemlich lang. Das. minimus. Geoffroy, Mus. III. p. 362. Schreber T. 152. B. e.

c. Andere haben oben 8, unten 6 gleiche Schneidzähne,

5 dreyſpitzige Backen- und 2 Lückenzähne. Schwanz etwas zuſammengedrückt mit einer nackten Spitze. Thylacinus.

Dieſe Thiere haben viel Aehnlichkeit mit den Wölfen, beſonders in der Geſtalt des Kopfes, der jedoch breiter iſt und die Augen mehr vorwärts hat; der Rachen weit. Sie leben in Diemensland an der Küſte und können wahrſcheinlich gut ſchwimmen.

6) Der große (D. cynocephalus, harrisii)

iſt das größte fleiſchfreſſende Beutelthier, faſt ſo groß wie ein Wolf, gegen 4 Schuh lang, der Schwanz 2; Höhe 1 Schuh 10 Zoll; Pelz kurz, rauh, gelblichbraun; hinten auf dem Rücken 16 ſchwarze Querſtreifen, unten grau; der Schwanz oben kurz behaart, unten abgerieben, wickelt ſich jedoch nicht.

Lebt in den gebirgigen Gegenden von Diemensland in Felſenhöhlen, wo es wahrſcheinlich ſich vom Bürſten-Känguruh und andern kleinen Thieren ernährt; man hat im Magen einen Ameiſen-Igel gefunden. Die Augen groß und ſchwarz mit einer Blinzhaut, welche es wie eine Eule immer vorzieht, was ihm ein wildes und boshaftes Anſehen gibt. Die Ohren rundlich, aufrecht und kurz behaart: ſchwarze Borſten, 2 Zoll lang auf Oberlippe, Backen, Brauen und Kinn; Maul ſehr weit, bis hinter die Augen. Die Eckzähne ſtark, 1 Zoll lang. Füße kurz und dick, vorn 5, hinten 4 Zehen mit nackten Sohlen. Man hat eines in einer Falle mit Känguruh-Fleiſch gefangen. Wegen des zuſammengedrückten Schwanzes glaubt man, daß ſie ſchwimmen, und Schnabelthiere, ſo wie im Meere Krebſe fangen.

Sie ſind übrigens ſehr dumm und laſſen nur ſelten einen Laut hören. Man nennt ſie Zebra-Wolf, Zebra-Opoſſum, und es ſind ohne Zweifel die Thiere, welche bey den frühern Reiſenden in Neuholland Wölfe heißen. Harris in Linn. Trans. IX. tab. 19. (Geoffroy, Ann. Mus. XV. 304.) Temminck, Mon. I. 43. tab. 7. fig. 1—4. Schädel.

3. G. Die Beutel-Wieſel (Gymnura)

mahnen an die americaniſchen Beutelthiere, vorzüglich durch die lange Schnauze, kurzen Beine und den nackten Schuppenſchwanz; ſie haben mäßige Füße mit Sohlen und 5 Zehen, wovon die 3 mittleren viel länger ſind, als die ſeitlichen; Klauen

krumm und ſcharf; das Gebiß iſt aber eigenthümlich; oben zwey große Schneidzähne, unten 6; oben 2 kleine Eckzähne jederſeits, unten nur ein ſehr großer; oben 8 Backenzähne mit vielen Spitzen, unten 7. Horsfield.

1) Das gemeine (Viverra gymnura)

iſt 14 Zoll lang, der Schwanz 10½; Pelz weich, mit Stachelhaaren, ſchwarz; Kopf, Hals, Schultern, die Stachelhaare und die letzte Schwanzhälfte weiß; über den Augen ein ſchwarzer Strich. Beutel unbekannt.

Dieſes merkwürdige Thierchen wurde zuerſt von Raffles auf Sumatra entdeckt und beſchrieben; ſpäter bekam auch der Major Farquhar eines aus den Wäldern von Malacca, wo es Tikus-Ambang-bulan heißt. Raffles glaubte, es könnte zum Geſchlechte der Zibeththiere geſtellt werden, von denen es jedoch durch den Rattenſchwanz abweicht. Er gibt ihm ein anderes Gebiß: oben 6 Schneidzähne, wovon die 2 mittleren ſehr groß und von einander entfernt, dann jederſeits ein Eckzahn, faſt eben ſo groß, 6 Backenzähne, wovon der vierte und fünfte 4 Höcker hat, der ſechste nur 3. Unten 6 Schneidzähne, jederſeits 1 Eckzahn und 6 Backenzähne. Der Leib iſt mit zweyerley Haaren bedeckt, das eine kurz, dicht und ſeidenartig, das andere länger und harſcher. Die Schnauze ſpringt 1 Zoll über den Unterkiefer hervor; die Naslöcher am Ende und gewunden, die Augen klein, die Ohren rundlich, aufrecht und nackt, Schnurrhaare lang, weiß und ſchwarz, Zunge groß und weich. Das Thier gibt einen ſtarken Biſamgeruch von ſich. Linnean Trans. XIII. 272.

Horsfield und Vigors haben ſodann das abweichende Gebiß genauer beſchrieben, wobey aber von den 2 obern Eckzähnen jederſeits wohl einer für einen Lückenzahn angeſehen werden muß. Im Ausſehen und Gebiß mahnt es an Tupaia, hat jedoch einen ſtärkern Leib und etwas zurückziehbare Klauen; der Kopf iſt 4¼ Zoll lang, der Rüſſel 8 Linien. Die Höhe des Thiers 5 Zoll. Von ſeiner Lebensart iſt noch nichts bekannt, und ſeine Stellung überhaupt noch zweifelhaft; dem Gebiß nach ſcheint es jedoch den fleiſchfreſſenden Beutelthieren am nächſten

zu kommen; wahrſcheinlich kann es, wegen ſeiner krummen und ſpitzigen Klauen, auf Bäume klettern. Zool. Journ. IV. p. 246. (Iſis 1830. 1168.)

4. G. Die Beutelratten (Didelphys)

ſehen ziemlich aus wie Ratten, ſowohl in der Geſtalt des Leibes, des ſpitzigen Kopfes und weiten Rachens, als den großen, nackten Ohren und dem nackten Schwanz, der jedoch ein Wickelſchwanz iſt; ſie haben überall 5 Zehen, hinten einen großen Daumen, jedoch ohne Nagel; die Zähne ſind zahlreicher als bey den meiſten Haarthieren: Schneidzähne oben 10, unten 8, Lückenzähne 3, Backenzähne 4, nebſt ſtarken Eckzähnen; die Zunge ſtachelig. Ihr Character liegt in den großen Ohren.

Sie leben bloß in America meiſt auf Bäumen, ſchleichen des Nachts umher, um Inſecten, Vögel, Eyer u. dergl. zu ſuchen, nehmen jedoch auch mit Obſt fürlieb. Es ſind überhaupt nächtliche, dumme und langſame Thiere, die weder reißend noch wild ſind und ſich mit wenig Mühe würden zähmen laſſen; ſie haben jedoch einen unangenehmen Geruch wie die Spitzmäuſe. Ihr Aufenthalt ſind die Felder und Wälder, wo ſie mit Hilfe ihrer Hinterhände zwar geſchickt, aber nicht beſonders ſchnell an Zweigen und Stämmen auf- und abſteigen; mit ihren ſcharfen Klauen ſelbſt an Mauern. Friſches Blut iſt ihre Lieblingsſpeiſe, daher nähern ſie ſich oft den Wohnungen, plündern die Neſter und tödten alles, was ihnen in den Hühnerſtällen vorkommt, 10—20 Hühner oder Enten in einer Nacht. Der übermäßige Genuß des Blutes verſetzt ſie aber, wie den Cuguar, in einen Zuſtand von Trunkenheit, ſo daß man ſie nicht ſelten des Morgens unter dem getödteten Geflügel ſchlafend antrifft, eine Wirkung, die ſie von Ueberfüllung des Magens mit andern Speiſen keineswegs erfahren. Man trifft ſie faſt immer einzeln an, bald da, bald dort, indem ſie kein beſtimmtes Lager haben; ſondern des Tags bald in der verlaſſenen Höhle eines Gürtelthiers, bald in einem hohlen Baum, bald auf dem Geſträuch oder zwiſchen den Zweigen eines Baumes ſchlafen. Ihre Bewegungen ſind langſam; ihr gewöhnlicher Gang der Schritt; werden ſie aber verfolgt, ſo entfliehen ſie in kleinen Sätzen. Auch

die Bäume beſteigen ſie mit einiger Mühe und klettern nur langſam an den Aeſten herum, wobey ihnen der Schwanz, obſchon er durch ſeine Krümmung nach unten dem Wickelſchwanz einiger Affen ähnlich iſt, nur geringe Hilfe leiſtet; indeſſen hängen ſie ſich zuweilen damit an einem Aſte auf und bleiben ſtundenlang ruhig in dieſer Stellung. Ihr Geruchſinn iſt ſchärfer als die andern; das Gehörorgan im Schädel iſt klein, obſchon die Ohren groß ſind; noch ſchwächer iſt ihr kleines Auge, das ein längliches, ſenkrechtes Sehloch hat, bey Nacht nicht leuchtet und durch das Licht gänzlich geblendet wird.

Sie laſſen keinen Laut hören, außer einer Art von Schneuzen, wenn ſie angegriffen werden: ſie richten dabey die Rückenhaare empor und verbreiten einen ſtarken knoblauchartigen Geſtank, der von zwey Drüſen hinten im Leibe herkommt.

Sie rammeln im Auguſt und werfen nur einmal, nach etwas mehr als 3 Wochen, weiſt 8—14 Junge, aber nicht auf einmal, ſondern eines nach dem andern, während welcher Zeit 3—4 Tage verſtreichen. Dieſe ſind höchſtens 6 Linien lang, ganz unbehaart, Augen geſchloſſen, Naslöcher und Mund offen, Ohren gefaltet, Füße und Schwanz eingeſchlagen, aber ganz unbeweglich, auch bey äußerer Reizung. Sie können daher unmöglich ſelbſt die Zitze aufſuchen, ſondern müſſen von der Mutter daran gelegt werden. Nach 4 Wochen haben ſie die Größe einer Maus, bekommen Haare und Bewegung; geben nun auch Unrath von ſich, bey welcher Gelegenheit die Mutter den Beutel öffnet. Nach 7 Wochen ſind ſie ſo groß wie eine Ratte, haben offene Augen und verlaſſen nun bisweilen den Beutel. Sie bleiben etliche 50 Tage im Beutel und werden nachher noch einige Zeit von der Mutter auf dem Pelze herumgetragen an dem ſie ſich halten.

Sie haben für den Menſchen wenig Nutzen und Annehmlichkeit, weil ſie weder ein brauchbares Fleiſch noch Fell liefern, und wegen ihres Geſtanks überall verhaßt ſind. Sie laſſen ſich zwar einigermaßen zähmen, d. h., ſie gewöhnen ſich ſo weit an den Menſchen, daß man ſie berühren und ſelbſt herumtragen kann, ohne von ihnen gebiſſen zu werden: allein ſie lernen

ihren Wärter nicht kennen und zeigen überhaupt nicht den geringſten Verſtand, was ſich ſchon aus ihrer kleinen Hirnſchale und dem ſpitzigen Geſichtswinkel, der nicht mehr als 17° beträgt, vermuthen läßt. Sie werden überall verfolgt, mit Fallen gefangen oder, wenn ſie ſich dem Hühnerhof nähern, durch ein Licht geblendet und todt geſchlagen. Rengger 215.

Dieſe Thiere tragen verſchiedene Namen; in Braſilien Sarigueya, Gamba, in Cayenne Pian, eigentlich Puant (Stinker), in Paraguay Micure, in Nordamerica Opossum und Waldratte (Rat de bois). Azara, Quadrup. I. 240. Wied, Beytr. II. 384.

Dieſes ſind diejenigen Beutelthiere, von denen man die älteſten Nachrichten hat; wenigſtens ſprechen die erſten Schriftſteller über die Entdeckung Americas davon, während die frühern Oſtindienfahrer nichts von den moluckiſchen Beutelthieren wiſſen; ſelbſt Marco Polo, der 20 Jahre vor 1300 ſich in der Tatarey, auf Malabar, Ceylon, Java aufgehalten und überall die merkwürdigeren Thiere angeführt hat, beobachtet ein völliges Stillſchweigen darüber. Einer der erſten, welcher das gemeine americaniſche Beutelthier erwähnt, iſt Peter Martyr (geſt. 1525) in ſeiner Geſchichte der Entdeckung Americas durch Columbus. Er ſagt: in der Nähe des Fluſſes Maragnon ſah man ein neues Thier, gleichſam eine Mißgeburt: denn es hatte den Leib und die Schnauze vom Fuchs, den Hinterleib und die Füße vom Affen (Gatto mammone) und vorn faſt Hände wie der Menſch; Ohren wie die Fledermaus und unter dem Bauche noch einen andern Bauch, wie eine Taſche, worinn es ſeine Jungen verbirgt, ſo bald ſie geboren ſind, und dieſelben nicht eher herausläßt, als bis ſie ſich ſelbſt ernähren können. In Ramusio III. 1556. pag. 15. Ebenſo gebe es auf der Landenge Darien vierfüßige Thiere, welche die Jungen in einem Beutel trügen und auf die Bäume kletterten, um Früchte zu freſſen. S. 28.

Gonzalo de Oviedo, welcher um 1525 in Mexico geweſen, nennt eines dieſer Thiere Chiurcha und ſagt, es habe die Größe eines Caninchens, eine gelbe Farbe, feines Haar,

ſpitzige Schnauze, ſcharfe Zähne wie ein Hund, einen langen Schwanz wie eine Maus und eben ſolche Ohren. Sie kämen auf der Terra firma des Nachts in die Häuſer, um die Hühner zu freſſen oder ſie zu erwürgen und auszuſaugen; daher ſie viel ſchädlicher ſeyen, als wenn ſie ſich mit Eyer ſättigten; bisweilen erwürgten ſie 15—20 Stück. Das Neue aber und Bewunderungswürdige dieſer Thiere ſey, daß ſie ihre Jungen mit ſich trügen und zwar im Schooße, welcher von der Haut in der Mitte des Bauches der Länge nach gebildet werde, gerade ſo, wie wenn man einen Mantel zuſammenfaltete. Bey dem Schlachten der Hühner giengen die Jungen heraus, ſögen ebenfalls Blut; komme jemand mit dem Lichte herbey, ſo ſtecke ſie die Mutter wieder in den Zwieſack und fliehe; werde ihr aber der Ausgang verrammelt, ſo ſteige ſie oben in den Hühnerſtall, um ſich zu verſtecken. Auf dieſe Art habe man mehrere gefangen und die Jungen in ihrem Beutel an den Zitzen gefunden; er ſelbſt habe es geſehen. In Ramusio III. cap. 27. pag. 57.

Der erſte aber, welcher das größere Beutelthier genauer beſchrieben hat, iſt Fr. Ximenes (Descriptio Americae lib. V. cap. 4.), und deſſen Beſchreibung hat auch Marcgrave mit einer Abbildung mitgetheilt, unter dem Namen Boſchratte. Çarigueya, Jupatiima et Tajibi pag. 22.

a. Die einen ſind kaum ſo groß als eine Ratte, haben nur einerley kurzes Haar und ſtatt des Beutels nur 2 Hautfalten.

Ueber die Entwicklung und Entwicklungsorgane dieſer Thiere wurden ſeit ältern Zeiten bis jetzt vieles geſchrieben, von Tyſon, Cowper, Aboville, Barton, Geoffroy St. Hilaire.

1) Die kurzſchwänzige (D. brachyura)

iſt von der Größe der Haſelmaus, 4½ Zoll lang, Schwanz nur die Hälfte, gelblichgrau, faſt wie die Waſſerratte, Backen, Hals, Weichen und Schenkel braunroth, unten gelblichgrau, Fußenden weißlich.

Findet ſich ziemlich häufig in Surinam, Guyana und Braſilien in Wäldern. Seba I. T. 31. F. 1. Mus sylvestris americanus; Schreber III. 548. Taf. 151. Temminck, Mon. I. 53.

2) Die dreyfarbige (D. tricolor)

iſt 5 Zoll lang, der Schwanz 3; oben graulichſchwarz, Backen, Kehle, Weichen und Füße braunroth, Bruſt und Bauch weiß.

Findet ſich in Cayenne, Guyana und Paraguay in den Wäldern und frißt Käfer. Ein gefangenes, welches Azara hatte, entkam aus dem Käfig, und kroch in der Küche in ein Rattenloch; es wurde aber nach einigen Stunden von den Ratten herausgetrieben und verfolgt, wobey es ſchi ſchi ſchrie. Es wurde wieder eingeſperrt. Gab man ihm junge Mäuſe, ſo tödtete es dieſelben, und einmal riß es einer aus Hunger die Därme heraus, fraß dieſelben, ließ aber das Uebrige liegen. Zeigte man ihm Fleiſch von der Ferne, ſo äußerte es eine heftige Begierde darnach und ärgerte ſich ſehr, wenn man ihm nur kleine Biſſen davon gab. Es fraß übrigens ſehr wenig, und rieb ſich hernach die Schnauze mit den Vorderpfoten. Es ſoff, indem es die Zunge ſchnell und wiederholt herausſchlug; ſchlief, alle Vier von ſich geſtreckt. Anfangs war es ziemlich wild, wurde aber bald ſanft; gereitzt gab es einen übeln, jedoch nicht ſtarken, Geruch von ſich. Im December fand man ein Weibchen mit 14 Jungen, welche ſaugend an ihm hiengen. Sie waren 1½ Zoll lang, nackt und blind. Man trieb die Mutter durch Waſſer aus ihrer Erdhöhle, in der Nähe eines Waldes. Azara I. 295. Micuré à queue courte. Temminck, Mon. I. 52. Buffon VII. Taf. 61. Touan; Pallas, Acta petrop. 1780. 235. tab. 5. D. brachyura.

3) Die rothbraune (D. murina), Marmoſe,

iſt nicht größer als die Haſelmaus, 5 Zoll lang, mit eben ſo langem Schwanz; rothbraun, Kopf gelblich, die Augen in einem hellbraunen Flecken, unten weiß, Ohren und nacktes Schwanzende gelblich.

Findet ſich häufig in Guyana, Braſilien und Paraguay, gräbt Löcher in die Erde, hängt ſich mit dem Schwanz an Zweige und frißt Früchte, Vögel und Inſecten. Temminck, Mon. I. pag. 50. Buffon X. T. 52. 53. Marmoſe (Marmotte). Schreber III. 545. T. 149. Wied II. 411. Jupati.

4) Die dickſchwänzige (D. crassicaudata)

iſt etwas größer als eine Ratte, 12 Zoll lang, der Schwanz 11 Zoll und hat an der Wurzel 3½ Zoll im Umfang, ſo daß er eine unmittelbare Fortſetzung des Leibes zu ſeyn ſcheint; Färbung zimmetbraun.

Findet ſich in Mexico und Paraguay, gräbt in die Erde, tödtet Vögel und frißt Mäuſe, und in der Gefangenſchaft rohes Fleiſch; hat, ſonderbarer Weiſe, 4 Ernährungsorgane auf einer Seite, und nur 2 auf der andern. Azara, Quadr. I. 284. Micuré à queue grosse. Temminck, Mon. I. 25. Seba I. T. 31. F. 3. Buffon X. T. 55. Cayopollin? Schreber III. 544. T. 148. Rengger 226.

5) Die fahle (D. dorsigera)

hat die Größe, Geſtalt und Färbung der Ratte, fahlgrau, Schwanz länger als Leib, die Augen in einem dunkelbraunen Flecken, der ſich nach der Oberlippe verlängert; Stirn und Geſichtsfirſte weiß; Länge 5½ Zoll, Schwanz 7. Temminck S. 48. Schreber III. 546. Taf. 150. Merian, Ins. Sur. tab. 66. Seba I. T. 31. F. 2. Mus glocestris.

Die unreifen Jungen hängen an der Mutter, wie Früchte an einem Baum; wann ſie aber Haare bekommen, ſo ſetzen ſie ſich ihr auf den Rücken, und wickeln ihre Schwänze um den ihrigen. In Guyana. Pallas, Acta petrop. 1780. 235.

b. Die andern haben einen ächten Beutel.

6) Die gemeine (D. marsupialis)

hat ungefähr die Größe eines Caninchens, aber eine ſpitzige Schnauze und einen Schwanz ziemlich ſo lang als der Leib, Woll- und Stachelhaare, wovon jene graulich ſind, mit ſchwärzlichen Spitzen, dieſe weißlich.

Man unterſcheidet nun davon 4 Arten, welche ſich aber in der Geſtalt und Lebensart faſt gleich ſind.

a. Die nordamericaniſche (D. virginiana)

wird faſt ſo groß als eine Katze, Kopf, Hals und Nacken und Unterſeite ganz weiß. Die Ohren unten ſchwarz, oben gelblichweiß, um die Augen ein brauner Ring; Naſe fleiſchroth. Länge 1 Schuh, Schwanz 8 Zoll.

Findet ſich von Mexico bis in die nördlichen vereinigten Staaten, bis Canada; frißt Fleiſch, Früchte und Würzeln, wird von Wilden gegeſſen. Die Engländer nennen es Opossum. Buffon, Suppl. VII. tab. 33. 34. Sarigue des Illinois et à longs poils. Schreber T. 145.* Pennant, Quadrup. pag. 302. tab. 63. Shaw I. 473. Fig. Fréd. Cuvier, Mamm. Livr. 8. 16. 30. Opossum.

Dieſes Beutelthier wohnt meiſtens auf Bäumen unter dem Laub verſteckt, ſucht den Vögeln, beſonders auch den Hühnern das Blut auszuſaugen; da ihm dieſe aber wohl ſelten zur Beute werden, ſo lebt es von Gewürm, Inſecten, Früchten, geſäetem Welſchkorn, Bataten und andern Wurzeln. Es wird ſehr zahm und läuft einem wie ein Hund nach: ſpielt man mit ihm, ſo ſchnurrt es wie eine Katze; ſind mehrere beyſammen, ſo lecken ſie einander beſtändig. Man kann ſie mit Brod, Früchten, Gemüſe, Korn u. dergl. erhalten. Die Wilden eſſen das Fleiſch und ihre Weiber machen aus den Haaren Strumpfbänder, Gürtel u. dergl. Es heißt auf den Antillen Manitou, in Louiſiana Buſchratte (Rat des bois). Dutertre, Antilles 1667. II. pag. 301. La Hontan, voy. 1706. II. pag. 44. Catesby, Carolina app. pag. 29. Charlevoix, Nouvelle France. 1744. III. 333. Le Page, Louisiana 1758. II. pag. 94. Dumont, Louisiana. Kalms Reiſe II. 327. Anatomie bey Tyson in Phil. Trans. 1698. Nro. 239. Cowper ibid. 1704. Nro. 290.

Nach Abville, welcher 1783 in den vereinigten Staaten ein Paar Opossum hatte, kommt das Junge von der Größe einer Erbſe ſchon nach 14 Tagen in den Beutel, welcher nach 40 Tagen anfängt, ſich zu öffnen, und nach dem ſechzigſten ſieht man die Jungen ſaugen. Nach Dr. Barton kommen ſie erſt nach 24 Tagen in den Beutel und wägen nicht viel mehr als einen Gran, ſind aber nach 14 Tagen ſchon ſo groß wie eine Maus; die Augen öffnen ſich nach 50 Tagen, und ſie wägen 531 Gran nach 60 Tagen. Sie verlaſſen den Beutel erſt, wann ſie die Größe einer Ratte haben. Bartons Brief an Roume. Geoffroy St. Hil., Ann. des Sciences nat. 1824.

Nach Franz Hernandez heißt dieſes Thier in Mexico

Tlaquatzin; es habe die Geſtalt eines kleinen Hundes, eine Länge von 2 Spannen, eine dünne, lange, nackte Schnauze, ſehr zarte und faſt durchſichtige Ohren, langes weißes Haar mit braunen oder ſchwarzen Spitzen, einen 2 Spanne langen, braunen, am Ende weißen Schlangenſchwanz, womit es ſich veſt hält; Leib und Füße wie Dachs. Es werfe 4—5 Junge und ſtecke ſie nachher in einen Beutel, welchen die äußere Haut um die Ernährungsorgane bildet. Sie kletterten ſehr hurtig auf Bäume, lägen untertags in Höhlen, ſögen wie Füchſe und Wieſel dem Geflügel das Blut aus; es ſey übrigens unſchädlich und einfältig, ſtelle ſich aber bisweilen todt, um der Hand des Menſchen zu entgehen, oder auch um zu beißen. Es freſſe übrigens außer dem Fleiſch auch Früchte, Brod, Gemüſe und Korn, beſonders in der Gefangenſchaft. Edit. Recchi et Lyncei 1651. cap. 28. lib. 9. pag. 330. Lichtenſtein, über die Thiere des Hernandez in Berl. Acad. 1830.

b. Die braſiliſche (D. marsupialis, cancrivora), Sarigue, Crabier,

hat dieſelbe Größe, aber ein ſpitzigere und ſchwarze Naſe, Schwanz ſo lang als der Leib, Färbung faſt ganz dunkelbraun; das Wollhaar weißlich, die Stachelhaare unten weiß, am Ende dunkelbraun, die Ohren einfarbig. Länge 14 Zoll, Schwanz 15.

Es findet ſich im größten Theil des ſüdlichen Americas, vorzüglich in Cayenne, wo es Pian heißt, in Guyana und Braſilien, meiſtens in wäſſerigen Gegenden, voll Mangobäume (Palétuviers), wo es Krebſe frißt, auch andere Inſecten, Lurche und kleine Vögel. Marcgrave 222. Çarigueya; Cerigon, Seruoi, Chiurca, Chucia, Jupatiima. Seba I. T. 39. F. 1. Philander orientalis major. Buffon, Suppl. III. tab. 54. Schreber III. 536. T. 145. Temminck, Mon. I. 32. tab. 7. Schädel.

An der Oſtküſte von Braſilien heißt es gegenwärtig Gamba; iſt daſelbſt die gemeinſte Art und erſtreckt ſich von Cayenne bis Rio de Janeiro. Die gewöhnliche Länge iſt 15 Zoll, der Schwanz 11; hält ſich häufig in den Wäldern auf und flieht nur langſam, ſteigt geſchickt auf Bäume und iſt biſſig

wie eine Ratte, mit der es überhaupt in der Lebensart viele Aehnlichkeit hat. Es iſt ein gefräßiges, nicht leicht eine Speiſe verſchmähendes Thier, welches ſich in die Höfe ſchleicht, um Geflügel und Eyer zu bekommen; daß es Krabben freſſe, wie man ſagt, iſt ſehr unwahrſcheinlich; wenigſtens findet man nie eine Spur davon im Magen. In den entfernten Wäldern geht es auch bey Tag umher; wird in der kalten Jahreszeit faſt ganz weiß, aber ſehr fett, und iſt daher eine gewöhnliche Speiſe der Wilden und Schwarzen. Wied II. 387.

c. Die paraguayiſche (D. azarae)

gleicht der vorigen, die Schnauze lang, Schwanz faſt ſo lang als der Leib; faſt ganz weiß, Wollhaar nur an den Spitzen ſchwarz, Stachelhaare ganz weiß, Geſicht, Nacken und Ohren ſchwarz.

Heißt in Braſilien Micure (kleines Schwein); bey den Spaniern Wieſel; bewohnt Büſche und Felder und iſt ſo häufig, daß man bisweilen todt geſchlagene in den Dörfern und ſelbſt in Monte Video ſieht. Untertags ſteckt es in Löchern oder unter altem Gerümpel und ſchleicht des Nachts hervor, um Eyer zu freſſen und Hühnern das Blut auszuſaugen: denn aus dem Fleiſch macht es ſich nichts. Es iſt ſo unbeholfen, daß es Vögel wohl nur im Schlaf bekommen kann. In den Wäldern klettert es auf Bäume und verzehrt alle Früchte, wahrſcheinlich auch Inſecten und Amphibien. Ein altes wurde nach 8 Tagen ſo zahm, daß ſein Herr es anfaſſen konnte, aber niemand anders; es bezeigte auch nie irgend einige Dankbarkeit und fraß nichts anderes als Pomeranzen und Rindsblut; ein anderes auch rohes Fleiſch, weil man ihm nichts anderes gab. Der Beutel hat vorn einen Spalt, ungefähr ſo, wie wenn jemand einige Knöpfe ſeiner Weſte aufmacht. Bey den jüngern ſind nur Hautfalten vorhanden, welche ſich erſt ſpäter nähern, um den Beutel zu bilden. Er enthält 13 Ernährungsorgane, wovon ein ungerades in der Mitte, was daher kommt, daß ein und das andere zurückgezogen bleibt. Azara hat wirklich Ende Octobers 13 Junge, 5½ Zoll lang gefunden; die Augen noch geſchloſſen, aber die Haare hervorſproſſend. Sie hielten ſich mit ihrem Maul

ſehr veſt. Abgezogen konnten ſie ſich auf den Füßen halten; ſie riefen nach ihrer Mutter mit einem dumpfen Nießen. Einige ſtarben in einer Stunde; andere, wieder in den Beutel geſetzt, faßten wieder an. Im November ſah er ein anderes Weibchen, ebenfalls mit 13 halberwachſenen Jungen, welche ſich an ſeinem Leibe, Schwanz und Beinen hielten, ſo daß es mit dieſer Laſt nur mit Mühe fortkommen konnte.

Wenn man ihnen begegnet, ſo kann man ſie ſehr leicht mit einem Stock erſchlagen: ſie ſauchen zwar und nießen ſe ſe ſe wie eine Katze, und beißen in das, was man ihnen vorhält, halten ſich aber nicht mit dem Maule veſt und greifen überhaupt nicht an.

Sie ſollen aber ihren Harn laſſen und einen unerträglichen Geſtank verbreiten, ſo daß er die Sinne benebelt; er dauert aber nicht lang und iſt doch nicht ſo ſtark, daß Hunde und Menſchen ſie nicht tödten könnten. Katzenartige Thiere, beſonders der Yaguarundi und der Eyra tödten und verzehren dieſe Thiere mit großer Luſt. Die Länge beträgt 15 Zoll, der Schwanz 11. Umfang des Leibes 8 Zoll, Höhe 7. Kopf 4 Zoll lang, 2 breit, Ohr 15 Linien; die Schnurrhaare faſt 3 Zoll; um das Auge ein dunkler Ring, und ein ſolcher Streifen zwiſchen den Augen. Daß ſie ſich mit dem Schwanze ſollten hin- und herſchwingen, oder gar von einem Baum zum andern ſpringen können, iſt nicht zu glauben. Azara, Quadr. I. 244. Rengger, Paraguay 223.

d. Die cayenniſche (D. opossum), Quatre-oeil,

iſt die kleinſte unter dieſen größern Arten, nicht viel größer als ein Eichhörnchen, 10 Zoll lang, Schwanz 8; Pelz roſtfarben, unten weiß, ſowie die Schwanzſpitze; über dem Auge ein weißer Flecken. Buffon X. T. 45. 46. Schreber III. 537. T. 146. A. B. Shaw I. T. 108.

Seine eigentliche Heimath iſt Guyana und Surinam, wo es vorzüglich von Vogelfleiſch zu leben ſcheint.

5. G. Die Flatterkatzen (Galeopithecus), Chat volant,

ſehen faſt aus wie Katzen, mit einer ſtumpfen Schnauze, gleichlangen Zehen und ſcharfen Klauen, haben aber zwiſchen

den Füßen und dem behaarten Schwanz eine behaarte Flughaut, faſt wie die fliegenden Beutelthiere, 4 dreyeckige Backenzähne, nebſt 2 ziemlich großen Lückenzähnen, oben 4 gekerbte Schneidzähne, unten 6 kammförmig eingeſchnitten; kein Beutel, nur 2 Ernährungsorgane auf der Bruſt.

Sie ſind durch die Augen characteriſiert.

Sie finden ſich bloß auf den Molucken, wo ſie auf Bäumen wohnen, ſich von einem zum andern ſchwingen und von Inſecten und Früchten leben. Es ſind nächtliche Thiere, welche ſich mit den Hinterfüßen aufhängen, wie die Fledermäuſe; ihre Vorderzehen ſind aber nicht verlängert.

1) Die gemeine (Lemur volans)

iſt über 1 Schuh lang, der Schwanz kaum die Hälfte, die Ohren kurz, Färbung rothbraun, bisweilen weiß gefleckt; unten hellbraun, Hals weißlich. Seba I. T. 58. F. 2. 3. Schreber I. S. 146. Taf. 43. 107. 307. Pallas, Acta petrop. 1780. I. p. 208. Audebert, Maki tab. 1. 2.

Bontius iſt der erſte, welcher dieſes ſo höchſt ſonderbare Thier erwähnt. Er ſagt von ihm: In Guzurata gibt es wunderbare Fledermäuſe, welche ſchaarenweiſe, wie wilde Gänſe, fliegen, und des Abends in der Luft herumſchwärmen oder an Bäumen hängen; ſie kommen den Reiſenden, wegen ihrer Größe, worinn ſie den Katzen gleichen, und wegen ihrer ſonderbaren Geſtalt, wie ein Wunder vor. Die Holländer nennen ſie geflügelte Affen. Sie ſind faſt 3 Schuh lang und breit, der Schwanz eine Spanne lang. Der Pelz iſt oben ſehr lind, wie bey den Caninchen, grau und ſchwarz geſprenkelt; der Kopf länglich, das Ausſehen garſtig, das Gebiß ſchwach, die Zähne klein, aber zum Rauben gebaut; die Ohren klein, membranartig, rund; an allen Füßen 5 Klauen, womit es alles ſehr veſt hält, beſonders die Baumfrüchte, von denen es ſich nährt. Hist. Indiae nat. p. 68. Fig. Vespertilio admirabilis.

Nachher ſpricht Hellbig von fliegenden Affen, welche ſich auf der Inſel Halmahera finden, weiß aber nichts weiter von ihnen. Misc. nat. cur. dec. I. annus 9 et 10. p. 455.

Beſſere Nachrichten hat von ihnen Camelli in der Fauna

der philippiniſchen Inſeln gegeben, unter dem Namen fliegender Katzenaffe (Catosimia volans). Er heißt auf jenen Inſeln Colugo, Caguang und Gigua; ſey ſo groß wie eine Katze, habe die Geſtalt eines Affen, aber ſchlanker; ſey bis zum Schwanze 3 Spannen lang, Flugweite 2, von einer Fingerſpitze aber zur andern 3; die Dicke des Leibes handbreit. Es gebe aber in der Provinz Pampanga ſo große wie ein chineſiſcher Sonnenſchirm, 6 Spannen breit. Die Färbung rothbraun, auf dem Rücken mit weißlichen Streifen zierlich geſchäckt, länger auf dem Rumpfe, kürzer auf den Flughäuten. Das Geſicht iſt wie bey einem Affen, und es breitet die, den ganzen Leib umgebende, behaarte Flughaut wie das fliegende Eichhorn aus, ſteigt in langſamem Flug vom Gipfel eines Baumes bis zur Mitte eines andern herab; damit es ſich wieder auf einen andern ſchwingen kann, klettert es wieder auf den Gipfel.

Dritte Ordnung.

Raubmäuſe.

Kleine, mausartige Thiere, mit fünfzehigen Pfoten, Tatzen oder Flughäuten; Schneid- oder Nagzähne, kleine Eckzähne, Lückenzähne und gleichförmige Backenzähne meiſt mit einem Abſatz.

Dieſe Thierchen ſind über die ganze Erde verbreitet, halten ſich größtentheils unter der Erde auf in Gängen, die ſie ſich ſelbſt graben, auch in Baum- und Mauerlöchern oder Felſenhöhlen. Sie leben von Gewürm und Inſecten; ſehr wenige von Blut und nur einige von Früchten.

Sie theilen ſich in drey Zünfte. Die einen haben Tatzen, und ſtecken lebenslänglich unter der Erde, die ſie aufſtoßen; die Scheermäuſe oder Wurmfreſſer.

Die andern haben Pfoten mit freyen Zehen, und halten ſich auch viel in Erdgängen auf; die Spitzmäuſe oder Madenfreſſer.

Andere endlich haben eine nackte Flughaut, und ver-

ſtecken ſich in allerley Löcher und Höhlen; die Fledermäuſe oder Fliegenfreſſer.

7. Zunft. Die Scheermäuſe oder Delber

ſind kleine Thiere, mit ſehr kurzen Füßen, tatzenförmig verwachſenen Vorderzehen und großen Scharrnägeln; Backenzähne mit einer vier- oder dreyeckigen Schmelzkrone, ſpitzige Lücken- und Eckzähne; eben ſolche Schneid- oder auch Nagzähne. Wurmfreſſer.

Dieſe Thierchen leben faſt ausſchließlich unter der Erde, wo ſie wagrechte Gänge graben und von Stelle zu Stelle Mullhaufen aufwerfen. Sie ſind ſehr gefräßig und biſſig, und leben von Regenwürmern und Inſectenlarven, ſo daß man ſie füglich Wurmfreſſer nennen kann. Ihre Backenzähne haben ſpitzige Höcker, meiſt innwendig mit einem Abſatz; alle andern ſind einſpitzig und ſehr ſcharf. Ihr Kopf iſt niedergedrückt, die Schnauze ſpitzig und meiſtens knorpelig; Ohren und Augen klein, Schwanz ſehr kurz. Sie haben vorn 5 verwachſene Zehen mit langen und breiten Nägeln, womit ſie faſt unaufhörlich unter der Erde arbeiten, um ihre Nahrung zu ſuchen. Sie kommen ſehr ſelten zum Vorſchein; können das Licht nicht ertragen, faſt gar nicht laufen, und wenn ſie zufällig aus ihren Löchern getrieben werden, ſo graben ſie ſich ſo ſchnell als möglich wieder ein. Die Hinterfüße ſind Pfoten mit geſpaltenen Zehen, wie bey den Mäuſen.

A. Scheermäuſe mit viereckigen Backenzähnen.

Unter dieſen gibt es wieder mit aufrechten Schneidzähnen und liegenden Nagzähnen.

a. Mit aufrechten, ſpitzigen Schneidzähnen.

1. G. Die Mullwürfe (Talpa), **Taupe; Talpa; Mole,** ſind kleine, ſehr kurzbeinige Thiere, vorn mit auswärts gekehrten Tatzen, einen ſpitzigen Rüſſel, keine Ohrmuſchel; 3 Backenzähne, 4 Lückenzähne, 1 Eckzahn und 6 Schneidzähne; der obere Eckzahn ſehr lang, der untere ſehr klein, wie ein Schneidzahn; dagegen der erſte Lückenzahn dahinter ſehr groß, wie ein Eckzahn, hat aber 2 Wurzeln. 6 Ernährungsorgane.

1) Der gemeine (Talpa europaea)

iſt 5 Zoll lang, der Schwanz nur 1, der Leib gleich dick, mit einem feinen, ſchwarzen Pelz bedeckt; es gibt aber auch weiße, graue, gelbe und geſchäckte.

Dieſe beſonders auf den Wieſen und in Gärten läſtigen Thiere ſind allgemein bekannt, und finden ſich nicht bloß in ganz Europa und dem nördlichen Aſien, ſondern auch im nördlichen Africa, aber nicht in Nordamerica.

Er gräbt mit dem Kopf und den Vordertatzen faſt unaufhörlich wagrecht unter der Erde in geringer Tiefe, und ſtößt von Zeit zu Zeit, in Betracht ſeines kleinen Leibes, ſehr große Erdhaufen aus; unterwegs findet er Regenwürmer und Engerlinge, und kommt bey Thau- oder Regenwetter höher herauf, weil dann die Regenwürmer ebenfalls ſteigen; bey trockenem Wetter geht er tiefer, ſtößt daher weniger auf. Er macht nicht nur den Boden uneben und beſonders das Mähen auf den Wieſen beſchwerlich, ſondern reißt die Wurzeln der Gartenpflanzen los, daß ſie vertrocknen. Daher wird er in Fallen gefangen oder mit Gift getödtet; auch ſoll er die Nähe des Wunderbaums nicht lieben. Von den Wieſen vertreibt man ihn durch Wäſſerung. Er wirft des Sommers 4—5 Junge in einem höher aufgeworfenen Erdhaufen, mit mehreren Fluchtröhren, in eine Art Neſt von Moos und Blättern. Sie ſind nackt und blind.

Es ſind übrigens ſehr biſſige Thiere, die keinen andern in der Nachbarſchaft leiden und mit jedem, den ſie antreffen, ſich ſo lange herumbeißen, bis einer flieht oder ſich verblutet. Meiſtens gehen beide dabey zu Grunde, indem ſie ſich die Kiefer entzwey beißen. Geßner 931. Fig. Buffon VIII. S. 81. T. 12. Suppl. III. 193. tab. 32. Schreber III. 558. T. 156. Ein weißer bey Seba I. Taf. 32. Fig. 1.; ein gefleckter bey Edwards Taf. 268., Seba I. Taf. 41. Fig. 4.; ein gelber, Pennant II. 545; ein grauer, Hüpſch im Naturforſcher III. S. 98.

Obſchon dieſes Thier überall gemein iſt, und deſſen Wohnungen mehr in die Augen fallen, als bey irgend einem andern, ſo hat ſich doch noch niemand ernſtlich darauf gelegt, ſein Leben

und Weben vollſtändig zu erforſchen. Alle Bemühungen lieſen nur darauf hinaus, dieſe Thiere zu vertilgen, obſchon es ſchwer zu ſagen ſeyn möchte, ob dann nicht die Regenwürmer und Engerlinge mehr Schaden anrichteten, als die Mullwürfe, welche uns doch eigentlich nur durch ihre Erdhaufen ein wenig unbequem werden. Werden dieſe auf den Wieſen gehörig eben gerecht, ſo dienen ſie ſogar als Dünger, und ſind daher nützlich.

Der einzige, welcher darüber geſchrieben hat, iſt de la Faille zu Larochelle 1769, aber ſo weitſchweifig, daß das eigentliche Brauchbare kaum heraus zu finden iſt. Die Alten haben dieſem Thiere die Augen abgeſprochen: man könne ſie aber leicht entdecken, wenn man ihm mit einer Nadel in die Naſe ſteche, daß einige Tropfen Blut herausquellen, wodurch er ſterbe, und in den letzten Augenblicken die Haare um die Augen 3—4mal ſich entfernten und näherten. [Solch ein gewaltſames Mittel iſt übrigens nicht nothwendig: man braucht nur die Haare ungefähr in der Mitte des walzenförmigen Kopfes wegzublaſen, um die ſchwarzen Augen zu ſehen.] Seine Gänge ſeyen gewöhnlich 6 Zoll unter der Erde, und enthielten ordentliche Gemächer, von denen er nach allen Seiten Ausgänge habe; er laſſe während des Scharrens die Erde im Gange liegen, werde ſie aber zu viel, ſo ſuche er an die Oberfläche zu kommen, um dieſen ihm hinderlichen Unrath heraus zu ſchaffen. Während des Winters und des Sommers werfe er nicht auf, ſondern im Frühjahr während der Ranzzeit, wo ſie ins Freye kämen und einander nachlieſen. Sie ſollen 4—5 Junge werfen, und zwar mehrmals, weil man vom May bis zum September ſolche antreffe. Die Mutter mache in einem der größern Haufen für die Jungen ein ſehr weiches und großes Bett aus Blättern, Moos, Gras und zarten Wurzeln, ziemlich von der Geſtalt einer Flaſche, immer höher als der Waſſerſtand, und mit 3—4 Gangröhren, durch welche Nahrung geſucht werden kann. In naſſen Gegenden würden dieſe Wohnungen an Graben-Aufwürfen aufgeſchlagen. Die Jungen graben nur an der Oberfläche hin, und würfen ſelten auf. Außer den Regenwürmern und Inſecten ſoll er auch Hülſen-

früchte und Baumwurzeln freſſen, was aber wohl noch niemand geſehen hat. Sie halten keinen Winterſchlaf.

Man hat eine Menge Mittel, ſie zu vertilgen, vorgeſchlagen, Fallen, Schlingen, Gift u. dergl. [Wo keine Ueberſchwemmung anzubringen iſt, thut man am beſten, dieſes Geſchäft denjenigen Leuten zu überlaſſen, welche Mullwurfsfänger oder Scheermäuſer heißen, und deren es in jeder Gegend einen und den andern gibt.] Die gewöhnliche Falle iſt eine hohle Walze mit einem Deckel, der zufällt, wenn der Mullwurf darinn iſt; man gräbt auch Töpfe ein, in welche ſie fallen; gebrannter Kalk in die Löcher geſtreut ſoll ſie ebenfalls vertilgen. Hist. nat. de la Taupe. 1770. Deutſch 1778.

Arthur Bruce erzählt den ſonderbaren Fall, daß Mullwürfe im Juny des Abends vom veſten Lande bey Edinburgh auf eine Inſel über 500 Schuh weit durchs Meer geſchwommen ſind und ſich daſelbſt angeſiedelt haben. Linn. Trans. III. 1797. pag. 5.

In Italien bewohnt dieſe Gattung nur den nördlichen Theil, nehmlich die Lombardey, und erſtreckt ſich kaum bis nach Toscana, wo der ſogenannte blinde der häufigſte iſt; um Rom hat man noch keinen bemerkt; wahrſcheinlich gilt das auch von Neapel und Griechenland; auf Sardinien gibt es gar keine. Harlan behauptet zwar, er fände ſich auch in Nordamerica (Fauna americana pag. 43.), was aber ein Irrthum iſt. Der gemeine unterſcheidet ſich vom folgenden dadurch, daß alle Schneidzähne gleich lang ſind, und daß man um die Augen wirklich Lieder bemerkt oder eine Oeffnung, freylich nicht größer als 1/8 Linie. C. Bonaparte, Fauna ital. fasc. II. Fig.

Flourens hat kürzlich Verſuche über die Nahrung dieſes Thiers angeſtellt. Er ſetzte 2 in ein Gefäß mit Erde und Meerrettig. Den andern Tag fand er die Wurzeln unverſehrt, von einem Mullwurf aber nur die Haut, und das Uebrige, ſelbſt die Knochen, aufgefreſſen. Er that ſodann den übrigen in ein leeres Gefäß, wo er ſehr unruhig war und hungerig ausſah. Er that ſodann einen Sperling, mit ausgerupften Schwungfedern, dazu. Als ſich der Mullwurf näherte, bekam er einige Schnabelhiebe.

Er wich 2—3mal zurück, ſtürzte ſich dann auf den Vogel, riß ihm den Unterleib auf, erweiterte die Oeffnung mit den Tatzen, und hatte in kurzer Zeit die Hälfte unter der Haut mit einer Art Wuth aufgefreſſen. Er ſtellte ſodann ein Glas Waſſer hinein, welches auswendig naß war; als es der Mullwurf bemerkte, ſtellte er ſich aufrecht an das Glas, hielt ſich mit den Vordertatzen an dem Rand, und ſoff ſehr viel mit großer Begierde; dann fraß er noch etwas vom Sperling, und war ſodann völlig geſättiget. Es wurde ihm nun Fleiſch und Waſſer weggenommen; nach 6 Stunden war er aber ſchon wieder hungerig, leer, höchſt unruhig und ſchwach; der Rüſſel ſchnüffelte beſtändig herum. Kaum kam ein neuer lebendiger Sperling hinein, ſo fuhr er auf ihn los, und biß ihm wieder den Bauch auf, um zuerſt zu den Eingeweiden zu kommen. Als er die Hälfte gefreſſen und gierig geſoffen hatte, ſo ſah er wieder ſtrotzend aus, und war vollkommen ruhig. Den andern Tag war das Uebrige aufgefreſſen, bis auf den umgeſtülpten Balg, der Mullwurf aber ſchon wieder hungerig. Er fraß ſogleich einen Froſch auf, und fieng immer mit den Eingeweiden an. Als er des Nachmittags ſchon wieder hungerig war, bekam er eine Kröte. Sobald er an ſie ſtieß, blähte ſie ſich auf, und er wendete wiederholt die Schnauze ab, als wenn er einen unüberwindlichen Ekel empfände; dann bekam er in der Nacht nichts als Wurzeln von Möhren, Kohl und Salat. Den andern Tag war er Hungers geſtorben, ohne etwas angerührt zu haben. Wenn er mithin den Pflanzenwurzeln ſchädlich iſt, ſo geſchieht es, weil er Würmer, Inſecten, beſonders Larven, daran oder darinn findet. Darauf wurden wieder 3 Mullwürfe bloß zu Wurzeln und Blättern geſperrt; ſie ſtarben alle 3 vor Hunger; mehrere dagegen, welche mit lebendigen Sperlingen und Fröſchen, oder mit Rindfleiſch, Regenwürmern, Keller-Aſſeln, die ſie beſonders lieben, genährt wurden, lebten ſehr lang. Ihrer 10 wurden ſodann in ein Zimmer geſetzt, ohne Nahrung; einige Stunden nachher fieng der ſtärkere an, den ſchwächern zu verfolgen; den andern Tag war er aufgefreſſen. Dieſe Thiere können keinen Tag faſten; höchſtens halten ſie es 12 Stunden aus; 3—4

Stunden nach dem Fraß thun ſie ſchon wieder hungerig, nach 6 Stunden wird es ihnen ganz ſchwach, und ihre Weichen fallen ein. Sobald ſie gefreſſen haben, kommt ihnen die Kraft plötzlich wieder. Sie ſaufen ſehr begierig, wie alle blutdürſtigen Thiere. Es gibt wohl kaum ein Thier, welches ſo bald wieder freſſen muß, und welches mit ſo großer Begierde auf ſeinen Raub fällt. Mém. du Mus. XVII. 1828. p. 193.

Ich habe ein Vierteljahr lang einen Mullwurf in einer Kiſte mit Sand gehabt, durch welchen er ſich faſt ſo ſchnell wühlte, wie ein Fiſch durchs Waſſer, die Schnauze voran, dann die Tatzen den Sand zur Seite werfend, die Hinterfüße nachſchiebend. Ich ſtellte ihm auf Tellerchen Waſſer und geſchnittenes Fleiſch hin, bald rohes, bald gekochtes, wie es zur Hand war. Er zeigte aber keineswegs eine beſondere Gefräßigkeit. Brod und Pflanzenſtoffe rühte er nicht an. Uebrigens befand er ſich immer wohl, und ſchlüpfte faſt unaufhörlich durch ſeinen Sand. Endlich bekam ich einen zweyten, den ich zu ihm ſetzte. Kaum bemerkten ſie einander, ſo giengen ſie auf einander los, packten ſich mit den Kiefern und zerbiſſen ſich Minuten lang mit einander. Darauf fieng der Neuling an zu fliehen; der alte ſuchte ihn überall, indem er blitzſchnell durch den Sand fuhr. Ich machte nun dem Neuling eine Art Neſt zurecht in einem Zuckerglas, und ſtellte es während der Nacht in den Kaſten. Den andern Morgen lag er todt im Sande, aber unverſehrt. Er muß alſo von ſelbſt aus dem Zuckerglas gekommen, und von dem andern todt gebiſſen worden ſeyn, aber offenbar nicht aus Hunger, ſondern aus bösartigem Naturell. Der ſchwache Unterkiefer war ganz entzwey gebiſſen. Am andern Tag war auch der alte todt, nicht an einer Verwundung, ſondern, wie es ſchien, an Ereiferung und Erſchöpfung im Kampfe.

In Syrien und Italien findet ſich der ſogenannte blinde Mullwurf (Talpa caeca, Aspalax),

welcher dem gemeinen an Geſtalt und Lebensart ganz gleich iſt, auch Augen, aber ohne Augenlieder-Oeffnung hat, und bey welchem die 2 obern mittleren Schneidzähne etwas größer ſind als die andern.

In der neuern Zeit hat ihn Olivier (Voyage 1803), zuerſt wieder in Sirien entdeckt, und Savi hat die Unterſchiede dieſes Mullwurfs von dem gemeinen zuerſt 1822, Memoria sopra la Talpa. Pisa., herausgehoben und gezeigt, worauf die allgemeine Meynung und beſonders die der alten Griechen und Römer, von der Blindheit des Mullwurfs beruhe. Er iſt eben ſo häufig im ſüdlichen Italien, als der gemeine im übrigen Europa, und beide finden ſich nirgends unter einander gemiſcht. Der gemeine reicht bis in die Lombardey und an die Gränzen von Toscana, und dann kommt der mit geſchloſſenen Augen, welchen man ſeitdem auch im ſüdlichen Frankreich entdeckt hat. (Le Court et Cadet de Vaux de la Taupe p. 53.) Es iſt wohl kein Zweifel, daß des Ariſtoteles Mullwurf in Griechenland derſelbe iſt (Hist. An. lib. IV. cap. 8. 2. Aspalax). Plinius II. 52. Er lebt ſowohl auf den Apenninen von Toscana, als in den Ebenen von Rom. C. Bonaparte, Fauna ital. fasc. II. Fig.

Ariſtoteles beſchreibt die Sache ganz deutlich: die Augen ſeyen unſichtbar, ziehe man aber die Haut ab, ſo würden ſie ſichtbar; ſie enthielten dieſelben Theile, wie die ächten Augen u.ſ.w.

b. Nagzähne und andere, kleine Schneidzähne.

2. G. Die Knorpel-Delber (Scalops)

gleichen in Geſtalt des Leibes, der Füße und in dem ſpitzigen, ungetheilten, jedoch knorpeligen Rüſſel den Mullwürfen, im Gebiß aber den Spitzmäuſen; 3 Backenzähne, 3 Lückenzähne, 1 Eckzahn, 2 Nagzähne, und oben dahinter jederſeits 2 kümmerliche Schneidzähne.

1) Der braune (S. aquaticus, Talpa fusca)

iſt 5 Zoll lang, der Schwanz 1 Zoll, Pelz fein und graulichbraun; Schwanz weißlich.

Lebt in Nordamerica, von Canada bis Virginien, an den Ufern der Flüſſe, und beträgt ſich ganz wie unſer Mullwurf. Seba I. T. 32. F. 3. Schreber III. 566. T. 158.

Auch von der Lebensart dieſes Thiers wußte man lange nichts, bis Godman genaueres darüber mittheilte. Das Ohr-

loch, iſt faſt ganz von der Haut bedeckt, und nicht größer als ein Nadelkopf; die Vordertatze iſt beſonders breit und ſtark, was von einem großen Mittelhandknochen herkommt, der mit der Handwurzel eingelenkt iſt, wie beym gemeinen Mullwurf, welcher in America fehlt. Die Mullwurfshaufen in dieſem Lande gleichen den europäiſchen, und werden nicht von dem Stern-Delber, ſondern von dem Knorpel-Delber aufgeworfen. Iſis 1834. 475.

Richardſon hat dieſes Thier auch am Columbiafluß und an den Küſten des ſtillen Meeres eben ſo häufig angetroffen, wie in den vereinigten Staaten; es wohnt unter der Erde, wirft kleine Haufen auf und lebt von Regenwürmern, welche nicht mehr an der Hudſonsbay vorkommen. Fauna bor. americ. I. Nro. 6. (Iſis 1832. S. 71.) Lewis et Clarke, Journey III. p. 42.

3. G. Die Stern-Delber (Condylura)

gleichen in Geſtalt und in den Füßen dem Mullwurf, im Gebiß aber den Spitzmäuſen. Die Spitze des Rüſſels theilt ſich gleichſam in kurze Fühlfäden, welche ſternförmig geſtellt ſind; der Ohrgang ſehr weit, aber ohne Muſchel; die Backenzähne ziemlich wie beym Mullwurf, Lücken- und Eckzähne aber kleiner und abſtehend, oben 2 Nagzähne, unten 4, faſt wie bey den Spitzmäuſen.

Der Character liegt in der Naſe; es ſind die Naſen-Spitzmäuſe.

1) Der gemeine (Sorex cristatus)

iſt 4 Zoll lang, der Schwanz faſt halb ſo lang, Pelz ſchwarz.

Iſt ganz gemein in Pennſylvanien, Neu-Jerſey und Canada, und gräbt unter der Erde, wie unſer Mullwurf. De la Faille, Hist. nat. de la Taupe. 1769. Fig. (Buffon VI. Taf. 37.) Pennant, Quadr. 313. tab. 28. fig. 1.

Der Herr De la Faille hat dieſes Thier zuerſt aus Canada erhalten. Es gleicht im Ganzen dem gemeinen, iſt aber ſchlanker und von gröbern ſchwarzen Haaren bedeckt; der Schwanz 3 Zoll lang, knotig und faſt nackt, ſo wie die Füße mit ihren

5 Zehen. Die Schnauze iſt mit 25 fleiſchigen und roſenfarbenen Strahlen umgeben, welche das Thier beliebig ausbreiten und zuſammenlegen kann, ſo daß die Naslöcher ganz davon bedeckt ſind. Es iſt daſelbſt nicht ſo gemein wie die Mullwürfe bey uns, wirft nur kleine Haufen auf und muß den größten Theil ſeines Lebens unter dem Schnee zubringen. Naturgeſch. des Maulwurfs. 1778. S. 30. Taf. 1. Pennants vierfüß. Thiere II. 547. T. 47. F. 2.

Von dieſem ſonderbaren Thier hörte man lange nichts mehr, bis Desmareſt wieder ein Exemplar davon bekam. Es hatte um den Rand der langen Schnauze 20 knorpelige, aber bewegliche Spitzen, wovon die 2 obern und untern etwas verwachſen waren. Der Hals geht, wie beym Mullwurfe, in den Kopf und Leib über. Die 5 kurzen Zehen ſind ebenfalls in eine Tatze verwandelt. Die Hinterfüße länger und dünner, der Schwanz faſt $^1/_3$ ſo lang als der Leib; die Augen klein und in den feinen Haaren verſteckt, wie die muſchelloſen Ohren. Es iſt kleiner als der Mullwurf, nur 4 Zoll lang, Vorderfuß 6 Linien, hinterer 10, Schwanz 20, Umfang des Naſenſterns 5. Journal de Physique 1819. tab. 2. (Jſis 1823. S. 658. T. 8.) Jſt auch gemein in Pennſylvanien und Neu-Jerſey. Harlan, Fauna americ. p. 38.

Nach Godman hat der Schwanz während des Lebens keine Knoten, ſondern bekommt dieſelben erſt nach dem Tode durch Vertrocknen. Bey den Männchen wird er zur Ranzzeit ſo dick wie ein kleiner Finger. Etwas ſonderbares ſind die Schuppen an den Füßen. Am Ellenrande ſteht eine Reihe von etwa 9 hornigen Schuppen bis zum erſten Gelenk der Ohrzehe; eine andere Reihe beginnt auf dem Rücken dieſer Zehe; ſie werden gegen die Mittelhand breiter und mondförmig; zwiſchen beiden liegt eine viel kleinere Reihe; eben dergleichen Schuppenreihen finden ſich auf den andern Zehen; die ganze Oberfläche des Hinterfußes iſt mit kleinen, ſchwärzlichen und runden Schuppen bedeckt, wie Vogelzehen. Der ſehr weite Gehörgang iſt $^1/_2$ Zoll lang, hat zwar keine Muſchel, aber Bock und Gegenbock, und

liegt faſt hinten im Kopf. Journ. ac. Philad. V. pag. 109. (Iſis 1834. 475.)

Noch 2 andere Gattungen, die langſchwänzige (Talpa longicaudata) und die dickſchwänzige (Cond. macroura), ſind in Richardſons Fauna boreali americ. I. 1829. Nro. 7 et 83. tab. 24. beſchrieben (Iſis 1832. S. 70 und 171.); beide haben ebenfalls einen Stern um die Naſe, aber nur von 18—21 Strahlen. Sie kommen im höhern Norden vor, jenſeits des 49.°.

B. Scheermäuſe mit dreyeckigen oder halbierten Backenzähnen.

4. G. Die Gold-Mullwürfe (Chrysochloris)

ſehen aus wie die Mullwürfe, haben aber eine kurze und dicke Schnauze, vorn nur 3 Zehen mit großen Klauen; Gebiß ganz abweichend; die Backenzähne wie halbiert, ſchmal und dreyeckig, an der Zahl 5; davor 3 Lückenzähne, 1 Eckzahn, wovon der untere größer, überall 2 Nagzähne. Kein Schwanz.

1) Der gemeine (Talpa aurea, asiatica)

iſt etwas kürzer, aber dicker als der gemeine Mullwurf, 4½ Zoll lang; Pelz braun und goldglänzend. Man glaubte ehemals, mit Unrecht, er wäre in Sibirien zu Hauſe.

Führt am Vorgebirg der guten Hoffnung eine Lebensart wie unſer Mullwurf. Seba I. Taf. 32. Fig. 4. 5. Buffon XV. S. 145. Taupe dorée. Schreber III. 562. Taf. 157. Brown, Illustr. tab. 45. Lichtenſteins Säugthiere Taf. 41. Fig. 1.

Sparrmann gibt ihm eine Länge von 6 Zoll, einen kurzen, mit Haaren bedeckten Rüſſel, hinten 5, vorn 4 Zehen, weil nehmlich an der äußern Seite der 3 größeren Zehen mit den krummen Klauen noch eine kleine Zehe vorhanden iſt, welche man überſehen hat. Die Färbung ſpielt ſehr ſchön zwiſchen grün, braun und goldgelb. Auf die von Pallas (Glires 154.) aufgeworfene Frage, ob dieſes Thier Augen habe, antwortete Sparrmann bejahend; ſie liegen mitten zwiſchen den Naslöchern und den Ohren, ſind aber ſo klein, daß man ſie an den in Weingeiſt aufbewahrten Thieren erſt bemerkt, wenn man die Kopfhaut ab-

zieht. Die Ohren inwendig eng, auswendig ziemlich weit, aber ohne Muſchel. Reiſe 497.

5. G. Die Stachel-Delber (Centetes)

ſind igelartige Thiere mit kurzen Füßen und Stacheln, ohne Schwanz; können ſich aber nicht kugeln, und ſtimmen im Gebiß auffallend mit dem Gold-Mullwurf überein; die 5 Backenzähne nehmlich wie halbiert und dreyeckig; davor nur ein Lückenzahn, ein großer Eckzahn und drey Schneidzähne jederſeits; ſie haben eine lange Schnauze, ſehr kurze, rundliche Ohren, überall 5 Zehen mit ſtarken Grabklauen, welche jedoch nicht katzenförmig ſind.

Sie finden ſich bloß auf Madagascar, in der Nachbarſchaft des Waſſers, wälzen ſich gern im Schlamm, graben ſich Höhlen, und ſchlafen darinn Monate lang, und zwar, wie man behauptet, während der heißen Jahrszeit. Sie verlieren dabey die Haare. Ihr fettes Fleiſch wird von den Einwohnern gegeſſen, obſchon es weichlich und fad iſt. Sie vermehren ſich ſehr ſtark. Sie lieben das Waſſer, und halten ſich länger darinn auf, als im Trockenen. Man fängt ſie in kleinen Canälen, worein das Meerwaſſer tritt. **Couche**, Relation du voy. 1651. pag. 127. **Flaccourt**, voy. à Madagascar. 1661. 4. 152. Recueil des voyages de la Comp. des Indes de Hollande p. 412.

1) Der große (Erinaceus ecaudatus, spinosus), Tanrec,

iſt ſo groß als der Igel, 8 Zoll lang, hat ſteife Stacheln nur auf dem Kopf, dem Nacken und den Schultern; oben 6 und unten nur 4 ausgekerbte Schneidzähne.

Dieſes iſt die größte Gattung, und hat eine längere und ſpitzigere Schnauze, faſt wie bey den Ameiſenbären; auch ziemlich deutliche Ohrmuſcheln. Die Stacheln ſind in der Mitte ſchwarz, unten und an der Spitze gelblich, die längſten, 1 Zoll, bilden einen Buſch auf dem Kopf; der Rücken, das Kreuz und die Seiten ſind mit ebenſo gefärbten Borſten bedeckt, wovon die längſten auf dem Rücken über 1 Zoll betragen. Dazwiſchen ſtehen gelbliche und ſchwarze Haare, wovon manche 2 Zoll lang ſind. Auf Schnauze, Kehle, Bruſt, Bauch und Füße harte und feine Haare von gelblicher Farbe, röthlich auf den Füßen. Von

der Schnauzenſpitze bis zum Auge $1\frac{1}{2}$ Zoll, von da bis zum Ohr $\frac{1}{2}$; keine Spur von einem Schwanz. Man hat dieſes Thier auf der Inſel Moritz einheimiſch gemacht. Buffon XII. S. 438. Taf. 56. Schreber III. 584. Taf. 165. Das Skelet bey Meckel, Beytr. z. vergl. Anat. I. 34. T. 4. F. 1.

2) Der borſtige (E. setosus), Tendrac,

iſt nicht viel größer als ein Mullwurf, hat kürzere Schnauze und Ohren als der vorige, oben und unten 6 gekerbte Schneidzähne, und iſt, wie der Igel, ganz mit Stacheln bedeckt, wovon die längſten 7 Linien haben, aber biegſam ſind, weiß an der Spitze und Wurzel, röthlich in der Mitte; der Kopf, die Kehle, der Bauch und die Füße ſind mit weichlichen, dünnen und harten Haaren bedeckt.

Dieſes kleine Thier mißt 6 Zoll bis zu dem ſehr kurzen, mit Stacheln bedeckten Schwanz, auf der Schnauze einige gelbe Haare 2 Zoll lang; überall 5 Zehen; von der Schnauzenſpitze bis zum Auge 11 Linien, und von da bis zum Ohr 3. Buffon XII. T. 57. Schreber 583. Taf. 164. Meckel Fig. 2. Skelet.

Nach J. Desjardins ſind die jungen Thiere von einigen Monaten auf der Inſel Moritz 4 Zoll lang, und haben auf braunem Grund gelbliche Bänder, die mit der Zeit verſchwinden; das Thier wird rothbraun. Sie werfen 15—18 Junge, und halten vom Juny bis November Winterſchlaf, obſchon es nicht kalt wird. Die Neger eſſen ſie gebraten ſehr gern. Iſis 1834. S. 1111.

3) Es gibt auch eine noch kleinere Gattung, der geſtreifte (C. semispinosus),

welche man für das Junge des Tanrecs gehalten hat; ſie iſt nicht größer als ein Mullwurf, und hat auf dem Rücken 3 weißliche Längsſtreifen. Die Stacheln und Borſten ſtehen unter einander; Schneidzähne überall 6; dünn und gebogen. Buffon, Suppl. III. tab. 37. Sonnerats Reiſe nach China II. 146. Schreber 584. T. 165.*

8. Zunft. Die Spitzmäuſe oder Müger

ſind kleine Thiere mit weicher, ſpitziger Schnauze, kleinen Augen und Ohren, und mit 5 getrennten Zehen, die ihnen mehr zum Laufen als Scharren dienen; ſie haben 3 viereckige Backenzähne mit Spitzen, mehrere kleine Lückenzähne, zweifelhafte Eckzähne und große Vorderzähne wie große Nagzähne. Madenfreſſer.

Auch hier iſt es merkwürdig, daß in den heißen Ländern ſehr wenige Spitzmäuſe vorkommen, ſondern meiſt nur einige abweichende Formen, welche nicht unter der Erde, ſondern im Freyen, ſelbſt auf Bäumen wohnen. Uebrigens freſſen alle Würmer, Inſecten, Engerlinge und Maden von Schnaken, welche häufig unter der Erde leben. Man könnte ſie daher vorzugsweiſe Madenfreſſer nennen. Sie laſſen ſich, nach ihrem Aufenthalt, in unterirdiſche und oberirdiſche eintheilen; jene zeichnen ſich durch eine beſonders ſpitzige Schnauze aus.

A. Unterirdiſche Spitzmäuſe: nicht größer als Mäuſe oder Ratten, mit kurzen und feinen Haaren bedeckt; Schnauze ſehr ſpitzig. Sie genießen bloß thieriſche Nahrung.

1. G. Die Biſam-Spitzmäuſe (Mygale)

ſind große Thiere, wie Ratten, mit einem langen Rüſſel und nackten, zuſammengedrückten Schuppenſchwanz; die 5 Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden; keine Ohrmuſcheln; 3 vierſpitzige Backenzähne, davor 5 Lückenzähne und 2 einfache Zähnchen, wie Eckzähne; überall 2 große Nagzähne, und zwiſchen den untern 2 kleine Schneidzähne.

1) Die gemeine (S. moschatus, moscoviticus), Desman, iſt größer als die Wanderratte, 9 Z. lang, Umfang 7, Schwanz 7, Kopf 2³/₄, Gewicht 1 Pfund; oben dunkelbraun, unten weißlich.

Die genauere Kenntniß von dieſem Thier haben wir, wie von vielen andern, Pallas zu verdanken, obgleich es ſchon einigermaaßen dem Geßner (Quadrup. 697 et 732.), dem Cluſius (Exotica 375. Fig.) und einigen Andern bekannt war. Buffon hat nur den Balg abgebildet; J. G. Gmelin hat es ſchlecht beſchrieben (Novi Comment. petrop. IV. p. 383.) und abgebildet

(V. T. 13.); Güldenſtädt hat es etwas beſſer gemacht in den Berl. Beſchäftigungen III. S. 107. T. 2.

Dieſes Thier hat in der ganzen Geſtalt, dem Pelz und dem ſtark zuſammengedrückten Schwanze große Aehnlichkeit mit dem Ondatra; findet ſich aber nicht in America, ſondern in Rußland, zwiſchen der Wolga und dem Don, gegen das caſpiſche Meer bis zum 57.° Nordbreite, und zwar ſehr häufig, nicht aber in Sibirien und öſtlich dem Jaik; ſey wieder in Lappland, woher Maupertuis ein Stück nach Paris gebracht habe. Es heißt in Schweden Desman Ratta (Desman bedeutet nehmlich Biſam). Es hat zweyerley Haare, kurze und linde Wollhaare, aſchgrau mit braunen Spitzen, und Stachelhaare 8 Linien lang und grau; Schwimmhäute an den Vorder- und Hinterfüßen, welchen letztern ſie bey Ondatra fehlen. Der Rüſſel iſt knorpe-pelig, platt, ſehr beweglich und mit vielen Schnurrhaaren beſetzt; der Schwanz an der Wurzel dünner, hinten faſt ſchwerdförmig zuſammengedrückt und ganz mit Schuppen bedeckt; unter deſſen Wurzel liegen 2 Reihen Drüſen, welche eine gelbliche Flüſſigkeit abſondern, die ſtark nach Zibeth riecht. Man legt daher ſolche Schwänze zwiſchen Pelzwerk, um die Motten zu vertreiben. Will es Regenwetter geben, ſo wird der Geruch beſonders merklich.

In Rußland heißt das Thier Wychuchol. Es gräbt ſich in den Ufern ſchief aufſteigende Röhren, mit dem Eingang unter dem Waſſer, ſchwimmt häufig herum, und ſchnuppert mit dem langen Rüſſel im Schlamm nach Inſecten und Blutegeln. Angegriffen läßt es eine quiekende Stimme hören, und vertheidigt ſich durch Beißen. Es wird von den Welſen und Hechten gefreſſen, wodurch aber ihr Fleiſch einen unangenehmen Geruch bekommt und ungenießbar wird. Aldrovand S. 448. Fig. Buffon X. S. 12. T. 2. Pallas, Reiſe I. S. 156. Lepechins Reiſe I. S. 178. Taf. 13. Schreber III. 567. Taf. 159.

Es bringt die größte Zeit ſeines Lebens im Waſſer zu, geht nie auf die Oberfläche der Erde, außer wenn Ueberſchwemmung es aus ſeinen unterirdiſchen Gängen treibt. So bald das Eis

aufgeht, ſieht man es in den Seen und Altwaſſern um das Schilf und die Wurzeln des Geſträuchs am Ufer unter dem Waſſer herumſpazieren, ſich hin- und herwenden, mit ſchneller Bewegung des Rüſſels Gewürm ſuchen, und oft um zu athmen an die Oberfläche kommen. Bey heiterem Wetter ſpielen ſie oben auf dem Waſſer oder ſonnen ſich am Ufer. Man kann ſie dann leicht mit Netzen fangen. Im Herbſt gibt es am meiſten, weil dann die Jungen ausgewachſen ſind.

Sie lieben vorzüglich ſtehendes oder langſam fließendes Waſſer mit hohen Ufern, worinn ſie ihre Höhlen bequem graben können; dieſe fangen vom Waſſer an, gehen allmählich in die Höhe, mehr als 20 Schuh lang, öffnen ſich aber nicht daſelbſt; ſie leben darinn einzeln oder zu zweyen, auch wenn das Waſſer gefroren iſt, erſtarren aber nicht, ſondern werden den ganzen Winter hindurch in Reußen und Netzen erſtickt gefangen. Die Fiſcher ſagen deßhalb, man könne es nicht lebendig erhalten; deßgleichen, es fräße die Wurzeln und Blätter von Calmus und Seeroſen: allein im Magen findet man nichts als Blutegel, Schnaken, Waſſermotten nnd andere Larven.

Das unbeholfen ſcheinende Thier iſt doch faſt beſtändig in Bewegung, beſonders der Rüſſel, den es nach allen Seiten krümmt, um alles damit zu betaſten; alle Sinne ſcheinen darinn concentriert zu ſeyn. Das Gehör iſt dagegen nicht ſcharf und die Augen ſehr klein, haben jedoch Lieder. Im Trockenen wird es ſehr unruhig und ſucht zu entkommen; gießt man ihm Waſſer ein, ſo zeigt es ſeine Luſt daran, ſchmatzt, wäſcht den Rüſſel, ſchnuppert darinn herum. Von ſelbſt läßt es keine Stimme hören, gereizt aber pfeift es wie eine Spitz- oder Fledermaus und ſucht zu beißen. Ins Waſſer geworfene Regenwürmer faßt es wie mit einem Finger und ſchiebt ſie ins Maul.

Läßt man das unruhige Thier gehen, ſo wälzt es ſich unaufhörlich von einer Seite auf die andere, und indem es ſich auf die Hände und Sohlen der einen Seite ſtützt, kratzt und kämmt es ſich mit denen der andern ſo geſchwind als möglich mit zitternder Bewegung. Die Sohlen ſind wunderbar gelenkig und können ſelbſt die Lenden erreichen. Der Schwanz dage-

gen bewegt ſich wenig und iſt faſt immer wie eine Sichel gebogen.

Das Waſſer wird bald vom Unrath und dem Geruch der Schwanzdrüſen ſtinkend und muß oft erneuert werden. Des Abends begibt ſich das Thier zur Ruhe und liegt dann mit zuſammengezogenem Leibe, die Vorderfüße auf einer Seite, den Rüſſel nach unten gebogen, faſt unter den Arm, den Schwanz halbkreisförmig gebogen und auf der flachen Seite liegend. Aber auch im Schlafe iſt es unruhig und wechſelt oft den Platz. Sie leben übrigens ſelten in der Gefangenſchaft über 3 Tage, weil ſie beym Fangen entweder halb erſtickt waren oder ſonſt rauh behandelt worden. Im Winter werden meiſtens Männchen, ſelten Weibchen gefangen, im Sommer auch nur wenig Männchen. Sie müſſen viele Junge werfen, weil ſie 8 Ernährungsorgane haben, und weil ſie überhaupt ſehr zahlreich ſind und die Felle nur mit 1 oder 2 Kreuzer bezahlt werden. Man braucht ſie zu Verbrämungen der Kappen und Hauskleider wegen ihrer Aehnlichkeit mit Fiſchotter und Biber. **Pallas**, Acta petrop. 1781. III. p. 314. tab. 3. 5. nebſt Anatomie.

2) In der neuern Zeit hat man auch eine kleinere an den Pyrenäen entdeckt (Mygale pyrenaica)

faſt ſo groß wie ein Mullwurf, gegen 4 Zoll lang, Schwanz etwas länger, anfangs rund, am Ende zuſammengedrückt; oben hellbraun, an den Seiten bräunlichgrau, unten grau und ſilberglänzend; die Klauen noch einmal ſo lang als bey der vorigen Gattung. Schneidzähne 6; Eckzähne 2; Seitenzähne 14; unten 8, 2, 12. **Geoffroy**, Ann. Mus. XVII. 193. tab. 4. fig. 1. Mém. Mus. I. p. 311. tab. 15. fig. 10.—12. Schädel.

2. G. Die eigentlichen Spitzmäuſe (Sorex), Musaraigne; Musette; Shrew,

ſind nicht größer als Mäuſe, haben auch einen langen, behaarten Schwanz und deutliche Ohrmuſcheln, 3 Backenzähne mit 4 Spitzen, und davor einen und den andern Lücken- oder Eckzahn, oben ein kleiner Kornzahn, überall 2 lange Nagzähne und dahinter noch 3 oder 4 kleine Schneidzähne jederſeits, und an

den Seiten eine Drüſe unter ſteifern Haaren, woraus ihr eigenthümlicher Geruch kommt.

Sie unterſcheiden ſich von den Mäuſen vorzüglich durch ihren langen magern Kopf und den ſpitzigen beweglichen Rüſſel, die ſehr breiten Ohren, welche durch einen Deckel, den ſogenannten Gegenbock, verſchloſſen werden können (bey den Fledermäuſen bildet der Bock den Deckel); ſie ſind nackt bey den Erdſpitzmäuſen und behaart bey den Waſſerſpitzmäuſen; ſie treten auf ihre langen Sohlen auf, haben überall 5 geſpaltene Zehen mit kurzen ſpitzigen Klauen.

Pallas hat zuerſt bey der indiſchen Spitzmaus eine Drüſe in den Lenden entdeckt, unter einem beſondern Haarwirbel (Acta petrop. 1781. II. p. 343); Geoffroy St. Hil. hat ſie bey der gemeinen genauer beſchrieben und abgebildet. Die Haare ſtehen über dieſer Drüſe gegen einander, und bilden eine Art Naht. Es wird darinn der nach Biſam riechende Stoff abgeſondert, welcher den Katzen ſo zuwider iſt. Beym Mullwurf liegt an derſelben Stelle eine Drüſe mit Ausführungsgängen. Geoffroy hat auch bey jungen Spitzmäuſen gefunden, daß in dem großen Zwiſchenkiefer der Landſpitzmäuſe 8 Schneidzähne, der Waſſerſpitzmäuſe 10 ſtecken, alſo ſo viel wie bey den Beutelratten; bey den letztern iſt auch der Schwanz behaart und zuſammengedrückt, bey jenen rund, ſchuppig und ziemlich nackt. Mém. Mus. I. 1815. 299. tab. 15.

Sie finden ſich in allen Ländern der alten Welt, vorzüglich der nördlichen Erdhälfte, und graben lange Gänge, ziemlich flach in der Erde, wie die Feldmäuſe, jedoch gern in der Nähe des Waſſers; am liebſten nehmen ſie Beſitz von Maus- und Mullwurfslöchern. Da ſie von Gewürm leben, ſo kommen ſie, außer der Paarungszeit, ſelten heraus. Indeſſen freſſen ſie alle Arten von Fleiſch, ſelbſt Speck und zehren in kurzer Zeit eine todte Maus, Spitzmaus oder kleinen Vogel auf. Sie ſind überhaupt ſehr gefräßig und ertragen den Hunger nicht lang. Pflanzenſtoffe, wie Obſt, Wurzeln, Samen, Brod u. dergl. rühren ſie nicht an. Ihre Füße ſind ſchwach und die Zehen getrennt, wie bey den Mäuſen, daher wenig tauglich zum Graben. Sie

können 6—10 Junge ernähren. Sie müſſen eigentlich als nützliche Thiere betrachtet werden. Mehrere neue Gattungen wurden aufgeſtellt von Daubenton, Hermann, Brehm in Ornis II. S. 25. von Wagler in der Iſis 1832. S. 53. 1218, und von Duvernoy in Mém. soc. de Strasbourg II. 1835. 1. tab. 1—3.

1) Die kleinſte (S. pygmaeus, minutus, exilis)

iſt das kleinſte aller Haarthiere, nicht 2 Zoll lang, wovon der Kopf faſt die Hälfte beträgt; der Schwanz mehr rund und an der Wurzel verdünnt. Der Pelz fällt mehr ins Braune als die gemeine; Zahnſpitzen braun.

Pallas hat ſie in Sibirien entdeckt, wo ſie an ähnlichen Orten, wie die gemeine, lebt; ſie läuft und wühlt jedoch geſchwinder, und macht unter Baumwurzeln ein Neſt von Moos, worein ſie Samen trägt. Später hat ſie Gloger auch in Schleſien entdeckt. Pallas Reiſen II. 664. Laxmann, ſibiriſche Briefe 72. Schreber III. 577. T. 161. B. Gloger in Leopold. Verhandl. XIII. 2. 1827. 483. T. 25.

2) Die gemeine (S. araneus), Musaraigne, Musette; Toporagno; Shrew; Näbbmus,

iſt nur $2^1/_2$ Zoll lang, der Schwanz $1^1/_2$; die Ohren ziemlich groß, weit und nackt; Färbung mausgrau, mehr ins Braune, unten aſchgrau; Schwanz etwas viereckig, ſchwach behaart, Zähne weiß. Es gibt auch ganz weiße und geſchäckte.

Sie findet ſich in ganz Europa, Rußland und Nordamerica, meiſt in der Nähe der Dörfer, beſonders in der Nähe des Waſſers, unter Miſthaufen, aber auch auf den Feldern, beſonders im Klee, und ſelbſt auf Bergen, des Winters in Ställen und Scheuern, wo ſie Gewürm, Inſecten und Fleiſch frißt, aber nicht, wie man behauptet, auch Körner. Sie gräbt ſich Gänge unter der Erde mit Rüſſel und Pfoten, verſteckt ſich aber auch in andere Mauslöcher, unter Steinhaufen, Moos u. dergl., hat eine feine pfeifende Stimme, wirft im April und wieder im Juny 5—6 Junge, und kann 6 ernähren. Sie hat einen unangenehmen Biſamgeruch; deßhalb wird ſie von den Katzen zwar todt gebiſſen, aber nicht gefreſſen. Sie ſelbſt kann, wegen des kleinen

Mauls und der liegenden Zähne, nicht beißen, iſt auch nicht giftig, wie das gemeine Volk glaubt. Sie heißt bey Plinius Mus araneus (Spinnenmaus, wahrſcheinlich wegen der dünnen Glieder); bey den Griechen Mygale (Katzenmaus). Geßner 747. Daubenton, Mém. ac. 1756. p. 203. tab. 5. fig. 1. Buffon VIII. T. 10. F. 1. Schreber III. 573. T. 160. Hermann, Obs. pag. 49. Geoffroy, Ann. Mus. XVII. d. 174. tab. 2. fig. 2.

Eine ganz ähnliche, etwas kleinere Spitzmaus hat man zu Dutzenden in den ägyptiſchen Gräbern einbalſamiert gefunden. Is. Geoffroy in Catalogue des Antiquités par Passalacqua. 1826. p. 294. Sor. religiosus.

Man unterſcheidet von der gemeinen die ſogenannte weiß-zähnige (S. leucodon);

ſie iſt etwas größer, oben braun, der Bauch, ſo wie auch die Seiten weiß; die Zähne ſind nur in der Jugend weiß, nachher werden die Spitzen braun. Hermann, Obs. p. 49. Schreber T. 159. D.

3) Die Waſſer-Spitzmaus (S. fodiens, daubentonii, carinatus)

iſt größer, 3 Zoll lang, der Schwanz faſt 2 und etwas zu-ſammengedrückt; oben bräunlichſchwärzlich, unten weiß; der Schwanz graulich und faſt nackt; hinter den Augen ein weißer Fleck; ſie hat 10 Ernährungsorgane. Vorderzähne zimmetbraun.

Sie iſt nicht ſo häufig als die gemeine, wohnt vorzüglich in Uferhöhlen in ganz Europa und Nordaſien, aus welchen ſie nur des Morgens und Abends geht, und mit ihren ſteifen Haar-franzen an den Zehen in den Bächen und Teichen herumſchwimmt, um Waſſer-Inſecten, kleine Krebſe und Fiſche zu fangen; frißt auch Fleiſch. Sie wirft dreymal 4—6 blinde und faſt nackte Junge in einem Neſt aus Laub und Gras. Daubenton, Mém. de l'Acad. 1756. p. 211. tab. 5. fig. 2. Buffon VIII. T. 11. F. 1. Hermann, Obs. p. 46. S. carinatus. Schre-ber III. 571. T. 161. Brehm, Ornis II. 1826. S. 30.

Man unterſcheidet auch die mit dem viereckigen Schwanz (S. tetragonurus),

von der Größe der gemeinen, dunkelbraun, unten graulich, die Haare des Schwanzes bildet eine Art Pinſel, Zahnſpitzen braun. In manchen Gegenden häufiger als die gemeine, und ziemlich an denſelben Orten und mit derſelben Lebensart. Hermann, Observ. 48. Schreber T. 159. B. Geoffroy, Ann. Mus. XVII. p. 177. tab. 2. fig. 3.

4) In Indien gibt es eine ſo groß wie eine Ratte (S. myosurus);

4—5½ Zoll lang, der Schwanz die Hälfte; Färbung mausgrau, oder braungrau, Schwanz rund und wenig behaart, Ohren groß und nackt, Zähne weiß. Sie iſt, wegen ihres ſtarken Biſamgeruches, ein ſehr läſtiges Thier in den Häuſern von Oſtindien, in welche ſie manchmal aus den Feldern zieht; ſie kommt auch ganz weiß vor; 6 Ernährungsorgane. Pallas, Acta petrop. 1781. 2. p. 337. tab. 4. fig. 1. 2. Seba I. T. 31. F. 7. T. 47. F. 4. II. T. 63. F. 5. Buffon, Suppl. VII. p. 281. tab. 71. Geoffroy St. Hil., Ann. Mus. XVII. pag. 185. tab. 3. fig. 2. 3. Mém. Mus. I. p. 309. tab. 15. fig. 1. 2. S. indicus. Fr. Cuvier, Mamm. lib. 40. Is. Geoffr., Mém. Mus. XVI. 1828. 137. t. 4. f. 3. S. giganteus; Mondjourou.

Daſſelbe Thier ſcheint am Vorgebirg der guten Hoffnung vorzukommen (S. capensis), wo es ſich in den Kellern aufhält, Eßwaren angreiſt, und durch ſeinen Geſtank läſtig wird. Geoffr., Ann. Mus. XVII. 84. tab. 4. fig. 2.

Sie ſcheint ſogar durch ganz Africa verbreitet zu ſeyn: denn man hat ſie unter den einbalſamierten Thieren bey Sakhara, Theben und Memphis in Aegypten gefunden. Olivier, Voyage III. 164. tab. 33. fig. 1. Der Kopf über 1 Zoll lang, ½ breit, oben 2 große Schneidzähne, 3 Eckzähne und 4 Backenzähne, wovon der hintere kleiner, unten 2 lange Schneidzähne, 2 Eckzähne und 3 Backenzähne; Pelz braunroth. — Geoffr. in Passalacqua Antiquités 233. Dieſe Sammlung befindet ſich jetzt bekanntlich in Berlin. Im Oberkiefer findet ſich jederſeits ein Nagzahn, dahinter, in einem Abſtand, ein ebenfalls großer Zahn, wie ein Eckzahn, dann 2 kleine Lückenzähne und 3 große Backenzähne;

unten iſt vorn ein liegender Nagzahn, dahinter 2 kleine Schneidzähne; die andern unſichtbar.

3. G. Die Rüſſel-Spitzmaus (Rhinomys, Macroscelides)

iſt ein erſt neuerlich am Vorgebirg der guten Hoffnung entdecktes Thier, welches ſich vorzüglich durch ſeine langen, zum Hüpfen eingerichteten Hinterbeine von den andern Spitzmäuſen unterſcheidet; der Rüſſel iſt ſehr dünn und lang, die Ohren groß und rund, die Augen mäßig, der Schwanz lang und beſchuppt, überall 5 Zehen, jederſeits 3 Schneidzähne, dahinter 2 Lückenzähne, und dann 5 Backenzähne.

Der Character liegt in der Naſe.

1) Die gemeine (Rh. jaculus, M. typus)

iſt faſt 5 Zoll lang, der Schwanz $3^1/_4$; Färbung braun mit fuchsrothem Schimmer, unten weißlich, die Ohren faſt nackt.

Findet ſich im offenen flachen Lande, in den Wäldern der Cafferey und im Innern der Cap-Colonie unter der Erde, zeigt ſich aber untertags unter dem Gebüſch, und hüpft hurtig herum. Lichtenſteins Säugthiere T. 38. A. Smith in Zool. Journ. IV. 1829. p. 433. (Iſis 1831. S. 1360.)

Dieſes Thier iſt ſchon bey Petiver abgebildet T. 23. F. 9. unter dem Namen Sorex araneus maximus capensis. Ein Exemplar maß 5 Zoll, der Schwanz 4, Kopf 2, Vorderfüße $1^1/_2$, hintere $2^1/_4$, die Ohren 8 Linien. Das Thier ſcheint am beſten zwiſchen der Biſam-Spitzmaus und der gemeinen zu ſtehen. Iſid. Geoffroy, Iſis 1834. 1096.

B. Ueberirdiſche Spitzmäuſe.

ſind ziemlich groß und haben eine weniger zugeſpitzte Schnauze; ſie gehen meiſtens auf der Erde herum und klettern ſelbſt auf Bäume.

4. G. Die Kletter-Spitzmäuſe (Cladobates), Tupaia,

ſehen aus wie Eichhörnchen und haben einen langen, behaarten Schwanz, große Augen und Ohren, überall 5 Zehen, mit zuſammengedrückten Klauen; drey viereckige Backenzähne, davor 4 Lückenzähne, einen kleinen Eckzahn, oben 2 aufrechte, unten 6 liegende Nagzähne; vier Ernährungsorgane.

Man hat dieſe, bloß in Oſtindien vorkommenden, ſehr niedlichen, wie Haſelmäuſe ausſehenden Thierchen in frühern Zeiten für Eichhörnchen angeſehen, weil ſie ſehr hurtig auf den Bäumen herumklettern; in der neuern Zeit haben aber der Gouverneur Raffles, Horsfield und Diard entdeckt, daß ihr Gebiß mit dem der Spitzmäuſe übereinſtimmt. Huſchke, über daß Gebiß in der Iſis. 1827. S. 758. T. 10.

Sie heißen auf den Molucken Tupai und man kennt bis jetzt 3 Gattungen. Rumph nennt ſie ſchon Tupe, und ſagt von ihnen, daß ſie die Cocospalmen beſtiegen. Herb. amb. I. (Okens Lehrbuch der Botanik. Weimar I. 1. S. 998.)

1) Die graue (Cl. javanica), Bangsring,

iſt 6 Zoll lang und ebenſoviel der Schwanz, braun und grau gedüpfelt, unten grau mit einem weißen Strich auf jeder Schulter.

Es lebt ausſchließlich auf Java. Es iſt ein ſehr lebhaftes Thierchen, von niedlicher Geſtalt und ſchlanken Gliedern, welches den breiten Schwanz wie eine Feder auf den Rücken legen kann. Die Ohren haben etwas Eigenthümliches in Bau und Geſtalt, mit einer Art Deckel oder Bock; ſie ſtehen weit hinten am Anfang des Nackens. Die Hinterfüße ſind etwas länger und ſtärker; alle Füße treten auf die nackten Sohlen; die Klauen ſcharf und zuſammengedrückt und krumm; der Schwanz ſo lang als der Leib und zweyzeilig behaart; der Pelz dicht und ſeidenartig; oben braun, etwas mit Grau gemiſcht, unten ſchmutzig weiß. Länge 6 Zoll 5 Linien, Schwanz deßgl.; Kopf 1 Zoll 9 Linien. Vorderfüße 2 Zoll, hintere $2^1/_2$. Es finden ſich weder Drüſen an den Seiten des Leibes, noch am Schwanze. Dieſe Thiere haben überhaupt viel Aehnlichkeit mit dem Maki, welchen man Tarſius nennt. Das Thier lebt in den Wäldern von Blambangan auf Bäumen und ſoll von Früchten und Nüſſen leben. Horsfield, Zool. Researches in Java Nro. 3. 1822. fig. (Iſis 1824. 1. S. 339. T. 4.)

2) Die rothe (Cl. ferruginea), T. press,

iſt 6—8 Zoll lang, der Schwanz etwas kürzer und rundlich; Pelz roſtroth, unten weißlich; Schwanz graulichbraun.

Dieſes niedliche, kleine Thierchen heißt malayiſch Tupay-Press und wurde zuerſt zu Penang auf Sumatra zahm in einem Hauſe bemerkt, dann aber auch wild gefunden zu Singapore und in den Wäldern von Benculen, wo es von den Früchten des Kayo Gadis u.ſ.w. lebt. Es hat den Schwanz und das ganze Ausſehen eines Eichhörnchens, aber den geſtreckten Kopf und das Gebiß einer Spitzmaus, von welcher es ſich übrigens noch durch ſein luſtiges Weſen und die großen an das Licht gewöhnten Augen unterſcheidet: denn es lebt nicht unter der Erde und läuft nicht bey Nacht herum. Das zahme lief in und auf dem ganzen Haus herum, und verfehlte nie zum Frühſtück und Mittageſſen zu kommen, wo es Milch bekam. Raffles, Linn. Trans. XIII. 1821. 256. (Iſis 1824. 2. Litt. A. 145.) Horsfield III. Fig. Iſis 1824. 1. 348. T. 4. Fréd. Cuvier, Mamm. livr. 36.

3) Die braune (Cl. tana)

gleicht dem vorigen, iſt aber etwas größer, 9 Zoll lang, der Schwanz 7, der Kopf ziemlich ſpitzig, oben röthlichbraun und ſchwarz gedüpfelt, unten und ein Strich auf jeder Schulter roſtroth, ebenſo der flache Schwanz.

Es findet ſich auf Sumatra, heißt daſelbſt Tupai Tana, hält ſich auf dem Boden auf, klettert jedoch auch auf Bäume. Raffles, Linn. Trans. XIII. 257. (Iſis 1824. 2. Litt. A. 145.) Horsfield, Zool. Researches III. fig. (Iſis 1824. 1. S. 346. T. 4.)

5. G. Die Igel (Erinaceus, Echinus), Hérisson; Riccio; Hedge-Hog,

ſind dicke, gedrungene Thiere mit ziemlich kurzer Schnauze und ganz mit Stacheln bedeckt und von einem ſtarken Hautmuskel umgeben, wodurch ſie ſich kugeln können; Schwanz kurz, überall 5 Zehen, 3 viereckige Backenzähne, hinten mit einem Kornzahn, davor 3 Lückenzähne; 2 Nagzähne und oben jederſeits dahinter noch 2 kleinere Schneidzähne; 10 Ernährungsorgane.

Sie finden ſich bloß in den gemäßigten Ländern der alten Welt, nicht in America und ſelten auf der ſüdlichen Erdhälfte, wohnen in Erd- und Baumlöchern, gehen nur bey Nacht

aus und freſſen Inſecten, Engerlinge, Schnecken, Eyer und Früchte, werden im Spätjahr fett und halten Winterſchlaf.

1) Der gemeine (E. europaeus)

iſt 9 Zoll lang und hat ebenſoviel im Umfang; der Schwanz 9 Linien, die Ohren kurz und rundlich, der äußere Naſenrand gekerbt; die Stacheln 1 Zoll lang, in der Mitte braun, am Ende gelblichgrau. Kopf, der ganze Hinterleib und die Füße und Schwanz mit weißlichen Haaren bedeckt; Augen ſchwarz.

Der Igel und das Stachelſchwein ſind die einzigen Haarthiere in Europa, deren Rücken mit Stacheln bedeckt iſt; er geht in Aſien bis an den Jaik, findet ſich aber nicht in den kältern Ländern. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ſind Hecken und Zäune, Steinhaufen in den Feldern und Felsſpalten; des Winters ſchläft er in hohlen Bäumen. Untertags hält er ſich verborgen und läuft des Nachts langſam herum, um Inſecten, Engerlinge und Würmer zu ſuchen, nach denen er mit der Naſe gräbt; er frißt auch Fröſche, Vögel, Mäuſe, Aas, Früchte und Obſt, welches herunter fällt: denn er kann nicht auf Bäume klettern, wie manche behauptet haben. Er iſt ein unſchuldiges Thier, welches verfolgt ſich zu verſtecken ſucht, überraſcht aber ſich ſo zuſammenkugelt, daß er ringsum ſeine Stacheln entgegen kehrt. Er öffnet ſich, wenn man ihn ins Waſſer wirft; auch ſoll er ſeinen ſtinkenden Urin laſſen, wodurch ſeine Feinde abgehalten werden. Die Hunde bellen ihn daher nur an, wagen es aber nicht, ihn zu faſſen. Im Frühjahr paaren ſie ſich ganz wie andere Thiere und werfen im Juny und wieder im Auguſt 4—8 weiße Junge ohne Stacheln in ein Neſt von Moos unter Geſträuch. Man kann ſie leicht zahm halten, indem ſie in Ställen, Scheuren und Gärten die Mäuſe wegfreſſen; in den Stuben riechen ſie zu unangenehm. Man kann ſie faſt mit allem füttern, was vom Tiſch abfällt; mit Brod, Kleyen, Obſt, Fleiſch, roh und gekocht. Mit ihren Jungen eingeſperrt freſſen ſie dieſelben manchmal auf, was übrigens die meiſten Thiere thun, ohne Zweifel aus Zorn. Sie werden gewöhnlich von den Landleuten aus purem Muthwillen getödtet, während ſie doch als nützliche Thiere geſchont werden ſollten, weil ſie viel Ungeziefer wegfreſſen.

Weder ſein Fell, noch ſein Fleiſch ſind zu brauchen. Man unterſcheidet Hund- und Schweinigel, aber ohne Grund. Es iſt merkwürdig, daß ſie, nach Pallas, eine Menge ſpaniſche Fliegen verſchlucken können, ohne Schaden. Nach Plinius haben die Römer das Igelfell zum Karden der wollenen Tücher gebraucht, wofür wir jetzt die Kardendiſtel (Dispacus fullonum) anwenden. Der Handel mit den Igelfellen gieng damals ſo ſtark, daß man ſich Reichthum damit erwerben konnte, ja ſelbſt Senatsbeſchlüſſe darüber gefaßt wurden. Lib. VIII. 56. Geßner 368. Seba I. T. 49. F. 1. 2. Buffon VIII. T. 6. Knorr, Deliciae II. tab. K. fig. 3. Schreber III. 580. T. 162. Anatomie bey Perrault, Mém. de l'académie 1699. III. tab. 41; der Hautmuskel in Himly.

Lenz hat beym Igel merkwürdige Eigenſchaften entdeckt, welche man früher nicht gekannt, ja nicht vermuthet hätte. Obſchon er überhaupt ſehr furchtſam iſt, und ſich bey der geringſten Gefahr zuſammenkugelt, ſo zeigt er doch in gewiſſen Fällen einen ungewöhnlichen Muth. Als zu einem Igel, der ſeine Jungen ſäugte, mehrere Hamſter in eine Kiſte kamen, ſo gieng er ſogleich auf denjenigen los, der in einem Eck, ſeinem Lieblingsplatze, war. Er nahete ſich, mit der Naſe tief am Boden, die Kopfſtacheln voran, und gab demſelben, obſchon er wüthend fauchte und um ſich biß, bald Stiche damit, bald Biſſe mit den Zähnen, während er ebenfalls fauchte und trommelte; abwechſelnd griff er auch die andern an, ſo daß ſie, um ihr Leben zu retten, entfernt werden mußten. Viel merkwürdiger ſind aber ſeine Kämpfe mit der Kreuzotter. Es wurde ihm eine, welche kurz vorher eine Maus getödtet hatte, Ende Auguſts in die Kiſte gethan, während er ſeine Jungen ſäugte. Er roch ſie bald, ſtand auf und beſchnupperte ſie ganz unbehutſam vom Schwanze bis zum Kopfe, wobey er mehrere Biſſe in die Schnauze bekam, und endlich ſelbſt in die Zunge, weil er ſeine Wunden leckte. Er ließ ſich dadurch gar nicht ſtören, packte endlich, nachdem ſie ſich an ſeinem Stachel blutig gebiſſen hatte, ſchnell ihren Kopf, zermalmte ihn, ſammt Giftzähnen und Giftdrüſen, fraß die ganze vordere Hälfte des Leibes,

ſäugte dann wieder ruhig ſeine Jungen, und fraß des Abends das Uebrige auf, ohne alle Folgen, ſelbſt ohne Geſchwulſt. Zwey Tage nachher that er daſſelbe, mit denſelben Verletzungen und mit demſelben Erfolg. Später geſchah es noch mehrmal. Er fängt immer mit dem Kopf an, während er denſelben bey den giftloſen nicht berückſichtiget; wahrſcheinlich, weil dieſe ihn nicht beißen, und daher an demſelben nicht blutig werden. Jemand, der einen Igel tödten wollte, gab ihm Blauſäure, dann Arſenik, Opium und endlich Sublimat; alles vergebens: er iſt mithin ein giftveſtes Thier. Schlangenkunde 1832. 272. Naturgeſch. I. 72.

2) Im ſüdlichen Rußland und in Aegypten findet ſich der langöhrige (E. auritus),

der ſich nur durch die längern Ohren unterſcheidet. Pallas, Novi comm. petrop. XIV. 1. 1769. 573. tab. 21. fig. 4. S. Gmelin, ibid. 519. tab. 16. Schreber III. 582. T. 163. Geoffroy, Egypte XXIII. 191. tab. 5. fig. 3.

9. Zunft. Fledermäuſe.

Nackte Flughaut zwiſchen den Füßen, dem Schwanz und den ſehr verlängerten Vorderzehen. Fliegenfreſſer.

Dieſe Thiere ſehen, mit Ausnahme der Flughaut, ganz wie Mäuſe aus, haben einen ebenſo feinen Pelz, ähnliche Hinterfüße, aber viel größere, meiſt ſpitzige Ohren mit einem Deckel, nur 2 Ernährungsorgane auf der Bruſt, wodurch ſie an die Affen erinnern, und ein anderes Gebiß; die 3 Backenzähne ſind viereckig und vierſpitzig mit einem Abſatz; davor ein Lückenzahn, ein großer Eckzahn und mehrere kleine Schneidzähne; der vordere Daumen iſt kurz und hat eine krumme Klaue zum Aufhängen, was ſie jedoch gewöhnlich, und beſonders im Schlaf, mit der hintern Zehen thun, welche alle kurz ſind.

Sie finden ſich in allen Climaten, in heißen wie in gemäßigten, wo ſie Winterſchlaf halten; ſie fehlen jedoch im höhern Norden. Untertags halten ſie ſich verborgen in Felſen- und Baumhöhlen, in den Löchern der Thürme, alter Burgen,

unter den Dächern, beſonders in der Nähe der Schornſteine, weil ſie die Wärme lieben. In der Dämmerung fliegen ſie ſehr hurtig, ſcheinbar in unbeſtimmten Richtungen und ziemlich niedrig herum nach Fliegen, ſo daß man ſie füglich Fliegenfreſſer nennen könnte. Wo ſie häufig ſchlafen, findet wan den Boden hoch mit ihrem Unrath bedeckt. Derſelbe beſteht faſt ganz aus unverdauten Leibesringeln und Flügeldecken von Inſecten. Es gibt auch einige, welche Blut ſaugen, und andere mit ſtumpfen Zähnen, die Obſt freſſen; beide nur in heißen Ländern. Sie werfen nur 2 Junge im May und tragen dieſelben, an ihren Ernährungsorganen hängend, ſelbſt im Fluge mit ſich herum. Sie machen daher kein Neſt.

Ihre Flughaut und ihre nackten Ohrmuſcheln ſind ſo empfindlich, daß ſie auch im finſtern Zimmer und mit geblendeten Augen allen Gegenſtänden, ſelbſt geſpannten Schnüren, ausweichen, ohne Zweifel, weil ſich der Widerſtand der Luft ändert. Spallanzani hat darüber viele Verſuche gemacht, und deßhalb den Fledermäuſen einen eigenen ſechsten Sinn zugeſchrieben. Allein die Sache wird hinlänglich durch den Gefühlſinn begreiflich: ſelbſt die Menſchen merken es bey Nacht, wann ſie den Kopf bald an eine Wand ſtoßen. Auf den Boden ſetzen ſie ſich nie von ſelbſt. Bringt man ſie aber untertags dahin, ſo ſchlagen ſie ihre Flughaut zuſammen, krabbeln kümmerlich fort, klettern irgendwo hinauf und ſuchen ſich ſodann durch den Flug zu retten.

Ihr Nutzen beſteht darinn, daß ſie viele Schmetterlinge und Schnaken vertilgen; das Fell wird nicht gebraucht und auch nicht das Fleiſch, mit Ausnahme der pflanzenfreſſenden.

Bey den Alten ſtanden die Fledermäuſe unter den Vögeln wie die Walfiſche unter den Fiſchen.

Linne ließ ſie alle in einem Geſchlechte ſtehen, Briſſon ſonderte die pflanzenfreſſenden davon ab, und Geoffroy endlich trennte ſie in viele Geſchlechter. (Annales Mus. VI. XV. XX. Egypte XXIII. p. 91.)

A. Die fleiſchfreſſenden

ſind klein und haben ſcharfe Backenzähne.

Sie finden ſich in allen Welttheilen und leben ausſchließlich von Inſecten, die ſie bloß im Fluge wegſchnappen und nicht auf der Erde ſuchen. Sie ſind dabey außerordentlich geſchickt, ſtürzen oft 20 Schuh hoch herunter und fangen ſie ſicher weg. Iſt das Inſect zu groß, wie ein Maykäfer u. dergl., ſo biegen ſie den Kopf mit ihm nach unten, bringen den Schwanz entgegen und ſchieben es weiter ins Maul hinein. Sie fliegen oft weit nach den Wäldern, um Inſecten zu holen, manche auch auf dem Waſſer herum nach Schnaken u. dergl. Sie ſind ſehr gefräßig und Kuhl hat bemerkt, daß eine 13 Maykäfer und eine andere 70 Mucken verſchluckte. Er hat über die deutſchen Gattungen eine große Abhandlung geſchrieben in den neuen Annalen der Wetterauer Geſellſchaft I. 1818. S. 11.

Es kommt bey den Fledermäuſen eine Abweichung im Bau vor, welche ſich bey keinem andern Thiere findet. Bey vielen nehmlich iſt an der Naſengegend eine Grube im Schädel, die Naslöcher ſelbſt ſind aufgeriſſen, und die Naſenflügel oder die Scheidwand iſt in Windungen oder in Blätter ausgewachſen. Auch dieſe Theile tragen zur Vermehrung des Gefühlſinns bey, und erinnern, ſo wie die andern Häute, an die fliegenden Inſecten, denen ſie entſprechen. Die Ohren weichen ebenfalls ſehr ab. Die Muſchel iſt nicht bloß nackt und ſehr groß, ſondern es ſind auch bisweilen beide über der Stirn mit einander verwachſen. Das Ohr-Eck oder der ſogenannte Bock iſt bey den meiſten ſehr verlängert, und ſchließt das Ohr wie ein Deckel. Den verlängerten Vorderzehen fehlt die Klaue mit Ausnahme der pflanzenfreſſenden.

a. Die Naslöcher in einer Grube.

Bey den Fledermäuſen erkennt man die Entwickelungsſtuffen nach den Sinnorganen ſehr deutlich.

1. Die Haut-Fledermäuſe können ihre Haut durch Oeffnungen im Munde ſo aufblaſen, daß ſie den ganzen Leib wie ein Luftballon umgibt. Nycteris.

2. Die Zungen-Fl. haben eine lange, rinnenförmige und vorn mit Wärzchen beſetzte Zunge, womit ſie Blut ſaugen; ſind alſo blutdürſtige Thiere, wie die Hunde und Katzen. **Phyllostoma.**

3. Die Naſen-Fl. haben einen langen, beweglichen Rüſſel, wie die Schweine. **Rhinostoma**

4. Die Ohren-Fl. haben eine gewöhnliche Schnauze, und Ohren meiſtens größer als der Kopf. **Vespertilio.**

5. Die Augen-Fl. unterſcheiden ſich von allen andern durch ſehr große Augen, mäßige Ohren und Pflanzennahrung. **Pteropus.**

A. Die Naslöcher in einer Grube.

Sind größtentheils ausländiſch.

1. G. Die Haut- oder Ballen-Fledermäuſe (**Nycteris**)

haben auch eine Grube über der Naſe, von einer Hautfalte umgeben, aber die Naslöcher ſelbſt ſind einfach, große, nicht verwachſene Ohren, oben 4, unten 6 gekerbte Schneidzähne; Eckzähne 1, Backenzähne überall 4; die Flughaut zwiſchen den Hinterbeinen ragt weit über dieſelbe hinaus, und umhüllt den langen Schwanz, deſſen hinterer Wirbel geſpalten iſt; das Fell hängt nicht an den Muskeln, und kann durch Löcher im Maul aufgeblaſen werden.

Die Schneidzähne ſind, ihrer Zahl nach, wie bey der gemeinen Fledermaus, oben 4, unten 6, aber hier ſo klein, daß man ſie kaum erkennt, und oben nicht paarweiſe, ſondern in einer Reihe dem Zwiſchenkiefer eingefügt. Das letztere iſt ſehr klein, aber beweglich, je nachdem ſich die Oberlippe hebt oder ſenkt. Die Naſenknorpel ſind jederſeits geſtaltet wie ein Nadelknopf, und können die engen Naslöcher ſchließen, was ihnen an ihren ſtinkenden Aufenthaltsorten vortheilhaft ſeyn mag. Das merkwürdigſte bey dieſen Thieren iſt aber, daß ſie, wie die Vögel, Luft in das Zellgewebe unter der Haut treiben können. Das geſchieht aber nicht durch die Lungen, ſondern durch eine Oeffnung, 1 Linie weit, jederſeits im Munde. Die Haut hängt nehmlich ganz locker am Fleiſch, und erhebt ſich durch die eingeblaſene Luft, beſonders auf Bauch und Rücken, ſo ſtark, daß das Thier wie eine Kugel ausſieht, und gleich einem Ballon in der Luft herumſchwebt. Der letzte Schwanzwirbel iſt geſpalten,

was auch bey keinem andern Thier vorkommt. Geoffroy, Ann. Mus. XX. p. 11. Egypte XXIII. 132.

1) Die ſenegaliſche (V. hiſpidus)

iſt 1½ Zoll lang, Schwanz und ſeine Spannhaut eben ſo viel; Färbung rothbraun, unten weißlich. Sie finden ſich am Senegal. Daubenton, Mém. Acad. 1759. 387. Campagnol volant. Buffon X. S. 88. T. 20. F. 1. 2. Schreber I. 169. T. 56.

2) Die ägyptiſche (Nyct. thebaica)

iſt zwey Zoll lang, die Ohren größer als bey der vorigen, Pelz weniger lang und dicht, oben hellbraun, unten aſchgrau. Findet ſich in Aegypten, in der Nähe von Theben. Geoffroy, Ann. Mus. XX. tab. 1. Egypte XXIII. 132. tab. 1. fig. 2.

Leſchenault hat auch eine ſolche in Java entdeckt; ſie iſt etwas größer und roth. Geoffr., Ann. Mus. XX. tab. 1.

2. G. Die Zungen-Fledermäuſe oder Blattnaſen (Phyllostoma)

haben meiſt eine wurmförmige, vorſchießbare Zunge mit Warzen am Ende, ein aufrechtes Blatt quer vor der Naſe, getrennte Ohren mit einem gezähnelten Deckel, 4 Schneidzähne oben und unten; an allen Fingern nur zwey Glieder, am Mittelfinger drey; auch ein Nagelglied am Mittelfinger. Vampyre.

Ihr Kopf iſt dick und gleicht einem ſtumpfen Kegel; der Unterkiefer etwas länger, Unterlippe mit Warzen beſetzt. Die Naſe hat an ihrem Ende einen häutig knorpeligen Fortſatz, von welchem der eine Theil in Geſtalt eines nach hinten geöffneten Hufeiſens auf der Naſe aufliegt, und die Naslöcher umſchließt, der andere blattförmige von der Scheidwand der Naslöcher ſenkrecht emporſteigt. Die Ohren groß, getrennt, nackt und mit einem am äußern Rande gezähnelten Deckel verſehen. Die 2 äußern obern Schneidzähne fallen gern aus. Die fleiſchige und ausdehnbare Zunge iſt an ihrem vordern Drittel mit Wärzchen beſetzt, welche in einem ſich nach vorn öffnenden Halbkreiſe ſtehen und wahrſcheinlich das Saugen befördern. Sie iſt ſehr ſchmal und lang, und läßt ſich heraus-

ſchieben, faſt wie bey den Ameiſenbären. Am dritten Finger findet ſich das Nagelglied, aber ohne Nagel. Sie kommen bloß im heißen America vor und ſaugen warmblütigen Thieren das Blut aus, freſſen jedoch gewöhnlich Inſecten. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 163.

Schon Peter Martyr ſagt kurz nach der Entdeckung von America, daß es auf der Meerenge von Darien Fledermäuſe gebe, welche Menſchen und Thieren während des Schlafs das Blut bis zur Erſchöpfung, ja bis zum Sterben, ausſögen. Oceani dec. tert. lib. VI.

Der Pater Gumilla erklärt die Fledermäuſe für eine ſo grauſame und traurige Plage, daß man ſie müſſe erfahren haben, um es zu glauben. Es gebe zweyerley, ſo groß wie in Spanien und andere von ¾ Ellen Flugweite. Beyde ſind geſchickte Blutſauger, welche die ganze Nacht herumziehen, um Menſchen und Vieh das Blut auszuſaugen. Wenn die erſtern ſich nicht bedecken, was in ſo heißen Ländern ſehr beſchwerlich iſt, ſo werden ſie ſicher von ihnen geſtochen; ſelbſt in den Häuſern, wenn ſie ſich mit dem Mosquito-Schleyer bis an die Stirn bedecken, werden ſie an dieſer entblößten Stelle gebiſſen. Trifft es zufällig auf eine Vene, ſo gehen ſie aus den Armen des Schlafs in die des Todes über, wegen des großen Blutverluſtes. Der Stich iſt ſo fein, daß man ihn nicht empfindet, und überdieß ſchlagen dieſe Thiere immer mit ihren Flügeln und kühlen dadurch den Schlafenden. Hist. nat. de l'Orénoque. 1758. III. 100.

Azara beſaß viele von dieſen Thieren. Sie unterſcheiden ſich von den andern dadurch, daß ſie Blut ſaugen und auf der Erde faſt ſo geſchwind laufen wie eine Ratte. Bisweilen beißen ſie den ſchlafenden Hühnern Kamm und Bartlappen auf und ſaugen ihr Blut; dieſe ſterben ſodann, weil die Wunden krebsartig werden. Sie beißen auch Pferde, Maulthiere, Eſel und Hornvieh; gewöhnlich an den Keulen, Schultern und am Hals, weil ſie ſich daſelbſt leicht an die Mähne oder den Schwanz hängen können. Selbſt der Menſch iſt vor ihren Angriffen nicht ſicher, worüber ich ſelbſt Zeugniß ablegen kann: ich wurde viermal in die große Zehe gebiſſen, während ich im Freyen unter

einem Schopfe ſchlief. Die Wunden, welche ich nicht fühlte, waren rund oder elliptiſch, 1 oder $1^1/_2$ Linien weit, drangen aber nicht durch die Haut, und man erkannte deutlich, daß ſie nicht durch einen Stich gemacht wurden, ſondern durch Abreißen eines kleinen Biſſens. Außer dem Blut, welches ſie ſogen, betrug das nebenbey abgefloſſene Blut eine halbe Unze in demjenigen Fall, in welchem ich am meiſten verloren hatte. Bey Pferden und Rindern ergießen ſich 3 Unzen, und da ihre Haut dicker iſt, ſo müſſen wahrſcheinlich die Wunden größer und tiefer ſeyn. Das Blut kommt weder aus Venen, noch Arterien, weil die Wunde nicht ſo tief dringt, ſondern aus den Haargefäßen. Obſchon meine Wunden einige Tage lang ſchmerzten, ſo waren ſie doch ſo unbedeutend, daß ich nichts darauf that. Deßhalb und weil es die Fledermäuſe nur in denjenigen Nächten thun, wo ſie keine anderen Lebensmittel finden, fürchtet ſich hier niemand, obſchon man ſagt, daß ſie durch ihren Flügelſchlag ihr ſchlafendes Opfer abkühlen und im Schlaf erhalten wollten.

Die Länge iſt nur $2^3/_4$ Zoll, die Flugweite 16. Schwanz fehlt. Färbung braun, unten etwas heller, das Ohr ſpitzig, 8 Linien hoch; die Schnauze ſpitzig, darauf eine Haut, oben in 2 Spitzen getheilt, worinn die Naslöcher liegen; zwiſchen den beiden Spitzen entſpringt eine andere Haut, welche in der Mitte eine Vertiefung hat, und deren Ränder oben ſich nicht ſpitzig, ſondern rund endigen; hinter dieſem Naſenblatt iſt noch jederſeits eine Hautfalte. Quadr. II. 273.

De la Condamine ſagt: die Fledermäuſe, welche den Pferden, Maulthieren und ſelbſt den Menſchen das Blut ausſaugen, wenn ſie ſich im Schlafe nicht bedecken, ſind eine den meiſten heißen Ländern Americas gemeine Plage: es gibt ſehr große; ſie haben zu Borja und an andern Orten das Rindvieh, welches die Miſſionäre eingeführt hatten, ganzlich vertilgt. Voyage à la Rivière des Amazones 1745. p. 171.

Dobritzhofer ſagt: Die Fledermäuſe in Paraguay, welche die europäiſchen ſowohl an Menge als Größe ohne Vergleich übertreffen, fallen den Pferden nicht nur beſchwerlich, ſondern ſind ihnen auch ſehr ſchädlich. Sie flattern am zahlreichſten auf

den Feldern herum, ſetzen ſich auf das Pferd, und während ſie mit ihrem Gebiß ſeinen Rücken zerfleiſchen, fecheln ſie mit ihren Flügeln ein ſanftes und gelindes Lüftchen an, was dem Pferde ſo wohl thut, daß es darüber gleichſam einſchlummert und ohne ſich zu ſträuben, ſein Blut ausſaugen läßt. Beſtreut man die Wunde nicht ſogleich mit warmer Aſche, ſo ſchwillt ſie auf und ſchwäret nach und nach aus, ſo daß etwas Giftiges in dem Biſſe ſtecken muß. Ebenſo pflegen ſie in den Landhäuſern, die lange nicht bewohnt waren, ſehr oft den Menſchen im Schlafe das Blut auszuſaugen. Die Empfindung des Schmerzens wiſſen ſie mit dem Plätſchern ihrer Flügel zu mildern, und die meiſten Gebiſſenen werden die von den fliegenden Blutſaugern an ihnen gemachte Operation erſt dann inne, wann ſie früh beym Aufwachen das Bett überall mit Blut beſpritzt finden. Abiponer 1783. I. 304.

Stedman erzählt: Ich wachte im September im Lager des Morgens um 4 Uhr auf und war ſehr erſchrocken, als ich fand, daß ich in geronnenem Blute lag, obſchon ich keine Schmerzen fühlte. Ich lief ſogleich mit einem brennenden Stück Holz zum Wundarzt, um Hilfe zu ſuchen, wo es ſich ergab, daß ich von einem Vampyr oder fliegenden Hund (Perro-volador) geſtochen war. Es iſt eine ungeheure Fledermaus, welche ſchlafendem Vieh und Menſchen das Blut ausſaugt und bisweilen den Tod verurſacht. Sie nähert ſich, auf ihren großen Fittichen ſchwebend, den Füßen, und beißt oder ſticht vielmehr ein Loch in die große Zehe, daß kaum eine Nadel hinein geht und gar kein Schmerz empfunden wird. Dennoch ſaugt ſie ſo viel Blut, daß ſie es wieder erbrechen muß, und das wiederholt ſie ſo oft, daß ſie kaum davon fliegen kann, und ihr Opfer nicht ſelten aus dem natürlichen Schlaf in den ewigen hinüber geht. Das Vieh ſticht ſie gewöhnlich an den Ohren, und in eine Stelle, wo das Blut ſogleich fließt, wahrſcheinlich an eine Schlagader. Der Wundarzt legte mir Tabacksaſche auf; ich wuſch mich, ſo wie meine Hangmatte, unter der viel geronnenes Blut war, welches der Wundarzt auf 14 Unzen ſchätzte. Nachher gelang es mir, einen dieſer Vampyre zu tödten; er hatte 32 Zoll Flug-

weite, und es ſoll welche geben von 3 Schuh, obſchon ſie denen auf Madagascar nicht gleichen. Er war dunkelbraun, heller auf dem Bauch; auf der Naſe eine aufrechte, glänzende, runzelige und ſpitzige Haut; ſtatt des Schwanzes nur eine Sehne in der Spannhaut; die Ohren lang, rund und durchſichtig, oben 4, unten 6 Schneidzähne; der Daumen und die Finger dienen dem Thier zum Klettern und ſich an Bäume, Felſen und Dächer zu hängen, wo es ſchläft. Später, wo er von Kriegsſtrapatzen faſt erſchöpft war, wurde er noch dazu 2 Nächte hinter einander ſo vom Vampyr ausgeſogen, daß er das Bewußtſeyn in ſeiner Hangmatte verlor. Endlich ſah er im Hornung einen Weißen, welcher das Geſicht in einer Nacht vom Stich des Vampyrs verloren hatte, gibt aber nicht an, wo er geſtochen worden iſt. Voyage en Surinam II. 1799. 330. 369. 422.

Rengger hat in Paraguay 13 Gattungen kennen gelernt, welche zu 5 Geſchlechtern (Dysopes, Phyllostoma, Glossophaga, Noctilio et Vespertilio) gehören. Sie ſind daſelbſt nächtliche Thiere wie bey uns, halten ſich verſteckt in alten Gebäuden, hohlen Bäumen, Felsſpalten, zwiſchen den breiten Blättern der Palmen und Bananen, meiſt in Geſellſchaften von 20—1000 Stück, mit Ausnahme der Blattnaſen, welche nur einzeln herumflattern und wirklich den Pferden, Rindern, Hirſchen und Rehen das Blut ausſaugen, obſchon ſie auch, wie alle andern, Inſecten freſſen, beſonders Moskiten und Eintagsfliegen, daher ſie in Menge an der Oberfläche des Waſſers hin- und herfliegen; die Doggen-Fledermäuſe mehr in den Feldern nach Motten und Käfern, die Blattnaſen aber am Rande der Wälder, wo ſie zwar ebenfalls ſehr geſchickt Inſecten fangen, aber in den nördlichen Waldungen, wo das Paraguaykraut geſammelt wird, den ſchlafenden Saumthieren das Blut ausſaugen und dadurch ſehr ſchädlich werden. Rengger hat ſelbſt wohl hundertmal die Verletzungen an Pferden, Mauleſeln und Ochſen unterſucht, ohne über die Art, wie ſie hervorgebracht werden, zur Gewißheit zu kommen. Die beynahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich 1/4 Zoll im Durchmeſſer und eine Tiefe von 1—2 Linien, geht aber nicht durch die Haut hindurch bis auf die

Muskeln; auch bemerkt man keinen Eindruck von Zähnen und der Rand iſt ſehr aufgelockert, wie von einer Waſſergeſchwulſt: daher vermuthet er, daß ſie zuerſt durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie es durchs Auffetzen der Schröpfköpfe geſchieht; dann, wann ſie angeſchwollen iſt, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung machen und dadurch ihre ausdehnbare, zum Saugen gebaute Zunge einbohren, wodurch das trichterförmige Ausſehen der Wunde entſteht.

Daß dieſe Fledermäuſe während des Saugens mit ihren Fittigen fechelten, iſt ganz unmöglich: ſie ſetzen ſich auf die Thiere nieder und müſſen daher die Flügel einziehen; auch wählen ſie, um ſich leichter veſthalten zu können, die behaartern oder die flachen Theile der Thiere, und bringen daher den Pferden vorzüglich am Halſe, auf dem Widerriſt und um die Schwanzwurzel, eben ſo den Mauleſeln; den Ochſen auf den Schulterblättern und an der Wamme die Wunden bey. An ſich haben ſie nichts Gefährliches: da aber zuweilen 4—6 und noch mehr Fledermäuſe in der nämlichen Nacht ein Saumthier anſaugen, und manchmal mehrere Nächte hinter einander, ſo werden dieſe durch den Blutverluſt geſchwächt, um ſo mehr, da immer noch 2—3 Unzen nachfließen. Oft legen auch die Fliegen ihr Geſchmeiß hinein, wodurch aus den Wunden große Geſchwüre werden. Es iſt merkwürdig, daß die Fledermäuſe auch in dieſem Lande eine Art Winterſchlaf halten, jedoch nur auf 4—8 Tage, jedesmal, ſo oft der Südwind weht und das Thermometer gegen 0 ſinkt. S. 66.

Es gibt mehrere Gattungen, wovon aber folgende die gemeinſte iſt.

1) Die gemeine (Vesp. spectrum)

iſt 6 Zoll lang, rothbraun, das Naſenblatt trichterförmig, kein Schwanz. Seba I. Taf. 58. Fig. 1. Schreber I. 159. T. 45. 45*. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 174. t. 11. f. 4. 5. Kopf.

Andere haben einen wirklichen Schwanz in der Flughaut.

2) Die Speernaſe (V. hastatus)

iſt $4^1/_2$ Zoll lang, Schwanz $^2/_3$; Flugweite 23 Zoll, Pelz

braun; das Naſenblatt mäßig, oval und zugeſpitzt; Ohr 8 Linien lang; Deckel die Hälfte und lanzettförmig; oben 2, unten 4 Schneidzähne; die Zunge ohne Warzen; Nägel am Mittel= und Ohrfinger. Buffon XIII. 226. T. 33. Fer de lance. Schreber T. 46. und 46. A. Geoffroy, Ann. Mus. XV. p. 177. tab. 11. fig. 2. 7—9.

Dieſes iſt die größte Gattung in Guyana, im nördlichen Braſilien und ſcheint mit der gemeinen (V. spectrum) oft verwechſelt zu werden.

Sie heißen in Braſilien Guandirá und ſind wahrſcheinlich Marcgraves Andira aca (213.) und von Piſo (290.); ſie fliegen in der Dämmerung zwar nicht ſchnell, aber hoch und kräftig umher und gleichen dann den Eulen in der Größe; oft kommen ſie in die Stuben und verurſachen ein lautes Geräuſch an den Wänden. Untertags verbergen ſie ſich in der Nähe der Wohnungen zwiſchen den Blattſtielen der Cocospalmen, in den Wäldern aber in hohlen Bäumen und belaubten Baumkronen. Der Prinz Max v. Wied hat in ihrem Magen Ueberreſte von verſchiedenen Inſecten gefunden, aber nie Spuren von genoſſenem Blut: dennoch iſt es gewiß, daß ſie, wie manche andere Gattung, den Thieren das Blut ausſaugen. Er hat zwar nie eine ſolche Fledermaus wirklich beym Saugen überraſcht, wohl aber bey Mondſchein und in der Dämmerung beobachtet, wie ſie in Menge ihre graſenden Laſtthiere mit ſtarkem Flügelgeräuſch umflatterten; die letztern ertrugen es ruhig, am folgenden Morgen aber waren ſie an den Schultern bis auf die Hufe mit Blut bedeckt und manchmal von dem Blutverluſt wirklich abgemattet. Die Oeffnung wird vom langen Eckzahn gemacht, der ſehr wohl ein Blutgefäß verletzen kann; auch hört das Blut lang nach der Verwundung nicht auf zu fließen. Es ſcheint, daß die nackte, vortretende und mit Wärzchen beſetzte Unterlippe eine Art Saugrinne bildet, und daher den Thieren bey dieſer Operation ſehr nützlich iſt. Daß übrigens die Verwundung, welche ſie verurſachen, ſo ganz leiſe und ſchmerzlos nicht abgehen könne, wie manche Schriftſteller behaupten, zeigt die Oeffnung, welche der große Zahn verurſacht und die Menge des verlorenen Bluts.

Davon, daß ſie auch ſchlafende Menſchen verwundeten, ohne ſie zu erwecken, hat er weder ſelbſt etwas beobachtet, noch auch nur gehört. Die Maulthiertreiber thun nichts auf die Wunde und überlaſſen die Heilung bloß der Natur; da er übrigens nie Blut im Magen fand, ſo kann ihnen dieſe Nahrung nur ſelten zu Theil werden. Ihre Stimme ſoll ein bloßes Ziſchen ſeyn. Beytr. II. 179. Abb. Heft XV.

b. Die Langzüngler (Glossophaga)

haben einen langen kegelförmigen Kopf mit einer dünnen Schnauze und einem kleinen Naſenblatt; ihre Zunge iſt ſehr lang, walzig und nach dem Tode hervorhängend, oben mit einer Rinne, wodurch wahrſcheinlich eine wirkliche Saugröhre gebildet werden kann.

1) Der gemeine (Gl. amplexicauda)

iſt nur 2 Zoll lang und der Schwanz nur 2 Linien. Flugweite 10 Zoll. Das Naſenblatt 2 Linien und ſpießförmig und hinter den Naslöchern 2 rundliche Erhöhungen; Ohrdeckel ſehr klein und zugeſpitzt; Pelz rußfarben, unten heller. Die Zunge läßt ſich 1 Zoll weit aus dem Maule ziehen und hat eine hornartige Spitze mit Widerborſten wie bey den Spechten, wahrſcheinlich, um die Inſecten, welche man in ihrem Magen findet, aus engen Höhlen ziehen zu können. Sie hat oben eine Rinne, welche wahrſcheinlich als Saugröhre dient.

Sie finden ſich in Braſilien und ſcheinen ſich in hohlen Bäumen aufzuhalten. Wied II. 208. Geoffroy, Mém. mus. IV. 418. tab. 18. A. Spix S. 67. T. 36. F. 4.

2) Die Gattung, welche am längſten bekannt iſt, findet ſich in Surinam und den Caribäen, und iſt die kleinſte von allen (V. soricinus);

Länge nur 2 Zoll; Flugweite 8 Zoll; Ohren 4 Linien; Schwanz 1½. Naſenblatt herzförmig; Färbung braun, unten heller. Pallas, Spicilegia fasc. III. 1767. tab. 3. 4. Edwards T. 201. F. 1. Schreber S. 161. T. 47. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 179. tab. 11. fig. 1. Mém. Mus. IV. 418.

3. G. Die Naſen-Fledermäuſe oder Faltennaſen (Rhinolophus)

haben eine gewöhnliche Zunge; um die Naſengrube mehrere Falten; am Zeigfinger nur ein, an den andern nur zwey Glieder.

a. Die Leyernaſen (Megaderma)

haben auf der Naſe ein ſehr großes, verſchieden geſtaltetes, aufrechtes Blatt, nebſt einem wagrechten und einem dritten in Geſtalt eines Hufeiſens; ſehr große, vorn mit einander verwachſene Ohren mit einem großen, oft geſpaltenen Deckel; Zunge und Lippen ohne Warzen; eine ſehr große Flughaut zwiſchen den Hinterbeinen, aber keinen Schwanz; unten 4 Schneidzähne, oben keine.

Sie finden ſich bloß in Africa und Oſtindien, und ſtehen zwiſchen den Blattnaſen und den Hufeiſennaſen; ihr Naſenblatt iſt mehr zuſammengeſetzt als bey den erſtern, aber weniger als bey den letztern, von denen ſie ſich noch durch die Anweſenheit des Ohrdeckels und den Mangel des Schwanzes unterſcheiden, und alſo darinn mit den Blattnaſen übereinſtimmen, aber ihre Zunge iſt kurz, ohne Furche und Warzen, und kann mithin nicht zum Saugen dienen, wie auch nicht die Lippen, welche behaart ſind und ohne Warzen; auch fehlt ihrem Mittelfinger das Nagelglied. Ihre abgeſonderten Häute ſind größer als bey andern, beſonders die Fittige, welche faſt ſo breit als lang ſind und bis an die Zehen der Hinterfüße reichen; die ungeheuern Ohren wachſen auf der Stirn mit einander zuſammen. Das Naſenblatt hat am Grunde noch ein anderes, welches ſeitwärts ſich in Läppchen theilt, für die Oeffnung der Naslöcher; dagegen iſt der Zwiſchenkiefer, wie es ſcheint, faſt gänzlich verſchwunden, wie bey den Hufeiſennaſen; obere Schneidzähne wurden noch gar nicht entdeckt; unten 4, überall ein Eckzahn, oben ein Lücken- und drey Backenzähne, unten zwey Lücken- und drey Backenzähne. Die Backenzähne haben lauter Spitzen, und laſſen faſt vermuthen, daß dieſe Thiere lieber Fleiſch als Inſecten freſſen.

1) Die gemeine (M. lyra)

iſt 3 Zoll lang, Kopf 1, und eben ſo groß die Ohren; Naſenblatt 4 Linien. Färbung braunroth, unten fahl.

Findet ſich in Oſtindien. Das Naſenblatt hat die Geſtalt einer Leyer, oben mit 3 Spitzen; es hat nehmlich in der Mitte eine Längsleiſte, und die beiden Ränder ſind nach vorn gebogen, ſo daß 2 Höhlen oder Fächer entſtehen; die Ohren ſind abgerundet, der Deckel ausgeſchnitten. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 190. tab. 12, das ganze Thier und das Gebiß.

2) Das Kleeblatt (M. trifolium)

iſt 3 Zoll lang, Kopf 1, und eben ſo die Ohren; Naſenblatt oval, 3 1/2 Linien, Ohrdeckel dreylappig, wie ein Kleeblatt, Pelz lang und mausgrau. Findet ſich auf Java. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 193. tab. 12. Kopf.

3) Die Herznaſe (V. spasma)

iſt gegen 4 Zoll lang, Flugweite 12, Kopf 1 Zoll, und eben ſo groß die Ohren. Das Naſenblatt 3 Linien. Die Ohren geſpalten; Ohrdeckel herzförmig; Färbung röthlich, Stirn rothbraun.

Sie finden ſich in Oſtindien, vorzüglich auf der Inſel Ternate. Seba I. T. 56. F. 1. Glis volans. Gronov, Zoophyl. I. pag. 7. Nro. 27. Pallas, Spic. III. p. 7. Schreber I. 158. T. 48. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 195. tab. 12.

b. Die Hufeiſen-Naſen (Rhinolophus)

ſind klein, und haben um die Naſe liegende Häute und Kämme in Geſtalt eines Hufeiſens; Ohren getrennt, breit, ohne Deckel; Schwanz lang, reicht bis ans Ende der Flughaut; oben 2, unten 4 Schneidzähne.

Sie finden ſich in Europa, Africa und Aſien.

Dieſe Fledermäuſe unterſcheiden ſich durch mehrere Eigenthümlichkeiten von den andern, namentlich durch den Mangel des Ohrdeckels von allen Inſectenfreſſern, und durch die aufgeriſſene Naſe, worinn ſie zwar mit den ſogenannten Blattnaſen und Leyernaſen übereinſtimmen, aber mehr gefaltete Blätter haben. Die Naslöcher ſtehen nehmlich in einer Grube, deren Hautränder ſich wie eine Ohrmuſchel erheben, wodurch vielleicht die Gerüche aufgefangen werden, wie bey den Ohren die Töne. Der vordere Theil dieſer Hautmuſchel zeigt die Geſtalt eines Hufeiſens, der hintere dagegen erhebt ſich als zwey Quer-

blätter von verſchiedener Geſtalt. Dieſe Vertiefung der Naſe wirkt ſo ſehr auf den Zwiſchenkiefer, daß er nur als zwey bewegliche Blättchen übrig bleibt, die nicht mehr als 2 ſehr kleine Vorderzähne faſſen können; unten ſtehen 4 größere, überall ein Eckzahn, und oben 4, unten 5 Seitenzähne. Die Finger verhalten ſich wie bey der gemeinen Fledermaus. Sie ſind die einzigen Fledermäuſe, welche ganz frey von der Decke der Höhle herunterhängen, und daher ſteht ber Kopf ſenkrecht auf den Hals, während er bey den andern in einer Flucht liegt. Dieſe ſonderbaren Fledermäuſe wurden zuerſt von Daubenton entdeckt.

1) Die kleine (V. hipposideros, bihastatus)

iſt kaum 2 Zoll lang, der Schwanz 1, Flugweite 10; Ohren ½ Zoll lang und breit, oben ausgeſchweift, hinter der Naſe 2 lanzettförmige Blätter hinter einander. Färbung röthlichbraun, unten weiß; die Jungen aſchgrau.

In der Oeffnung des ſogenannten Hufeiſens liegen die kleinen Naslöcher; hinter denſelben und zur Seite noch andere Hautfalten und 10 kleine Warzen mit weißen Haaren, 4 am Rande der Unterlippe. Die obern Schneidzähne ſind ſo klein, daß man ſie gewöhnlich nicht bemerkt, ſcheinen auch leicht auszufallen.

Sie finden ſich in ganz Europa, namentlich Frankreich, Deutſchland und England, nicht ſelten, und in alten Gebäuden, Speichern, Steinbrüchen, dunkeln Felſenhöhlen u. dergl., wo ſie frey von der Decke herunter hängen; damit ſcheint die Richtung des Kopfes, welcher auf den Hals ſenkrecht ſteht, überein zu ſtimmen; bey andern Fledermäuſen liegt der Kopf in der Richtung des Halſes; ihr Flug iſt äußerſt ſchnell, ihr Laut ziſchend; ſie werfen 1—2 Junge. Man hat behauptet, ſie hätten 4 Ernährungsorgane: allein die hintern ſcheinen, nach Kuhl, nur bey den ältern ſich entwickelnde Auswüchſe zu ſeyn, deren Beſtimmung man noch nicht kennt; die Milchdrüſen fehlen dabey. Geoffroy ſagt dagegen, die Jungen hiengen gewöhnlich in dieſen hintern Ernährungsorganen.

Sie ſchweben gewöhnlich über den Teichen, wie die Schwal-

ben, tauchen oft mit dem Kopf ins Waſſer, wahrſcheinlich um die Larven der Schnaken und der Eintagsfliegen wegzufangen; auch ſuchen ſie Spinnen auf, aber nie den Speck in den Rauchfängen; ihr Winterſchlaf iſt ſehr unterbrochen, und ſie erſcheinen daher manchmal bey gelinder Witterung, ſind überhaupt im Frühling zuerſt wach. Daubenton, Mém. ac. 1759. p. 382. tab. 2. fig. 4. Buffon VIII. S. 131. T. 17. F. 2. Taf. 20. Schreber I. 174. Taf. 62. Hermann, Observ. pag. 18. V. hippocrepis. Bechſtein I. 1187 und 1194. G. Montagu, Linn. Trans. IX. 1808. p. 163. tab. 18. Naſenblätter. Geoffroy, Ann. Mus. XX. pag. 259. tab. 5. Kopf. Kuhl, die deutſchen Fledermäuſe in Wetterauer Annalen IV. 1817. Nr. 15.

2) Die große (V. ferrum equinum, unihastatus)

hat man früher nur in Frankreich und England gefunden, von der Größe der gemeinen Fledermaus, 2½ Zoll lang; Färbung wie bey der vorigen; von den 2 Blättern hinter der Naſe das hinterſte lanzettförmig, das vordere geigenförmig.

Sie hält ſich vorzüglich in alten Schlöſſern und Steinbrüchen auf. Daubenton ibid. Hermann, obs. pag. 18. Geoffroy ibid. tab. 5. 1817. pag. 61. Montagu IX. S. 165. T. 18. Naſenblätter. H. Boie hat ſie auch im Heildelberger Schloß angetroffen. Iſis 1823. 968.

3) Von der Inſel Timor und Java kommt eine Gattung (V. speoris),

nicht größer als die kleine, welche, ſonderbarer Weiſe, hinter den Naſenblättern auf der Stirn einen Beutel mit einer kleinen Oeffnung hat, worinn nichts enthalten iſt. Schneider in Schrebers Säugthieren T. 59. B. Péron, voyage tab. 35. Geoffroy, Ann. Mus. 20. p. 261. tab. 5. Kopf. Horsfield, Zool. Res. VI. 7. Rh. insignis.

B. Die Naslöcher gewöhnlich, oder nicht in einer Grube.

4. G. Die Ohren-Fledermäuſe (Vespertilio)

haben bey gewöhnlicher Zunge und Naſe meiſt ſehr große, oft ſogar auf der Stirn verwachſene Ohren und keine Klauen an den Fingern.

a) Der Zeigfinger beſteht nur aus einem Glied, alle andern aus zwey.

* Die Schnauze iſt rüſſelförmig verlängert.

a. Die Deckelnaſen (Rhinopoma)

haben eine lange, rüſſelförmige Naſe, vorn mit einem kleinen Blättchen, dahinter eine Grube im Geſicht; große verwachſene Ohren mit einem äußeren Deckel, Spannhaut kurz mit hervorragendem, langem Schwanz; Schneidzähne oben 2, unten 4, Eckzahn, Seitenzähne oben 4, unten 5. Geoffroy, Ann. Mus. XX. 1813. p. 256.

1) Die gemeine (Vesp. microphyllum)

iſt 2 Zoll lang, der Schwanz faſt ebenſoviel, Flugweite 7, Ohren $^1/_2$ Zoll; Pelz ziemlich lang und aſchgrau.

Dieſe Fledermaus hält ſich in den Pyramiden von Aegypten auf bey Gyzeh und in alten Gebäuden zu Theben, Ombos und Erment, wo ſie ſchon Belon und Haſſelquiſt gefunden, neuerlich aber von Geoffroy genauer beſchrieben worden iſt. Der Rüſſel iſt in beſtändiger Bewegung und kann die ſpaltförmigen Naslöcher beliebig verengern und erweitern wie die Robben, welche im Waſſer leben, ſo daß man glauben ſollte, ſie fienge Waſſer-Inſecten, beſonders da ſie ſich in der Nähe des Nils aufhält. Geoffroy, Ann. Mus. XX. 1813. p. 256. Description de l'Egypte XXIII. 1828. p. 140. tab. 1. fig. 1. Taphozous filum. Bélon, nature des oyseaux lib. II. cap. 39. Brynniche, Beſkrivelse over Dyrene i universitetes natural Theater. 1782. fol. 50. tab. 6. fig. 1—4.

b. Die Beutel-Fledermäuſe (Taphozous, Saccopteryx)

haben eine rüſſelförmige Schnauze und ein vertieftes Geſicht, mäßige, getrennte Ohren mit einem innern Deckel; eine große Spannhaut am Schwanze, der darüber herausragt, Schneidzähne oben keine, unten 4, 1 Eckzahn, Backenzähne oben 4, unten 5.

Dieſen Thieren fehlt der Zwiſchenkiefer, und daher auch die Schneidzähne; die Naſenhöhle ſehr klein, der Oberkiefer kürzer als der untere, aber der Rüſſel viel länger, mit runden,

engen Naslöchern am Ende; dieſer Rüſſel iſt in beſtändiger Bewegung.

1) Die ſurinamiſche (T. lepturus)

iſt nur 1½ Zoll lang, bräunlichgrau, unten blaſſer, Deckel kurz und ſtumpf, unter dem Ellbogen bildet die Haut einen kleinen Beutel.

Sie ſoll aus Surinam kommen. Schreber I. 173. T. 57.

2) Die ägyptiſche (T. perforatus)

iſt 3 Zoll lang, Schwanz ½, die Ohren ½, oben röthlichgrau, unten aſchgrau, der Ohrdeckel beilförmig.

Sie halten ſich in Aegypten in den Gräbern der Könige auf bey Theben und Ombos. Geoffroy, Egypte XXIII. p. 145. tab. 3. fig. 1.

* Die Schnauze iſt regelmäßig gebildet.

c. Die gewöhnlichen Fledermäuſe (Vespertilio)

ſind klein, haben einen dicken Kopf, ganze Naſe, ſehr große, nackte Ohren mit einem Deckel, und einen langen Schwanz, der ganz in der Flughaut ſteckt, die Flugfinger ohne Nagelglied; oben 4, unten 6 Schneidzähne, 1 Eckzahn und 4—6 Seitenzähne.

Vor Daubenton war nur die gemeine und das Lang-Ohr bekannt. Mém. de l'Ac. 1759. 374. Er hat mehrere entdeckt, und nach ihm Geoffroy, Ann. Mus. VIII. 1806. pag. 187. Kuhl, wetterauiſche Ann. IV. 1817. Fr. Boie, Iſis 1823. 965. 1825. 1199. Brehm, Ornis III. 1827. 17.

1) Die gemeine (V. murinus, myotis, major)

iſt gegen 3 Zoll lang, der Schwanz etwas über die Hälfte, Flugweite 15. Färbung röthlichbraun, unten weiß; die Jungen aſchgrau; die Ohren länglich, ſo lang als der Kopf, und der Deckel halb ſo lang, ſehr ſchmal; 38 Zähne.

Es iſt die größte und allgemein bekannte einheimiſche Fledermaus, ſehr zornig und biſſig, daß man ſie kaum anfaſſen darf; ſie beißt in alles, was man ihr vorhält, und in der Gefangenſchaft ſelbſt ihres Gleichen. Ihr Biß iſt ſo ſcharf, daß ſie einander oft die Arm- und Fußknochen zerbeißen, und man ſie, wenn mehrere beyſammen ſind, als einen ganzen Klumpen

in die Höhe ziehen kann. Sie halten ſich in großen Geſellſchaften in Thürmen und alten Gebäuden auf, nie in Bäumen, dulden aber ſchlechterdings keine andere Gattung in ihrer Nähe. Kaup S. 36. Bechſtein I. S. 1154. Daubenton, Mém. ac. 1759. 378. tab. 14. fig. 1. Kopf. Buffon VIII. 113. T. 16. Aldrovand, Ornith. 575. Fig. Edwards T. 201. (Seeligmann VI. T. 96. F. 2.) Schreber I. 165. T. 51.

2) Die blaſſe (V. serotinus)

iſt 2⅔ Zoll lang, Schwanz 2 und vorragend, Flugweite 13; dunkel caſtanienbraun, auf dem Rücken längere und glänzende Haare, Flughaut faſt ſchwarz; Ohren oval, kürzer als der Kopf, der äußere Saum unten ausgerandet, der Deckel klein und rundlich; 32 Zähne. Das Weibchen iſt hellbraun, unten gelblichgrau.

Sie fliegt vorzüglich während der Dämmerung, nicht die ganze Nacht hindurch, wie die Speckmaus, hält aber längeren Winterſchlaf als die andern, und erſcheint daher erſt ſpät im Frühjahr, hat eine ſtarke, pfeifende Stimme, fliegt aber nur einzeln in der Nähe des Waſſers, bringt Ende May nur 1 Junges zur Welt, und wohnt in Holzhaufen, Häuſern, Feld- und Waldbäumen. Kuhl 189. Bechſtein 1170 u. 1172 (Speckmaus). Daubenton, Mém. acad. 1759. 380. tab. 15. fig. 2. Kopf. Buffon VIII. 129. T. 18. F. 2. Schreber I. 167. T. 53. Geoffroy, Ann. Mus. VIII. 1806. 193. (V. noctula.) Fr. Boie, Iſis 1825. 1204.

3) Die Speckmaus (V. noctula, lasiopterus, proterus)

iſt 3 Zoll lang, Schwanz faſt 2, Flugweite 14, Haare kurz und einfarbig, fuchsroth, Flughaut ſchwärzlich, und auf der Unterſeite, längs des Arms, ſtark behaart; Ohren nierenförmig, kürzer als der Kopf, Deckel klein, mondförmig, Zähne 32.

Sie hat ziemlich die Größe der gemeinen Fledermaus, aber die Schnauze, Ohren und Beine ſind kürzer; der Deckel vor dem Gehörgang iſt klein, aber breit, rundlich und löffelförmig.

Iſt in ganz Europa ziemlich gemein in Städten und Dörfern, beſonders auf großen Kirchen und unter dem Dach der

Häuſer, auch in Wald- und Feldbäumen, des Sommers 10—20 beyſammen. Sie läßt ſich nicht erſt in ſpäter Nacht, ſondern ſchon um 5 Uhr Nachmittags, über dem Waſſer ſehen; fliegt, ſo lang es noch hell iſt, ſehr hoch, ſobald es dunkel wird, dicht über dem Waſſer, mit einem durchdringenden Geſchrey; des Winters ſetzen ſie ſich zu Tauſenden zuſammen. Fremde leiden ſie nicht unter ſich. Sie haben ein zähes Leben, können länger als andere hungern, ſaufen aber gern. Sie haben einen widerlichern Geruch als die andern, wegen der vielen Talgdrüſen an den Mundwinkeln. Kuhl 41. Daubenton, Mém. acad. 1759. p. 380. tab. 15. fig. 1. Noctule (juv). Buffon VIII. T. 18. F. 1. Schreber I. Taf. 58. B. Bechſtein I. 1182. Geoffroy, Annal. Mus. VIII. 194. (V. serotinus.)

Nach Brehm iſt das abgeſonderte Zuſammenleben der trächtigen Weibchen bey dieſer Gattung beſonders auffallend. Zur Paarungszeit im Anfang des May verfolgen beyde Geſchlechter einander unter ſtarkem und ſchnurrendem Geſchrey, jagen und necken ſich, ſtürzen mit einander herunter und treiben allerhand Kurzweil. Nachher trennen ſie ſich gänzlich und die Männchen halten ſich einzeln in Baumlöchern der Nadelwälder während des Tages auf; die Weibchen aber rotten ſich zuſammen, ſo daß man in einem einzigen hohlen Baum 6, ja 20 dicht an einander gefunden hat. Sie werfen nur 1 Junges. Ornis III. S. 18.

4) Die Zwerg-Fledermaus (V. pipistrellus)

iſt die kleinſte in Europa, nicht 2 Zoll lang, der Schwanz 1, Flugweite 8; dunkelbraun oben und unten; Ohren dreyeckig, kürzer als der Kopf, Deckel mondförmig, Zähne 36.

Wohnt in Bäumen, Häuſern und Kirchen in Geſellſchaft zu Hunderten, auch mit andern kleinern Gattungen, hat einen ſehr unterbrochenen Winterſchlaf, und fliegt häufig bey feuchtem Wetter herum; iſt auch gemein in England, Seeland und Schweden, und findet ſich bis Aegypten. Kuhl 197. Daubenton, Mém. ac. 1795. p. 381. tab. 1. fig. 3. Buffon VIII. 129. T. 19. F. 1. (Schreber I. 167. T. 44.) Geof-

froy, Egypte XXIII. 125. tab. I. fig. 3. Jenyns, Iſis 1836. 336.

5) Von der Inſel Ceylon und Ternate kommt ſehr häufig die geſtreifte Fledermaus (V. pictus), Kiriwoula.

Sie iſt nur 1 ½ Zoll lang, der Schwanz 1 ⅓; Färbung braunroth mit Goldglanz, Flughaut fahlbraun, längs der Finger ſehr ſchön gelblich geſtreift; Ohren oval, kürzer als Kopf, Deckel pfriemenförmig. Seba I. Taf. 56. Fig. 2. 3. Daubenton, Mém. ac. 1759. p. 388. Buffon X. 92. T. 20. F. 3. Pallas, Spic. III. p. 7. Schreber I. 170. T. 49. Geoffroy, Ann. Mus. VIII. 199. tab. 48. Schädel.

6) In heißen Ländern gibt es auch unter dieſem Geſchlechte ſehr große. Daubenton hat daher eine, welche Adanſon vom Senegal gebracht hat, das fliegende Murmelthier (V. nigrita), Marmotte volante,

genannt. Sie iſt 4 Zoll lang, der Schwanz 3; Flugweite 19; Färbung fahlbraun, unten graulich; Ohren oval, nur ⅓ ſo lang als der Kopf, Deckel lang und ſpitzig. Daubenton, Mém. ac. 1759. p. 385. tab. 47. Kopf. Buffon X. T. 18. Schreber I. 171. T. 58. Geoffroy, Ann. Mus. VIII. 201.

Bey andern ſind die Ohren größer als der Kopf, und über der Stirn mit einander verwachſen; der Deckel lanzettförmig. Plecotus.

7) Das Langohr (V. auritus, minor), Oreillard,

iſt 2 Zoll lang, der Schwanz 1⅔, die Ohren 1½, auf der Stirn ein wenig mit einander verwachſen, Flugweite 10½; Pelz lang, fahlbraun, unten gelblichweiß, Geſicht, Ohren und Flughaut aſchgrau, mit Braun gemiſcht; Zähne 36.

Sie iſt viel kleiner als die gemeine, und zeichnet ſich vor allen andern durch die ungeheuern Ohren aus, welche bis an die Schwanzwurzel reichen, und faſt eben ſo breit ſind; der Deckel faſt halb ſo lang und ſchmal.

Iſt weniger häufig als die Speckmaus und die zwergige, aber überall verbreitet, meiſt einzeln in Städten und Dörfern auf Kirchthürmen u.ſ.w.; in wärmern Ländern ſcheint ſie häufiger zu ſeyn, als bey uns; im Norden gehört ſie zu den Selten-

heiten. Sie findet ſich auch in Aegypten. Kuhl 27. Bechſtein 1143. Daubenton, Mém. ac. 1759. 379. tab. 1. fig. 2. Buffon VIII. 118. T. 17. F. 1. Schreber 163. T. 50. Bélon, Oyseaux 147. Fig. Rattepenade (Aldrovand, Ornith. I. 575.) Edwards Taf. 201. Geoffroy, Egypte XXIII. 129. tab. 2. fig. 3.

Faber hat bey einer ganz ähnlichen, aber kleineren Art, die er gehörnte Fledermaus (V. cornutus) nennt, und welche langhaarig, blaßſchwarz iſt und einen weißlichen Bart auf der Oberlippe hat, die Lebensart in der Gefangenſchaft ſo genau beobachtet wie noch niemand anders. Sie kann als ein umſtändliches Bild für alle anderen dienen. Er bekam ſie in Jütland im October und erhielt ſie einige Wochen. Sie war ſehr munter, beſonders in der Abenddämmerung in Bewegung, flog jedoch auch bey Tag, war aber des Nachts ruhig. In der Stube flog ſie mit der größten Leichtigkeit und anhaltend, meiſt mit ſtillgehaltenen Flügeln; doch konnte ſie dieſelben auch im Fluge zuſammenziehen und wieder ausbreiten. Mußte ſie Gegenſtänden ausweichen, ſo machte ſie behende einen Bogen; lief hurtig auf dem Boden und hob ſich ohne Schwierigkeit in die Luft; an den Wänden kletterte ſie mit Hilfe des Daumens hurtig herum, und ſuchte gern in Spalten zu ſchliefen. In den langen Ohren hat ſie die größte Beweglichkeit, ſpitzt dieſelben beym mindeſten Geräuſch wie die Pferde, und wenn es fortdauert, ſo krümmt ſie dieſelben wie Widderhörner; ſitzt ſie in Ruhe, ſo legt ſie dieſelben zurück, unter den neben der Schnauze liegenden Unterarm, und dann ſind die ſpitzigen Ohrdeckel allein ſichtbar; ſie ragen auf jeder Seite des Kopfes wie ein Paar Hörner hervor. Wenn ſie horcht, ſtreckt ſie die Ohren wagrecht nach vorn, wodurch der ganze Kopf bedeckt wird. Sie dreht oft den Kopf, bleckt die Zähne, leckt ſich mit der Zunge und wittert oft mit der Naſe. Sie wird, wie alle Fledermäuſe, von Milben geplagt, und kratzt ſich daher oft auf der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Die Stimme iſt fein und pfeifend. Bey kalter Witterung ſaß ſie ſtill mit gefalteten Flügeln: ſobald die Sonne auf ſie ſchien, wurde ſie munter und lief im Ge-

häuſe herum. Sie riecht zwar übel, aber weniger als die Speckmaus.

Sie iſt ſehr gefräßig, ſelbſt in der Gefangenſchaft; ſie kann aber auch lange hungern und geht bey kalter Witterung gar nicht ihrer Nahrung nach. Auf die Stubenfliegen machte ſie ſogleich Jagd, wenn man eine zu ihr ſetzte; zu einer Mahlzeit verzehrte ſie 60—70 dergleichen. Sie verdaute faſt ebenſo hurtig als ſie fraß, und während ſie nach Fliegen jagte, füllte ſie ihren Käfig mit ihrem ſchwarzen Unrath. Ihren Raub bemerkte ſie nicht durch das Geſicht, ſondern durch ihr feines Gehör und den Geruch. Sobald man Fliegen zu ihr ſetzte, wurde ſie gleich unruhig; ſobald dieſe ſich bewegten, gieng ſie witternd umher, bewegte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf ſie los, um ſie zu ſchnappen. Auch ſuchte ſie die Fliege unter ihre Flügel zu zwingen, und dann ergriff ſie dieſelbe mit dem unter den Bauch gebogenen Kopf; war die gefangene Fliege ſehr groß, ſo bog ſie den Kopf unter die Bruſt, um ſie beſſer zu fangen. Sie kaute die Fliegen ſehr leicht und geſchwind, und leckte ſie mit der Zunge hinein; auch wußte ſie die Beine und Flügel, die ſie nicht gern fraß, behend aus dem Munde fallen zu laſſen. Todte Fliegen packte ſie nur, wenn ſie ſehr hungerig war, an; wie die Spinne fuhr ſie nur auf die Beute los, wenn ſie ſich bewegte. Nach vollbrachter Mahlzeit ſaß ſie ruhig und zog ſich zuſammen. Iſis 1826. 515.

Brehm hat bemerkt, daß auch die Weibchen dieſer Fledermäuſe vor dem Wurfe ſich geſellig zuſammenhalten und ganz einträchtig, meiſtens in hohlen Bäumen, nahe an einander gedrängt leben. Ornis III. p. 18.

8) Die Mops-Fledermaus (V. barbastellus)

ſteht in der Mitte zwiſchen der gemeinen und zwergigen, iſt nur 2 Zoll lang, der Schwanz etwas länger, Flugweite 10 Zoll, die Schnauze mopsartig abgeſtutzt. Ohren kürzer als bey der langöhrigen, an einander ſtoßend, aber nicht wirklich verwachſen; der äußere Rand ausgeſchnitten, Deckel lang und ſpitzig.

Pelz lang, bräunlichſchwarz mit gelblichen Haarſpitzen. Flughaut in der Nähe des Leibes ſtark behaart; Zähne 30.

Die Geſichtsfirſte iſt nackt und vertieft, hat jederſeits zwey Furchen bis zu den Naslöchern, vor denſelben eine Warze und auf den Backen eine Anſchwellung, wie ein Backenbart. Iſt ſelten, meiſt in Geſellſchaft der zwergigen, mit der ſie auch Winterſchlaf in Gebäuden hält; mehr ſüdlich, jedoch auch in Seeland und Schonen; ſie riecht übel. Kuhl 192. Daubenton, Mém. ac. 1759. 381. tab. 15. fig. 3. Buffon VIII. 130. Taf. 19. Fig. 2. Schreber I. 168. T. 55.

b) * Andere haben an allen Fingern nur zwey Glieder, am Mittelfinger drey, aber ohne Nägel. Ihre Lippen ſind dick und runzelig. Faltenmäuler.

d. Die Schartennaſen (Noctilio)

haben eine kurze, geſpaltene Schnauze, wie Haſenſcharte, mit verzerrten Falten und Warzen, getrennte Ohren mit Deckel; der kurze Schwanz ragt auf der obern Seite der Flughaut hervor; Schneidzähne oben 4, wovon die 2 äußern, kleinern im Alter ausfallen, unten 2.

1) Die gemeine (V. leporinus)

iſt faſt ſo groß wie eine Ratte, Länge 4½ Zoll, Flugweite 22 Zoll, Schwanz 14 Linien; Färbung roſtroth mit einem weißen Rückenſtreifen.

Findet ſich in Peru, Braſilien und Paraguay. Feuillee fand eine des Morgens in ſeinem Zelt, im Juny, im Thal Ylo in Peru und ſagt, ſie ſehe ſehr ſcheußlich aus, ſey faſt ſo groß als eine Ratte, mit kurzem Haar bedeckt, eiſengrau, außer einem großen, weißen Streifen auf dem Rückgrath; der Kopf wie der eines Mopſes, die Augen klein und ſchwarz, die Ohren groß, nackt und ſpitzig, wie bey einem Fuchs; die 2 untern Schneidzähne ſchlagen zwiſchen die 4 obern; die Zunge dick und groß; Flugweite 2 Schuh 3 Zoll. Feuillèe, obs. I. 623. Seba I. T. 35. F. 1. Schreber I. 162. T. 60.

Sie iſt ſehr häufig im öſtlichen Braſilien in den Wäldern an Flußufern, wo ſie in der Dämmerung ſo häufig wie Schwalben ſchnell und niedrig auf dem Waſſer hin- und herfliegt;

untertags verbirgt ſie ſich in hohlen Bäumen, belaubten Baumkronen und Felſen, auch an ſteilen Flußufern; im Alter ſcheint ſie graubraun zu werden mit einem gelblichweißen Streifen auf dem Rücken, und dann in Gebäuden zu wohnen. Im Magen findet man Inſecten. Wied II. 218 und 223. Abb. Hft. IX. N. dorsuatus. Rengger S. 93. Azara II. S. 280. Chauve-Souris rougeatre.

e. Die Doggen-Fledermäuſe (Dysopes, Molossus, Nyctinomus, Dinops, Chiromeles)

haben einen dicken Hundskopf mit einfacher Naſe und herunterhängender Oberlippe, wie bey einem Bullenbeißer, kurze, aber ſehr breite und vorn meiſt verwachſene Ohren ohne Deckel; Flughaut ſchmal, klein und Schwanz etwas aus der Spannhaut hervorragend; Schneidzähne oben 4, unten 6, wovon aber überall nur 2 bleiben; die untern ſehr klein; die Zunge iſt ziemlich walzig und weich.

Sie finden ſich im heißen America, und zwar in Guyana, Braſilien und Paraguay, auch einige in Oſtindien und Aegypten, leben von Inſecten, wurden aber in ihren übrigen Verhältniſſen noch nicht genauer beobachtet; überall, wie es ſcheint, ſelten und in kleinen Familien beyſammen in Gebäuden und Höhlen, wo ſie, wie es ſcheint, an Mauern und Bäumen herumklettern; ihr Flug iſt nur flatternd, jedoch manchmal ſehr hoch. Geoffroy, Ann. Mus. VI. Temminck, Mon. I. 205. Rengger S. 85. Azara II. S. 286—291. Wied II. 227.

1) Die weſtindiſche (V. molossus, fusciventer)

iſt 2 Zoll lang; der Schwanz die Hälfte und weit hervorragend; Färbung graulichbraun, unten grau und braun;

findet ſich in Weſtindien. Daubenton, Mém. ac. 1759. pag. 387. Mulot volant. Buffon X. S. 84. T. 19. F. 1. Schreber I. 172. T. 59.

2) Die braſiliſche (D. nasutus, brasiliensis)

iſt 2½ Zoll lang, Schwanz 1½, Flugweite 10; die Ohren nicht verwachſen; Färbung röthlichbraun, Hinterzehen ſilberweiß; Schneidzähne beym Jungen oben 2, unten 6, beym erwachſenen 2, 4; beym alten 2, 2.

Findet ſich ſehr häufig in Braſilien. Spix S. 60. T. 65. F. 7. Isid. Geoffroy, Ann. des Sc. nat. I. 337. tab. 22. Temminck S. 233. T. 24. F. 2. Skelet.

3) Die indiſche (D. plicatus)

hat die Größe der gemeinen Fledermaus, $2^1/_2$ Zoll lang, Schwanz 1 Zoll 9 Linien, Flugweite 11; Oberlippe mit 8 Falten, oben 2 Schneidzähne, unten ebenſoviel, aber zweylappig; Pelz kurz und graulich braunroth; die Ohren nicht verwachſen, groß und oben überhängend. Buchanan, Linn. Trans. V. 1800. 261. tab. 13.

Findet ſich in Bengalen um Calcutta in Höhlen und alten Gebäuden. Alle inſectenfreſſenden heißen daſelbſt Chamcheeka, die obſtfreſſenden Badur.

Vor wenigen Jahren hat man auch eine in Europa entdeckt. Savi hat ſie zuerſt zu Piſa, wo ſie ſehr verſteckt leben muß, lebendig bekommen, dann auch aus den Strandſümpfen bey Siene; der Prinz Carl Bonaparte endlich aus Rom und Sicilien, Rüppell hat ſie aus Aegypten mitgebracht, wo ſie ſich in den unterirdiſchen Gemächern großer Gebäude aufhält.

Dieſe europäiſche Doggen-Fledermaus (Dinops cestonii) iſt 3 Zoll lang, Schwanz $1^3/_4$, Flugweite 15, Ohren 1 und faſt eben ſo breit, bedecken die Stirn, ſind aber nicht verwachſen. Deckel klein; Pelz gelblichgrau, Schnauze, Ohren und Fittige faſt ſchwarz. Savi, N. Giornale dei Letterati. fasc. 21. p. 230 et fasc. 37. p. 46. C. Bonaparte, Fauna italica. fasc. 16. 1836. Fig. Temminck, Mon. 6. pag. 224. tab. 18. 23. fig. 6—9.

II. Die pflanzenfreſſenden Fledermäuſe ſind Thiere ſo groß, und ſelbſt größer, als Ratten, welche bloß in Oſtindien und Africa vorkommen, und von Obſt leben. Zeigfinger drey-, die andern zweygliederig; Backenzähne ſtumpf.

5. G. Die Augen-Fledermäuſe (Pteropus)

haben einen Hundskopf mit großen Augen, einfachen Naslöchern und kurzen Ohren ohne Deckel, einen ſehr kurzen Schwanz und eine deßhalb hinten ausgeſchnittene Flughaut. Der Zeigfinger ſehr kurz, hat aber 3 Glieder und einen

Nagel; die Zunge mit harten Widerhaken; oben und unten 4 breite Schneidzähne; die Backenzähne flach und ſelbſt ausgehöhlt, oben 5, unten 6.

Dieſe Fledermäuſe weichen von den andern ſchon in der Geſtalt bedeutend ab: der Kopf iſt lang und kegelförmig zugeſpitzt; die Ohren kurz und einfach, die Flughaut zwiſchen den Hinterbeinen ſehr tief ausgeſchnitten oder fehlt wohl gänzlich, ſowie der Schwanz, der wenigſtens immer kurz und frey iſt. Sie ſind die einzigen, deren kurzer Zeigfinger aus 3 Gelenken beſteht, und mithin das Nagelglied nebſt einem Nagel hat; alle andern Finger haben nur 2 Glieder. Ihre Zunge iſt rauh wie die der Katzen, und daher hat man ehemals geglaubt, daß ſie blutgierige Thiere ſeyen. Die Schneidzähne haben eine breite Schneide wie beym Menſchen, während die der andern Fledermäuſe mehr ſpitzig und ſtechend ſind; die Eckzähne lang mit 3 Flächen; Backenzähne zuſammengedrückt, haben keine Höcker oder Spitzen, ſondern eine vertiefte Kaufläche; oben je 5, unten 6.

Sie leben bloß in Oſtindien, Auſtralien und im öſtlichen Africa, und wurden ehemals wegen ihrer Größe für ſehr gefährliche und blutgierige Thiere gehalten, welche ſelbſt Vögel und kleine Säugthiere fräßen und den Reiſenden die Speiſen im Felde vom Feuer weg holten. Sie wurden daher in der neuern Zeit auch Vampyre genannt, und die Alten ſcheinen ſie unter dem Namen der Harpyien, denen ſie eine ähnliche Lebensart zugeſchrieben, bezeichnet zu haben. Allein ſie ſind in dieſer Hinſicht ganz ſchuldloſe Thiere; dagegen den Baumfrüchten ſehr ſchädlich, indem ſie dieſelben in Flügen von Hunderten anfallen und in einer Nacht ganze Gärten verheeren. Während des Tags hängen ſie in ſolcher Menge an den Bäumen in den Wäldern, daß dieſe wie von einem ſchwarzen Mantel bedeckt ausſehen; andere verſtecken ſich auch in Felſenhöhlen und hohle Bäume. Des Abends fliegen ſie wie Wolken geradezu auf die Obſtbäume los, und obſchon man von allen Seiten auf ſie ſchießt; ſo bewirkt man doch nicht viel mehr, als daß ſie einen andern Baum aufſuchen. Sie gewähren jedoch auch einen Nutzen, indem ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft und geſund iſt.

Schon Herodot ſpricht von großen Fledermäuſen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachſenden Pflanze Caſia ſich aufhielten, ſehr ſtark wären und fürchterlich ſchwirrten. Die Leute, welche die Caſia ſammelten, bedeckten den ganzen Leib und das Geſicht bis auf die Augen mit Leder, hielten ſie ſo von den Augen ab und ſchnitten die Caſia ab. III. 110.

Strabo erzählt, daß es in Meſopotamien in der Nähe des Euphrats eine ungeheure Menge Fledermäuſe gebe, die viel größer wären als an andern Orten. Sie würden gefangen und gegeſſen. Lib. XVI.

Nach Nils Matſon Köping, dem Schweden, ſöffen dieſe des Nachts in ganzen Heerden fliegenden Fledermäuſe ſo viel Palmſaft, daß ſie betrunken würden und wie todt auf den Boden fielen. Er habe ſelbſt eine ſolche gefangen und an eine Wand genagelt; ſie benagte die Nägel und machte ſie ſo rund, als wenn man ſie gefeilt hätte; ſie hätten eine Fuchsſchnauze. Resa cap. 90. 169.

Nach Osbeck fliegen ſie alle Abend von Sumatra nach Java über die Sundaſtraße und kehren des Morgens wieder dahin zurück. Reiſe nach China 137.

Auf den Manillen ſieht man unzählig viel große Fledermäuſe dicht an einander auf den Bäumen hängen: ſie fliegen beym Eintritt der Nacht in weit entlegene Wälder und bisweilen in ſolcher Menge, daß ſie die Luft mit ihren 6 Palmen langen Flügeln verdunkeln. Sie wiſſen ſehr wohl im dichteſten Wald die Bäume mit reifen Früchten zu unterſcheiden und freſſen die ganze Nacht mit einem ſolchen Geräuſch, daß man es ſehr weit hört. Die Indianer, welche ihre beſten Früchte von dieſen Thieren geraubt ſehen, verfolgen ſie theils aus Aerger, theils um ihr Fleiſch zu verzehren, das ſie für ſo gut halten, als das vom Caninchen. Prevost, Hist. gén. des voy. X. 389. Allgemeine Hiſtorie der Reiſen XI. S. 404.

Auch in Neuholland finden ſich dieſe Fledermäuſe in ungeheurer Menge: ſie hängen zu Tauſenden an den Zweigen der

Bäume; es gibt darunter, welche von einer Flügelſpitze zur andern gegen 4 Schuh meſſen. Sie werden in wenig Tagen ſo zahm, daß ſie gekochten Reiß und anderes Futter aus der Hand nehmen. Ein Weibchen hieng den ganzen Tag an einem Beine und fraß in dieſer Stellung alles aus der Hand, was man ihm anbot. Man ſchätzte die Anzahl derer, welche man im Umfang einer engliſchen Meile geſehen hatte, auf mehr als 20,000. Als die Eingeborenen das Gras anzündeten, fielen eine Menge wegen der heißen Luft von den Bäumen herunter und ſo viele in einen Bach, daß er mehrere Tage davon gefärbt war. Obſchon ſie ſehr ſtark riechen, ſo werden ſie doch wegen ihres fetten Fleiſches für eine vortreffliche Speiſe gehalten. A. Phillips Tagbuch in Hunters Reiſe nach Neu-Südwallis. 1794. S. 230.

Auch in der neuern Zeit hat man oft geglaubt, daß dieſe Thiere verwundeten und Blut ſögen, und zwar mit der Zunge, weil ſie daran hornige Widerhaken haben; indeſſen hat weder ein älterer noch ein neuerer Reiſender irgend eine Thatſache angeführt, welche für dieſe Vermuthung ſpräche.

Bontius behauptet zwar, daß ſie auf Java in die Zimmer flögen und ſchlafenden Menſchen das Blut aus den Füßen ſögen, indeſſen mehr Schrecken als Schaden verurſachten. Hist. Ind. orient. p. 17.

Das iſt jedoch wahrſcheinlich eine Verwechſelung mit den americaniſchen Vampyren.

1) Die große (Pt. vulgaris, vampyrus L.), Roussette,

hat die Größe des Eichhörnchens, 8½ Zoll lang, Flugweite 3 Schuh, dunkelbraun, unten ſchwarz, ſowie die Flughaut, der Kopf, Hals und 2 Rückenſtreifen und die Arme gelblich braunroth.

Sie finden ſich auf der Inſel Moritz und Bourbon, freſſen Früchte und Blumen, hängen untertags auf den großen Bäumen in der Mitte der Wälder und werden für ein gutes Eſſen gehalten, beſonders die Jungen. Clusius, exotica p. 94. Vespertilio ingens. Daubenton, Mém. ac. 1759. p. 384. Buffon X. T. 14—16. Roussette. Schreber I. 153. T. 44.

Vesp. vampyrus. Geoffroy, Ann. Mus. XV. p. 92. Temminck, Monogr. I. p. 182.

Die umſtändlichſten Nachrichten über dieſe Thiere hat Herr De la Nux, welcher ſich über 50 Jahre auf der Inſel Bourbon aufgehalten, brieflich dem Herrn Buffon mitgetheilt.

Ihr Geſchrey habe nichts Unangenehmes oder gar etwas Erſchreckliches; es iſt nur ein ſtarkes Ziſchen, womit ſie ſich gewiſſermaaßen unterhalten, wenn ſie ruhig auf einem großen Baume ſitzen. Sie laſſen es ſich nicht einfallen, einen Menſchen anzugreifen, wohl aber beißen und kratzen ſie, wenn ſie in einem Netze ſtecken oder geſchlagen werden. Untertags fliegen ſie nur einzeln ſehr hoch, 100 und vielleicht 200 Klafter weit, und man glaubt, daß ſie wohl bis zur Inſel Moritz fliegen könnten, welche 30 Stunden entfernt iſt. Eigentlich ſind es keine geſelligen Thiere und es iſt nur das Bedürfniß der Nahrung, welches oft eine große Geſellſchaft auf den Bäumen ſammelt. Sie kommen daſelbſt einzeln an, halten ſich mit den Hinterklauen veſt und bleiben lange ruhig hängen, wenn ſie nicht erſchreckt werden. Fällt ein Schuß, läßt ſich Donner hören, oder fliegt ein Raubvogel über den Baum, ſo machen ſie ſich alle auf einmal davon. Sie ſind ein gutes Wildpret, wenn man einmal den Widerwillen überwunden hat, beſonders die jüngern 4—5 Monat alten Thiere, welche ſo gut ſchmecken, wie Perlhühner oder Ferkel. Vor Zeiten, als die Wälder noch näher an den Niederlaſſungen waren, war ihre Menge viel größer; nachher aber wurden ſie von den Weißen weggeſchoſſen und von den Negern in Netzen gefangen; überdieß werfen ſie des Jahrs nur einmal Junge. Sie freſſen vorzüglich Piſange, Pfirſchen, Miſteln und andere Beeren in den Wäldern und lieben auch den Honigſaft aus den Blumen; in der Gefangenſchaft freſſen ſie Brod und Zuckerrohr. Vom Boden können ſie nicht auffliegen, ſondern müſſen zuerſt ein Stück irgendwo hinaufklettern; und dann ſchwingen ſie ihre Flügel mehrere Mal, ehe ſie die Klauen loslaſſen. Bey einem Schuß fallen aus Schrecken oft mehrere nieder, und dann kriechen ſie an allem, was ſie antreffen, ſelbſt an Menſchen in die Höhe, wodurch dieſelben

manchmal im Geſicht verwundet und in Schrecken geſetzt werden. Daher kommt wohl die Sage, daß es ſehr grimmige Thiere ſeyen, welche ſelbſt den Menſchen anfielen. Auf der Erde gehen ſie niemals. Buffon, suppl. IX. p. 90.

Die Rougetten ſind kleiner und laſſen ſich bey Tag gar nicht ſehen, ſondern ſtecken in hohlen Bäumen, bisweilen mehr als 400 beyſammen. In der Abenddämmerung fliegen ſie fort nach ihrer Nahrung und kommen vor der Morgendämmerung wieder nach Hauſe. Sie haben viel Fett, und die ärmeren Leute ſammeln daſſelbe, um ihre Speiſen damit zu ſchmelzen. Solch ein hohler Fledermausbaum iſt daher eine wahre Fundgrube. Buffon, Suppl. IX. p. 90.

Herr Roch, der 27 Jahre lang Ober-Chirurg auf der Inſel Moritz geweſen, brachte eine männliche Rouſſette, wie die große Fledermaus daſelbſt heißt, lebendig nach Frankreich. Er hat ſie 109 Tage am Bord des Schiffes ernährt und beobachtet. Anfangs nährte er ſie mit Bananen, wie es am Lande geſchehen war. Als ſie ausgiengen, gab er ihr gallertartig eingemachte Früchte von der Inſel; ſie fraß davon, wurde ihrer aber bald ſatt; daſſelbe geſchah auch mit anderem Eingemachten und mit Reißcrem, dem man gallertartig eingemachte Früchte beygemengt hatte, um ihn derber zu machen. Unter dieſen Umſtänden verſuchte er, ihr gekochtes und rohes Fleiſch zu geben; ſie kaute einige Zeit daran und zog wahrſcheinlich etwas Saft heraus, verſchluckte es aber nicht. Da gerade ein Papagey ſtarb, ſo legte man ihr denſelben vor und man war erſtaunt über die Gier, womit ſie über denſelben herfiel, rupfte und fraß. Dann ſuchte man alle Rattenneſter auf und brachte ihr die Jungen, welche ſie eben ſo gierig und hurtig verſchlang. Darauf nährte man ſie mit Hühnerleber und endlich bloß mit Reißwaſſer und Zucker, wovon ſie viel trank. Bey der Ankunft zu Gibraltar wurden wieder Früchte ihre Nahrung und ſie war dann nicht mehr dahin zu bringen, Fleiſch zu freſſen; jedoch hatte man keine lebendigen Vögel und Mäuſe.

Des Nachts war ſie wach und plagte ſich ſehr, aus dem Käfig zu kommen; untertags war ſie ganz ruhig und hieng ſich,

wie unſere Fledermäuſe, an einen Hinterfuß, eingehüllt in ihre Flügel, worinn ſelbſt der Kopf ſteckte. Um ihren Unrath zu laſſen, griff ſie mit den Vorderklauen in die Höhe, daß der Leib zur Hälfte wagrecht kam. Sie ſoff oft ihren Harn.

Sie gewöhnen ſich an die Perſonen, welche ſie pflegen. Die gegenwärtige kannte den Herrn Roch vollkommen, und er war der einzige an Bord, der ſie berühren konnte, ohne daß ſie biß oder mit dem Daumen kratzte. Ebenſo betrug ſie ſich gegen die Negerinn, welche ſie auf Moritz ernährte. Eine andere jünger gefangene wurde gewöhnt, jederman zu liebkoſen; ſie leckte wie ein Hund und war ebenſo zutraulich. Es würde mehr Beyſpiele der Art geben, wenn man ſie aufzöge, was man aber wegen ihres Geruchs und beſonders wegen des Geſtanks des Harns und des Unraths nicht thut.

Auf der Inſel finden ſich beide Gattungen die große und die kleine (Rouſſette et Rougette) auf den Bäumen, wohin ſie durch die Früchte oder Blumen gelockt werden. Ihre Lebensart iſt jedoch verſchieden; außer der Freſſenszeit hängen ſich die erſtern an die großen Bäume mitten in den Wäldern, die andern dagegen mit dem Halsband verſtecken ſich in hohle Bäume oder Felſen. Man glaubt nicht, daß ſie ſich mit einander paaren; wenigſtens gibt es keine Blendlinge. Im Magen findet man nichts anderes als eine Art Milchbrey, worein ſich die Blumen und Früchte verwandeln. Ihr Fleiſch wird gegeſſen und bald mit dem der Haſen, bald mit dem der Repphühner verglichen; aber mit Unrecht: es hat einen ihm eigenthümlichen Geſchmack, der allgemein zuſagt, beſonders das Fleiſch der Jungen. Ann. Mus. VII. 1806. 227.

2) Die kleine (Pt. rubricollis), Rougette,

iſt nur 7 Zoll lang, Flugweite 2 Schuh; Pelz lang und kraus, bräunlichgrau, um den Hals ein braunrothes Band.

Findet ſich auf der Inſel Bourbon, Moritz und Madagascar, frißt des Abends das Obſt geſellſchaftlich mit der vorigen, verſteckt ſich aber untertags in Baum- und Felſenlöcher. Daubenton, Mém. ac. 1759. 385. Buffon X. S. 55. Taf. 17.

3) Die größte (Pt. edulis, edwardsii)

iſt die größte von allen, 15 Zoll lang; Flugweite 4 Schuh 10 Zoll; Kopf 3½ Zoll; Schnauze bis zu den Augen 1½ Zoll; Pelz kurz, ſchwärzlichbraun, unten dunkler.

Sie finden ſich auf den Molucken, wo ſie Kaluang heißen, in großer Menge im ebenen Land, beſonders auf der Inſel Java, Sumatra, Banda, Ternate, Timor (Malanon bourou, Nachtvogel), und auch wahrſcheinlich in Neuſüdwallis. Sie hängen untertags mit dem Daumen an den Zweigen der Feigenbäume, in der Nachbarſchaft der Landgüter, und fallen des Abends in ungeheuren Schwärmen in die Obſtgärten, wo ſie von den Eingeborenen mit einem Sack an einer Stange gefangen und gegeſſen werden, ungeachtet des Biſamgeruchs ihres Harns, den ſie bey dieſer Gelegenheit laſſen; daher werden ſie von den Europäern nicht gegeſſen. Sie ſtellen beſonders den ſaftigſten und ſchmackhafteſten Früchten nach, und daher werden dieſe Bäume mit Netzen von Bambusfäden überzogen. Sie heißen, nach Leſchenault, auf Java Kalou, und es ſoll daſelbſt geben von 5 Schuh Flugweite. Die Iris iſt braun, die Klauen ſind lang und ſehr ſcharf, die Schnauze gleicht der eines Hundes mit geſpaltener Naſe, und die Naslöcher ſind wie Hörner gewunden; der Pelz iſt rauh, ſchwarz, mit einigen weißen Haaren untermengt; der Nacken räucherig braunroth. Auf Java ſind ſie ſehr gemein, und hängen den ganzen Tag an den höchſten Bäumen ſo veſt, daß ſie auch todt geſchoſſen nicht herunter fallen; man muß ſie daher auftreiben und im Fluge ſchießen. Wenn man ſie plagt, ſo geben ſie ein ſcharfes Geſchrey von ſich. Edwards T. 180. (Seeligmann VI. T. 75.) Seba I. T. 57. Canis volans ternatanus. Pennant II. S. 304. Taf. 103. Ternate Bat. Geoffroy, Ann. Mus. XV. pag. 90. Horsfield, Zool. Researches IV. Pt. javanicus Raffles. Temminck, Mon. 172. tab. 15. fig. 1—6. Schädel.

Leſſon und Garnot hatten eine, die bald zahm wurde; ſie fraß ſüße Früchte, beſonders Bananen; hieng gewöhnlich verkehrt, und behielt meiſtens etwas von den Speiſen in den weiten Backen; wollte ſie ihre Nothdurft verrichten, ſo kehrte ſie ſich um und

hielt ſich mit dem Vorderdaumen. Die Länge betrug 5½ Zoll, der Umfang 7½, Flugweite 34; die Zunge iſt dick und fleiſchig. Dieſe Gattung findet ſich faſt auf allen moluckiſchen und papuiſchen Inſeln, und wird für einen Leckerbiſſen gehalten. Duperrey, voyage. 1826. p. 127.

Eine ähnliche auf der Inſel Bonin (Pt. pſelaphon), 10 Zoll lang, Flugweite 31; lebt vorzüglich von den Früchten der Sapoten und des Pandangs, deren Saft ſie ausſaugt und die faſerigen Theile wegwirft. Untertags hängt ſie verkehrt und verſchließt das Sehloch ganz, ſo daß man nichts ſieht als die braune Iris. In dieſem blinden Zuſtand klettert ſie auf die höchſten Aeſte. Ihr Geruch ſcheint ſehr gut zu ſeyn; gefangen ſchneuzt ſie ſich, wahrſcheinlich wegen der großen Reizbarkeit der Riechhaut. Hält man ihr die reife wohlriechende Frucht des Pandangs (Pandanus odoratissimus) in der Entfernung von 3 Schuh vor; ſo kann ſie ſich, ungeachtet der Furcht, nicht enthalten, ſich zu nähern, dieſelbe mit dem Maul zu nehmen und davon zu eilen. Auf Schiffen frißt ſie ohne Furcht und klettert ſodann aufs höchſte Takelwerk. Iſt ſie durſtig, ſo ſteigt ſie vom Baum herunter an eine Quelle, ſäuft ein wenig und klettert dann wieder hinauf. Wirft man ſie ins Waſſer, ſo ſchwimmt ſie nach einem Boot; kann ſie es nicht erreichen, ſo ſenkt ſie den Kopf nach unten und erſäuft. Tradescant, Zool. Journ. IV. 1829. p. 457. (Iſis 1831. S. 1364.)

Aehnliche von den Inſeln der Südſee, die man aber für beſondere Gattungen hält, ſind beſchrieben und gut abgebildet in den Reiſen von Freycinet S. 51. T. 3. (Pt. keraudren); von D'Urville 1830. S. 74. T. 8. (Pt. tonganus), T. 9. (Pt. vanicorensis) nebſt Zerlegung, T. 10. T. 11. (Pt. moluccensis.)

Es gibt am veſten Lande von Oſtindien, namentlich um Calcutta, Pondichery, auf Madagascar, in Neuholland, Japan, ähnliche, aber kleinere Thiere der Art, welche man als beſondere Gattungen unterſchieden hat. Temminck, Mon. 176. Pt. medius, phaeops, poliocephalus, dasymallus tab. 10; pallidus, keraudrensis, griseus, tab. 11.

4) Auf Java findet ſich eine Gattung, welche nicht größer iſt als die große Feldmaus, $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, und eine Flugweite hat wie die Mops-Fledermaus, 10 Zoll; ſie hat eine ſpitzigere Schnauze, einen kleinen Schwanz, oben und unten 4 Schneidzähne und eine etwas behaarte Flughaut; der Pelz kurz und braunroth, unten heller. Es iſt die kleinſte Gattung (Pt. minimus), Kiodote.

Sie findet ſich auch auf Timor, und zerſtört ſehr vieles Obſt, beſonders Jambuſen (Eugenia). Untertags hängt ſie klumpenweiſe unter dem Laube der höchſten Zweige, verſteckt ſich aber auch in hohle Bäume und Häuſer. Die Zunge iſt 2 Zoll lang, aber nicht wurmförmig wie die der Schuppenthiere. Temminck, Mon. 291. tab. 15. fig. 25—28. tab. 16. fig. 1. 2. Skelet. Geoffroy, Ann. Mus. XV. p. 97. Fréd. Cuvier, Mammifères Livr. 3. Kiodote; Horsfield, Zool. Researches III. Pt. rostratus, Lowo-Assu.

5) Es gibt auch eine Gattung in Aegypten (Pt. aegyptiacus),

welche ſich in den Kammern der Pyramiden verſteckt und ſich an der Decke derſelben aufhängt. Ihre Länge iſt $5\frac{1}{2}$ Zoll, Flugweite 20; Kopf kürzer und dicker als bey andern; Pelz bräunlichgrau. Geoffroy St. Hilaire und Rüppell haben ſie mitgebracht; ſie findet ſich aber auch am Senegal. Geoffroy, Ann. Mus. XV. 96. Egypte XXIII. 161. teb. 3. fig. 2. Temminck, Mon. I. 197. tab. 15. fig. 14. 15. Schädel.

b. Die großköpfigen (Harpyia, Cephalotes)

unterſcheiden ſich von allen andern dadurch, daß die Flughaut nicht von den Seiten, ſondern vom Rückgrath entſpringt. Ihr Kopf iſt beſonders dick, und der Schwanz ſticht über die ſtark ausgeſchnittene Spannhaut hervor. Schneidzähne oben und unten 2. 1 Eckzahn, oben 4, unten 6 Backenzähne. Naſe ſtark geſpalten.

1) Die kleinere (Vesp. cephalotes)

iſt gegen 4 Zoll lang, Flugweite 14 Zoll, Schwanz $\frac{1}{2}$; oben grau, unten weißlich, die Flughaut röthlichbraun, am Zeigfinger

eine Klaue. Sie findet ſich auf den Molucken. Pallas, Spic. III. p. 10. tab. 1. Buffon, suppl. III. tab. 52. Schreber I. 172. T. 61.

2) Die größere (Pt. peronii, palliatus)

iſt 5 Zoll lang, der Schwanz ½, rothbraun, ohne Klaue am Zeigfinger.

Sie findet ſich auf der Inſel Timor. Geoffroy, Ann. Mus. XV. p. 104. tab. 7.

Zweyte Stuffe.

Obere Haarthiere.

Thiere entweder mit Hufen, oder mit allen Zahnarten in geſchloſſener Reihe.

Hieher gehören:

1. Diejenigen Thiere, deren Zehen entweder einzeln oder zuſammen in einem Huf oder Stiefel ſtecken, und welche nicht alle Zahnarten nebſt Zahnlücken haben; wenigſtens ſind ihre Backen- und Lückenzähne alle einander gleich und meiſt ſtumpf, wie bey den Walfiſchen, Schweinen und Rindern.

2. Ferner diejenigen, deren Zehen mit Klauen oder Nägeln nur oberflächlich bedeckt ſind, und die daher mit dem fleiſchigen, alſo empfindlichen, Theile der Zehen auftreten, wie die mausartigen Thiere; aber es fehlt ihnen höchſt ſelten eine der ſechs Zahnarten, und ſie haben keine Lücken dazwiſchen. So bey den Robben, Hunden, Bären, Affen und bey dem Menſchen.

Sie theilen ſich demnach in zwo Ordnungen, in die Huf- und Nagelthiere.

Vierte Ordnung.

Hufthiere.

Hufe, Zahnlücken und gleichförmige Backenzähne.

Die Walfiſche, Schweine und Rinder ſtimmen auch durch die große Leibesmaſſe überein, worinn ſie, mit wenigen Ausnahmen, alle andern Thiere weit hinter ſich zurück laſſen.

Dieſe größere Maſſe wird theils hervorgebracht durch die Knochen, theils durch das Fleiſch, theils durch das derbere Fett, welches unter dem Namen Speck oder Unſchlitt bekannt iſt, was man auch bey anderen Thieren nicht findet, als bey welchen das Fett entweder flüſſig oder ſchmierig iſt, wie das Schmalz.

1. Die einen haben nur Vorderfüße, wie die Wale oder Walfiſche.

Die andern haben 4 Füße, und es ſteckt jede Zehe in ihrem eigenen Huf.

2. Aber die einen haben entweder ungeſpaltene Zehen oder Schmelzzähne, wie die Schweine, Elephanten, Nashörner und Pferde.

3. Die andern haben paarig geſpaltene Zehen und Faltenzähne, wie die Rinder oder Wiederkäuer.

10. Zunft. Die **Wale** oder **Walfiſche**

ſind die warmblütigen Thiere, mithin auch die einzigen Haar- oder Säugthiere, welche keine Hinterfüße haben.

Sie ſind durch die Knochen und die Zunge characteriſiert, und entſprechen mithin den Fiſchen; ſie ſind die fiſchartigen Haarthiere.

Die Walfiſche ſind von jeher als Wunder der thieriſchen Welt betrachtet worden, und zwar mit vollem Recht, theils wegen ihrer ſo alles gewöhnliche Maaß überſchreitenden Größe, theils wegen ihrer zweifelhaften Natur zwiſchen Fiſch und Säugthier; jenes in dem nackten und glatten Leibe, der langen, ſpindelförmigen Geſtalt und in den floſſenartigen Finnen ſowohl an der Bruſt, als an Rücken und Schwanz; dieſes in ihrem warmen Blut, in den durchbrochenen Naslöchern, dem Athmen durch Lungen und endlich in dem Säugen der Jungen durch Euter.

Dazu kommt der Schrecken, welchen ihre ſeltene Erſcheinung an den Küſten der gebildeten Welt in frühern Zeiten verurſacht, und zu den abenteuerlichſten Sagen von Meerungethümen, Meerweibern und Meermännern veranlaßt hat. Endlich hat

auch die große Wichtigkeit, welche ſie durch ihren Thran, Wallrath und das Fiſchbein für den Handel und für die Beſchäftigung von vielen Tauſend Menſchen hatten und noch haben, viel von ihnen zu reden gegeben.

Die Geſtalt dieſer Thiere iſt die der Fiſche, jedoch keulenförmig mit einem dickern walzigen Vorderleib und einem dünner zulaufenden Schwanz, welcher in 2 wagrechte, mit einander verwachſene Floſſen oder vielmehr lederartige Finnen, ohne alle Knochen, endiget, womit ſie durch Auf- und Niederbiegen den Leib vorwärts treiben, während die Fiſche den Schwanz von einer Seite zur andern ſchlagen.

Die Vorderfüße ſind kurze Stummeln meiſt mit 5 Zehen, welche aber durch eine Haut überzogen ſind, wie mit einem fingerloſen Handſchuh, und daher eigentlich Finnen oder Ruder vorſtellen, woran bey einigen hufenförmige Nägel ſind. Sie bewegen damit ihren Leib vorzüglich nach den Seiten. Obſchon ihr Leib haarlos iſt, und ſie nur auf der Oberlippe Borſten haben, welche überdieß bald ausfallen; ſo haben ſie doch alle Organe der Haar- oder Säugthiere, nehmlich bewegliche Augen mit Liedern, offene, wenn gleich enge Ohren ohne Muſchel, 2 Naslöcher von Fleiſch umgeben, eine weiche fleiſchige Zunge und bewegliche Lippen, 2 Euter zwiſchen den Vorderfüßen oder in den Weichen, 7 Halswirbel, faſt ſo dünn wie Papier, und daher der kurze unbewegliche Hals, einen beweglichen Kehlkopf mit Lungen, ein Herz mit 2 ganz getrennten Kammern und Vorkammern, ohne offen bleibendes ovales Loch, warmes Blut, übrige Eingeweide völlig wie bey den Haarthieren, und mehrere Mägen, faſt wie bey den Wiederkäuern; das Hirn mit Windungen, freylich in mehreren Fällen viel kleiner als der Kopf, weil derſelbe von vielem Fett umgeben iſt.

Es gehören hieher die größten Thiere, welche ſich auf der Erde finden. Die meiſten erreichen eine Länge von 20 Schuh, viele 40, 50—60, ja von 100, und ſelbſt noch in unſern Zeiten.

Sie leben ſämmtlich im Meer, und kein einziges im ſüßen Waſſer, obſchon einige ziemlich weit in die Flüſſe heraufſteigen.

Unter ihrer Haut iſt eine dicke Specklage, wodurch ſie mit dem Waſſer im Gleichgewicht erhalten werden. Dieſer Speck liefert den bekannten Thran, und es geſchieht um ſeinetwillen, daß jährlich viele Hundert Schiffe die gefährlichſten Meere befahren, um dieſe Thiere zu fangen. Sie können nicht lange unter Waſſer aushalten, und müſſen, ſpäteſtens nach einer Viertelſtunde, herauskommen, um Luft zu ſchöpfen. Bey dieſer Gelegenheit ſieht man bey denjenigen, welche ihre Naslöcher faſt hinten an der Stirn haben, Waſſer hoch in die Luft ausſtoßen, was man Spritzen oder Blaſen nennt. Man hat in der neuern Zeit die Sache in Zweifel gezogen, und die Vermuthung aufgeſtellt, daß es wohl nur der in der kalten Luft verdichtete Athem ſeyn könnte.

Da dieſe Thiere bloß Luft athmen, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, warum ſie in wenig Tagen ſterben, wenn ſie trocken auf dem Strande zurückbleiben. Sie ſcheinen nicht mehr als ein Junges zu werfen, welches der Mutter lange folgt und ſich von ihrer Milch ernährt.

Die meiſten ernähren ſich von Fiſchen und ſchwimmenden Schnecken, wovon zu gewiſſen Zeiten das Meer wimmelt; andere leben von Pflanzen und ſteigen daher in die Flüſſe hinauf, um am Ufer Gras zu waiden. Sie zerfallen darnach in 2 Abtheilungen, in fleiſch- und grasfreſſende. Jene haben die Naslöcher nach oben und ſind entweder Dick- oder Dünnköpfe, und die Dickköpfe haben

1. Barten — Barten-Wale, oder
2. Zähne — Pottfiſche.

Die Dünnköpfe haben

3. nur zwey Stoßzähne — Einhorn, oder
4. viele Zähne in beiden Kieferrändern — Delphine.
5. Die grasfreſſenden haben die Naslöcher nach vorn.

So abenteuerliche Vorſtellungen uns auch von den Alten über die Walfiſche überliefert worden ſind, und ſo nachtheilig und hemmend ſie auch auf die nähere Kenntniß dieſer Thiere im Mittelalter, und ſelbſt noch in ziemlich neuer Zeit, eingewirkt haben; ſo muß man doch geſtehen, daß Ariſtoteles ſchon

ziemlich richtige Begriffe von denſelben hatte, und daß die Abgeſchmacktheiten größtentheils nur durch Mißverſtändniſſe, manchmal ſelbſt der Abſchreiber, veranlaßt worden ſind. Niemand hat dieſes deutlicher und umſtändlicher dargeſtellt, als der ungemein gelehrte philologiſche Naturforſcher Joh. Schneider zu Breslau, mit dem leider dieſes Fach nun gänzlich ausgeſtorben iſt. Wenn man die Stellen der Alten im Gedächtniß behält, ſo kann man ſich viele Meynungen, wahre und falſche, des Mittelalters, ſo wie die abenteuerlichen Abbildungen erklären.

Ariſtoteles ſagt (Buch VI. Cap. 12.): der Delphin und die Phalaena, ſo wie die andern, welche keine Kiemen haben und durch eine Röhre athmen, bringen lebendige Junge zur Welt, wie der Menſch und die lebendig gebährenden Vierfüßler; der Delphin bringt meiſtens nur 1, bisweilen 2 Junge; die Phalaena häufig 2 oder auch nur eines; ebenſo die Phocaena, welche dem kleinen Delphin ähnlich iſt und im ſchwarzen Meere lebt. Alle dieſe haben Lungen; man hat ſchon ſchlafende Delphine geſehen, welche die Schnauze herausſtreckten und ſchnarchten. Beide haben Milch, womit ſie die Jungen ernähren, auch nehmen ſie dieſelben, wenn ſie noch klein ſind, wieder in ſich auf. Sie wachſen ſehr ſchnell, und ſind im zehnten Jahr ausgewachſen. Sie tragen 10 Monate, und werfen nur im Sommer. In den Hundstagen hält ſich der Delphin 30 Tage lang verborgen. Er führt ſeine Jungen, die er ſehr liebt, lange Zeit. Man weiß von einigen, denen die Fiſcher die Schwänze abgehauen haben, daß ſie 25—30 Jahre gelebt haben. — Albert der Große gibt ihnen 130 Jahr, was auch, wegen der langſamen Entwickelung, das wahrſcheinlichere iſt.

Außer der Phocaena und dem Delphin gibt es, nach Ariſtoteles (VIII. 13.), im ſchwarzen Meer keine großen Meerthiere, und ſelbſt der Delphin iſt klein. Buch I. Cap. 10. ſagt er: der Delphin habe eine Blasröhre am Anfang des Rückens, die Phalaena aber auf der Stirn; die Blasröhre liegt vor dem Hirn, denn wäre ſie dahinter, ſo würde ſie den Rückgrath unterbrechen (de partibus IV. 13.). Alle walfiſchartigen Thiere haben keine Ohren (er meynt vielleicht bloß keine Ohrmuſcheln). Hist.

an. I. 11. Der Delphin hat hinten 2 Euter, aber nicht vorſtehende Striche, ſondern Röhren, woraus die Milch fließt, welche das Junge ſaugt, wie man es ſchon geſehen hat. Wenn die Fiſcher ſie zuſammengetrieben haben, und dann plötzlich ſchreyen; ſo fliehen ſie ans Ufer, und werden, erſchreckt von dem Schall, gefangen. IV. 8. Sie haben eine wahre Stimme. Der Delphin und die andern Walfiſche nehmen das Meerwaſſer auf, und werfen es durch die Blasröhre wieder aus, ebenſo die Luft; daher erſtickt er bald in den Netzen. Außer dem Waſſer lebt er lang, ſtöhnend und ſeufzend. VIII. 2. Er lebt bloß von Fleiſch, und zwar nimmt er ſeinen Raub, wie alle Walfiſche, auf dem Rücken liegend auf, weil er das Maul unten hat. —

Die Delphine ſind ſehr ſanft und mild. Als einer bey Carien verwundet und gefangen wurde, ſey eine ganze Heerde in den Haven gekommen und erſt gewichen, als die Fiſcher den gefangenen freygelaſſen. Die kleinern werden auch immer von einem größern zum Schutze begleitet; ein ſterbendes und ſinkendes Junges haben 2 auf den Rücken genommen. Sie ſchwimmen außerordentlich ſchnell, und ſpringen ſelbſt über die Maſtbäume, beſonders wenn ſie einen Fiſch verfolgen. Müſſen ſie aus Hunger zu lang auf dem Boden den Athem anhalten, ſo ſchießen ſie wie ein Pfeil herauf und hoch in die Luft; bisweilen fahren ſie auf den Strand, ohne daß man weiß warum. IX. 48.

Der Walfiſch, welchen Ariſtoteles Mysticetus nennt, hat im Maule keine Zähne, ſondern Haare wie die Schweinsborſten (nehmlich Barten). III. 12. Durch ein Mißverſtändniß, indem, wahrſcheinlich in einem Manuſcript, die Worte Mys (Maus) und Cetus (Walfiſch) getrennt ſtanden, hat Plinius von einer Meermaus (Fiſchlein) geredet, welche keine Zähne habe, ſondern Borſten im Maul und vor dem Walfiſch einherſchwimme. Daraus wurde nun von Vielen allerley über die Liebe und Freundſchaft dieſer beiden Thiere gefabelt. Wenn dem Walfiſch aus Müdigkeit die Augen zufielen, ſoll die Meermaus für ihn ſehen und ihn führen. Im Mittelalter iſt die Sache noch ſchlimmer geworden. In irgend einem Manuſcript ſtand Mann ſtatt Maus (Mas sive Masculus) und daraus hat man gefabelt, das Männchen

des Walfiſches wäre ein davon verſchieden gebautes Thier. Man glaubte auch, der hungerige Walfiſch ſperre das Maul auf und hauche einen Wohlgeruch aus, welcher die kleinen Thiere herbeylocke, ſo daß nur das Maul geſchloſſen zu werden brauche, um eine Menge zu verſchlucken. Daran ſcheint auch wirklich etwas zu ſeyn. So wie die kleinen Meerfliche (Talitrus etc.) ſich gern in dem Geniſt am Strande aufhalten, weil ſie daſelbſt ihre Nahrung an Schleimthieren finden; ſo ſammeln ſie ſich an den aus dem Maule hängenden Fiſchbeinfäden, an denen ſie wahrſcheinlich auch Nahrung finden. Man hat nehmlich bey den Walen in der Südſee entdeckt, daß ihre Barten von ſehr kleinen Schmarotzer-Würmern (Odontobius) ſo bedeckt ſind, daß ſie einen breyartigen Ueberzug darauf bilden. (Bauzeme, Iſis 1836. 512.)

Man ſieht aus dem Dargeſtellten ganz deutlich, daß Ariſtoteles die Phalaena oder Balaena vom Mysticetus unterſchied und zwiſchen den letztern und die Delphine ſtellte; denn ſie unterſcheide ſich von den letztern dadurch, daß ihr Spritzloch weiter vorn liege, was vorausſetzt, daß ſie auch Zähne habe. Dieſes alles paßt nur auf den Pottfiſch, welcher den Walrath liefert. Ariſtoteles kannte mithin die 2 gewöhnlichen Delphine, den gemeinen Bartenwalfiſch und den Pottfiſch mit Zähnen im Unterkiefer. Plinius hat darüber nichts Neues.

Dagegen ſpricht er von einem Thier mit Namen Orca, welches den Walfiſchen (Balaena) feind ſey und wie ein ungeheurer Klumpen Fleiſch mit fürchterlichen Zähnen ausſehe *). Dieſe zeig-

*) Orcae imago nulla repraesentatione exprimi possit alia, quam carnis immensae dentibus truculentae. —

Das letzte Wort kommt bey allen Spätern wieder vor, wie bey Paulus Jovius, Olaus Magnus, Rondelet ꝛc., ein Beweis, daß ſie nicht Gelegenheit hatten, das Thier ſelbſt zu beobachten. Plinius nennt noch allerley Meer-Ungeheuer nach Hörenſagen. In Indien gebe es Balänen vier Juchart groß (die römiſche Juchart iſt 240 Schuh lang und halb ſo breit; Plinius XVIII. Cap. 3.), Sägfiſche 20 Cubitus (1½ Schuh), Krebſe 6 Schuh, Aale im Ganges 300 Schuh. Zu Alexander des Großen Zeiten habe man in Indien Thorpfoſten gemacht aus den Kiefern der

ten ſich bey Cadix im Winter, zögen ſich aber während des Sommers in ſtille Meerbuſen zurück. Das wüßten die Orken, brächen in den verborgenen Ort ein und peinigten die Kälber oder auch die Weibchen mit Biſſen und Stößen wie mit einem Schiffsſchnabel; das gebe eine ungeheure Schlacht, wobey Wellen und Wirbel entſtänden wie beym größten Sturm u.ſ.w. (Buch IX. Cap. 6.) Dieſes iſt offenbar ein Butzkopf.

Feſtus macht die Orca zu einem der größten Meerthiere, welches den Namen wegen ſeiner Aehnlichkeit mit den Feigen- oder Oeltöpfen bekommen habe; ſie ſind nehmlich rund und unförmlich.

Ferner erzählt Plinius ebenda, eine ſolche Orca ſey einmal in den Haven Oſtia gekommen, angelockt durch Häute, welche bey einem Schiffbruch ins Meer gefallen wären: ſie ſättigte ſich daran mehrere Tage, wühlte ſich aber nach und nach eine Grube in einer Untiefe aus und würde durch die Wellen ſo von Sand umgeben, daß ſie ſich nicht mehr wenden konnte, und endlich am Strande lag mit hervorragendem Rücken wie der Kiel eines Schiffes. Der Cäſar Claudius ließ Netze vor den Haven ſpannen, und rückte, um dem Volk ein Schauſpiel zu geben, mit ſeiner Leibgarde aus, welche aus ihren Nachen Lanzen auf das Thier warfen: er habe einen davon von dem Blaſen des Thieres voll Waſſer werden und ſinken ſehen. — Aus dieſer Orca, welches Wort Hafen oder Topf bedeutet, iſt alſo offenbar Pottfiſch geworden, wohl auch Capidoglio, vielleicht Oelkopf.

Im indiſchen Meer ſey der Sägfiſch und die Balaena das größte Thier; im galliſchen Ocean der Phyſeter, welcher ſich wie eine ungeheuere Säule erhebe und eine Flüſſigkeit höher als die Seegel auswerfe (IX. cap. 4). Nach Strabo (XV. S. 725.) gibt es im perſiſchen Meerbuſen Phyſeteren 20—30 Doppel-

Wale, und Dachſparren aus Knochen. Bey Cadix gebe es den ſogenannten Baum-Wal (Arbor) mit ſo ungeheuern Aeſten, daß er deßhalb nicht durch die Meerenge kommt (wahrſcheinlich rieſenhafte Dintenſchnecken oder Kracken). Andere heißen Ruderwale (Rota), weil ihre Augen mit 4 Speichen bedeckt würden u.ſ.w.

ſchritte (Passus) lang, aus deren Knochen die Einwohner Häuſer bauen, wenn ſie an den Strand geworfen werden. Dieſe und ähnliche Thiere bließen etwas aus, was in der Entfernung wie eine Säule von Nebel ausſehe (III. S. 145).

Unter Tiberius ſeyen auf einer Inſel vor der Provinz auf einmal über 300 Walfiſche geſtrandet und nicht weniger an der Küſte von Saintonge. Ein bey Cadix geſtrandeter habe 120 Zähne gehabt eine Spanne lang, und einen Gabelſchwanz 16 Ellen breit. Scaurus habe von der Stadt Joppe in Judäa die Knochen eines ſolchen Thiers zur Schau gebracht, worunter einige 40 Schuh lang und die Rippen höher als ein Elephant geweſen. Er ſoll dasjenige Thier ſeyn, welchem die Andromeda ausgeſetzt worden ſey. Pl. Lib. IX. cap. 5.

Das ſind ungefähr die Hauptſachen, welche bey den Alten über die Walfiſche vorkommen, woraus man aber, wie man ſieht, nur mit vieler Mühe die Gattungen beſtimmen kann.

Im Mittelalter und noch mehr in der ſpätern Zeit kommen manche Erzählungen über die Wale vor, aber ſelten von wirklichen Naturforſchern und daher immer unvollſtändig und zweifelhaft. Indeſſen ſchimmert doch immer einige Wahrheit heraus und namentlich erkennt man, daß es nur wenig verſchiedene Gattungen von dieſen Ungeheuern gibt, und daß ſie in allen Meeren um die ganze Erde herum vorkommen, ja daß ſie während des Sommers ſich mehr im Norden aufhalten und während des Winters ſüdlicher zu ziehen ſcheinen.

Im zwölften Jahrhundert trug man zwo zerfaſerte Fiſchbeintafeln als Federbüſche auf den Helmen. Guilelmus Brito, Philippis IX. 520. XI. 321. *).

Albertus Magnus, welcher im 13. Jahrhundert gelebt, erzählt verſchiedenes über die Wale, die er zum Theil ſelbſt geſehen. Zu unſerer Zeit, ſagt er, habe ich einen Walfiſch geſehen ohne Zähne und ſtatt derſelben ſchwarze, ſenſenförmige Horn-

*) — — — gemina e sublimi vertice fulgens
Cornua conus agit superasque educit in auras
E costis assumta nigris, quas faucis in antro
Branchia balaenae Britici colit incola ponti.

platten, 8 Schuh lang, 250 auf jeder Seite. Er hat ein weites Maul und wirft beym Athmen viel Waſſer aus, womit bisweilen Nachen angefüllt werden und ſinken. Die Bruſtfinnen ſind groß, geſtaltet wie beym Delphin, der Schwanz gabelförmig und 24 Schuh breit beym erwachſenen Thier; die krummen und langen Rippen ſind ſo dick wie Balken. Einer allein kann eine Laſt von 300 Wägen voll geben; bey uns jedoch nur für 200 oder 150. Er hat Speck auf dem Rücken wie das Schwein. Zu meiner Zeit ſind mehrere gefangen worden, einer in Friesland, aus deſſen Kopf man 11 Butten durchſichtiges Fett bekommen hat, wovon kaum ein Mann eine tragen konnte. Ein anderer wurde bey Utrecht gefangen und deſſen Kopf lieferte 40 Butten Fett. Sein Speck hat den Namen Graspois, Gras Poisson, woraus Grampus geworden iſt, wie aus Schweinfiſch, Porcus piscis, Porpois nach Du Cange. Er hat nur ein Junges, welches aber der Mutter 3—4 Jahre lang folgen ſoll. Er verfolgt ſehr gierig die Häringe und geräth dabey oft auf den Strand wie der an Friesland, den die Einwohner auf alle mögliche Art an Pfähle banden. Bey der Fluth rieß er aber dennoch aus, kam jedoch am dritten Tag bey der Verfolgung der Häringe wieder an den Strand, wo er getödtet und vertheilt wurde. XXIV. S. 241. Schneider in Artedi Synonymia piscium. 1789. pag. 147—164. Das war ohne Zweifel ein Finnfiſch.

Der älteſte Schriftſteller, welcher ausführlicher von den Walfiſchen handelt, iſt Olaus Magnus, Biſchoff in Schweden, in ſeiner Geſchichte der nördlichen Völker. Der Phyſeter ſey 200 Shuh lang und ſehr grauſam; er erhebe ſich über den Bord der Schiffe und ſpritze aus ſeinen Röhren ſo viel Waſſer ein, daß es zu ſinken drohe, ja er werfe ſich ſelbſt darauf, um es unter Waſſer zu drücken. Er habe ein ſchwarzes, dickes Leder um den ganzen Leib, lange Finnen wie breite Füße, einen Gabelſchwanz, 15—20 Schuh breit, womit er heftig auf die Schiffe ſchlage. Für ſeine Bosheit gebe es jedoch ein Mittel, nehmlich die Trompete, deren ſcharfe Töne er nicht ertragen könne; auch werfe man ihm große Fäſſer ins Meer,

welche ihn im Laufe hinderten oder ihn zum Spiele trieben; Flintenſchüſſe ſchreckten ihn auch mehr als die Kugel ſelbſt, als welche im Waſſer oder im Fett ihre Kraft verliere. Lib. XXI. cap. 6.

Obſchon der Walfiſch ungeheuer groß, 100 oder 300 Schuh lang und ſehr dick und ſchwer iſt, ſo hat er doch an der viel kleinern, aber hurtigern und grauſameren Orca einen großen Feind; ſie gleicht dem umgekehrten Kiel eines Nachens, hat fürchterliche Zähne, womit ſie den Walfiſch zerfleiſcht und auf den Strand treibt. Lib. XXI. cap. 7.

Im Auguſt 1532 iſt bey Teignemouth in England ein Ungeheuer todt an den Strand getrieben worden; die Maſſe hätte man nicht auf 100 Wägen laden können; die Länge iſt 30 engl. Ellen, d. h. 90 Schuh geweſen. Die Höhe vom Bauch bis zum Rückgräth 8—9 Ellen, der Rachen 6½ Elle, die Unterkiefer 7½; die Zahl der Rippen 30, meiſtens 21 Schuh lang; 1½ im Umfang; 3 weite Mägen; 2 Finnen, jede 15 Schuh lang; 10 Ochſen konnten kaum eine ausreißen. Im Gaumen hiengen Horntafeln, unten an einem Ende behaart, in der Zahl über 1000, jedoch nicht alle gleich groß; die Länge des Kopfes bis zum Rachen 7 Ellen, eben ſo lang die Zunge; von einem Auge zum andern 6 Ellen; die Augen nicht größer als bey einem Ochſen; der Schwanz gabelförmig, 7 Ellen breit; auf dem Kopf 2 große Löcher, wodurch das Ungeheuer das Waſſer auszuſpritzen pflegt; keine Zähne. — Dieſe Beſchreibung iſt von einem Engländer und wirklich für jene Zeit meiſterhaft. Lib. XXI. cap. 9; auch bey Geßner S. 251.

Weil der Walfiſch mit beſonderer Begierde die Häringe und die Meerkälber verfolgt, und ſich daher auf den Strand oder zwiſchen Felſen wagt, die zur Ebbe trocken werden; ſo ſucht er ſich einen Dümpfel in der Nähe und arbeitet mit ſolchem Ungeſtüm in den Sand, daß ein tiefer Graben entſteht, worinn er liegen bleibt. Sobald das die Fiſcher bemerken, laufen ſie ſchaarenweis herbey, feſſeln das Thier mit Sailen und Ankern im Maul und den Spritzlöchern und ziehen es mit vereinigten Kräften weiter am Strand hinauf, oder beveſtigen es

ſo, daß es mit der Fluth nicht mehr entkommen kann. Sie theilen ſodann die Beute und gehen nach Hauſe, bis wieder ein ähnlicher Fall vorkommt, oder auch ein verwundeter oder ſonſt ein entkräfteter Walfiſch durch den Wind angetrieben wird. Fürchten ſie, daß ihnen die Kräfte wieder kommen möchten, ſo ſtechen ſie ſie mit Degen in die Seite, damit ſie ſich verbluten. Lib. XXI. cap. 11. — Dieſes wäre alſo die Art, wie man noch gegenwärtig auf Island die Nordcaper fangen ſoll.

Die Walfiſche haben große Liebe zu ihrem Jungen; ſie tragen es, wenn es ſchwach oder krank iſt; klein nehmen ſie es ins Maul, ebenſo zur Zeit eines Sturms, und nachher werfen ſie es wieder aus. Geräth das Junge aufs Trockene, daß es nicht mehr der Mutter folgen kann, ſo nimmt dieſe Waſſer ins Maul und ſpritzt es gleich einem Fluß jenem zu. Auch ſchon erwachſen bleiben ſie noch beyſammen; ſie werden bald groß und wachſen 10 Jahre. cap. 12. — Steht ſchon bey Plinius (IX. cap. 8.) und Vincentius von Beauvais (Speculum naturale. XVIII. cap. 34).

Die Fiſcher zerſchneiden mit Aexten den Walfiſch und können mit dem Fleiſch, Fett und den Knochen wohl 250 bis 300 Wägen voll laden; das Fleiſch und den Speck ſalzen ſie in vielen und großen Gefäßen ein, benutzen es im Hauſe, oder verkaufen einen Theil in die Fremde. Der Speck findet ſich um den ganzen Leib, am meiſten aber am Kopfe, ſo daß man oft 12 Butten, deren kaum eine ein Mann tragen kann, bisweilen 30, ja 40 gewonnen werden. Man bedient ſich vorzüglich dieſes Fettes in die Lampen, die man während des Winters unaufhörlich brennen muß, weil es nicht Tag wird. Mit den kleineren Knochen macht man, weil ſie voll Fett ſind, ſowie mit den Fiſchköpfen, Feuer, wenn es an Holz fehlt. Aus der Haut macht man Kleider und eine reicht für 40 Mann hin, ferner Schläuche und Riemen an die Glocken, die ſehr lang halten; die Schiffer calfatern mit dem Fett ihre Schiffe; die Fuhrleute ſchmieren ihre Wägen; auch die Kürſchner brauchen es zur Bereitung der Felle, wie das von den Meerkälbern. Cap. 14.

Da im äußerſten Norden Kälte und Winde die Bäume nicht ſo hoch werden laſſen, daß man Häuſer damit bauen könnte; ſo hat die Natur vorgeſorgt, daß die Einwohner aus den ungeheuern Walfiſchrippen dieſelben erbauen und das nöthige Geräthe daraus verfertigen können. Dieſe Rippen ſind 20—30 Schuh lang. Auch die Knochen des ungeheuern Kopfes, die Wirbel und die Stacheln ſind nicht klein, und man macht daher daraus ganze Häuſer mit Thüren, Fenſtern, Dächern, Dielen und ſogar Tiſchen. Die Thüren überſpannt man mit dem Leder des Walfiſches; dieſe Häuſer enthalten Kammern für die Schweine und andere Thiere, die Giebel die Hühnerſtälle, gleichſam die Uhr dieſer Leute während der beſtändigen Nacht. cap. 15. — Die Abbildungen bey dieſem Werk ſind alle ganz abenteuerlich, theils nach den Beſchreibungen von Ariſtoteles und Plinius, theils nach den Erzählungen der norwegiſchen Fiſcher entworfen. Sie wurden von Geßner und Andern wiederholt, und obſchon dieſe ſchon ihren Unglauben darüber äußerten, dennoch Jahrhunderte lang nicht bloß vom Volk, ſondern ſelbſt von den Gelehrten für wahr gehalten.

Etwas beſſer ſind die ziemlich um dieſelbe Zeit erſchienenen von Belon und Rondelet, welche Geßner copiert hat, ſo wie die von Olaus. Der eigentliche Walfiſch, welcher damals ziemlich häufig in der Nähe von Bordeaux und an der Küſte von Nordſpanien vorgekommen iſt, wird von Rondelet beſchrieben. Er ſey 36 Ellen lang, 8 hoch, die Kiefer 22 lang, ſtatt der Zähne ſchwarze Horntafeln, die unten in Borſten endigen, hinten und vorn kürzer ſeyen; die Zunge ſey ſehr groß, weich, werde eingemacht und faſt allgemein unter die beſten Leckerbiſſen gerechnet; ſie ſey der zarteſte Theil des ganzen Leibes und fülle 24 Einmachgefäße aus; die Augen ſtänden 4 Ellen von einander und ſeyen ſo groß als ein Menſchenkopf; an den Seiten 2 große Finnen, womit ſie ſchwimmen und die Jungen bey Gefahr bedecken; keine auf dem Rücken; die Schnauze kurz, ohne Spritzröhre; die Haut hart, ſchwarz, ohne Haare; es hiengen bisweilen Schalthiere daran; im Magen finde man Schleim, Schaum, Waſſer, ſtinkende Meerpflanzen, aber keine Spur von

Fiſchen; das Fleiſch wird nicht geſchätzt, aber das Fett unter der Haut, beſonders zum Brennen der Lichter; aus den Knochen macht man Gartenzäune. Man fängt ſie bey Cap Breton und Saint Jean de Luz nicht mit einem Haken an einer Kette, worauf ein langes Seil folgt, wie Oppian und nach ihm Aelian beſchreiben; ſondern indem man auf ſie zurudert und ſie harpuniert, und nachher, wann ſie wieder heraufkommen, mit Lanzen erſticht. Man hat auf den Thürmen Wächter, welche läuten müſſen, wenn ſie einen Walfiſch ſehen; und dann läuft die ganze Stadt zuſammen; es werfen ſich je 10 in einen Nachen ꝛc. Man fängt leichter die Weibchen, beſonders wenn ſie Junge haben, weil ſie dieſelben nicht verlaſſen wollen. De Piscibus. 1554. p. 175. fig. Balaena sive Musculus.

Paul Dudley beſchreibt 1725 folgende Walfiſche, welche ſich an den Küſten von Neu-England einfinden.

1) Der ächte oder Fiſchbein-Wal mißt 60—70 Schuh, und iſt ſehr dick, hat eine feine, glatte Haut ohne Rückenfinne, aber jederſeits eine 5—8 Schuh lange, welche ſie nur brauchen, um ſich zu wenden, oder während ſie jung ſind und von der Mutter auf den Lappen des Schwanzes getragen werden, um dieſelben um die Schwanzwurzel zu ſchlagen, und ſich daran zu halten. Das Neugeborene iſt 20 Schuh lang und wenig werth; die Mutter dagegen ſehr fett. Einjährig, wo ſie Kurzköpfe heißen, ſind ſie fett und liefern 50 Fäßchen (Barrel) Thran; dann aber iſt die Mutter ſehr mager, heißt dürres Fell, und liefert, ungeachtet ihrer ungeheuren Größe, nicht mehr als 30 Fäßchen Thran. Nach zwey Jahren heißen ſie Stunts, weil ſie nach der Entwöhnung im Wachsthum ſtehen bleiben, und dann liefern ſie nur 24—28 Fäßchen. Nachher heißen ſie Schädelfiſche (Skull-fish); weil man ihr Alter nicht mehr kennt und es bloß nach der Länge der Barten ſchätzt, welche jederſeits im Oberkiefer wachſen und bisweilen 6—7 Schuh lang ſind. Ein guter Wal liefert 1000 Pfund. Manche glauben, daß der haarige Theil derſelben zunächſt an der Zunge als Seihzeug für das Futter diene. Die Augen, von der Größe eines Ochſenauges, liegen hinten an den Seiten des Kopfes, wo das Thier am breiteſten

iſt: denn der Kopf läuft von da nach vorn, und der Rumpf nach hinten zu; die Augen liegen tiefer als die Hälfte der Kopfhöhe, und dicht dahinter ſind die 2 Finnen; er trägt den Schwanz wagrecht, und rudert oder wrickt ſich damit fort. Ihre Kopfhaut iſt bisweilen mit Tauſenden von Meereicheln (Sea-Lice) bedeckt. Einer dieſer Wale hat 130 Fäßchen Thran geliefert, und die Zunge faſt 20. Dieſer iſt, mit Ausnahme des Walrath-Fiſches, der werthvollſte.

2) Der Knotenwal (Scrag-Whale) iſt ein naher Verwandter des Finnfiſches, aber ſtatt einer Finne auf dem Rücken iſt der Grath auf dem hintern Theil deſſelben mit einem Halbdutzend Knoten oder Knorren verſehen; in der Geſtalt und der Menge von Thran kommt er dem gemeinen Wal am nächſten; ſein Fiſchbein iſt weiß, läßt ſich aber ſchwer ſpalten. Balaena gibbosa.

3) Der Finnfiſch (Finback) unterſcheidet ſich vom ächten durch eine große Finne auf dem Rücken, 2½—4 Schuh lang; ſeine Seitenfinnen ſind viel länger, 6—7 Schuh. Er iſt etwas länger als jener, aber nicht ſo dick, viel ſchneller, ſehr wüthend, wenn er getroffen wird, und ſehr ſchwer zu halten; er gibt nicht ſo viel Thran und das Fiſchbein wenig Gewinn, weil es kurz und uneben iſt; ſein Bauch iſt weiß. Balaena nodosa.

4) Der Pflockfiſch (Bunch-sive Humpback-Whale) unterſcheidet ſich vom ächten durch einen Höcker an der Stelle der Finne wie des Finnfiſchs. Er iſt ſo dick als ein Kopf, 1 Schuh hoch und ein Pflock geſtaltet, mit der Spitze nach hinten gerichtet. Das Fiſchbein iſt nicht viel werth, jedoch beſſer als beym Finnfiſch. Seine Finnen ſind manchmal 18 Schuh lang und ganz weiß; ſein Thran ziemlich wie der vom Finnfiſch. Beide haben Längsfurchen vom Kopf bis zum Schwanz, am Bauche und an den Seiten, ſo hoch hinauf bis an die Finnen, welche ziemlich in der Hälfte der Seiten ſtehen. Balaena. Nr. 2 hätte alſo keine Furchen.

5) Der Walrath-Wal (Spermaceti-Whale) hat ziemlich die Größe der andern, iſt aber graulich, während die andern ſchwarz ſind; er hat auf dem Rücken einen Höcker, wie der Pflockfiſch,

aber kein Fiſchbein im Maul, ſondern in jedem Kiefer eine Reihe elfenbeinartige Zähne, 5—6 Zoll lang, bey einem Thier, welches 49 Schuh lang iſt, und deſſen Kopf 12 Fäßchen Walrath liefert. Sie ſind ſanfter als die andern, und ſchlagen ſelten mit ihren Schwänzen; werden ſie aber harpuniert, ſo legen ſie ſich gewöhnlich auf den Rücken, und wehren ſich mit dem Maul. Der Thran, den man aus ihrem Leibe gewinnt, iſt viel heller und milder als der von andern Walen. Kann betragen 20—30 Fäßchen. Physeter.

Der Walrath liegt in einer großen Höhle auf dem Kopf, 4—5 Schuh tief, 10—12 lang, in verſchiedenen häutigen Zellen, nicht mit Knochen bedeckt, ſondern mit einer dicken, knorpeligen Subſtanz unter der Haut, durch welche man ein Loch gräbt und das klare Fett herausläßt, im Betrag von 10—20 Fäßchen.

Die Wale werfen auf einmal nur ein Junges, und nur alle 2 Jahre; ſie ſollen 9—10 Monat tragen, und ſind dann ſehr fett; beym Saugen legt ſich die Mutter auf der Waſſerfläche auf den Rücken [doch ohne Zweifel ſo, daß ſie, ſo wie das Junge, während der Zeit die Naslöcher in der Luft hat]. Jedes Euter iſt 6 oder 8 Zoll lang, 16 oder 12 im Umfang; die Milch weiß, wie bey einer Kuh, und im Magen des Jungen findet man ſie geronnen, wie bey einem Kalbe.

Die Sorge für ihr Junges iſt ſehr bemerkenswerth: ſie tragen es nicht bloß auf ihrem Schwanz und ſäugen es, ſondern erheben ſich auch oft, um es an die Luft zu bringen; und wie ſehr man ſie auch jagt oder verwundet, ſo werden ſie doch nicht, ſo lange ſie noch Empfindung haben und Leben bey ihrem Jungen bemerken, daſſelbe verlaſſen oder mit ihrem Schwanze um ſich ſchlagen; fällt in ihrem Lauf das Junge herunter, ſo kommt die Mutter wieder herbey, ſchiebt ſich unter daſſelbe und nimmt es wieder auf. Daher binden die Walfiſchfänger das Kalb bloß an, und tödten es nicht eher, als bis ſie die Kuh gefangen haben: denn ſobald das Kalb todt iſt, und ſie es bemerkt, ſo wird ſie ſo wüthend, daß nichts mit ihr anzufangen iſt.

Die Wale ſchaaren ſich gern, und man findet bisweilen Hundert in einem Schwarm; ſie machen auch tüchtige Reiſen.

Im Spätjahr geht der ächte nach Weſten, im Frühjahr nach Oſten. Es iſt jedoch zu bemerken, daß die verſchiedenen Arten ſich nicht unter einander miſchen, ſondern ſich abgeſondert halten.

Sie athmen durch zwey Spritzlöcher auf der obern Seite der Schnauze; der Walrathwal hat jedoch nur eines, und zwar etwas auf der linken Seite. Werden ſie nicht geſtört, ſo kommen ſie alle Viertelſtunden herauf und blaſen, d. h. ſpritzen, Waſſer und Wind aus, und ziehen friſche Luft ein; verfolgt bleiben ſie jedoch bisweilen eine halbe Stunde und länger unter Waſſer; man hat jedoch beobachtet, daß wenn eine Kuh ein Kalb auf ihrem Schwanz hat, ſie viel öfter herauf kommt, damit das Junge athme, ohne daß ſie es ſelbſt thut. Werden ſie tödtlich verwundet, ſo ſpritzen ſie eine Menge Blut aus.

Was ihre Nahrung betrifft, ſo ſaugen ſie das erſte Jahr Milch. Nachdem ſie entwöhnt ſind, glaubt man allgemein, daß die ächte Wale von einer ſchlammigen Materie leben, welche ſie vom Boden des Meeres aufſaugen. Diejenigen, welche ſie nach dem Tode öffnen, ſagen aus, daß ſie nie Gras, Fiſch oder irgend eine andere Art Nahrung in dem ächten Wal gefunden haben, ſondern nur eine grauliche, milde, thonartige Erde, wie die, welche man armeniſchen Bolus nennt; und ein erfahrner Mann erzählte mir, daß er wirklich geſehen habe, wie dieſe Wale bey ſtillem Wetter an der Oberfläche des Meeres hinſtreifen, um eine Art von röthlichem Laich oder Brut einzuziehen, der manchmal das Waſſer eine Meile weit bedeckt. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man bey dieſem Wal, ungeachtet ſeiner Größe und Fettigkeit, wenn man ihn aufſchneidet, ſelten mehr Gedärm und Miſt findet, als bey einem Ochſen; auch iſt ihr Schlund nicht weiter; wohl aber beym Finnfiſch, der von Makreelen, Häringen u. dergl. lebt, die ſchaarenweiſe herumſchwärmen und von ihm durch eine kleine Wendung in einen Wirbel zuſammengetrieben werden, ſo daß er nur das Maul zu öffnen braucht, um einige Hundert auf einmal zu verſchlingen. Der Walrathwal frißt außer Fiſchen am meiſten ein kleines Thier mit einem Schnabel, welches Dintenſchnecke heißt (Squid-Fish). Die Schnäbel derſelben ſieht man

in der Ambra ſtecken, und kann ſie leicht herausnehmen. — Dieſes iſt ein Beweis, daß die Ambra ſich im Darme findet, und nicht in einer beſondern Blaſe. Die rothe Brut iſt nichts anderes als die kleinen Meerflöhe, welche das Waſſer oft meilenweit bedecken. Wenn die Schiffsleute in der Südſee in ein ſolches rothes Meer kommen, ſo wiſſen ſie, daß ſie nun bey den Walfiſchen ſind.

Der Fang iſt von dem bey Grönland verſchieden. Sechs Mann rudern in einem ſehr leichten, 20 Schuh langen Nachen ſehr hurtig von der Küſte nach dem Wale, der bisweilen mit einer einzigen Harpune getödtet wird, bisweilen ſich aber auch einen halben Tag mit den Fiſchern herumtreibt und ungeachtet vieler Lanzenſtiche und des Ausſpritzens von Blut entkommt, oft noch mit dicken Brettern, die man mit eiſernen Haken ihm angehängt hat. Früher tödtete man ſie nur in der Nähe der Küſte; jetzt geht man aber im May, Juny und July in Schaluppen hinaus zwiſchen Cape Cod und den Bermuden, wo man ſelten Walfiſche vermißt; bey Nacht legen ſie bey, bey Tag ſeegeln ſie hin und her und bringen das Fett nach Hauſe. Die wahre Jahrszeit für den Fang des gemeinen Walfiſchs iſt vom Anfang Hornung bis Ende May; für den Walrathwal vom Anfang Juny bis Ende Auguſt. Die Fiſcher haben bemerkt, daß er meiſtens ſeinen Unrath von ſich gibt, wenn er mit der Harpune getroffen worden iſt.

Die wundervolle und ſelbſt unglaubliche Kraft dieſer Geſchöpfe liegt vorzüglich im Schwanz, welcher ihre Schutz- und Trutzwaffe iſt. Ich habe eine Menge Beyſpiele dieſer Art von glaubwürdigen Augenzeugen. Ein Boot wurde von oben bis unten mit dem Schwanz entzweygeſchlagen, als wenn es wäre durchſägt worden. Einzelne Bohlen, Pfoſten, Ruder u.ſ.w. werden entzwey geſchlagen, ohne daß das Schiff erſchüttert wird oder der Ruderer es nur fühlt. Vor einigen Jahren zog ein Finnfiſch eine Schaluppe von 40 Tonnen aus einem Haven bey Cape Cod. Man glaubt, daß ſich die Wale manchmal ſelbſt, bey zu ſchnellem Untertauchen, den Arm eines Ankers einſtechen, und dann die Schaluppe mit ſolcher Heftigkeit fortziehen, als

wenn ſie mit dem beſten Wind ſeegelte. Wenigſtens geſchah dieſes einmal zum Erſtaunen der Leute, welche an der Küſte zuſahen; einige Tage nachher fand man den Wal todt am Strande, mit dem Anker im Leibe.

Die Feinde der Wale, welche oft die Jungen tödten (denn an einen Alten wagen ſie ſich nicht, wenn er nicht verwundet iſt), nennen unſere Wälfiſchfänger Mörder (Killer). Sie ſind 20—30 Schuh lang und haben Zähne in beiden Kiefern, die in einander greifen, eine Finne faſt in der Mitte des Rückens, 4—5 Schuh lang (Delphinus gladiator, orca). Sie halten ſich in Rudeln zuſammen zu einem Dutzend, und hetzen einen jungen Wal wie Metzgerhunde; einige halten ihn am Schwanz, damit er nicht um ſich ſchlagen oder dreſchen kann, andere am Kopf, beißen und dreſchen auf ihn los, bis das arme Thier auf dieſe Weiſe erhitzt die Zunge herausſtreckt; dann faſſen es einige dieſer Mörder bey den Lippen, und wo möglich bey der Zunge. Iſt es getödtet, ſo freſſen ſie vorzüglich die Zunge und den Kopf, verlaſſen es aber, ſo bald es zu faulen beginnt. Dieſer Mörder iſt ohne Zweifel die Orca, welche Dr. Franzius beſchreibt (Historia animalium sacra. III. cap. 3. 614): „Wenn die Orca den Walfiſch verfolgt, ſo brüllt der letztere fürchterlich, nicht anders, als wenn ein Stier von einem Hunde gebiſſen wird.“ Dieſe Mörder ſind von einer ſolchen ungeheuern Stärke, daß einmal, wo mehrere Boote einen todten Walfiſch anbinden wollten, einer von jenen kam, die Zähne hineinſchlug, und denſelben in einem Augenblick auf den Boden zog. Manchmal beißen ſie 2 Schuh große Stücke Fett aus. Sie werden bisweilen gefangen und liefern guten Thran, aber kein Fiſchbein. Der Rumpf vom getödteten Walfiſche wird von den Möven und andern Seevögeln, ſo wie von Hayfiſchen, aufgezehrt. Philos. Trans. 1725. Nro. 387. p. 256. (Reid, abridged VI. pars. 3. 1733. p. 69.) Später nannte man dieſes Thier auch Dreſcher (Thrasher).

Auch die Südſee iſt von dieſen Thieren bevölkert, und zwar viel ſtärker als das Nordmeer, weil ſie daſelbſt nicht ſo weggefangen worden ſind. Le Maire behauptet, daß es hier Hundert gegen einen im Nordmeer gebe; unter dem Aequator ſeyen ſie

aber, nach Dampier, kleiner als gegen den Südpol, und hier wieder kleiner als im Nordmeer. Schon die ältern Reiſenden haben daher gerathen, den Walfiſchfang auf der andern Erdhälfte zu betreiben, wo man ganz in der Nähe der Küſten, ohne große Mühe und Ausrüſtung, einen reichlichen Fang machen könne, an Chili ſelbſt ſchon unterm 12. Grad ſüdl. Breite, bey der Conceptions-Bay, ferner an der Magellans-Straße, wo man zugleich den Thran von der Löwenrobbe gewinnen würde, an Braſilien bey der Inſel St. Catharina, am Vorgebirge St. Auguſtin, bey St. Salvador, am Vorgebirge der guten Hoffnung, bey der Inſel Moritz, an Neuholland u.ſ.f.

Der älteſte Schriftſteller, welcher von Walen in der Südſee ſpricht, iſt Marco Polo, welcher Oſtindien vor dem Jahr 1300 bereiſt und bewohnt hat. An den Inſeln Socotora, Madagascar, Zangebar, ſagt er, werde ſehr viel Amber gefunden und in den Handel gebracht. Er komme aus dem Bauche der Wale, und weil großer Handel damit getrieben werde, ſo lege man ſich darauf, dieſelben zu fangen, und zwar mit Eiſen, welches Widerhaken habe, und daher, einmal in den Walen ſteckend, nicht mehr herausgeht; daran ſey ein ſehr langes Seil mit einer Tonne, welche auf dem Meere ſchwimmt, damit die Fiſcher den Walfiſch nach ſeinem Tode zu finden wüßten; ſie brächten ihn ſodann an die Küſte, nähmen den Amber aus dem Leibe und viele Butten Oel aus dem Kopfe. Ranusio, delle navigationi I. libr. 3. p. 59 b. — Man muß ſich wundern, daß unſere Walfiſchfänger nicht dieſelbe Methode befolgen, während ſie beym Kabliau- und Schellfiſchfang ebenfalls angebundene Tonnen auswerfen, um den Platz wieder zu finden, wo die Leinen mit den Angeln liegen.

Die ſpätern Seefahrer erzählen faſt alle, daß ſie überall in der Südſee Walfiſche angetroffen haben. Auch würde der Fang an verſchiedenen Orten ſchon ſehr eifrig betrieben, namentlich von den Portugieſen auf der Inſel St. Catharina, unweit Rio Janeiro, wo eine Geſellſchaft jährlich 800 Walfiſche gefangen, und dem König 100,000 Cruzaden bezahlt habe; bey dem Vorgebirg St. Auguſtin ein einziger Kaufmann 50,000 Kronen.

Forſter hat an der Küſte von Süd-America bis zu den Falklandsinſeln einerſeits und Süd-Georgien anderſeits häufig Walfiſche angetroffen, und die Portugieſen treiben nebſt den Nordamericanern in jenen Meeren einen ergiebigen Fang. Reiſe S. 417. Peron und Leſueur behaupten zwar, daß alle Walfiſche der ſüdlichen Erdhälfte von denen der nördlichen verſchieden ſeyen (Ann. Mus. XV. 287.). Auch hat man wirklich einige Unterſchiede bemerkt; ſie ſind jedoch ſo unbedeutend, daß ſie kaum beſondere Gattungen begründen.

Dieſes ſind faſt alle Nachrichten von einigem Belang, welche während der Zeit der Dämmerung in der Kunde von dieſen Thieren der Welt gelegentlich mitgetheilt wurden. Die Verwirrung iſt, wie man ſieht, noch ſehr groß. Wir wollen daher nun die Geſchlechter beſonders betrachten, und die mehr abgeſonderten und zuverläßigeren Beobachtungen an ihrem Orte anführen.

A. Die fleiſchfreſſenden Wale

haben die Naslöcher faſt hinten auf der Stirn, 5 ungetrennte Zehen ohne Nägel, gleichförmige und einſpitzige Zähne oder Horntafeln; die Euter in den Weichen.

Hieher gehören die eigentlichen Wale von ungeheurer Größe, welche in allen Meeren in Menge vorkommen und es vorzüglich ſind, welchen die Walfiſchfänger nachgehen. Sie verrathen ſich von ferne durch das Blaſen, nehmlich durch das Ausſpritzen des Waſſers aus den Naslöchern, welches ſie beym Verſchlingen ihrer Nahrung ins Maul bekommen. So iſt wenigſtens noch die vorherrſchende Meynung.

Es iſt gewiß, daß ſie Haare haben, wenigſtens an einigen Stellen. Martens ſagt ausdrücklich, S. 98.: Vorn an den Lefzen der gemeinen Walfiſche, unten und oben, ſitzen kurze Haare. W. Scoresby (Tagbuch S. 187.): Ein dünner Bart, der aus wenigen kurzen weißen Haaren beſteht, ſitzt auf dem vorderſten Theile beider Lippen. Klein fand beym Braunfiſch jederſeits vorn an der Oberlippe eine Borſte 6 Linien lang in einer Grube, welche man für die ächten Naslöcher anſah, weil man die Spritzlöcher mit den Stirnlöchern der Hayen verglich

(Missus II. 28. tab. 4. fig. 6.); ebenſo E. Rouſſeau bey neugeborenen (Annal. Sc. n. XXI. 351.) und Rapp (Cetaceen 110.); nach Orbigny iſt die ganze Schnauze eines Delphins an Bolivia mit Haaren beſetzt (N. Ann. Mus. III. 28.).

Die größeren davon haben ungewöhnlich große und dicke Köpfe, welche wohl ¹/₃ und mehr des ganzen Leibes wegnehmen; andere dagegen haben verhältnißmäßige Köpfe, wie ſie ſich bey andern Thieren finden.

a. Die Großköpfe

haben eine verhältnißmäßig kleine Hirnſchale, welche aber, ſo wie die Geſichtsknochen, von großen Fettmaſſen dick eingehüllt iſt; die Kiefer ſind ungeheuer verlängert, und bilden eigentlich die Ungeſtalt des Kopfes.

Sie theilen ſich in ſolche mit Hornzähnen oder Barten, und in ſolche mit Knochenzähnen.

1. G. Die Bartenwale

haben 2 getrennte und ausgeſchweifte Naslöcher vor der Stirn, im Unterkiefer gar keine Zähne, im Oberkiefer aber 2 Reihen querſtehender Horntafeln aus verwachſenen Faſern.

Dieſe Barten ſind dreyeckige Tafeln ſo dick als Pappendeckel, 10—15 Schuh lang und oben etwa halb ſo breit; ſie beſtehen aus ſenkrechten Faſern, welche man mit Haaren vergleichen kann, wie beym Horn des Nashorns. Dergleichen Tafeln ſtehen jederſeits quer im Gaumen über 300. Sie ſind das bekannte Fiſchbein der Schneider und der Regenſchirmmacher (Costae sartoriae). Dieſe Thiere ſollen größtentheils von den kleinen Ruderſchnecken leben, welche zu Millionen im Meer herumſchwimmen und Wal-Aas heißen, wie die Clionen und Kronjachten, wozu noch ohne Zweifel auch die vielen Meerflöhe, Dintenſchnecken und kleine Fiſche kommen.

Die beſſeren und ausführlicheren Arbeiten über dieſe Thiere findet man bey Sibbald (Phalaenologia), Anderſon (Island), Du Hamel (Pêches), J. Schneider (Sammlung u. Beyträge), Lacepede, Scoresby, Brandt und Ratzeburg (Med. Zool.), Tileſius (Iſis 1835.). Anatomie bey Tyſon

(Porpess 1680.), J. Hunter (Phil. Trans. 1787.), Cuvier (Ossemens V. I.) und Rapp (Cetaceen 1837.).

Unter dieſen Walen gibt es, welche an der Unterſeite des Leibes, von der Lippe bis zum Nabel, handtiefe Furchen haben, durch Hautfalten gebildet; darinn ſitzen vorzüglich die ſogenannten Meerpocken (Coronula). Man nennt ſie Runzelwale, in der nordiſchen Sprache Renge oder Ryder, was daſſelbe bedeutet.

Die andern heißen Glattwale oder Glattbäuche.

Mit Sicherheit kennt man aus jeder Abtheilung nur eine Gattung.

a) Glattwale haben keine Seitenfurchen.

Es gibt darunter wieder mit und ohne eine Rückenfinne.

* Schlichtrücken: ohne Rückenfinne.

1) Der gemeine oder grönländiſche Wal (Balaena mysticetus), Baleine franche, Mysticetus Arist., Musculus Plin.,

wird 60—70 Schuh lang und faſt ein Drittel ſo dick, oben ſchwarz, ſo wie die Floſſen, Unterkiefer und Bauch weiß, der Kopf abſchüſſig, $^1/_3$ ſo lang als der Leib, die Spritzlöcher getrennt, ſchmal, $1^1/_2$ Schuh lang und geſchweift wie ein S.

Rondelet, Pisces 1554. p. 475. Fig. Musculus. (Gesner, Aquat. pag. 132. Fig. Aldrovand, Pisces pag. 677. Fig.) Martens Reiſe T. Q. Zorgdrager S. 102. Fig. Schreber T. 330. Lacépède, Cetacées 1804. 4. p. 1. tab. 1—3. Blumenbachs Abbildungen Taf. 94. Scoresby, Account of the arctic regions. 1820. 8. pag. 448. tab. 12. fig. 1. — Anatomie, faſt nichts; Knochen bey Cuvier, Ossemens foss. V. 1. p. 359. tab. 25. fig. 9—11. Camper, Cetacés. 1820. tab. 4—6. D'Alton, Skelete T. 4. Brandt und Ratzeburg, medic. Zoologie S. 111. T. 14. 16.

Dieſes unförmliche Geſchöpf zeigt in allen ſeinen Organen Mißverhältniſſe. In dem ungeheuern Kopfe ſtecken ſeitwärts hinter den Mundwinkeln Augen, nicht viel größer als die eines Ochſen, nur $2^1/_2$ Zoll dick, mit einem obern und untern Lied, aber ohne Nickhaut; die Ohrgänge ſind ſo eng, daß ſie kaum einen Finger zulaſſen, und daher für das Waſſer verſchloſſen; der mondförmige

Schwanz iſt 24 Schuh breit, die Vorderfüße aber an der Bruſt nur etwa 6 Schuh lang, der Unterkiefer 20 Schuh und mehr; das Maul oder der Lippenrand iſt ausgeſchweift, faſt wie ein großes S; die Zunge rund, ziemlich angewachſen, weich und ſpeckartig. Die Barten oder das Fiſchbein im Maul können 10 Centner und mehr wägen, und darunter ſind gegen 500 Stück, welche das rechte Maaß haben, nehmlich 10 Schuh Länge und mehr; dazwiſchen ſtehen viele kleine; die Euter werden zur Zeit, wo ſie Milch geben, 1 Schuh dick. Der Unrath der Thiere färbt das Waſſer roth. Einer von 56 Schuh Länge hat im Umfang 42 Schuh, mithin in der Dicke 14, der Unterkiefer eine Länge von 13, die Speiſeröhre von 8, und iſt nur 7 Zoll weit, kann mithin keine großen Thiere verſchlingen; der Darm hat die ungeheuere Länge von 354 Schuh, aber nur eine Weite von 6 Zoll; der Magen iſt in 4—5 Säcke getheilt.

Das Knochenſyſtem iſt faſt ebenſo zerfallen und unverhält=nißmäßig in ſeinen einzelnen Theilen, wie bey den Fiſchen. Die Kopfknochen liegen meiſtens nur los auf einander und ſind ſonderbar verſchoben; das Felſenbein und die Paukenhöhle hän=gen nur durch weiche Theile mit den andern Knochen zuſammen und ſind ſteinhart. Sie waren ehmals unter dem Namen Lapis Manati in den Apotheken.

Die Zahl der Wirbel iſt 63, und dazwiſchen eine verknöcherte Knorpelſcheibe, die ſich leicht ablößt; die Zahl der Rippen nur ein Dutzend; das Schulterblatt ſehr groß, alle andern Arm=knochen kurz und breit; der Zeig= und Mittelfinger haben mehr Glieder als bey irgend einem Säugthier, das Schlüſſelbein fehlt; dagegen iſt ein Bruſtbein vorhanden, ſtatt des Beckens aber nur 2 kleine Knochen.

Dieſes iſt eigentlich derjenige Walfiſch, um deſſenwillen jährlich ganze Flotten von Holland, England, Frankreich und ſelbſt mehrere Schiffe von den Hanſeſtädten ausgerüſtet werden. Ehmals kamen dieſe Thiere während des Winters bis in die ſpaniſchen Meere, und wurden daſelbſt ſchon vor 700 Jahren von den Basken gefangen. 1598 fiengen die Engländer an, den Walfiſchfang zu betreiben; 1611 die Holländer, welche jährlich

300 Schiffe ausſchickten, und von 1669 an bis 1725 35000 Stück fiengen. Im Jahr 1783 haben ſie mit 46 Schiffen 326 Stück bekommen, welche 6577 Fäſſer Speck lieferten. Solche Jahre ſind aber Seltenheiten.

Daher kam es, daß dieſe Thiere immer weiter zurückwichen, und man ſie gegenwärtig zwiſchen dem Eis an Grönland, Spitzbergen und in der Davisſtraße aufſuchen muß. Auch hat ſich bereits der ergiebigere Walfiſchfang nach der ſüdlichen Erdhälfte gewendet, wo dieſe Thiere ſeit Erſchaffung der Welt nicht beunruhigt worden ſind.

Dieſſeits des 60.° ſieht man jetzt keine mehr. Im Frühjahr ziehen ſie heerdenweiſe zu Hunderten nach Weſten gegen Grönland und die Davisſtraße; im Sommer gegen Oſten nach Spitzbergen. Nach ihnen folgen die Finnwale. Vor einen Ungewitter toben und ſchlagen ſie mit dem Schwanz aufs Waſſer, daß es ſtäubt, und ſchwimmen ſo ſchnell als ein Vogel fliegt, daß einem die Ohren ſauſen. Die Kraft des Schwanzes iſt ſo groß, daß er ſehr leicht das ſtärkſte Boot zerſchmettert. Wann ſie blaſen, ſo ſollen ſie das Waſſer 40 Schuh hoch austreiben, und verwundet mit einem ſolchen Geräuſch, daß man es eine Meile weit hört.

Sie ſollen nach 10 Monaten im April 1—2 Junge werfen, 20 Schuh lang, und dieſelben gegen 2 Jahre lang ſäugen.

Dieſe Thiere werden von allerley Ungezieſer geplagt; an den Seiten, ſelbſt tief im Speck, ſitzen Meerpocken (Coronula, Tubicinella) oft dutzendweiſe beyſammen; unter den Finnen, an den Ohren und dem Nabel die ſogenannten Walfiſchläuſe (Cyamus, Pycnogonum), welche wieder von Möven und Sturmvögeln abgeleſen werden.

Vom Walfiſch wird faſt alles gebraucht. Die Walfiſchfänger benutzen zwar nur ſeinen Speck, woraus ſie 120 Tonnen Thran ſchwehlen können, und das Fiſchbein, das 10 Centner betragen und aus 500 Tafeln beſtehen kann. Das gibt einen Werth von 5000 Thalern, ſo daß ein Schiff mit 50 Mann, auch wohl ihrer 2, zufrieden ſeyn können, wenn ſie einen ausgewachſenen Walfiſch fangen.

Die Bewohner der kalten Länder machen aus den Knochen allerley Hausgeräth, aus der Haut Sohlen, aus den Därmen Hemden, aus den Flechſen Bogenſehnen und endlich ſollen ſie ſelbſt das ſchlechte Fleiſch eſſen. Einem 60 Schuh langen Thier gibt man ein Gewicht von 1000 Centner; die Zunge allein ſoll 3 Tonnen Thran liefern.

Von den Europäern werden ſie mit Harpunen gefangen. Die Schiffe laufen im Frühjahr aus und kommen im September zurück. Der beſte Fang iſt vom May bis zum July. Das größere Schiff oder der eigentliche Walfiſchfahrer legt ſich irgendwo vor Anker. Bemerkt man einen Walfiſch, ſo ſpringen einige Leute in die Schaluppe, rudern auf ihn zu und werfen ihm eine Harpune in den Leib. Er ſinkt blitzſchnell unter und reißt das Seil an der Harpune nach. Nach einiger Zeit kommt er aber wieder herauf, um zu athmen, wobey er wieder eine Harpune oder Lanze bekommt u.ſ.f., bis er ſich verblutet hat. Auf dieſe Weiſe kann man ſich ſtundenlang auf dem Meere herumtreiben. Er wird ſodann ans Schiff gezogen: die Leute ſpringen ihm auf den Rücken und hauen mit Aexten große Klumpen Speck aus, welche auf das Verdeck gezogen werden. Doch wir wollen diejenigen Perſonen reden laſſen, welche auf dem Walfiſchfang ſelbſt geweſen ſind. Es gibt eine Menge Schriften über dieſen Gegenſtand, die beſten ſind aber von Martens und Scoresby.

Friedrich Martens war Schiffschirurg und ſeegelte am 15. April 1671 mit einem Walfiſchfahrer von Hamburg ab. Sie hatten faſt immer ſchlechtes Wetter. Am 21. waren ſie ſchon unter 62° 12′. Man rüſtete ſich auf den Walfiſchfang und legte die Lanzen, Harpunen, Seile oder Linien und Riemen in die Nebenſchifflein oder Schaluppen.

Am 27. kamen ſie unter Hagel und Schnee unter 71° an das Eis, ſo daß ſie umkehren mußten. Sie hatten Johann Meyen-Eiland im Weſten. Sie hatten ſchlecht Wetter und Schnee bis zum vierten May, wo ſie ſich von einer Menge Seehunde umgeben ſahen, welche mit halbem Leibe aus dem Waſſer guckten und gleichſam einen Tanz mit einander hielten, den man Robbentanz nennt. Sie ſahen auch viele Schiffe,

welche um das Eis hin- und herſeegelten. Am 7. ſahen ſie Spitzbergen; am 9. den erſten Finnfiſch, den ſie aber nicht bekamen. Am 14. waren ſie unter 75° und von 20 andern Schiffen umgeben; am 15. ſahen ſie den erſten Walfiſch, ließen 4 Schaluppen vom Schiff, aber vergebens. Am 16. war ſchön Wetter und die ganze Nacht Sonnenſchein; am 19. ſahen ſie ſo viele Seehunde auf den Eisſchollen, daß man ſie nicht zählen konnte. Am 21. machten ſie das Schiff mit Eishaken an ein großes Eisfeld veſt, an welchem noch 30 andere Schiffe lagen wie in einem Haven. Am 26. machten ſie ſich los, weil das Eis nach Süden trieb; ſie bugſierten das Schiff zwiſchen dem Eis durch weiter nach Norden und am 30. hörten ſie einen Walfiſch ganz hohl blaſen, den ſie fiengen, und von deſſen Speck ſie 70 Quarteelen erhielten. Es war ein ſchon früher harpuniertes Weibchen, und daher halb todt. Die Vögel, beſonders die Mallemucken, ſetzten ſich ihm ſchon begierig auf den Rücken, und ſie waren es eigentlich, die ihn verriethen. In dieſer Nacht gieng ein Schiff in dem Eis zu Grunde. Am 4. Juny ſahen ſie wieder einen Walfiſch und wandten alle Mühe auf denſelben an: er wollte aber die Mühe nicht belohnen, denn er entkam ihnen. Am 5. war in der Nacht ziemlich warmer Sonnenſchein und ſie machten wieder Jagd auf einen Walfiſch, aber vergebens; ebenſo am 6. Dieſer Walfiſch aber ſenkte ſich, als man die Harpune werfen wollte, hinten nieder, hielt den Kopf aus dem Waſſer und fiel wie ein Stein nach dem Boden. Nachmittags jagten ſie wieder 3 Walfiſche, ohne etwas zu fangen. Am 8. erſchlugen ſie 15 Seehunde auf dem Eiſe, wo eine ganze Menge lagen.

Am 9. ſeegelten ſie ſodann aus dem Eiſe nach Oſten gegen Spitzbergen immer von Nebel und Sturm begleitet. Am 13. ſahen ſie in der Nacht mehr als 20 Walfiſche, von denen ſie ein Männchen bekamen. Als ſie ihm ſo nahe waren, daß ſie ihn mit Lanzen todt ſtechen konnten, blies er ſo ſtark Blut, daß das Meer davon gefärbt wurde. Am 18. landeten ſie mit 7 andern Schiffen, worunter 3 Hamburger und 4 Holländer waren, im ſüdlichen Haven von Spitzbergen.

Des Nachts ſchnitten ſie den Speck des an das Schiff gebrachten Walfiſches in die Fäſſer und füllten damit 65 Quarteelen. Am 19. zerriß ihnen ein Ankertau; ſie warfen auf einen Walfiſch aus 3 Schaluppen 3 Harpunen und ſtachen ſchon mit den Lanzen nach ihm; er lief zwiſchen kleinem Eis mehr als eine halbe Stunde unter Waſſer, ſchlief dann unter das Eis und die Harpunen riſſen aus. Sie tödteten 2 ſchlafende Walroſſe auf dem Eiſe mit Lanzen; dieſe ſtellten ſich zur Wehr und waren ſchwer zu überwältigen. Sie ſahen auch ſehr viele Weißfiſche (Delphinus leucas). Am 22. ſahen ſie 6 Walfiſche und bekamen ein Männchen, alſo den dritten, welchen ein einziger Mann mit einer Harpune tödtete; er gerieth zwiſchen das Eis, tobte lang dazwiſchen und ſchlug ſo greulich mit dem Schwanz, daß das Meer ſtäubte. Als er todt war, machten ſie mehrere Schaluppen hinter einander veſt und bugſierten ihn ans große Schiff. Sie ſchnitten ihn ſogleich in die Fäſſer und füllten davon 45 an. Am 29. jagten ſie wieder vergeblich hinter Walfiſchen.

Am 1. July wollten ſich 2 Walfiſche nahe bey ihrem Schiffe paaren. Sie ließen beiden zum Gefallen Schaluppen vom Schiff und die Harpune traf das Weibchen; es lief auf dem Waſſer fort, daß man es ſehen konnte und ſchlug mit dem Schwanz und den Finnen oder Vorderfüßen ſo heftig um ſich, daß ſie nicht ſo nahe kommen konnten, um es zu lanzen. Ein Harpunier, der jedoch kühn genug war, ſich demſelben zu nähern, wurde von ihm mit dem Schwanze über den Rücken ſo begrüßt, daß ihm faſt der Odem ausgegangen wäre. Die in der andern Schaluppe wollten ſich nicht ſchimpfen laſſen, ſondern eilten auch zum Walfiſch; er ſchlug ſie aber mit dem Schwanz um, daß der Harpunier, wie es die Taucher machen, den Kopf unter Waſſer verbarg und die andern ihm folgten. Es war kalt; die Zeit im Waſſer ward ihnen lang und ſie kamen zitternd wieder an das Schiff zurück. An demſelben Tage verfolgten ſie noch einen Walfiſch mit 4 Schaluppen, trieben ihn aber den Holländern zu, welche ihn harpunierten. Das war recht das Brod vor dem Maul weggeriſſen.

Am 2. fiengen ſie den fünften Fiſch, ein Männchen,

am 4. den ſechsten, ebenfalls ein Männchen, das 45 Quarteelen Speck gab. Am 3. und 4. haben ſie mehr Walfiſche geſehen als auf der ganzen Reiſe. Am 5. ſchoſſen ſie einen vor dem Weihgat; er lief um eine Klippe, woran das Seil hängen blieb; die Harpune riß aus. Er blies das Waſſer ſo ſtark, daß man ihn auf mehr als eine Meile weit hörte. An demſelben Tag bekamen ſie den ſiebenten, ein Weibchen von 45 Quarteelen Speck. Neben ihnen ſchnitten Holländer den Speck von einem bereits faulenden Walfiſch, welcher barſt und einen ſo harten Schlag gab wie ein Canonenſchuß; die Arbeiter wurden ſo häßlich beſpritzt, daß es lächerlich anzuſehen war. Sie verloren wieder einen Anker. Am 9. fiengen ſie ein Männchen, das unten am Kopfe gelb war und 54 Quarteelen Speck gab. Am 12. fiengen ſie einen weißen Bären mit 2 Jungen, welche wie Fiſche im Waſſer ſchwammen; auch tödteten ſie 10 Walroſſe auf dem Eiſe; die andern kamen auf die Schaluppen los und ſchlugen Löcher in die Bretter, daß viel Waſſer hineinrann und ſie der Menge weichen mußten. Darnach trafen ſie ein ſehr großes ſchlafend im Waſſer an; es wurde harpuniert, lief mit der Schaluppe ſo ſchnell fort wie ein Walfiſch, kehrte aber bald wieder um und wurde getödtet. Sie ſahen nur einen Walfiſch; die meiſten waren ſchon von dannen gewichen und die wenig zurückgebliebenen ſo wild gemacht, daß man ihnen nicht mehr nahe kommen konnte. Am 15. kehrten ſie in den ſüdlichen Häven zurück und trafen daſelbſt 28 Schiffe, davon 8 Hamburger, die übrigen Holländer.

Am 22. traten ſie ihre Rückreiſe an und ſahen des Nachts viele Finnfiſche und ſo faſt täglich bis zum 31., während kein Walfiſch mehr zu bemerken war. Sie ſahen immer noch Spitzbergen. Am 4. Auguſt gieng die Sonne des Nachts unter; am 9. waren ſie unter 66°; am 13. ſahen ſie Hitland; am 31. waren ſie in Kuxhaven.

Der Walfiſch unterſcheidet ſich von den andern durch die ſchwarzen Horntafeln im Maul und von dem Finnfiſch durch den Mangel der Rückenfinne. Die Finnen hinter den Augen, nehmlich die Vorderfüße ſind mit einer dicken, ſchwarzen Haut über-

zogen, mit weißen Strichen ſehr ſchön marmoriert, wie die Maſern im Holz, was dem Walfiſch ein zierliches Anſehen gibt. Schneidet man ſie auf, ſo findet man darunter Knochen, die wie eine Menſchenhand ausſehen. Aus den Muskelſehnen kann man Stücke ſchneiden ſo groß wie ein Kopf; wirft man ſie auf den Boden, ſo ſpringen ſie in die Höhe wie ein Ball. Der Schwanz liegt wagrecht und iſt 3½, bey den größten 4 Klafter breit. Der Kopf iſt der dritte Theil vom Fiſch; vorn an den Lefzen, unten und oben ſitzen kurze Haare; ſonſt ſind ſie ſchwarz, gebogen wie ein lateiniſches S, reichen bis hinter die Augen und ſchließen gut an einander. Vorn in der Unterlippe iſt ein Ausſchnitt, in welchen der Schnabel hineingeht wie ein Meſſer in die Scheide; man glaubt, daß er durch dieſe Höhle das Waſſer einzieht, welches er ausſpritzt. Das Fiſchbein, welches innerhalb der Oberlippe bis auf die Zunge herunter hängt, iſt etwas gebogen wie ein Schwert und unten zerfaſert; das in der Mitte 2—3 Mann lang, das vorn und hinten im Maul viel kürzer; jederſeits ſtehen 250 Tafeln ſo weit von einander, daß man einen Finger dazwiſchen ſtecken kann. Das Fiſchbein ſteckt in einer Art Zahnfleiſch, das ſich brechen läßt wie Käſe und einen lieblichen Geruch hat. Der Unterkiefer iſt vorn gewöhnlich weiß. Die Zunge iſt ganz veſt angewachſen, groß, weiß, mit ſchwarzen Flecken, ſehr weich, ſchwammig und fett; daher ſchwer zu zerſchneiden. Man wirft ſie deßhalb weg, obſchon man 5—7 Quarteelen Thran daraus brennen könnte. Sie iſt den Schwertfiſchen oder Sägehayen die angenehmſte Speiſe. Sie tödten deßhalb den Walfiſch, was Martens ſelbſt geſehen zu haben behauptet. Es ſammeln ſich viele und laſſen von dem Walfiſch nicht eher ab, als bis er todt iſt. Dann freſſen ſie nichts als die Zunge und laſſen das andere liegen, wie man es an den auf dieſe Art getödteten Walfiſchen ſieht. Solch ein Kampf verurſacht ein heftiges Toben im Waſſer mit Schlagen und Springen.

Auf dem Kopfe vor den Augen iſt ein Buckel mit 2 gebogenen Blaslöchern wie die eingeſchnittenen Löcher auf einer Geige. Daraus bläst er das Waſſer, daß es brauſet wie ein

Wind, wenn er in eine Höhle geht, oder wie eine Orgelpfeife. Auf dieſe Weiſe hört man ihn auf eine Meile Wegs das Waſſer ausblaſen, wenn man ihn auch gleich nicht mehr ſieht. Iſt er verwundet, ſo rauſcht das Blaſen des Waſſers wie die Meeres-wellen brauſen beym härteſten Sturm. Während des Blaſens hört er nicht und dann iſt er am beſten zu harpunieren. Hinter dem Buckel iſt der Walfiſch mehr eingebogen als der Finnfiſch. Der Kopf iſt oben nicht ganz rund, ſondern flach und ſchmal und geht flach nieder wie ein Dach. Die Unterlippe iſt breiter als irgend ein Theil des Leibes. Die ganze Geſtalt des Thiers gleicht von unten einem Schuſterleiſten. Zwiſchen dem Buckel und den Finnen, ganz niedrig am hintern Ende der Oberlippe, ſitzen die Augen, nicht viel größer als Ochſenaugen, mit Liedern und Haaren geziert wie die Augen des Menſchen. Die Cry-ſtalllinſe iſt nicht viel größer als eine Erbſe. Bauch und Rücken ſind ganz rund, jener meiſt ſammet- oder kohlſchwarz, der Bauch aber gemeiniglich ſchön ſilberweiß; etliche ſind auch auf dem Rücken und am Schwanz marmoriert; es gibt auch halb weiße und ſogar ganz weiße. Naß ſieht ſie aus wie beym Aal; man kann aber darauf gehen, weil ſie ſammt dem Fleiſch einen Eindruck bekommt. Liegen ſie etliche Tage todt, ſo dringt das ſtinkende Fett durch die Schweißlöcher wie gährendes Bier. Ihre 2 Euter in den Weichen haben Striche wie die der Kühe. Man hat nie mehr als 1 oder 2 Junge bey ihnen gefunden.

Aus den getrockneten Sehnen am Schwanze flechten die Schiffsleute Peitſchen. Die Knochen enthalten Mark wie bey den vierfüßigen Thieren. Die Unterkiefer ſind gewöhnlich 20 Schuh lang und werden häufig von den Schiffsleuten mit nach Hauſe gebracht. Das Fleiſch iſt grob und hart wie Stierfleiſch, dürr und mager und mit vielen Sehnen durchwachſen. Das am Anfang des Schwanzes läßt ſich eſſen, ſchmeckt aber ſchlech-ter als Rindfleiſch. Das Fett bey ihnen ſitzt, wie bey den Seehunden, nicht zwiſchen dem Fleiſch, ſondern allein unter der Haut ½—1 ganzen Schuh dick, in der Unterlippe über 1 Elle dick; aus einem Vorderfuß kann man eine halbe Quarteele Speck ſchneiden. Der Schwanz iſt beſonders voll dicker Sehnen; er

muß ſich damit kehren und wenden wie ein Schiff durch das Steuerruder; die Vorderfinnen ſind die Ruder. Damit kommt er ſo ſchnell vorwärts wie ein Vogel und läßt hinter ſich einen Strich wie ein ſchnellſeegelndes Schiff.

Die ſpitzbergiſchen Walfiſche ſind lang 50—60 Schuh und liefern 70, 80—90 Quarteelen oder Fäſſer Speck. Die Nordcaper Walfiſche (ſogenannt, weil ſie zwiſchen Spitzbergen und Norwegen gefangen werden) ſind kleiner und geben nur 10, 20—30 Quarteelen Speck.

Der größte, den ſie gefangen haben, maaß 53 Schuh und gab 73 Quarteelen oder Fäſſer Speck; der Schwanz war 3½ Klafter breit. Von einem andern, der nicht länger war und keinen breitern Schwanz hatte, wurden 130 Quarteelen Speck geſchnitten, ein Beweis, daß es magere und fette gibt, und der Unterſchied nicht in der Länge, ſondern in der Dicke liegt. Daher kann man die fettern auch leichter fangen. Die Oberhaut iſt dünn wie Pergament und zu nicht viel zu brauchen; die Mädchen wickeln ſie um die Kunkeln oder benutzen ſie zu Knöppelkiſſen. Die Haut darunter iſt daumensdick, aber als Leder unbrauchbar, weil ſie getrocknet ſo brüchig wird, wie ein Pilz.

Sie fürchten ſich vor den Menſchen und den Schaluppen, und man hat kein Beyſpiel, daß ſie von ſelbſt auf einen Menſchen los gegangen wären, obſchon ſie zufällig die Schaluppen zu Splittern ſchlagen. Seine Stärke zeigt ſich aber vorzüglich in ſeinem Lauf, indem er ſchneller als ein Schiff ſeegelt, etliche Tauſend Faden Strick fortzieht, daß einem die Ohren ſauſen, grün vor den Augen wird und Schwindel im Kopf entſteht.

Ein gutes Zeichen von einem reichen Walfiſchfang iſt es, wenn ſich viele Weißfiſche (Weißwale) ſehen laſſen; dagegen ein ſchlechtes Zeichen, wenn man viele Seehunde ſieht, weil ſie, wie man behauptet, dem Walfiſch die Speiſe wegfräßen.

Sobald man einen Walfiſch ſieht oder blaſen hört, wird im Schiff gerufen f a l l, f a l l; und dann ſpringen 6—7 Mann je in eine Schaluppe und rudern dem Walfiſch zu, auf welchen der Harpunier die Harpune wirft, wo möglich hinter das Blasloch, weil er dann bald Blut ausbläst; daran iſt ein Seil,

80—100 Faden lang und in mehrere Kreiſe gelegt, damit es ſich beym Abwinden nicht verwirrt. Wenn der Walfiſch ſchnell ſinkt, ſo entzündet ſich das Holz, über welches das Seil läuft, und daher muß es immer mit einer naſſen Zwehle befeuchtet werden. Auf dem Kopfe reißen die Harpunen leicht aus, weil wenig Speck auf den Knochen liegt. Sobald der Walfiſch nachläßt und das Seil locker wird, zieht man es wieder ein. Am leichteſten ſind ſie zu überraſchen in der Nähe des Eiſes, weil ſie daſelbſt wegen des Geräuſches der Brandung das Rudern nicht hören. So oft er herauf kommt, erhält er neue Harpunen. Manche ſchwimmen aber auch nur an der Oberfläche fort und dann hört man ihr Blaſen wie das Sauſen einer Canonenkugel; wird er matt, ſo kann er das Waſſer nicht mehr in die Höhe treiben und es lautet nur, wie wenn Waſſer in einen leeren Krug rinnt, den man unter Waſſer hält. Wenn ſie in der Nähe Blut blaſen, ſo beſpritzen ſie die Schaluppen und die Männer darinn, daß ſie ganz häßlich ausſehen. Solchen verwundeten folgen die Mallemucken zu Tauſenden, ſetzen ſich auf ihren Rücken und beißen Stücke aus. Endlich werden ſie mit Lanzen todt geſtochen, was aber eine gefährliche Sache iſt. Die fetten ſchwimmen oben auf, die magern dagegen ſinken unter und kommen erſt nach einigen Tagen wieder empor, aufgebläht von der Fäulniß und platzend mit einem fürchterlichen Knall und Geſtank, ſo daß ſich davon die Augen entzünden. Das Fleiſch iſt voll weißlicher Maden, wie Regenwürmer geſtaltet.

Zuerſt haut man ihm den Schwanz ab, weil er das Rudern der Schaluppen hindert. Dann bindet man hinten daran ein Seil und bugſieret ihn mit 4—5 Schaluppen zum Schiff, an welches er gebunden wird. Dann ſpringen 2 Speckſchneider ihm auf den Rücken; ſie haben unter den Abſätzen ſpitzige Nägel, damit ſie nicht ausrutſchen. Zuerſt ſchneiden ſie ein großes Stück hinten vom Kopfe in der Nähe der Augen rings um den ganzen Walfiſch ab: es heißt Kenter-Stück und reicht vom Waſſer bis zum Maſtkorb in der Mitte des Maſtbaums, wenn der Walfiſch einer der größten iſt. Daraus kann man ſeine Dicke ermeſſen. In dieſes Stück wird ein Loch gemacht,

ein Strick durchgezogen und an den Maſtbaum gebunden, theils damit das Thier über dem Waſſer gehalten, theils auch umgedreht wird; nun werden ähnliche Stücke kreisförmig ausgeſchnitten, ins Schiff gewunden und dort in kleinere, viereckige Stücke geſchnitten, ½ Elle lang. Dieſes kommt ſodann auf einen Tiſch und wird in noch kleinere Stücke getheilt; die Schwarte wird ins Waſſer geworfen. Vom Tiſch wird der Speck in eine bretterne Rinne geworfen, von da in einen Beutel geſchaufelt, aus welchem er in einen Trichter fällt und von da in Fäſſer oder Quarteelen unten im Schiffe, worinn er bleibt, bis man Thran daraus brennen kann.

Nachdem der Speck von der einen Seite abgeſchnitten, wird, ehe man das Thier umkehrt oder kentert, das Fiſchbein derſelben Seite in einem Klumpen herausgeſchnitten, ſo ſchwer, daß alle Männer im Schiff genug daran aufzuwinden haben: dann werden die Tafeln getrennt und gereinigt.

Iſt aller Speck abgeſchnitten, ſo überläßt man das Aas den Meervögeln, welche ſich jedoch lieber an den Speck als an das Fleiſch machen; auch die weißen Bären finden ſich gern dabey ein; aber zu dieſer Zeit fällt ihnen das Haar aus und ihre Haut iſt wenig werth.

Der Thran wird von den Franzoſen in den Schiffen gebrannt, wobey aber nicht ſelten ein Schiff in Rauch aufgeht. Die Deutſchen brennen den Thran erſt zu Hauſe, ſchütten den Speck aus den Fäſſern in einen großen Trog und aus dieſem in einen flachen Keſſel, der 2 Fäſſer hält. Darunter kommt Feuer, daß das flüſſige Fett ausbrät; dann ſchöpft man es auf große Siebe über Trögen mit Waſſer, worauf der Thran ſchwimmt und das Blut zu Boden ſinkt; was im Sieb bleibt, wird weggeworfen. Durch Rinnen läuft das Fett bis in den vierten Trog mit Waſſer, wodurch es immer klarer wird; endlich in Fäſſer.

Ein mäßiger Walfiſch wird auf 1000 Thaler geſchätzt.

Martens hat 2 Abbildungen des Walfiſches gegeben auf T. 9., welche über 100 Jahre lang die einzigen waren, die man hatte. Blumenbach hat nachher im zehnten Hefte ſeiner

Abbildung, 1810. F. 94. eine Abbildung aus Heſſel Gerards Werk (Descriptio geographica Transitus supra terras americanas in Chinam) mitgetheilt, welche für beſſer gehalten worden. In der neuern Zeit hat aber Scoresby die beſte Abbildung geliefert.

Die zuverläßigſten Nachrichten über die Walfiſche haben wir von W. Scoresby in der neueſten Zeit erhalten. Er iſt nicht bloß ein Grönlandsfahrer, ſondern auch überhaupt ein gebildeter Mann, der wiſſenſchaftlich zu beobachten und zu beſchreiben verſteht, was leider ſeine Vorgänger nicht konnten und überall Lücken ließen.

Da in der Baffinsbay in der letzten Zeit viele Schiffe zu Grunde gegangen ſind, ſo entſchloß er ſich, im Sommer 1822 mit einem Schiff von 321 Tonnen an die Oſtküſte von Grönland zu ſeegeln. Es fuhr am 27 März ab; ſie trafen ſchon am 14. April flötzendes Eis in der Nähe der Färöer; am 25. waren ſie unter 75° Breite, und die Sonne gieng nicht mehr unter. Sie nahmen nun ihre 7 Boote zwiſchen den Verdecken hervor, und rüſteten ſich auf die Walfiſche. Am 27. waren ſie unter 80°, in der Nähe des Vorgebirges Hakluyt, wo ſie eine Menge Walroſſe auf dem Eiſe liegen ſahen. Da ſie in ſo hoher Breite nichts bekamen, ſo ſeegelten ſie wieder ſüdlicher und weſtlich Grönland zu, kamen am 22. May unter 76°, und ſahen eine Menge Narwale, wovon ein junger gefangen wurde. Sie machten ſich nun in das Treib-Eis, um Walfiſche zu finden, von denen ſie auch 2 ſahen, ſpäter wieder 3, und mehrere andere hörten ſie im Nebel blaſen. Endlich wurde am 1. Juny einer mit der Harpune getroffen; er kam erſt nach 40 Minuten wieder herauf und wurde ſodann abgethan. Man ſchnitt Speck und Fiſchbein aus, was 4 Stunden dauerte. Nicht weit davon hatte ein Schiff von Altona auch einen gefangen. Am 2. Juny ſahen ſie wieder viele Walfiſche, durften aber keine fangen, weil es Sonntag war; die Altonaer jedoch hatten alle Boote nach ihnen ausgeſetzt. Den andern Tag ſpielten zwiſchen den Eisbergen, an verſchiedenen offenen Stellen Truppen von Walfiſchen, 5—6 beyſammen, waren aber nicht zu bekommen. Ein harpu-

nierter zog die Leine über 1½ engl. Meilen aus dem Boote, und verſteckte ſich bald da, bald dort zwiſchen dem Eis, bis endlich die Harpune nach 12 Stunden ausriß. Später traf man einen andern, er zog nur 480 Faden aus, kam dann wieder hervor und wurde nach 1½ Stunden getödtet. Das Fiſchbein war 10 Schuh lang, und der Thran wurde auf 15 Tonnen geſchätzt, die Tonne zu 2 Centner. Narwale zu 15—20 ſpielten oft um ſie herum, meiſtens bloß männliche Thiere.

Am 5. waren ſie mit dem Eis ſüdlich getrieben, bis 74°. Am 12. ſahen ſie in der Nähe von Grönland wieder einen Walfiſch, und erlegten einen weißen Bären. Am 20. ſahen ſie gegen 100 Walfiſche beyſammen; einer wurde harpuniert, aber der Harpunier, dem ſich das Seil um den Arm ſchlang, unter Waſſer gezogen; der Fiſch entkam. Die Schnelligkeit, womit dieſe Thiere anfangs fallen, beträgt in der Secunde 13—15 Schuh, oder 8—9 engl. Meilen in der Stunde. Drey andere Schiffe hatten indeſſen 4 Walfiſche gefangen. Um dieſe Zeit ſeegelte ſchon einer von Bremen mit voller Ladung nach Hauſe, was für ſie, die faſt noch nichts gefangen hatten, ein niederſchlagender Anblick war. Am 24. wurde wieder einer harpuniert; die Harpune gieng aber los, als er 300 Faden nach ſich gezogen hatte. Des Abends zog ein anderer 960 Faden aus, wurde aber binnen 3 Stunden getödtet. Es war ein guter Fang, den man wenigſtens auf 20 Tonnen Thran und 20 Centner Fiſchbein ſchätzen konnte. Die längſten Barten maaßen 11 Schuh.

Am 26. waren ſie unter 71° nicht weit von Grönland, ſahen wieder einige Walfiſche an den Eisfeldern, beſchäftigten ſich aber den Speck in die Fäſſer zu bringen. Sie erlegten einen Narwal, der 15 Schuh lang war und 9 Schuh im Umfang hatte, der Zahn 7 Schuh 6 Zoll. Am 1. July zeigten ſich wieder einige Walfiſche, am 2. eine ganze Menge in einer Bucht von Treib-Eis. Alle Boote verfolgten ſie den ganzen Tag vergebens, weil das Waſſer ruhig war, und die Thiere jede Annäherung wahrnahmen. Abends wurde einer harpuniert: er blieb eine ganze Stunde unſichtbar, kam dann ermattet dicht neben dem Schiff herauf, erhielt noch eine Harpune und mehrere Lanzenſtiche, daß er in wenig Minu-

ten ſtarb. Die Ermattung kam ohne Zweifel daher, daß er zu lang unter Waſſer verweilt hatte. Der Walfiſch beträgt ſich überhaupt ſehr verkehrt bey ſeiner Verwundung: bliebe er auf der Oberfläche und gienge ſchleunigſt in gerader Richtung fort, oder erwartete er den Angriff ſeiner Feinde, und triebe ſie mit gehörigen Schlägen ſeines furchtbaren Schwanzes zurück; ſo würde er oft ſiegreich aus dem Kampfe gegen den Menſchen gehen, deſſen Stärke und Größe kaum $^1/_{900}$ der ſeinigen beträgt. Daſelbſt wurden auch noch 2 weibliche Narwale erlegt, 13 Schuh lang, der Zahn 4 Schuh. Am 8. July ſahen ſie Finnfiſche; am 15. wurde ein junger Walfiſch gefangen; ſein Fiſchbein war nur 2 Schuh 8 Zoll lang, dennoch gab er 6 Tonnen Thran. Der Kopf wurde auf das Verdeck gezogen, und dann auch der Rumpf, nachdem der Speck abgenommen war. Große Thiere bleiben größtentheils unter Waſſer liegen, und können daher nicht gehörig unterſucht werden.

Ein Säugling iſt lang 19 Schuh, Umfang 14 Schuh, 5 Zoll; die Haut $1^3/_4$ Zoll dick, an einem ausgewachſenen Thier noch einmal ſo dick; der Speck 5 Zoll. Das längſte Fiſchbein nur 12 Zoll, und der äußere Theil nur 6 Zoll, ohne die vielen Faſern, womit die Alten Krabben und andere kleine Thiere veſthalten. Das Zwerchfell 2 Zoll dick; in die Droſſelſchlagadern kann man einen Arm ſtecken; das Hirn nur 3 Pfund und 24 Loth, das des Menſchen 4 Pfund; die Speiſeröhre kaum $2^1/_2$ Zoll weit; die Naslöcher 4 Zoll lang, bey einem ausgewachſenen 10; die Oeffnung des Ohrs nur 2 Linien. Der Schädel 6 Schuh lang, bey einem ausgewachſenen 20, $5^1/_2$ hoch, 4 breit. Der Inhalt des ganzen Leibes mag 174 Cubikſchuh betragen. Da er nun ziemlich ſo ſchwer wie das Waſſer iſt, ſo beträgt ſein Gewicht 5 Tonnen, die Tonne zu 2240 Pfund, mithin im Ganzen 11200 Pfund. Einen der größten Walfiſche von 60 Schuh Länge, mit einem Kopf von 20 Schuh Länge und 12 Schuh Dicke, kann man demnach wohl auf 100 Tonnen anſchlagen.

Der Walfiſch nährt ſich von den kleinſten Inſecten und Schnecken; ſein weiter Rachen ſetzt ihn in Stand, einige Tonnen Waſſer auf einmal ins Maul zu nehmen; die beiden Reihen

von zerfaſertem Fiſchbein bilden eine Art Filtriermaſchine, wodurch er alle im Waſſer enthaltenen Körper, wären ſie auch nur von der Größe eines Nadelkopfes, ausſondern kann. Der Finnfiſch nährt ſich von Häringen, Makreelen u. dgl.; daher iſt ſein Fiſchbein kürzer, ſtärker, weniger dicht beyſammen, bildet daher kein ſo gut Seihzeug. Die Naslöcher liegen auf der höchſten Stelle des Kopfes bey der wagrechten Lage des Thiers, welches durch den gleichfalls wagrechten Schwanz ſich eben ſo bequem heben und ſenken kann, wie der Fiſch ſich von einer Seite zur andern ſchnellen kann. In den Naslöchern liegt ein dicker Muskel, welcher ſich wie eine Klappe ſchließt, wann das Thier ſich in die Tiefe herabläßt, und mithin einen ſtarken Waſſerdruck erleidet.

Der Walfiſch bildet den vornehmſten Handelszweig der Polargegenden, da er viel mehr Thran liefert als irgend ein anderes Thier, und wegen ſeiner Furchtſamkeit und mindern Behendigkeit auch leichter gefangen wird.

Die Menſchen haben früher aus Hang zum Wunderbaren, da ihnen alles Große noch nicht groß genug iſt, von Walfiſchen geredet, welche 80—100 Schuh lang geweſen, und behauptet, daß ſie noch früher, als man ihnen weniger nachgeſtellt, und ſie daher Zeit gehabt hätten, gehörig auszuwachſen, 150—200 Schuh lang geworden wären. So groß ſind ſie heut zu Tage nicht mehr. Von 322, welche Scoresby hat fangen helfen, iſt keiner über 60 Schuh lang geweſen; der größte maaß 58. Vor 20 Jahren wurde einer bey Spitzbergen gefangen, deſſen Fiſchbein 15 Schuh lang geweſen; er ſelbſt aber noch nicht 70. Nach Carl Gieſeke wurde im Jahr 1813 bey Godhab ein Walfiſch gefangen, der 67 Schuh lang geweſen, eine große Seltenheit. Es läßt ſich aber auch erweiſen, daß ſie vor 2 und 300 Jahren nicht größer geweſen. Die damaligen Seefahrer geben ihnen nicht mehr; Fiſchbein von 10—12 Schuh war ſchon ſehr groß, und 25 Tonnen Thran ſehr viel. Auch Martens ſpricht von keinem größeren.

Ein ausgewachſener hat hinter den Finnen 30—40 Schuh im Umfang, Kopflänge 16—20, Breite 10—12; die Unterlippe

iſt ſo ausgeſchweift, daß ſie, von vorn geſehen, die Geſtalt eines lateiniſchen U hat. Steht das Maul offen, ſo hätte ein bemanntes Boot darinn Platz, denn es iſt 15—16 Schuh lang, 8 breit und 10—12 hoch. Die Finnen ſtehen 2 Schuh hinter den Mundwinkeln, 7—9 Schuh lang, 4—5 breit; der Oberarm 2 Schuh dick. Sie können damit nicht auf ihren Rücken reichen, und mithin das Junge nicht darauf halten. Der Schwanz iſt nur 5—6 Schuh lang, aber 18—24 breit, mondförmig. Die kleinen Augen liegen 1 Schuh hinter und etwas über den Mundwinkeln. Die Naslöcher liegen 16 Schuh hinter der Schnauze; es wird ein feuchter Dunſt, mit Schleim vermiſcht, aus ihnen geſtoßen, wenn das Thier athmet, aber kein Waſſer, wofern nicht das Ausathmen unter der Oberfläche des Meeres geſchieht. Die gewöhnliche Länge des Fiſchbeins iſt 10—11 Schuh, die Breite 12 Zoll; die größte Tafel wiegt 7 Pfund; in jeder der 2 Reihen ſtehen 300; das ganze Gewicht ſchätzt man auf eine Tonne, auch wohl 1½ oder 33 Centner.

Auf dem vorderſten Theile beider Lippen ſitzt ein dünner Bart aus wenigen kurzen, weißen Haaren (S. 87.). Die beiden Euter ſtehen 2 Schuh von einander, und ſind beym todten Thier zurückgezogen. Die Milch gleicht der von andern Säugthieren.

Die Färbung iſt ſchwarzgrau, eine Miſchung von ſchwärzlichbraun auf weißem Grunde; Rücken, der größte Theil des Oberkiefers, ein Theil des Unterkiefers, ein Theil des Schwanzes ſammetſchwarz; die Zunge, der vordere Theil des Unterkiefers, Lippe und ein Theil des Bauches ſind weiß; Augenlieder, Schwanzwurzel, Gelenke der Finnen grau. Aeltere Thiere ſind größtentheils grau und weiß. Es gibt auch ganz ſchäckige; die jüngern ſind bläulichſchwarz, und die Säuglinge blau oder bläulichgrau.

Die Oberhaut iſt nicht dicker als Pergament, und läßt ſich leicht abziehen; die darunter liegende Schleimhaut, ¾ Zoll dick, beſteht aus ſenkrechten Faſern; darunter kommt erſt die ächte Lederhaut ¼ Zoll dick, weiß und zäh. Sie liegt unmittelbar auf dem Speck, der rings um den Leib geht, 8—20 Zoll dick iſt, gelblichweiß, bey ältern roth, wie das Fleiſch des Lachſes.

Die Lippen beſtehen faſt ganz aus Speck, und jede gibt 1—2 Tonnen Thran; die Zunge beſteht aus einer weichen Art von Fett, das weniger Thran gibt; auf dem Schwanz iſt der Specküberzug am dünnſten. Der Thran iſt in Zellen des Specks enthalten, welche durch Sehnenfaſern mit einander verbunden ſind. Der Thran wird durch Hitze herausgetrieben, und er geht auch von ſelbſt heraus, wenn die Sehnenfaſern faulen. 4 Tonnen Speck geben 3 Tonnen Thran, wovon eine Tonne 252 Gallonen hält oder 1933 Pfund. Walfiſche, welche 20 Tonnen Thran geben, ſind nicht ſelten; man hat auch ſchon gefangen von 30 Tonnen. Bey einem 60 Schuh langen und 70 Tonnen ſchweren Thier wiegt der Speck 30 Tonnen, die Knochen des Kopfes, das Fiſchbein, die Finnen und der Schwanz 8—10, der übrige Theil des Rumpfes 30—32. Das Fleiſch der jungen Walfiſche iſt roth, und ſchmeckt gebraten wie derbes Rindfleiſch; das von alten iſt faſt ſchwarz und ſehr grob. Die meiſten Muskeln des Rumpfes dienen zur Bewegung des Schwanzes, welcher aus 2 netzartigen Lagen von Sehnen beſteht, woraus man in Holland Leim ſiedet. Die Knochen ſind ſehr porös, und ſchwimmen, wenn der Thran herausgeträufelt iſt. Zahl der Rippen 13.

Geräuſch oder Geſchrey in der Luft bemerken ſie nicht, aber das geringſte Plätſchern im Waſſer kann ſie verſcheuchen. Ihr Geſicht iſt ſcharf; ſie bemerken einander in klarem Waſſer in ſehr weiter Entfernung; in die Luft reicht aber ihr Geſicht nicht weit. Sie haben keine Stimme; ihr Athemholen aber oder Blaſen macht ein lautes Geräuſch; der Dunſt, den ſie ausſtoßen, ſteigt einige Ellen hoch und ſieht aus wie Rauch. Iſt das Thier verwundet, ſo iſt der Dunſt oft mit Blut gefärbt, und bey Annäherung des Todes ſtrömt bisweilen lauter Blut heraus. Sie blaſen am ſtärkſten und lauteſten, wenn ſie in vollem Laufe ſind, wenn ſie aufgeſcheucht und in Unruhe verſetzt werden, oder wenn ſie lang unter Waſſer geweſen ſind. Die Bewegung vorwärts geſchieht durch Schläge mit dem Schwanz; die Finnen ſind wagrecht ausgeſtreckt, und halten den Leib im Gleichgewicht: denn in dem Augenblick, wo das Thier ſtirbt, fällt es auf die

Seite oder gar auf den Rücken. Sie dienen auch zur Aenderung der Richtung.

Ungeachtet ihres plumpen Körpers ſind die Bewegungen doch keineswegs ungeſchickt und langſam: in 5—6 Secunden ſind ſie außer dem Bereich ihrer Verfolger; von einer Harpune getroffen ſchießen ſie wie ein Pfeil fort, was jedoch nur wenige Minuten dauert. Die gewöhnliche Bewegung beträgt in der Stunde ſelten mehr als 4 engl. Meilen oder 2 Stunden. Bisweilen ſpringt er zum Zeitvertreib über das Waſſer herauf, ſtellt ſich auf den Kopf und ſchlägt mit dem Schwanze das Waſſer zu Dunſt, wobey man das Getöſe meilenweit hört. Zum Athmen braucht er gewöhnlich 2 Minuten, und bläst 8 oder 9 mal; dann bleibt er 5—10 Minuten aus; geht er der Nahrung nach, 15—20. Er geht nicht tief, außer wenn er verwundet iſt, und dann in ſolcher Geſchwindigkeit, daß ihm bisweilen die Kinnladen durch das Aufſtoßen auf dem Boden zerbrechen. Man hat ihn ſehr ſelten ſchlafend angetroffen.

Sie paaren ſich in der letzten Hälfte des Sommers, und die erſten Jungen ſieht man Ende Aprils, alſo nach 9 oder 10 Monaten. Sie haben nur 1, höchſtens 2 Junge in der Größe von 10—14 Schuh; es folgt der Mutter über ein Jahr lang, bis es durch das Wachsthum des Fiſchbeins ſich ſelbſt ernähren kann. Man ſchätzt das Alter eines Walfiſches, deſſen Fiſchbein 6 Schuh lang iſt, auf 12 Jahre, und glaubt, daß er in 20 bis 25 Jahren ausgewachſen ſey.

Ungeachtet des Stumpfſinnes dieſer Thiere iſt doch die mütterliche Liebe ſehr thätig. Man fängt daher das Junge, obſchon es kaum eine Tonne Thran gibt, um die Mutter herbey zu locken. Sie kommt auch ſogleich dem verwundeten Jungen zu Hilfe, ſteigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an fortzuſchwimmen, ſucht ihm bey der Flucht behilflich zu ſeyn, indem ſie es unter ihre Floſſe nimmt, und verläßt es ſelten, ſo lang es noch lebt. Dann iſt es gefährlich, ſich ihr zu nähern; aus Angſt für die Erhaltung ihres Kindes ſetzt ſie alle Rückſichten bey Seite, fährt mitten durch ihre Feinde, und bleibt

bey ihrem Jungen, ſelbſt wenn ſie ſchon von mehreren Harpunen getroffen iſt.

Obſchon manchmal eine Menge Walfiſche beyſammen ſind, ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſie heerdenweiſe leben: denn meiſtens trifft man nur einen oder zwey an; bloß Ueberfluß an Futter oder günſtige Lage des Eiſes führt bisweilen viele an einen Platz; die Zahl der Männchen ſcheint vorherrſchend; unter 124, welche binnen 8 Jahren von einem Schiff gefangen wurden, waren 70 Männchen.

Die Walfiſche finden ſich im ganzen Eismeer rings um die Erde, bey Grönland und der Davisſtraße, Baffins- und der Hudſonsbay, und auch zwiſchen America und Aſien, aber nie in der Nordſee; dagegen wird ein ganz ähnlicher in der heißen Zone, zwiſchen Africa und America häufig gefangen. Es ſitzt auf ihm gewöhnlich die Meer-Eichel (Coronula diadema), welche ſich nie auf dem nördlichen findet.

Man hat behauptet, der Narwal wäre des Walfiſches größter Feind, und renne ihm oft den Zahn durch den Leib; allein man findet ſie oft in größter Eintracht neben einander, und die Grönlandsfahrer halten ihn für einen Vorboten deſſelben. Der Sägefiſch mag ſein Feind ſeyn, auch der große Hay, der ihm aber wenig wird anhaben können. Bisweilen findet man Spuren von ſeinem Biß in deſſen Schwanz.

Die Bewohner der nördlichen Küſten eſſen das Fleiſch, die Eskimalen auch die Haut, und trinken den Thran beym Fiſchfang wie die Matroſen ihren Schnaps. Aus der Haut des Bauches werden Kleider gemacht, aus dem Bauchfell Fenſter, aus den Knochen Sparren zu den Hütten, die Rippen zu den Nachen und zu Harpunen, die Flechſen zu Zwirn, womit Kleider und Zelten genäht werden.

Sechs Wochen lang wurde faſt kein Walfiſch mehr geſehen. Erſt am 15. Auguſt, wo die Sonne wieder untergieng, ſich wieder Sterne zeigten und das Meer des Abends ſchon anfieng zu gefrieren, hörte man in der Nähe des Landes mehrere blaſen, wovon 3 gefangen wurden. Es war unter 72°. Man ſchätzte ſie auf 60 Tonnen Thran und 3 Tonnen Fiſchbein, zuſammen

Werth 3100 Pfund Sterling. Es waren lauter Männchen, was anzudeuten ſchien, daß ſich die Weibchen um dieſe Zeit zurückziehen. Am 27. Auguſt kehrten ſie um, und kamen am 30. aus dem Eis; am 5. September waren ſie bey den Färöern; am 18. zu Hauſe. Scoresbys Tagebuch einer Reiſe auf den Walfiſchfang, überſ. von Kries, 1825. 171.

Theils die Aeußerungen von Scoresby, theils die anatomiſchen Unterſuchungen von Prof. Baer veranlaßten den letztern, viele wichtige Gründe gegen das Ausſpritzen des Waſſers aus den Naslöchern vorzubringen und daſſelbe überhaupt zu bezweifeln, wenigſtens höchſt unwahrſcheinlich zu machen. Iſis 1826. 811.

Quoy und Gaimard erklären ausdrücklich gegen Scoresbys Meynung, daß ſie in der Südſee, bey 30 Centigrad, Waſſerſtrahlen von den Cachaloten und andern Walen haben auswerfen ſehen, wo mithin der Athem nicht aus Kälte zu Dunſt gerinnen konnte. Sie ſtoßen übrigens nicht bey jedem Athemzug Waſſer aus. Man bemerkt endlich ſolche Strahlen auf eine halbe, ja ganze Stunde weit, was doch unmöglich bey bloß verdichtetem Athem ſeyn könnte. Bey Meerſchweinen haben wir ſelbſt im Winter, in kalten Ländern, nie verdichteten Athem oder gar Waſſerſtrahlen geſehen, obſchon ſie laut ſchnaufen, faſt wie eine Rakete; eben ſo wenig ſahen wir die Delphine in der heißen Zone blaſen, während es doch die Walfiſche thaten. Das Ausathmen unter Waſſer würde nur ein Sprudeln hervorbringen, aber keinen Strahl, der wie ein feiner Regen niederfällt. Freycinet, Voyage 1824. p. 77.

Faber, der ſich mehrere Jahre auf Island aufgehalten, und eine Menge Waſſerſäulen von 12—18 Ellen von Walfiſchen hat ausgehen ſehen, erklärt, daß er ſich darum nicht bekümmere, ob das Ausſpritzen anatomiſch möglich ſey oder nicht; aber das, was er geſehen habe, laſſe er ſich nicht abſprechen. An Jütland blieb ein Schnabelwal auf dem Strand und lag ſo, daß das Maul im Waſſer, die Naslöcher über demſelben waren. Mehr als 20 Menſchen, die nur 15 Schritte davon ſtanden, ſahen, daß er beſtändig Waſſer aus dem Spritzloch

empor warf. Landt und Lyngbye verſichern, daſſelbe bey dem Grindwal auf Färö geſehen zu haben. Iſis 1827. S. 858.

Dagegen hat Baer wieder Erinnerungen gemacht, und die Vermuthung aufgeſtellt, daß das ausgeſpritzte Waſſer von oben hineingekommen ſeyn könnte, und daher nur beym erſten Athmen ausgeſpritzt werde, wie er etwas Aehnliches bey einer Mönchsrobbe beobachtet habe. Auch Gaimards Beobachtung hält er nicht für beweiſend. Iſis 1828. 927.

Küſter ſah bey Sardinien 16 Schuh lange Delphine dicht am Schiffe Waſſer 6 Schuh hoch aus der Naſe treiben, aber nur beym erſten Athmen, nachdem ſie aus dem Waſſer gekommen waren. Das Ausſpritzen dauerte nur wenige Secunden, und die Menge des Waſſers war ſo gering, daß es nur das von oben in die Spritzlöcher gedrungene ſeyn konnte. Iſis 1835. S. 85.

Alles zuſammengenommen ſcheint für ein Austreiben von wirklichem und vielem Waſſer zu ſprechen, und zwar von ſolchem, welches aus dem Maule kommt; ſonſt könnte es nicht 8—12 Ellen hoch ſpritzen und auf eine ſo große Entfernung geſehen werden. Meyen ſpricht wieder für das Ausſpritzen des Waſſers. Reiſe um die Erde, 1834. I. S. 141.

Vom Fang der Wale durch die Wilden Americas erzählt Acoſta Folgendes: Unter anderem verdient am meiſten Bewunderung der Kampf der Indianer mit den Walfiſchen, wie man es mir erzählt hat. Man könnte es zugleich ein luſtiges Schauſpiel nennen: denn was iſt wohl lächerlicher, als zu ſehen, wie ein einziges Männlein einen Walfiſch, ſo groß wie ein Berg, mit einer kleinen Schnur gleichſam im Triumphe herbeyführt; die Indianer von Florida, wo es viele Walfiſche gibt, beſteigen einen Kahn und treiben ihn bis an die Seite eines Wals; dann ſpringt ein Indianer dem Fiſch auf den Nacken, hockt eine Zeit lang nieder, um den gelegenen Augenblick abzuwarten, wo er einen ſpitzigen Pfahl in ein Nasloch ſtecken kann, den er ſodann mit einem Stock eintreibt, ſo weit er kann. Der Walfiſch ſchlägt wüthend um ſich, erregt Wogen wie Berge, taucht mit Heftigkeit unter, kommt aber ſogleich wieder herauf, und weiß nicht vor Wuth, was er

thut. Nichtsdeſtoweniger ſitzt während dieſer Zeit der Indianer wie der geübteſte Reiter unbeweglich auf ſeinem Pferd, und ſchlägt endlich auch den zweyten Pfahl in das andere Nasloch, ſpringt darauf in ſeinen Kahn, entfernt ſich etwas und läßt das Seil, welches er an den Fiſch geheftet hat, nach, zieht es aber allmählich an, und der Fiſch, welcher, ſo lang er tiefes Waſſer hat, fürchterlich wüthet, folgt ſeinem Führer ganz langſam nach, und bleibt, ſobald er auf ſeichten Boden kommt, wegen der unbeholfenen Laſt ſeines Leibes unbeweglich liegen. Dann laufen die Indianer voll Hoffnung auf die Beute in Menge herbey, bringen das Thier vollends um und zertheilen das Fleiſch Mann für Mann. Es wird getrocknet, in Mehl und endlich in Brod verwandelt, das ſich lange hält. Acosta, Hist nat. des Indes, 1600. 8. p. 103. (Nieremberg, Hist. nat. 1635. p. 262.) Das fordert in der That großen Glauben!

b. Martens ſpricht von einem Walfiſch, den man Nordcaper nennt, weil er zwiſchen Spitzbergen und Norwegen gefangen wird; er iſt nicht ſo groß wie die Spitzbergiſchen, und liefert nur 10, 20—30 Quarteelen Speck. Sie ſind gefährlicher zu tödten, weil ſie viel geſchwinder ſind, im Waſſer ſpringen und toben und gewöhnlich den Schwanz über dem Waſſer halten, daß man nicht ſo nahe kommen kann, um ſie zu lanzen. Sie gehen auch ſüdlicher, und man hat bey Hitland einen gefangen, der mehr als eine Tonne Häring verſchluckt hatte. Daſelbſt hat auch Martens einen ſolchen Nordcaper mit einem Sägfiſch in heftigem Kampfe geſehen.

Man hat dieſes Thier für eine eigene Gattung gehalten (B. glacialis, musculus), wovon man aber jetzt zurückgekommen iſt, weil niemand weiter einen Unterſchied gefunden hat. Martens Reiſe S. 106. 107. 108. Nun hält man ſie für jüngere Bartenwalfiſche; allein ihr Häringsfang ſcheint dieſer Meynung nicht günſtig. Meines Erachtens ſind es theils junge Finnfiſche, deren Rückenfloſſe verloren gegangen iſt, theils Grinden-Delphine, welche die Seefahrer mit einander verwechſeln.

Nach Andersons Nachrichten ſind ſeine Kiefer nicht ſo länglich, ſondern mehr rundlich, und auf ihm ſitzen die Meereicheln, nicht aber auf dem gemeinen oder großen Walfiſch, welcher überdieß an Island ſich ſelten zeigt, während der Nordcaper daſelbſt beſtändig hauſet, und den Isländern großen Nutzen gewährt.

Da dieſe aus Mangel an Fahrzeugen und Geräthſchaften in freyer See nichts ausrichten können; ſo benutzen ſie ſeine Lebensart, um ihn auf bequemere Weiſe zu fangen. Da er nehmlich von Häringen lebt, und denſelben ſehr gierig in die Fiorden oder Buchten folgt; ſo geräth er nicht ſelten, wie ſchon Olaus Magnus bemerkt (Hist. g. s. lib. XXI. cap. 11.), in ſeichtes Waſſer, oder wird wenigſtens von den Isländern hineingetrieben, wo er ſtrandet. Er ſoll, wenn es ihn hungert, die zerſtreut ſchwimmenden Häringe zuſammentreiben, gegen den Strand jagen, ſodann durch eine kleine Wendung ſeines großen Leibes einen Wirbel im Waſſer veranlaſſen, und dadurch dieſe Fiſche ſo nahe zuſammenbringen, daß er nur den Rachen zu öffnen braucht, um ſie tonnenweiſe, wie in einem Strudel, in denſelben zu ziehen und zu verſchlingen. Sobald ſie einen ſolchen Walfiſch hinte den Häringen ſehen, werfen ſie ſich umgeſäumt mit Harpunen, Spießen und Meſſern in ihre Boote, und rudern hinter ihn, das heißt zwiſchen ihn und das offene Meer, um ihn gegen das Land zu treiben. Weht der Wind nach dem Strande, ſo ſchütten ſie eine Menge zu dieſem Zwecke mitgenommenes Blut ins Waſſer, laſſen es dem fliehenden Fiſch zutreiben, und fahren allmählich nach. Kehrt er nun in der Angſt um, und geräth er an das Blut; ſo ſcheut er ſich hindurch zu ſchwimmen und wendet ſich lieber wieder nach dem Lande, wo er zwiſchen den Scheeren ſtrandet. Von dieſer Blutſcheu redet ſchon Plinius (Pisces maxime piscium sanguinem fugiunt. lib. X. cap. 70). Weht der Wind vom Lande ab, ſo werfen ſie, wenn das Thier umkehren will, ohne Unterlaß Steine entgegen, und machen dabey ein greuliches Geſchrey und Gepolter, wodurch er zurückgeſcheucht wird und endlich aufs Trockene geräth. Derſelben Kunſtgriffe ſollen ſich auch die dürftigen Färöer bedienen. Das

Thier wird nun todt geſtochen, der Speck abgeſchnitten und auch ein großer Theil des Fleiſches mit nach Hauſe genommen; die Barten ſind zu klein und unbrauchbar, und bleiben daher im Aaſe zurück. Der Speck bleibt ein Vierteljahr lang in den Fäſſern, während welcher Zeit der feinſte oder klare Thran auströpfelt. Er wird dann an die Dänen verhandelt; das Uebrige ausgekocht und als brauner Thran gebraucht oder verkauft. Nachrichten von Island, 1746. S. 57. 95. u. 195. — Dieſe ganze Erzählung paßt ſo genau auf den Grinden-Delphin, daß nicht wohl hier ein anderer gemeynt ſeyn kann.

Alles dieſes, behauptet Horrebow, habe man dem Bürgermeiſter Anderſon weis gemacht. Das Blut u. dergl. ſeyen reine Mährchen, und die Isländer ſeyen keineswegs ſo dreiſt, einen Walfiſch anzugreifen; ſie ſeyen überhaupt keine Hexenmeiſter im Walfiſchfangen. Die einzige Art, welche ſie anwenden, beſtehe darinn, daß ein Boot dem Walfiſche ſo nahe rudert als möglich, ſodann einer, der geübt iſt, eine große, eiſerne Harpune wirft und ſogleich davon eilt. Auf der Harpune ſteht das Zeichen deſſen, der ſie geworfen hat. Iſt der Walfiſch gut getroffen, ſo ſtirbt er daran und treibt ans Land, wenn das Glück wohl will, oder auch davon ab, je nachdem der Wind weht. Im erſten Fall bekommt der Harpunier, nach dem isländiſchen Geſetz, einen Theil, der Grundbeſitzer den Reſt. Dieß iſt ihre ganze Kunſt des Walfiſchfangs. Den Thran kochen ſie aus dem Speck in einem Keſſel mit Waſſer; das Fleiſch legen ſie in eine Säure, und dann ſoll es gut ſchmecken, jedoch nur von den Walfiſchen mit Barten, nicht von denen mit Zähnen. Uebrigens werden nicht bloß kleine, ſondern große oder gemeine Walfiſche an Island gefangen, welche mithin verkäufliche Barten haben. Island 1753. S. 257.

Sonderbar iſt es immer, daß in dieſer langen Zeit niemand eine ordentliche Nachricht vom Nordcaper gegeben hat: denn Zorgdrager macht darüber nur ein leeres Geſchwätz, 1750. (1720.) S. 112., und Cranz ſpricht nur dem Anderſon nach, wie bey allen andern. Hiſtorie von Grönland, 1765. I. S. 145. Ein Fiſch, ſollte man denken, der ſich mit Häringen

anfüllt, während man im Magen des großen Walfiſchs keine Gräthen, ſondern nur Schleim findet; der auf eine ganz andere Art, und zwar in Menge gefangen wird, müßte jedem Grönlandsfahrer aufſtoßen. Willughby fand etliche 30 Kabliaue in einem Nordcaper, Horrebow 600, nebſt kleinern Häringsarten und Vögeln (S. 215.). Otto Fabricius ſagt aber geradezu, daß er auf Grönland nichts Sicheres davon erfahren habe. (Fauna groenlandica, 1780. p. 39.)

Im Jahr 1779 hat der Ritter Joſ. Banks eine Zeichnung von einem Herrn Bachſtrom aus dem grönländiſchen Meer bekommen, und dieſelbe an Lacepede geſchickt, der ſie hat abbilden laſſen. Cetacées 1803. pag. 103. tab. 2 et 3. Baleine Nordcaper. G. Cuvier hält aber dieſe Abbildungen nicht für verſchieden von dem gemeinen Walfiſch. Ossemens foss. V. p. 363. Scoresby weiß auch nichts über den Nordcaper zu ſagen.

c Auf der andern Erdhälfte, beſonders häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung, findet ſich einer, den man vom gemeinen Walfiſch unterſcheiden will (B. australis).

Er wird noch größer, hat längere und ſpitzigere Bruſtfloſſen, und ſoll 2 Rippenpaare mehr haben. Cuvier, Oss. V. 378. tab. 26. fig. 13. Desmoulins dict. class. d'hist. nat. II. p. 161.

Mehr als eine einzige Gattung vom Bartenwal ohne Rückenfinne iſt alſo noch nicht bekannt. Daſſelbe gilt von der folgenden Abtheilung.

b. Finn- oder Faltenwale (Balaenoptera)

zeichnen ſich durch eine Fettfloſſe auf dem Kreuz, und durch tiefe Hautfalten von der Kehle bis zum Bauch aus.

2) Der Finnwal (B. physalus, boops, musculus, rostrata)

iſt eben ſo groß, ſelbſt größer als der gemeine, aber ſchlanker, hat auf dem Kreuz eine Finne, und unter der Kehle und Bruſt bis zur Mitte des Bauches viele tiefe Furchen; Färbung oben ſchwarz, unten weiß, die Furchen blutroth.

Martens ſpricht nur nebenbey vom Finnwal oder Finn-

ſiſch, und ſagt, er fange an ſich zu zeigen, wann der gemeine Wal verſchwinde; er ſey eben ſo lang, aber 3—4mal dünner; man erkenne ihn an ſeinem Lauf durch die vorragende Finne, die beynahe auf dem Schwanze hinten am Rücken ſteht; er blaſe auch viel ſtärker Waſſer und höher; der Naſenbuckel ſey aber nicht ſo hoch, und der Nacken nicht ſo tief eingebogen, die Lippen bräunlich mit einem ſchief gefurchten Rand, gleich einem Strick; das Fiſchbein ſey auch zerfaſert, aber bey den jüngern blau, bey den alten braun mit gelben Strichen; die Färbung des Rückens graulichſchwarz; der Leib ziemlich walzig mit wenig Fett, daher es kaum die Mühe lohnt, ihn zu fangen, was auch gefährlicher iſt, da er ſich ſchneller bewegt und wendet, auch mit dem Schwanz und den Finnen ſo um ſich ſchlägt, daß man mit den Schaluppen nicht nahe genug kommen kann, um ihn mit Lanzen zu erſtechen. Sie ziehen manchmal ziemlich weit nach Süden, um, wie es ſcheint, eine leidlichere Kälte zu ſuchen. Er hat ſie ſelbſt 3 Jahre hinter einander im December, Jänner und März im ſpaniſchen Meer und im mittelländiſchen, unweit Gibraltar, angetroffen. Daß ſie Falten unter dem Leibe haben, wird von Martens nicht bemerkt, und auch nicht abgebildet. S. 125. T. Q. F. C. Es ſcheint aber, daß er ſie ſelbſt nur im Vorbeyſchwimmen geſehen, denn man hat auf ſeiner Reiſe keinen gefangen. 108. — B. physalus.

Dieſer Finnfiſch iſt daher höchſt wahrſcheinlich derſelbe, den man Ror=Qual nennt (B. boops), auch Schnabelwal (B. rostrata), welcher ſich etwas ſüdlicher hält, zwiſchen 61 und 65° und nicht ſelten an unſeren Küſten, ſelbſt im Mittelmeer ſtrandet.

Schon Rondelet beſchreibt einen ſolchen unter dem Namen des ächten Walfiſches (Balaena vera) und bildet denſelben mit einer Rückenfloſſe ab, gibt ihm aber auf der Oberlippe 2 lange Bärtel. Die Fiſcher von Saintonge nennen ſie Gibbar, wegen des Höckers auf dem Rücken, worauf die Finne ſteht. Er ſey nicht kleiner als der gemeinhin ſogenannte Walfiſch, aber nicht ſo dick und fett, und ſchwimme daher geſchwinder, habe eine ſpitzigere Schnauze mit einem Spritzloch, die Ruderfinnen kürzer und kleiner, ſo auch die Zunge, als welche nur 4 oder 5 Ein=

machgefäße ausfüllt. Er verſchlingt ganze Schaaren kleiner Fiſche (Aphyae, Seelen); ſie ſchlafen an der Oberfläche, haben Euter, bringen lebendige Junge hervor, welche die Mutter mit ihren Finnen bedeckt und beſchützt. Sie ſind häufig in Indien und der neuen Welt. Fett und Fleiſch verhält ſich wie bey dem gemeinen und ſie werden auf dieſelbe Weiſe gefangen und benutzt. Lib. XVI. cap. 12. p. 482. fig. Die Nahrung dieſes Thiers ſtimmt offenbar ganz mit der des Nordcapers überein, ſo daß man Grund hat, beide für einerley zu halten, obſchon der letztere keine Rückenfinne haben ſoll. Sie geht oft zufälliger Weiſe verloren.

Aus dem Worte Gibbar iſt endlich bey den Walfiſch-fängern aus Mißverſtändniß Jubarte und endlich gar Jupiter-fiſch entſtanden.

Solche Jubartes werden, nach dem alten Bericht eines Seemanns, auch bey den Bermuden gefangen; aber wegen ihres Muthes und ihrer Geſchwindigkeit mit vieler Mühe. Bey 17 Verfolgungen hat man 2 alte Weibchen und 3 Junge getödtet. Eines maaß 88 Schuh, die Ruderfloſſen 26; Schwanzbreite 23; Naslöcher 3; hinten auf dem Rücken eine Finne; von der Schnauze nach unten bis zum Nabel große Falten. Ein anderes maaß 60 Schuh, ein Junges 33 Schuh, die 2 andern 25 und 26. Der Leib war hinten ſcharf wie die Firſte eines Hauſes, der Kopf ſehr ſtumpf und voll Beulen auf beiden Seiten; der Rücken ganz ſchwarz, der Bauch weiß. Ihre Stärke und Geſchwindigkeit überſteigt alle Begriffe: ein harpunierter zog das Boot nach ſich, 7—8 Leugen in ³/₄ Stunden. Verwundet machen ſie ein fürchterliches Gebrüll, wobey alle Wale im Umkreis herbey kommen, jedoch ohne zu ſchlagen oder etwas zu beſchädigen. Sie haben keine Zähne, ſind länger als der grönländiſche, aber nicht ſo dick. Daß ſie Gras freſſen, welches auf dem Boden des Meeres wächst, zeigte ſich beym Aufſchneiden des großen Magens, worinn man 2—3 Eimer (Oxhöft) grüne fette Materie fand. Der größte mag 7—8 Tonnen Thran liefern; die Jungen wenig und nur eine Art Gallert. Der Thran von den Alten brennt gut. Die Fangzeit iſt von Anfang März bis Ende May, wo ſie ver-

ſchwinden und ſich in den meergrasreichen Buſen von Florida zurückziehen. Man hat bemerkt, daß ſie eine Menge Meer-Eicheln und Entenmuſcheln an ihren Finnen und Schwänzen haben, und daß daran wieder Meergras wächst, 7 Zoll lang. Philos. Trans. Nro. 1. 1665. p. 11. (Baddam, abridged I. pag. 2.)

Bald nachher ſind auf Anordnung der Bermudas-Compagnie 16 dieſer Wale gefangen worden; ihr Thran betrug 50—60 Tonnen und wurde nach Irland geſchickt.

Zwey Jahre früher ſtrandete an der Küſte von Neu-England ein todter Wal von derjenigen Art, welche man daſelbſt Trumpo nennt, mit Zähnen wie an einem Kammrad; das Maul weit hinter und unter der Schnauze und verſchiedene Fächer in derſelben wie bey einem Krebsſchwanz, welche beym Aufſchneiden ein dünnes Oel auslaufen ließen, das bald gerann; dann kam eine dicke fettige Subſtanz, welche mit einer Schapfe herausgenommen wurde. Es iſt Walrath, wovon man auch durch Kochen des Specks noch etwas erhalten kann. Man kann dieſe Thiere zwiſchen Neu-England und Neu-Niederland 8—9 Monate lang fangen; die aber um die Bermuden trifft man nur in den Monaten März und April an. — Iſt alſo der Pottfiſch.

Im Frühjahr bey ſchönem Wetter fängt man bisweilen 1—3 Wale an einem Tag; ſie ſind kleiner als an Grönland, aber lebhafter, und fahren, wenn ſie in tiefem Waſſer harpuniert werden, mit ſolcher Heftigkeit zu Grunde, daß das Boot in Gefahr kommt, mit geriſſen zu werden, wenn man das Seil nicht kapt; daher ſucht man ſie nur in ſeichtem Waſſer zu harpunieren. Dieſe haben keinen Walrath; glaubhafte Perſonen verſichern aber, daß es dergleichen an den Bahama-Inſeln, wo man auch zuweilen Amber findet, gebe; daß ſie große Zähne haben, was bey unſern nicht der Fall iſt, auch ſehr voll Sehnen ſeyen. Derſelbe ebd. Nr. 8. S. 132.

In demſelben Werk ſagt Richard Stafford: wir haben um die Bermuden eine Menge Wale, welche im März, April und May die Küſten beſuchen; ich ſelbſt habe viele getödtet. Die Weibchen haben Ueberfluß an Milch, welche die Jungen

ſelbſt aus den Eutern ſaugen. Sie haben keine Zähne, ſondern leben von Moos, welches an den Felſen auf dem Boden wächst, während dieſer 3 Monate und zu keiner andern Jahreszeit. Iſt es aufgezehrt und vergangen, ſo gehen die Wale auch. Wir tödten ſie wegen ihres Thrans. Indeſſen wurden auch ſchon Walrathwale an die Küſte getrieben, bey denen der Walrath über den ganzen Leib verbreitet iſt; ſie haben verſchiedene Zähne, ziemlich ſo dick, wie das Handgelenk.

Ich war auch auf den Bahama-Inſeln und habe daſelbſt die nämlichen Wale todt am Strande geſehen mit Walrath über den ganzen Leib; nie habe ich aber gehört, daß je einer von einem Menſchen wäre getödtet worden: ſo groß iſt ihre Wildheit und Schnelligkeit. Ein ſolcher Wal wäre werth manch Hundert Pfund Sterling. Sie ſind ſehr ſtark und der ganze Leib mit Sehnen bedeckt, welche man 30 Faden lang ausziehen kann. Phil. Trans. 16. Nro. 40. p. 792. Baddam, abridged I. p. 145. Lowthorp II. p. 845.

Ein Grönlandsfahrer, der im Jahr 1723 einen ſogenannten Jupiterfiſch gefangen, hat dem Anderſon folgende Beſchreibung davon gemacht: Er habe einen ſchmälern, ſpitzigern und längern Kopf nebſt Maul, als der gemeine, und ſey hinten ſchärfer und ſpitziger am Leibe; er habe 2 Blaslöcher und pfeife beym Ausblaſen faſt wie ein Menſch mit dem Munde, doch viel ſtärker, was der eigentliche Walfiſch nie thue. Seine Länge gleiche, ja übertreffe zuweilen die des gemeinen; der gefangene aber ſey nur 50—60 Schuh lang geweſen; ſeine ſchwarzblaue Haut liege ihm gleichſam los auf dem Leibe mit vielen Falten und Runzeln. Auf dem Rücken habe er eine ſtumpfe, wenig gekrümmte und 2 Schuh hohe Finne; dahinter noch einen Buckel, der viel niedriger und länglich ſey. Als er angeſchoſſen geweſen, habe er überaus heftig und faſt wie ein Schwein geſchrieen, das geſchlachtet wird. Die Barten ſeyen nur 1½—2 Schuh lang geweſen, unten faſt eben ſo breit, alſo faſt dreyeckig, weiß und brüchig; Speck habe man nur 14 Quarteelen bekommen und er ſey ſo dünn und wäſſerig geweſen, daß er beym Ausbrennen verraucht und nicht zu Thran geworden. Er ſey

ſehr grimmig geweſen, und, ſtatt wie der gemeine zu fliehen, auf die Schaluppe zugeeilt, aus der er 3 Männer geſchlagen, daß ſie ihr Leben verloren. Es war ein Paar beyſammen, wovon keines das andere verlaſſen wollte; nachdem eines getödtet war, hat ſich das andere darüber gelegt und ſchrecklich gewüthet. An dieſem Fiſch ſaßen, wie in die Haut und den Speck eingeſenkt, eine Menge von großen und kleinen Meer-Eicheln, vorzüglich an der Gurgel, auf Nacken und Rücken, ja ſelbſt an den Finnen. Dieſes Muſchelzeug ſetzt ſich übrigens, nach dem Berichte der Grönlandsfahrer, nur an die ganz Alten an. Anderſon, Island 197.

Was den eigentlichen Finnfiſch betrifft, ſo wird er von allen, ſelbſt von Egede, nur obenhin beſchrieben. (Nat. Geſch. von Grönland, 1763. S. 89.) Er gibt aber eine Abbildung, welche offenbar eine Menge Längsfalten an der Kehle zeigt und alſo dafür ſpricht, daß der Finnfiſch und Nor-Qual einerley ſind. Selbſt was Otto Fabricius mittheilt, iſt nichts anderes als der Nachhall von Martens, und das kann man füglich von allen anderen Schriftſtellern über Grönland, Island und Norwegen ſagen.

Ganz anders ſpricht er vom Nor-Qual (Balaena boops), den er oft zu betrachten Gelegenheit hatte, und wovon er einen ſelbſt hat fangen helfen.

Die Schnauze iſt gerad, verlängert, wird nach vorn ſchmäler, endigt jedoch noch breit und ſtumpf genug; in der Mitte des Kopfes ſtehen auf einem Höcker beide Naslöcher nahe beyſammen und laſſen ſich mit einer einzigen Klappe ſchließen; davor liegen 3 Reihen Höcker, die vielleicht hier etwas beſonderes ſind; der Unterkiefer etwas kürzer und ſchmäler; die Barten im Oberkiefer zahlreich, ſchwarz und nicht viel größer als 1 Schuh; die Bruſtfinnen groß und länglichoval; die Rückenfinne weit hinten, ziemlich über dem Steiß; hinten ſenkrecht, vorn ausgeſchweift und ziemlich ſpitzig; es gibt längere und kürzere. Der Leib rund, an den Bruſtfinnen am dickſten, nach hinten dünner und hinter der Rückenfloſſe ein ſcharfer Grath bis auf den Schwanz (alſo dachförmig). Unten von der Kehle

bis zum Nabel viele und tiefe Furchen oder Runzeln, die einander einſchließen; ſie können erweitert und verengert werden. Leibeslänge 50, bisweilen 54 Schuh; oben ſchwarz, unten weiß, der Grund der Furchen aber blutroth; der Speck unter der Haut gibt nicht viel Thran. Sie finden ſich am häufigſten um die Mitte von Grönland zwiſchen 61 und 65°; halten ſich des Winters im hohen Meer, des Sommers aber, und beſonders im Herbſt, an den Küſten auf; ſie werfen im Frühjahr 1 Junges, aber nicht alle Jahr. Ihre Hauptnahrung beſteht in Fiſchen und Schnecken (Salmo arcticus, Ammodytes tobianus et Limacina arctica).

Um zu freſſen ſperrt er das Maul auf wie der gemeine Walfiſch und zieht die Nahrung wie durch einen Strudel ein: dabey gibt die blutrothe Farbe in der Mitte des marmorierten Bauches neben der weißen Kehle, ſowie die ſchwarzen Barten mit dem weißen Maul ein ſehr ſchönes Schauſpiel, über das nichts geht. Er bläst nicht ſo ſtark wie die andern, ſchwimmt gradaus und taucht nur auf kurze Zeit unter; zeigt er aber den Schwanz auf dem Waſſer, ſo iſt es ein Zeichen, daß er länger unten bleiben will. Bisweilen legt er ſich auf eine Seite und ſchlägt ſich mit den Bruſtfinnen; ein andermal ſpringt er in die Luft und dreht ſich auf den Rücken, vielleicht weil ihn die Meer-Eicheln und andere Läuſe zu ſehr plagen. Er iſt furchtſam und flieht vor dem Feind, beſonders dem Cachalot; die Mutter beſchützt jedoch ihr Junges gegen die Jäger, ſchlägt mit dem Schwanz um ſich, ſchwimmt zwiſchen ſie hinein und rettet oft das Junge; ſie flieht jedoch, wenn ſie auch nur ein wenig verwundet wird. Gleich den andern Walfiſchen ſtirbt ſie bald, auch an einer leichten Wunde, wofern nur das Fleiſch verletzt iſt, wegen der ſchnell eintretenden Entzündung und Fäulniß.

Es wird alles von dieſem Thier gebraucht wie beym Einhorn, und die Knochen wie beym gemeinen Walfiſch; der Speck iſt jedoch wegen des wenigen Thrans beſſer zum Eſſen als zum Brennen; die Häute um die Därme nähet man zu Fenſtern zuſammen; aus dem kurzen Fiſchbein kann man nichts als Tellerchen und Kiſtchen machen. Man harpuniert ihn am beſten

hinter den Bruſtfinnen; werden die Därme durchbohrt, ſo ſinkt er unter. Fauna groenl. 1780. p. 36. Dieſe Beſchreibung, beſonders auch der Nahrung, ſtimmt offenbar mit dem Nordcaper und dem Finnfiſch überein.

Dieſe Thiere finden ſich auch auf der ſüdlichen Erdhälfte. Während ſich Freycinets Expedition auf den Malvinen aufhielt, ſtrandete ein ſolch ſpitzſchnauziger Wal (Finnfiſch, B. rostrata) auf den Felſen der Baie française. Ein Jäger, der gerade in der Nähe war, ſchickte ihm mehrere Kugeln zu, die ihn wahrſcheinlich ſchwer verwundeten. Des Abends war er noch lebendig, und zur Ebbe kamen die Spritzlöcher und der Rücken ins Trockene. Von Zeit zu Zeit warf er Waſſer aus und athmete mit Geräuſch. Ein Mann ſprang ihm auf den Rücken, hieb mit einer Axt ein Loch hinein, in das man einen Haken mit einer Kette ſteckte, und dieſe ſodann mittels eines Seiles am Lande beveſtigte, damit das Thier nicht durch die Fluth weggeſchwemmt werde. Als es ſich aber gehoben fühlte, zerriß es mit einem Ruck das Seil und gewann das Weite. Den andern Tag fand man es aber todt.

Als dieſer Wal ſtrandete, hielten ſich mehrere kleinere lange Zeit um ihn herum auf, obſchon es ein Männchen war. Dieſe Jungen waren noch einmal ſo groß als ein gewöhnlicher Delphin; die Rückenfinne größer und nicht ſo weit hinten wie beym Alten. Sie ſind nicht gefährlich. Ein Matroſe, welcher zu dem geſtrandeten Thier ſchwimmen wollte, ſah ſich plötzlich von den Jungen umgeben, gerieth in Schrecken, ſchrie laut um Hilfe, und ſuchte aus allen Kräften das Land zu gewinnen, was ihm auch gelang.

Am andern Tag waren die Kiefer des getödteten noch geſchloſſen; am dritten entwickelten ſich ſchon Gasarten und der Rachen öffnete ſich ſo weit, daß man die Barten mit der Axt abhauen konnte. Die Geyer und Meervögel fiengen an, ſeine Haut zu zerreißen. Der Thran floß aus dieſen Wunden und machte die Felſen ſehr ſchlüpfrig auf 200 Schritt in der Runde. Man gewann dann noch einige Fäſſer voll. Im Ganzen achtet

man dieſe Thiere nicht, weil ſie wegen ihrer Lebhaftigkeit ſchwer zu fangen ſind und ihr Speck nicht dick iſt.

Er war lang 53 Schuh 4 Zoll; die Kiefer 9½ Schuh; die längſten Barten hatten 2 Schuh 6 Zoll; in der Breite 9 Zoll; der Schwanz hat einen Kiel. Die Längsfalten fiengen an der Spitze des Unterkiefers an und erſtreckten ſich 3—4 Schuh vom Nabel; die meiſten liefen gerad fort, andere aber ſpalteten ſich; die Bänder oder Ränder derſelben ragten wenig vor, waren 1½—2 Zoll breit, ſchwärzlich mit hellern Rändern, die Zwiſchenräume oder Furchen röthlich. Länge der Bruſtfinnen 6 Schuh 3 Zoll; Schwanzbreite 13 Schuh; die Rückenfinne ſtand auf dem Kreuz. Das Auge hinter dem Mundwinkel faſt ſo groß wie eine ſechspfündige Kugel, wog 1¼ Pfund. Durchmeſſer 4 Zoll, die Achſe nur 2 Zoll 9 Linien, Cryſtalllinſe 9 Linien, Sehloch quer, Iris ſchwarz, Gefäßhaut ſilberglänzend, Netzhaut röthlich.

Dieſe Thiere waren zu Forſters Zeiten ſehr gemein am Cap Horn; er ſah über 30 um ſein Schiff, welche Waſſer auswarfen und damit einen argen Geſtank verbreiteten. **Freycinet**, Voyage p. 81.

2. G. Die Pottfiſche, Walrath- und Amberwale (Physeter)

haben einen ungeheuern Oberkiefer mit verfloſſenen Naslöchern vorn auf der rüſſelartig abgeſtutzten Schnauze, ohne freye Zähne; dagegen einen ſehr kleinen und ſchmalen ſchnabelförmigen Unterkiefer mit vielen kegelförmigen Zähnen, welche in Löcher des Oberkiefers greifen.

Sie ſind durch die Zunge oder ihre Freßgierde characteriſiert.

Dieſe Thiere werden ſo groß und manchmal größer als der gemeine Wal, finden ſich in allen Meeren, ſowohl in den kalten als heißen und werden um zweyer Subſtanzen willen, des Walraths und des Ambers gefangen: denn des Specks unter der Haut iſt ſo wenig, daß er nicht der Mühe werth iſt.

In den ältern Zeiten hat man geglaubt, der Walrath (Sperma ceti) ſey der geronnene Milch der Wale, welcher des

Sommers häufig wie ein dicker Schleim im Meer herumſchwimmt. Da er ſich aber durch keine Verſuche, weder durch Erkalten noch durch Erhitzen wollte zum Gerinnen bringen laſſen, und die erfahrenen Walfiſchfänger den Walrath wirklich im Kopfe fanden; ſo hielt man denſelben lange Zeit für das Hirn dieſer Thiere, bis endlich die vergleichende Anatomie gezeigt hat, daß auch dieſes ein Irrthum war. Die Hirnſchale und das Hirn ſind verhältnißmäßig ſehr klein und der Walrath iſt in großen Höhlen und Gängen des Kopfes, zwiſchen Haut und Knochen, als ein flüſſiges Fett enthalten, welches beym Herauslaſſen zu einer weißen, wachsartigen Maſſe gerinnt und als Fett überhaupt in der Haushaltung, aber auch als Arzney gebraucht wird.

Auch vom Amber hat man die unrichtigſten und verſchiedenſten Begriffe gehabt. Da man ihn manchmal als große Klumpen ſchwimmend im Meer oder angetrieben am Strande findet; ſo hat man ihn für ein Harz aus dem Mineralreich, wie Erdharz oder auch für ein aus Wurzeln ausgeſchwitztes Harz gehalten, welches bisweilen von den Walfiſchen verſchluckt würde: indem man wohl wußte, daß man ihn nicht ſelten in ihren Eingeweiden findet. In der ſpätern Zeit hielt man ihn für ein thieriſches Product, und zwar bald für eine Art Harnſtein, bald für Darmſtein, weil der Eine es in der Harnblaſe, der Andere im Darm wollte gefunden haben. Für das Letztere ſprechen unverkennbar die Schnäbel von Dintenfiſchen, welche oft darinn ſtecken ſo wie im Kothe des Wals, welcher großentheils von Dintenſchnecken lebt. Der Amber oder Grau-Amber (Ambre gris) zum Unterſchied vom Bernſtein oder gelben Amber (Ambre jaune) iſt eine bekannte wohlriechende, ſehr theure Subſtanz, welche in der Medicin gebraucht wird.

Ich habe ihn ſchon lang für Gallenſtein angeſehen, wofür beſonders ſeine chemiſchen Beſtandtheile, ſein Geruch und ſeine Verbrennlichkeit ſprechen.

Genau kennt man nur eine einzige Gattung, welche ſich in allen Meeren findet, doch nur einzeln in den kalten, ſchaarenweis aber in den heißen.

1) Der gemeine Pottwal (Ph. macrocephalus), Cachalot, wird 60—100 Schuh lang, wovon der Kopf faſt 1/3 beträgt; jederſeits im Unterkiefer 20 und mehr Zähne, welche in Gruben des Oberkiefers greifen; zwiſchen denen aber kleine Zähne im Zahnfleiſch verborgen liegen; keine Rückenfinne. Farbe überall ſchwarz, bey den ältern unten weißlich.

Nach O. Fabricius liegen unter dem Zahnfleiſch des Oberkiefers allemal zwiſchen den Gruben, in welche die untern Zähne ſchlagen, kleine, ſehr gekrümmte Zähne faſt wagrecht, und werden von den untern Zähnen etwas abgeſchliffen. Dieſe ſind 6 Zoll lang und 3 breit; die beiden Naſengänge laufen auswendig in ein einziges Nas- oder Spritzloch mit ſpaltförmiger Geſtalt in einer Erhöhung vorn und oben auf der Schnauze. Unter dem Speck des Scheitels liegt eine große Kammer wie ein Gewölbe, worinn der Walrath (Sperma ceti) enthalten iſt, flüſſig wie Oel, gerinnt aber im Augenblick, ſo wie er aufs Waſſer kommt; die Augen klein, ſchwarz, an den Seiten des Kopfes faſt bey den Bruſtfinnen; auch die Ohren ſehr eng; der Kopf iſt vom Leibe durch eine Querfurche geſchieden und gleich dahinter die Bruſtfloſſen, nur 16 Zoll lang; die Zunge roth, in Größe und Geſtalt des Unterkiefers. Faſt mitten auf dem Rücken iſt eine Andeutung einer Finne, nehmlich ein ſchwieliger Höcker, vorn gewölbt, hinten abgeſtutzt und unbeweglich. Rippenpaare 10. Der Leib hinter den Bruſtfloſſen walzig, an der Schwanzwurzel ſchmäler. Unter der dicken Haut liegt eine fleiſchige, blutige Materie, dann der ziemlich thranreiche Speck und endlich das ſchmutzig rothe Fleiſch.

Sein Aufenthalt iſt das hohe Meer in der Davisſtraße, von wo er ſich ſelten den Küſten nähert; er ſchwimmt ziemlich ſchnell, ruht manchmal auf der Oberfläche, läßt aber nichts als den Kopf und die Rückenfinne ſehen; und bey dieſer Gelegenheit nähern ſich die Fiſcher, müſſen ſich aber oft mehrere Tage mit ihm herumtreiben, ehe er an ſeinen Wunden ſtirbt. In den Handel kommen: der Speck, der Walrath und die Zähne, welche als Seltenheiten betrachtet werden. Auf Grönland wird alles gebraucht wie vom Einhorn:

Fleiſch, Schwarte, Speck, Därme und Flechſen; der Walrath wird gebrannt, die Zunge wie bey den andern gekocht und gegeſſen; die Knochen, die beſten von allen Walen, und die Zähne zu allerley Dingen, auch zum Fiſchfang, verwendet.

Seine Nahrung beſteht in dem großen Hayfiſch und dem Klumpfiſch. Jener fürchtet ſich ſo ſehr vor ihm, daß er auf den Strand läuft und zu Grunde geht; ja er wagt es ſogar nicht einmal, einen todten Pottwal anzugreifen, obſchon er die andern ſehr gern frißt. Fauna groenl. p. 41.

An Europa ringsum ſtranden von Zeit zu Zeit, wie es ſchon gelegentlich bemerkt worden; am früheſten von Paulus Jovius, dem päbſtlichen Leibarzt. Einige Jahre vor 1524 trieb ein Capidolio, wie dieſe Thiere in Italien heißen, bey Corneto im Toscaniſchen ans Land, und machte ſich durch ſein gewaltiges Gewicht und Herumwerfen eine tiefe Grube in den Sand, ſo daß er bey ruhig gewordenem Meer nicht mehr fort kam, endlich ſtarb, und von der herbeygelaufenen Menge mit Aexten zerfleiſcht wurde; das Fett preßten ſie aus, und brauchten es zum Leuchten. Der Rücken war ſo hoch, daß 2 Reiter von einer Seite zur andern ſich nicht würden geſehen haben. Die ungeheuern Knochen hieng man wundershalber in die Vorhallen der Kirche auf. Das Uebriggebliebene, und beſonders die Eingeweide, faulten in der Sommerhitze, und verbreiteten einen ſo fürchterlichen Geſtank, daß Krankheiten in der ganzen Gegend entſtanden. Ein anderer ſtrandete nicht weit von der Mündung des Arno, den aber das Volk zerſchnitten und verbrannt hat, damit ſein Geſtank das Land nicht ungeſund mache. Ich glaube, dieſes Thier iſt dasjenige, welches Plinius Orca nennt, und das mit den gemeinen Walfiſchen beſtändig im Kampfe liegt. Beide kommen bisweilen durch die Straße von Cadix ins Mittelmeer. Jenſeits der Säulen des Hercules ſieht man auch den Blaſer (Physeter sive Flator), der oft hohe Waſſerſtröme auszuſtoßen pflegt, ſo daß die Seegel von dem ſchäumenden Waſſer ganz weiß werden. De romanis piscibus. 1525. c. 2.

1598 ſtrandete im Hornung in Holland, bey dem Dorfe Berchey, zwiſchen Schevelingen und Kotwick, ein männlicher

Pottfiſch bey einem heftigen Sturm, athmete aber noch gegen 10 Stunden, und lag 8 Tage todt, ſo daß eine Menge Menſchen herbeykamen, um ihn zu ſehen. Seine Länge ſey geweſen 53 Schuh, Umfang 31, bis zu den Augen 15 Schuh; im Oberkiefer jederſeits 21 Gruben für die Zähne des Unterkiefers, welche daumensdick waren; im Kopfe gegen den Rücken (ſoll wohl heißen auf der Rückenſeite des Kopfes) ein Loch 3 Schuh lang, wodurch Waſſer ausgeſpritzt wird. Unterkiefer nur 5 Schuh lang, ſo dick wie ein ſtarker Maſtbaum, die Zunge wie ein Bierfaß; das Auge iſt nicht größer, als daß es vom Daumen- und Zeigfinger überſpannt werden könnte, 4 Schuh von den Bruſtfloſſen, welche 4 Schuh 4 Zoll lang und 1 Schuh breit waren; vom Unterkiefer bis zum Nabel 16 Schuh, von da bis zur hintern Oeffnung 9½, bis zum Ende des Schwanzes 13½, ſeine Breite 13; im Kopf den vierten Theil eines Häringsfaſſes Walrath; aus dem Speck gewann man 40 Fäſſer Thran. Der Rücken ſchwarz, der Bauch weißlich. Clusius, Exotica. 1605. p. 131. Fig.

Im September 1601 wurde wieder ein ſolches Ungeheuer an den Strand bey Beverwick geworfen, 60 Schuh lang, 14 hoch, Umfang 36; Schwanzbreite 14 Schuh, Rachen 12, im Unterkiefer ebenfalls 2 Reihen Zähne, welche in Gruben des obern ſchlugen. Es war ebenfalls ein Männchen, und ſoll dieſelbe Färbung gehabt haben. Ibid. p. 132.

Nach Haſäus war ein von den Bremern unter 77½° gefangener 70 Schuh lang; es gebe aber auch von 80—100 Schuh.

Färbung ſchwärzlich, unten weißlich; Kopf groß und fürchterlich, wie ein Flintenkolben oder der vordere Theil eines Schuſterleiſtens, betrug faſt die Hälfte des ganzen Leibes; vorn auf dem äußerſten Theil nur eine Oeffnung, woraus er Waſſer bläst. Das Maul nicht ſo breit und weit, wie beym gemeinen Wal, der Schlund aber viel weiter; er ſpie einen ganzen Hayfiſch von 12 Schuh Länge wieder aus. Der Unterkiefer war gegen den obern nicht groß, maaß dennoch 16½ Schuh, und enthielt 52 ſpitzige Zähne, jeder faſt 2 Pfund ſchwer; ſie ſchlagen in Löcher des Oberkiefers, und auch das ganze Untermaul iſt in das obere eingepaßt. Die Bruſtfinnen zunächſt am Kopfe nur 1½ Schuh

lang; oben auf dem Rücken ein hoher Buckel, und unfern dem Schwanze ein kleinerer, wie eine Finne; die Haut kaum ½ Zoll dick, aber über ein veſtes ſehniges Fleiſch geſpannt, und daher nur an wenigen Stellen mit den Harpunen zu verwunden. Aus dem Kopfe bekam man 10 Quarteelen Gehirn, woraus man Walrath machte, gewiß nicht wenig. De Leviathan. 1723. 8. Fig.

Ein Holländer, der einen am Nordcap gefangen, ſagte dem Herrn Köhne, der Kopf mache faſt die Hälfte aus und habe eine beſondere Geſtalt, beynahe wie ein Flintenkolben oder wie ein umgekehrter Schuhmacherleiſten; hat aber vorn auf der Naſe nur eine Blasröhre, hinten am Rücken einen Höcker, der einer Finne gleichet, hinten im Oberkiefer jederſeits 3 oder 4 Backenzähne, übrigens nur Höhlen, worein die Zähne des Unterkiefers paſſen; ſie ſtehen ringsum, die größten voran, die kleinſten nach hinten, und haben die Geſtalt einer Gurke. Unter der Haut des Kopfes und dem fauſtdicken Fette liegt eine zähe harte Decke von veſten Sehnen von der Schnauze bis in den Nacken ausgeſpannt; darunter eine Kammer mit der köſtlichen Waare, die man Walrath nennt, und woraus er 7 Quarteelen geſchöpft hat. Darunter iſt eine andere Kammer auf dem Oberrachen, 4—7 Schuh hoch, mit Zellen wie Honigwaben, worinn ebenfalls flüſſiger Walrath; iſt er ausgeſchöpft, ſo ſammelt ſich wieder aus dem ganzen Leibe, durch eine große Ader, nach und nach Walrath an, ſo daß man 11 Quarteelen ausſchöpfen konnte. Dieſe Ader läuft vorn am Rückgrath fort, vom Kopf bis zum Schwanz, und iſt eine Mannslende, hinten nur einen Finger dick. Beym Abſchneiden des Specks muß man ſich ſehr hüten, dieſelbe nicht zu zerſchneiden, weil ſonſt aller Walrath herausrinnen würde. Von ihr gehen noch viele Hundert kleine Seitengänge zum Speck und zum Fleiſch des ganzen Leibes; man findet auch zerſtreut im Fleiſche dünnhäutige Säcklein mit Walrath. Die Zunge iſt verhältnißmäßig klein, der Schlund dagegen deſto größer und wohl ſo weit, daß ein ganzer Ochs bequem hindurch könnte, wie man denn auch in eines Magen allerley große Gerippe und Gräthen, wohl 7 Schuh lang, von halb verdauten

Geſchöpfen gefunden hat. Man bekam von einem 40 Quarteelen Speck. Das Fleiſch iſt ſehr hart, mit vielen Sehnen durchflochten, und daher ſchwer zu harpunieren. Die Weibchen haben ebenfalls Walrath im Kopf. Köhne in ſeiner holländiſchen Ueberſetzung des Werks von Haſäus über den Leviathan. §. 10. Fig.

Im April 1741 ſtrandete ein männlicher Cachalot im Fluß Adour vor Bayonne; er maaß nur 49 Schuh, und wurde dennoch für einen der größten gehalten, die man an dieſer Küſte geſehen. Dicke und Höhe 12½ Schuh, Umfang 27; auf dem Rücken, bey ⅔ ſeiner Länge, ein kleiner Höcker 1 Schuh hoch; Kopf ſehr groß, beträgt faſt die Hälfte des Leibes, gegen die Schnauze ſehr breit und abgeſtutzt, wie die eines Ochſen; Auge 9 Zoll lang, 4 breit; die Mitte ſeiner Nas- oder Spritzlöcher iſt ungefähr 2 Schuh vom obern Theil der Schnauze; die Naslöcher wenigſtens 1 Schuh weit. Länge des Rachens 9 Schuh, im Unterkiefer jederſeits 18 Zähne, im obern ſo viel Gruben; die Oeffnung für den Unrath 1 Schuh lang, ½ weit, Schwanzlänge 14 Schuh, Breite 13; die Bruſtfinnen 10 Schuh hinter dem Auge und etwas darunter, nur 4 Schuh lang, 2⅓ breit; der Schwanz iſt mithin das Hauptorgan der Bewegung. Man bekam von ihm ſehr viel Walrath, der nichts anderes als das Hirn dieſer Thiere iſt; er füllte 10 Fäſſer, wovon durch die Zubereitung die Hälfte abgeht. Im Magen fand man eine Kugel 7 Pfund ſchwer, weich, röthlich und von unangenehmem Geruche, wurde aber nach und nach braun, und bekam den Geruch des Ambers. Ein Kaufmann zahlte dafür 650 Livres. Man glaubt, daß das Thier den Amber verſchlucke. Uebrigens war der ganze Leib faſt nichts als Speck, woraus man viel Thran bekam. **Despelette in Hist. de l'ac. 1741. p. 26.**

Dem Anderſon hat ein erfahrener Walfiſchfänger erzählt, es ſey ihnen einmal ein ſolcher Schwarm entgegen gekommen, vor welchem ein großer, wohl 100 Schuh langer, wie ein König gezogen, der, als er ſeines Schiffes gewahr worden, durch ein ſtarkes, die übrigen alle übertreffendes, und wie Glocken durch einander klingendes Blaſen, wovon das Schiff erſchüttert und

gebebet, dem Haufen ein Zeichen gegeben, worauf alle jählings geflüchtet und weggeſchwommen ſeyen. Noch häufiger werden ſie angetroffen bey dem Nordcap und unter Finnmarken, werden jedoch wegen ihres wilden Weſens, wegen des ſehnigen Specks, der nur wenig Thran liefert, und weil ſie nur eine oder zwey Stellen über den Finnen haben, wo eine Harpune hineinfahren kann, nicht oft gefangen. Sie ſind nicht ſo dick und plump, wie der gemeine Wal, können auch länger unter Waſſer aushalten und geſchwinder ſchwimmen, aber nicht ſo ſtark um ſich ſchlagen, weil ſie ſtärker und ſteifer von Knochen ſind. Nach der Angabe eines Hamburger Walfängers, der 1727 einen bekommen, hatte er nur 1 Blasloch vorn, womit er das Waſſer recht vorausgeblaſen. [Das hat ohne Zweifel Veranlaſſung zu den abenteuerlichen Abbildungen dieſer Thiere bey Olaus, Geßner u. dergl. gegeben, wo ſie ganze Ströme in die Schaluppen ſchleudern und dieſelben verſenken.]

Auf der Schnauze hatte er mehr als eine Elle dicken Speck, auf dem Kopfe aber nur 3 Finger dick, darunter eine zähe Haut fingersdick, und dann 28 Kammern oder Fächer mit dem Walrath angefüllt, ſo klar wie Branntwein; nachdem er ausgeſchöpft, iſt er ſogleich geſtanden wie Schneeflocken. Im Speck des ganzen Thieres ſeyen viele Höhlen ebenfalls mit Walrath angefüllt geweſen; auf dem Rücken gegen den Schwanz habe er 3 Höcker gehabt, der erſte 1½ Schuh, der zweyte ½, der hinterſte nur ¼ hoch. Wollten ſie zu Grunde gehen, ſo würfen ſie ſich auf die rechte Seite, und ſchößen alſo ſeitwärts in die Tiefe. Der gefangene war 27 Ellen lang und gab 46 Quarteelen Speck.

Es gibt eine andere Art, welche eine harte Decke über den Walrathkammern hat, was nicht vom Alter herrührt, weil man einen ſolchen gefangen, der nur 40 Schuh lang geweſen.

Am letzten December 1720 ſtrandete bey einem heftigen Sturm ein Cachalot in der Elbe bey Wiſchhaven, unterhalb Stade, dem ſogleich die Bauern den Speck ausſchnitten. Er wurde 60—70 Schuh lang geſchätzt, 30—40 hoch, der Kopf ungeheuer groß, beſonders der obere Theil gegen den untern, worinn jederſeits 25 Zähne je eine Spanne von einander in

einem weißen Zahnfleiſch, ſo hart wie ein Roßhuf; die Zähne 6 1/2 Zoll lang und 8 im Umfang; im Oberkiefer Zahngruben aber keine Zähne. Der Speck unter der Haut 1 1/2 Hand hoch und im Kopfe Walrath. Der Schwanz 8 Schuh breit, in der Mitte 5 3/4 lang, Umfang der Wurzel 16 Schuh. Die Haut graulichſchwarz, ſammetartig, nicht ſo dick wie beym gemeinen Wal. Aus den äußerſten Stücken des Schwanzes gewann man ebenfalls etwas Walrath, und aus den Grieben kochte man vortrefflichen Leim. Der Thran war ſehr gut, und brannte ohne Geſtank. Das Fleiſch roth, ſehr faſerig und grob. Anderſons Nachrichten von Island u.ſ.w. 1746. 8. S. 216.

Im December 1769 lief ein Männchen auf der Inſel Cramond in Firth of Forth, 2 Stunden oben an Leith, auf den Strand. Er maaß 54 Schuh in die Länge und 30 im Umfang hinter den Augen; der Kopf faſt die Hälfte des ganzen Fiſches (nach der Abbildung etwas über 1/3), länglich und faſt walzig, außer am Ende in einer Länge von 6 Schuh, wo er oben und unten etwas ſchmäler iſt. Leib rundlich, allmählich nach hinten zugeſpitzt, auf dem Kreuz ein Höcker, aber keine Finne; Schwanz 14 Schuh breit und 14 lang vom Kreuz an; der Unterkiefer 11 Schuh lang, jederſeits mit 23 Zähnen 2 Zoll lang, nehmlich außerhalb des Zahnfleiſches. Oberkiefer ragt 5 Schuh darüber hervor, gerad abgeſtutzt und 9 Schuh hoch; das Spritzloch oben auf ſeiner Spitze hat einen Schließmuskel; keine Zähne, ſondern 23 Gruben für die untern. Augen ſehr klein, am dickſten Theile des Kopfes mitten in der Seite, hinter und über dem Mundwinkel, 5 Schuh hinter demſelben; die Bruſtfinne 3 Schuh lang, 18 breit. Die Oberhaut ſehr dünn und graulich, unten ſchmutzig weiß, darunter die Haut ſchwarz, 1/4 Zoll dikk, und darunter der Speck 4—9 Zoll dick. Unter dieſem eine Lage von ſtarken, ſehnigen Bändern. Der Walrath flüſſig in einer Höhle, längs dem Hirn, aber ganz davon getrennt. Das Thier fieng bald an zu faulen, ſich aufzublähen und da und dort zu berſten, ſo daß die Därme und der Walrath herausdrangen. J. Robertson, Philos. Trans. LX. 1770. p. 321. tab. 9.

Dieſe Walrath- oder Amberwale finden ſich nicht bloß im atlantiſchen Meer, ſondern auch an Africa und Indien. Marco Polo wurde ſchon anfangs angeführt.

Leo Africanus (Buch 9.) gibt dem Amberfiſch eine Länge von 25 Klaftern, einen ſteinharten Kopf, und ſagt, man ſehe ihn nur todt an den Strand geworfen. Rumph führt ebenfalls einen auf Amboina geſtrandeten an, 60 Schuh lang mit 2 Pfund ſchweren Zähnen im Unterkiefer; der Walrath ſey in kleinen Zellen, wie Ganseyer, im Kopfe enthalten, und das Ganze ſehe aus wie Waben. (Amboin. Rariteit Kammer. Fol.)

Ueber den Urſprung des Ambers

iſt man lange Zeit im Blinden herum getappt.

Nach R. Boyle behauptete ein Factor der niederländiſchen Colonie zu Batavia 1672, der Amber ſey kein Auswurf des Wals, ſondern ſickere aus der Wurzel eines Baums am Strande wie ein Gummi und falle ins Meer, wo man Stücke von 1—5 Pfund finde. Phil. Trans. Nro. 97.

Tredway dagegen erzählt, es hätte jemand am Strande von Jamaica ein Stück 150 Pfund ſchwer gefunden, und würde von einem Thierchen hervorgebracht wie Honig oder Seide; er habe es lebendig geſehen und glaube, es ſchwärme wie Bienen an der Küſte oder im Meere ſelbſt herum. Tredway ſelbſt hat darinn Schnäbel, Flügel und andere Theile vom Leibe dieſes Geſchöpfs gefunden. Phil. Trans. Nro. 232. p. 711.

Nach Boylſton fanden die Fiſcher von England beym Ausſchneiden eines Wals zufällig gegen 20 Pfund Ambra. Dadurch aufmerkſam gemacht, haben ſie alle Wale geöffnet und in verſchiedenen männlichen Thieren, nie in weiblichen, etwas Ambra gefunden, jedoch kaum bey einem unter hundert; es ſey in einer Blaſe hinten im Leibe ohne allen Ausgang; bisweilen ſey ſie aber auch ganz leer geweſen. Philos. Trans. 1724. Nro. 384.

Atkins, der ſich um das Jahr 1720 gegen 12 Jahr lang mit der Walfiſcherey beſchäftiget hat und einer der erſten war, welcher die Walrathfiſche fieng, ſagt: man findet den Amber bloß in dieſen Walen, als kugelige Körper von verſchie-

dener Größe, 3—12 Zoll dick, $1^1/_2$—22 Pfund ſchwer, los in einem ovalen, 3—4 Schuh langen und faſt eben ſo weiten Sack, hinten in der Bauchhöhle. Er iſt mit einer dunkelgelben, ſtark riechenden Flüſſigkeit angefüllt, worinn die Amberkugeln ſchwimmen, welche aus mehreren Lagen beſtehen, faſt wie Zwiebeln. Man findet bey 2 oder 3 Walen gewöhnlich nichts als dieſe Flüſſigkeit und die Kugeln ſollen überhaupt erſt im Alter entſtehen, und zwar bloß bey den Männchen, was aber daher kommen mag, daß die Weibchen als ſehr ſcheu faſt gar nicht gefangen werden. Man glaubte, dieſer Sack ſey die Harnblaſe. Dudley, Phil. Trans. 1725. Nro. 387. Reid, abridg. VI. 3. p. 74.

Dr. Neumann hat ſodann alles, was zu ſeiner Zeit über den Amber bekannt war, zuſammengeſtellt. Lopez di Castagneda (India orient. 1578. Lib. IV. cap. 35.) hat ihn, weil man Schnäbel und Klauen darinn findet, für den Miſt eines Vogels gehalten, ſo groß wie eine Gans mit ſchönen, gefleckten Federn, welcher auf Madagascar und den Malvinen von wohlriechenden Kräutern lebt: aber wie ſollten dann Schnäbel und Klauen hineinkommen. Viele andere hielten ihn für eine Art Wachs von Bienen verfertiget, welche aber niemand geſehen hat; eben ſo wenig den Baum, woraus er wie Gummi oder Harz quellen ſoll. Nach Andern ſey er eine Art Pilz, der auf dem Boden des Meeres wachſe, wieder nach Andern Meerſchaum, obſchon man ihn nicht da findet; nach Andern ſollen die Wale gewiſſe Früchte, welche ins Meer fallen, verſchlucken und daraus durch Verdauung den Amber bereiten. Die Meiſten aber und vorzüglich die Fiſcher in Madagascar und Japan verſichern, daß er der Unrath der Wale ſey, in denen man bisweilen über 100 Pfund finde. Ob ſie aber denſelben verſchlucken, oder ob er in ihnen erzeugt werde, blieb unentſchieden. Endlich wurde man durch die Beobachtungen von Boylſton, Atkins und Dudley überzeugt, daß er nur beym Pottfiſch vorkommt; er ſelbſt glaubt, daß er ein Erdharz ſey, welches aus dem Boden des Meeres quelle und ſich verdichte. Am meiſten kommt aus Oſtindien, von Madagascar, den Molucken, Sumatra,

Borneo, Cap Comorin in Malabar und von der äthiopiſchen Küſte. Man will Klumpen gefunden haben von 33 Pfund 42. 80. 130. und ſogar von 30 Centner; ein Stück war 90 Hand breit lang und 18 breit. Ein Stück von 180 Pfund war 5 Schuh 8 Zoll lang und 2 Schuh 2 Zoll dick und wurde mit 11000 Dollar bezahlt. Phil. Trans. tom. 38. Nro. 433. et 435.

Im Jahr 1783 hat Dr. Schwediaur wieder eine Zuſammenſtellung über das Vorkommen und die Natur des Ambers bekannt gemacht, dabey aber nicht viel Neues mitgetheilt. Nach Pottfiſchfängern von England finde man den Amber meiſtens in kränklichen und magern Thieren, nur 2 oder 7 Schuh von der Oeffnung des Maſtdarms, woraus der Verfaſſer vermuthet, daß er im Blinddarm liege; bey den weiblichen Thieren ſey er ſeltener. Er ſtecke meiſtens voll Schnäbel von Dintenſchnecken. Phil. Trans. 73. 1783. pag. 226., (überſetzt von Schneider in den Leipziger Sammlungen zur Phyſik. III. 333., und in ſeinen Beyträgen. 1795. 121.).

b) Es wird gegenwärtig ſtarker Walfiſchfang auf der ſüdlichen Erdhälfte von den Engländern und Nordamericanern getrieben. Bey der Inſel Timor fängt man einen Cachalot, welcher ſich von den andern dadurch unterſcheidet, daß er auf der Mitte des Rückens einen großen und vor und hinter demſelben 5—6 kleinere Höcker hat (Ph. polycyphus).

Die Augen liegen ſo tief, daß er nur ſeitwärts ſehen kann; das Spritzloch liegt vorn und oben auf dem Rande der Schnauze. Sie leben von Dintenſchnecken, welche ſich 80—90 Faden tief halten; die Walfiſchfänger ziehen ſie auch aus dieſer Tiefe herauf, um ſich davon zu ernähren. Man kann ſie auf dem Kopfe nicht harpunieren, weil er ſo hart iſt, daß kein Eiſen durchgeht. Der Kopf von einem 64 Schuh langen gibt 24 Fäſſer Walrath (Barils de Blanc de Baleine), und der Speck, den man in ſenkrechten Streifen herabſcheidet, 70, 80 und bisweilen 100 Fäſſer Thran. Das Faß enthält 31½ Galonen, die Galone 4 Pinten, alſo 3075 Pinten, 2859 Litre Walrath und 12812 Pinten oder 11913 Litre Thran, wenn ſolch ein Thier 100 Fäſſer liefert. Die Weibchen bleiben kleiner und geben nicht über

18 oder 20 Fäſſer Walrath; an der Küſte von Neuſeeland 25—30; aber daſelbſt ſind auch die Männchen viel größer als im großen indiſchen Archipelag.

In London ſoll jetzt für beide Subſtanzen einerley Preis ſeyn, 120 Pfund Sterling für 20 Centner. Wenige Jahre vorher koſtete die Tonne Walrath 15—20 Pfund mehr als der Thran. Ehemals verkaufte man auch beide getrennt und die Fabricanten miſchen ſie nachher; gegenwärtig kauft man ſie mit einander. Der Amber, welchen man ſehr ſelten bey dieſen Thieren findet, koſtet jetzt 8 Pfund Sterling die Unze; oft muß man 2 bis 3 Reiſen machen, ehe man welchen bekommt. Einmal hatte ein Schiffer das Glück, bei einem einzigen Cacha-lot 50 Pfund zu finden bey den Inſeln Goula Beſſi.

Aus den Kieferknochen macht man Stöcke und Splitzknebel, um die Enden zweyer Taue um einander zu drehen. Man verkauft ſie auch an die Einwohner der aſiatiſchen Inſeln, welche daraus allerley Waffen verfertigen. B. Hammat in Voyage de Freycinet 1824. p. 80. tab. 12.

Dieſe vielen Höcker auf dem Rücken ſcheinen anzudeuten, daß ſie nur zufällige Einkerbungen ſind, vielleicht wegen des vielen Speckes. Es iſt alſo wohl auch keine eigene Gattung.

b. Die Dünnköpfe

haben einen dünneren Kopf als der Leib.

3. G. Die Einhörner oder Narwale (Monodon)

haben einen ziemlich regelmäßigen Leib, wie die Delphine, 2 Spritzlöcher in einer mondförmigen Oeffnung gegen die Stirne; Kiefer zahnlos, außer vorn im Oberkiefer 2 gerade und ſchnurförmig gedrehte Zähne, wovon aber nur einer ſehr lang herauswächst.

Es gibt davon nur eine einzige Gattung.

1) Das gemeine (M. monoceros), Narval,

wird kaum 20 Schuh lang, und der grad ausſtehende Zahn faſt halb ſo viel und ſo dick als das Handgelenk; der Kopf ſtumpf, das Maul klein, der Rücken ſcharf aber ohne Finne; die Färbung ſchwarz, im Alter aber weiß marmoriert.

Die eigentliche Heimath dieſes ſonderbaren Wales iſt das

Eismeer, beſonders die Meerenge Davis, in der Discobucht, von wo er ſelten ſüdlicher zieht. Seine Hauptnahrung beſteht in Schollen und größern Actinien, welche er mit dem Zahn anſtechen und denſelben in die Höhe richten ſoll, wodurch dieſe allmählich gegen das Maul rutſchten, ſo daß er ſie endlich mit der Zunge einziehen könne. Es iſt in der That ſchwer zu ſagen, auf welche Weiſe dieſes Thier ſeine Nahrung zum Maule bringt, indem der ungeheure Zahn es offenbar hindert, Thiere mit ſeinen Lippen vom Boden aufzunehmen. Das Anſpießen derſelben klingt gar zu abenteuerlich. Man weiß aber nun, daß es ſchwimmende Fiſche und Dintenſchnecken fängt; wie es die Unterſuchungen des Innhalts ſeines Magens lehren.

Es liebt vorzüglich die kälteſten Gegenden, und da es oft Athem holen muß, ſo ſuchen ſie die offenen Stellen im Eis, wo ſo viele zuſammen kommen, daß man ſich wundern muß, wie ſie ſich mit ihrem Zahn, den ſie beym Schwimmen einander faſt auf den Rücken legen, nicht verletzen. Der eine Zahn bleibt gewöhnlich im Kiefer ſtecken, der andere aber, und zwar meiſtens der auf der linken Seite, wächst heraus. Es gibt jedoch Beyſpiele, daß ſich beide Zähne ganz entwickelt haben; bey den Weibchen dagegen bleiben oft beide zurück.

Sie werden, jedoch ſelten, wie die andern mit Harpunen gefangen, theils wegen des Specks, theils wegen des harten Zahnes, welcher manchfaltig, wie Elfenbein, von den Grönländern auch zu Jagdgeräthen verarbeitet, und als Zeltſtangen und ſonſt in den Häuſern angewendet wird. Sie eſſen das Fleiſch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh, brennen auch den letztern in den Lampen; ſelbſt die Därme werden gegeſſen, aus dem Schlund Blaſen gemacht, die beym Fiſchfang brauchbar ſind; die Flechſen geben guten Zwirn. O. Fabricius, Fauna groenl. p. 29.

Obſchon dieſes ſonderbare Geſchöpf, ſo viel man weiß, nicht ins mittelländiſche Meer kommt; ſo muß man ſich doch wundern, daß den Alten gar keine Nachricht davon zugekommen iſt. Nur Strabo ſagt, es gebe auch ein Einhorn (Oryx) im Meer, ſey

groß, und finde ſich häufig mit dem Wal- und Pottfiſch im atlantiſchen Meer, in der Nähe von Spanien.

Albert der Große (geb. in Schwaben 1206, geſt. 1280) ſcheint der erſte zu ſeyn, welcher davon redet: Es ſey ein Fiſch, welcher ein Horn an der Stirn trage, womit er Fiſche und gewiſſe Schiffe durchbohren könne; aber er ſey ſo faul, daß diejenigen, welche er angreife, leicht entfliehen können. De animalium proprietatibus. Romae 1478. Fol. (Buch XXIV. S. 244.)

Dann ſagt der unbekannte Auctor von der Natur der Dinge (De naturis rerum) bey Vincentius Beluacenſis, der unter Ludwig IX. König von Frankreich (1226—1264) gelebt hatte: Das Einhorn ſey ein Meer-Ungeheuer, welches ein ſehr großes Horn an der Stirn habe, und damit Schiffe durchbohren und zerſtören und viele Menſchen zu Grunde richten könne; aber die Liebe des Schöpfers habe hier auch für den Menſchen geſorgt, indem er das Thier ſo langſam erſchaffen, daß die Schiffe, wenn ſie es ſehen, Zeit hätten zu entfliehen. Speculum naturale. Basileae 1481. Fol. XVII. cap. 120. Olaus Magnus weiß um 1540 nicht mehr davon: denn er wiederholt bloß die obigen Worte (XXI. Cap. 10), und bildet einen Fiſch ab mit einem auf der Stirn ſtehenden, nach oben gerichteten Horn, wie beym Nashorn. Rondelet läßt es 1554 ganz aus. Auch Geßner weiß 1558 nichts weiter davon, als was die vorigen geſagt; Aldrovand ſpricht gar nicht davon. Jonſton (Hist. nat. de piscibus 1649.), und beſonders Wormius (Museum wormianum 1655.) nebſt Thomas Bartholin gaben beſſere Nachrichten und Abbildungen von dem Zahn (de Unicornu 1645. 8.); der letztere ſagt ſchon, daß das Wort Nar im Isländiſchen Aas bedeute. Rochefort gab 1658 eine ziemlich gute Abbildung des Thiers, welche ihm von Walfiſchfängern aus der Davisſtraße mitgetheilt worden war (Hist. nat. des Antilles 4. pag. 188.). Nach allen ſteht der Zahn auf der linken Seite, iſt gedreht und manchmal 15—16 Schuh lang. Es kämpfe damit gegen die Walfiſche, und zerbreche das Eis, von dem es oft umgeben ſey; daher finde man bisweilen mit abgebrochenen Zähnen.

Martens hat es nicht ſelbſt geſehen, weil es an Spitz-

bergen ſelten ſey, jedoch bisweilen häufig vorkomme; er habe keine Rückenfinne wie man ſie ihm anmale, ſey ſchwarz, manchmal aber apfelgrau, wie die Pferde, unten weiß, 16—20 Schuh lang; ſie liefen ſehr ſchnell und truppweiſe und hielten die Zähne aus dem Waſſer (Spitzbergen S. 94.).

P. L. Sachs gab 1676 eine eigene Schrift darüber heraus (Monocerologia 8.), mit ziemlich guten Abbildungeu, und man bemerkte ſchon, daß das Thier auf jeder Seite einen Zahn habe, wovon aber der auf der rechten Seite vorkümmert und in der Zahnhöhle ſtecken bleibe. Tychonius zu Kopenhagen ſchrieb darüber eine Abhandlung (Monoceros haud monoceros 1706.). Von dieſer Zeit an war das Thier ziemlich bekanut, aber eine gute Abbildung haben wir erſt 1820 von Scoresby erhalten.

Hin und wieder erſchienen kleinere Nachrichten, meiſtens in Geſellſchaftsſchriften, aber von wenig Werth.

Nach Zorgdrager hat Grönland zu allen Zeiten viele Einhornzähne geliefert, und man findet daher ſehr viele in Dänemark; aus der Davisſtraße kommen 8—9 Schuh lange. Der Zahn wird wie andere Zähne ausgeſtoßen; denn als der König von Dänemark einſtens jemanden ein Stück von einem ſolchen Zahn zum Geſchenk machen wollte, und denſelben durchſägen ließ, ſo fand man in ſeiner Höhle einen kleinern, welcher 1 Schuh lang war und eben ſo veſt als der äußere: daher ſindet man auch oft einzelne Zähne, welche auf dem Eis von Grönland nach Island getrieben werden. Dieſe Zähne ſtunden vor Zeiten in einem außerordentlich hohen Preis, weil man glaubte, daß ſie von dem Land-Einhorn der Bibel herſtammten und gegen allerley Krankheiten gut wären. Vor nicht langer Zeit ſchickte die grönländiſche Compagnie viele große Stücke dieſer Zähne, worunter eines von ungemeiner Größe war, nach Moskau, um dieſelben an den Czar zu verhandeln. Sein Leibarzt aber ſagte, es ſeyen nur Fiſchzähne, und damit mußte der Kaufmann, ohne ein Stück los zu werden, wieder nach Kopenhagen zurückkehren. Als er dieſe unglückliche Zeitung an die Compagnie berichtete, antwortete ihm ein Mitglied: Wie ſeyd

Ihr doch ſo unerfahren! Ihr hättet dem Doctor 2 oder 300 Ducaten geben ſollen, um ihn zu verpflichten, daß ſolche für Einhörner angeſehen würden. — Daraus erkennt man deutlich, in welch hohem Werth dieſe Waare ſtand. Uebrigens gibt Zorgdrager eine ſchlechte Beſchreibung von dem Thier: Sie hätten eine große und breite, ſtachelige Floſſe auf dem Rücken, und am Anfang des Rückens 3 Löcher, wodurch ſie das eingeſchluckte Waſſer, wie Walfiſche, wieder ausſpieen u.ſ.w. Das Horn bildet er hin und her gebogen ab. (Grönländiſcher Walfiſchfang 1720, deutſch 1750. 4. S. 23.)

Die erſte Zuſammenſtellung der früheren Beobachtungen, nebſt eigenen Erkundigungen und Abbildungen gab Anderſon 1740. Es hat nicht viel Speck, und der Thran davon ſey dünner und nicht ſo übelriechend als der vom Walfiſch. Eines von 20 Ellen, mit einem 7 Schuh langen Zahn, habe nur 1½ Tonnen Speck gegeben; der gewundene Zahn gehe linkerſeits aus der Schnauze, und ſey mit allerley Unreinigkeit überzogen, wovon er zuweilen ganz grün erſcheine; rechterſeits ſey die Schnauze etwas kürzer und dicht zu. Nach Wormius (S. 282.) habe eines 30 Ellen gehabt, und einen 7 Ellen langen Zahn. Auch die weiblichen hätten den Zahn, und 1684 habe ein Schiffer ſogar einen Kopf von einem Weibchen nach Hamburg gebracht, worinn 2 ſteckten, der linke 7½ Schuh lang, der rechte 7, hinten 2 Zoll, vorn 13 von einander; ſie ſtaken 1 Schuh tief im Kopfe, der 2½ Schuh lang war, und hatten hinten 9 Zoll im Umfang. Anderſon hat ſie abgebildet. Das ſey aber eine große Seltenheit, und man finde einen ſolchen Schädel nur in einer Sammlung zu Hamburg [wo er ſich noch findet, in Rödings Cabinet] und in Kopenhagen. Sie ſeyen ſehr geſchwinde Schwimmer, indem ſie mit dem Schwanze fortrudern, jedoch ſich mit den kurzen Bruſtfinnen nur ſchwer wenden könnten; man würde ſie auch ſchwerlich anſchießen können, wenn ſie nicht ſchaarenweiſe giengen, und ſich dann ſo an einander drängten, daß die hintern den vordern die Zähne auf den Rücken legten und ſich dadurch hinderten, ſchnell genug auf den Grund zu gehen. Im Winter 1736 bekam er ein männliches, welches in der

Elbe ſtrandete. Es war nicht länger als $10^1/_2$ par. Schuh; der Zahn ragte 5 Schuh 4 Zoll hervor; die Haut ſchneeweiß, oben mit unzähligen ſchwarzen Flecken, glänzend und weich wie Sammet; Geſtalt mehr dick als länglich, mit einem abgeſtumpften Kopf, der einem Felleiſen nicht unähnlich iſt; Brüſtfinnen nur 9 Zoll lang und nicht 2 Hand breit; der Schwanz 3 Schuh $2^1/_2$ Zoll breit. Der Zahn geht nicht unter der Oberlippe hervor, ſondern durchbohrt dieſelbe. Das Maul liegt ſehr tief unten, iſt ſehr klein, nicht viel über eine Hand breit, ohne alle Zähne, nur das Zahnfleiſch etwas hart und rauh; die Unterlippe kurz und ſchmal. Oben auf dem Kopf ein mit Fleiſch ausgefüttertes und einer beweglichen Klappe verſehenes Blasloch, wodurch der Fiſch das eingeſchlürfte Waſſer wieder ausſpritzt. Die Augen ſtehen an den Seiten hinter dem Maul, und nur ein wenig höher als daſſelbe; ihre Oeffnung gar klein und mit einer Art von Augenliedern verſehen. Abgeb. S. 204.

Die Grönlandsfahrer halten die Einhörner für eine Anzeige nachfolgender Walfiſche, und machen ſich zur Jagd fertig. Man ſchließt daraus, daß ſie einerley Nahrung genießen, und die Einhörner, wegen Mangel der Zähne, keine Fiſche, ſondern nur Weichthiere freſſen. Island S. 201.

In demſelben Jahr bekam Klein denſelben aus der Elbe, den er ziemlich gut abbildet. Er maaß 18 Schuh, wovon der Zahn 6, auf der linken Seite die Oberlippe durchbohrend. Färbung mit weißen und braunen Flecken getigert. Missus II. 18. tab. 2.

Die erſte genaue Beſchreibung eines 1808 an Hitland geſtrandeten, noch ziemlich jungen Narwals verfaßte Fleming in den engliſchen Abhandlungen der Werneriſchen Geſellſchaft I. 146. T. 6.

Scoresby fieng an Grönland zwey weibliche Narwale an einem Tage, wovon der eine einen Zahn hatte, was bekanntlich bey dieſem Geſchlecht ganz ungewöhnlich iſt; er war ebenfalls auf der linken Seite und maaß 4 Schuh 3 Zoll, mitgerechnet 12 Zoll, die in dem Oberkieſer ſtaken, hatte auch einen Milchzahn, wie er bey den weiblichen Narwalen gewöhnlich iſt,

9 Zoll lang. Das Thier war 13½ Schuh lang, ſchön geſprenkelt mit bläulichſchwarzen oder grauen Flecken, ganz wie die andern, denen der lange Zahn fehlt. Der andere hatte 2 Milchzähne, nur 8 Zoll lang und ganz im Oberkiefer verborgen. Im Magen eines andern fand man halbverdaute Fiſche, Fiſchgräten, Arme von einer Dintenſchnecke, welche die Hauptnahrung des Thiers auszumachen ſcheint, Stücke vom Rückgrath einer Scholle, eines Schellfiſches und des Glattrochens; der letztere 2 Schuh 3 Zoll lang und 1 Schuh 8 Zoll breit. Es iſt merkwürdig, daß der Narwal, der keine Zähne im Maule hat, ſo große Fiſche wie die Glattrochen verſchlingen kann, die faſt dreymal ſo breit ſind, als ſein Maul. Dieſer Narwal war ein Männchen und hatte einen 7 Schuh langen Zahn, womit er wahrſcheinlich den Rochen durchbohrt und getödtet hat, ehe er ihn verſchlingen konnte. Bey einem, deſſen Leibeslänge 14 Schuh betrug, war die Haut weiß oder gelblichweiß mit grauen und bräunlichſchwarzen Flecken von unregelmäßiger Geſtalt; bey jüngern iſt das Weiß weniger hervorſtechend. Ein männlicher von 10 Schuh 8 Zoll Länge, Zahn 19 Zoll, hatte eine viel dunklere Farbe, oben ſchwarz, unten grau und weiß gefleckt, aber nirgends ganz weiß. Die Augen 15 Zoll hinter der Schnauze, die Ohren 6 Zoll hinter dieſen und in derſelben Höhe; aber nicht weiter als eine Stricknadel. Das Ende der 12 Zoll langen und 6 breiten Bruſtfloſſen, nach oben gebogen, ſcheinen nur das Gleichgewicht zu halten, während ſie beym Walfiſch, wo ſie freylich viel größer ſind, wohl auch zur Neigung auf die Seite und zur Wendung beytragen, was beym Narwal allein durch den Schwanz bewerkſtelligt wird.

Das Blasloch iſt auswendig einfach und hat die Geſtalt eines Halbmondes, die Hörner nach vorn, 3½ Zoll breit, theilt ſich nach unten oder innen in die zwey gewöhnlichen Naſengänge, und iſt durch eine oder vielmehr zwey verwachſene Klappen verſchließbar. Sie liegen nur flach oben auf und gehen nicht wie beym Walfiſch gleich einem Stöpſel hinein [dieſe Klappe ſtellt wohl nichts anderes als den Naſenknorpel vor].

Der ausgewachſene mißt 13—16 Schuh ohne den Zahn;

im Umfang 8—9 Schuh. Die Geſtalt des Kopfes und Leibes iſt ziemlich walzig, das Kreuz kegelförmig, die Schwanzwurzel rautenförmig wegen der Schärfe auf Bauch und Rücken. Der Kopf beträgt ungefähr 1/7 der Leibeslänge, iſt klein und vorn abgerundet, Schwanz 3 Schuh breit. Das Thier hat keine Rückenfinne, ſondern an deren Stelle eine aus Fettſubſtanz beſtehende, unregelmäßig zugeſchärfte Erhöhung, 2 Zoll hoch und 2½ Schuh lang, ziemlich genau in der Mitte zwiſchen Schnauze und Schwanz. Die grauen oder ſchwärzlichen Flecken, womit die Haut geſprenkelt iſt, ſind rundlich oder länglich, etwa 2 Zoll breit und ſtehen auf dem Rücken am dichteſten; hinter dem Blasloch oft ein ganzes Stück von bräunlichſchwarzer Farbe, ohne Weiß dazwiſchen. Die Farbe der Säuglinge bläulichgrau. Es gibt Zähne 9—10 Schuh lang; früher wollte man 15 Schuh lange geſehen haben; er ſteht immer auf der linken Seite, iſt grad, gelblichweiß, ſo hart wie Elfenbein, ſpiralförmig von der Rechten nach der Linken gewunden, vorn dünner und hohl faſt bis zur Spitze. Einer von 5 Schuh Länge iſt hinten 2¼, in der Mitte 1¾, kurz vor der Spitze ⅜ Zoll dick; er hat 5— 6 Spiralwindungen, welche 6 Zoll von der Spitze aufhören. Der Zahn auf der rechten Seite iſt 9 Zoll lang und ganz im Schädel verborgen. Die Weibchen und die Jungen haben 2 dergleichen, bey den männlichen glatt, bey den Weibchen rauh, hinten mit einem Seitenknorren. Zwey vorragende Stoßzähne ſind äußerſt ſelten, und Scoresby hat keine geſehen. Sehr nöthig zur Nahrung muß der Zahn den Thieren nicht ſeyn, weil er den Weibchen fehlt: da aber die Spitze abgeſchliffen iſt, und abgebrochene wieder abgerundet werden, ſo durchſtechen ſie vielleicht damit dünnes Eis, um Athem zu holen. Daß ſie damit Thiere auf dem Boden anſpießen ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich, weil man ſie meiſtens in ſo tiefem Waſſer antrifft, daß ſie den ungeheuern Druck deſſelben auf dem Boden des Meeres nicht aushalten würden. Wirbel am Halſe 7, am Rücken 12, am Schwanz 35.

Es ſind muntere und harmloſe Thiere, meiſt ein Halbdutzend beyſammen und von einerley Geſchlecht; beym Athmen liegen ſie

oft einige Minuten lang ohne Bewegung an der Oberfläche und laſſen nur Rücken und Kopf ſehen. Sie ſchwimmen ſehr geſchwind, und tauchen harpuniert wie der Walfiſch, aber nur 200 Faden tief; dann kommen ſie herauf und werden meiſtens in wenigen Minuten mit einer Lanze erlegt.

Einer von 15 Schuh maaß bis zu den Augen 13½ Zoll, zu den Finnen 3 Schuh, 1 Zoll, zur hintern Oeffnung 9 Schuh, 9 Zoll, Rückenkamm 6 Schuh; Zahn 5 Schuh, dick an der Wurzel 2¼ Zoll; Umfang in der Mitte 8½ Schuh, des Kopfs bey den Augen 5¼, Bruſtfinnen 13 Zoll lang, 7½ breit, Schwanz 14 Zoll lang, 3 Schuh breit, Blasloch 1½ Zoll lang, 3¼ breit. Das Blut, anderthalb Stunden nach dem Tode, hatte noch eine Wärme von 97° Fahrenheit. Artic regions I. 486. II. tab. 15. fig. 1. 2. Tagebuch 154. T. 6.

In der Abbildung durchſticht der Zahn ebenfalls die Oberlippe, was aber im Texte nicht bemerkt wird. Die Zähne ſtecken nicht im Zwiſchenkiefer, wie man noch vor Kurzem gemeint hat, ſondern im Oberkiefer ſelbſt und entſprechen mithin nicht den Vorder-, ſondern den Eckzähnen. So zeigen es die Abbildungen von Albers (Icones tab. 2. 3.) nach einem Schädel in Froriep Sammlung und die Abbildungen von D'Alton T. 6. Rapps Cetaceen 1837. S. 46.

4. G. Die Tümmler oder Delphine (Delphinus)

ſind von mäßiger Größe mit einem kleinen Kopf und einem einzigen mondförmigen Spritzloch hinten im Geſicht; kleine, gleichförmige, einſpitzige und in einander greifende Zähne in beiden Kiefern.

Sie ſind durch das Gehör characteriſiert.

Die Delphine ſind diejenigen Wale, welche am meiſten bekannt ſind, weil ſie ſich in allen Meeren um Europa häufig aufhalten, neugierig um die Schiffe ſchwimmen und wegen ihrer Kleinheit leicht zu fangen, zu betrachten und zu zerlegen ſind. Wer daher an einer Küſte wohnt, ſey es am Weltmeer, am mittelländiſchen oder in der Oſtſee, der hat auch Delphine geſehen. Was wir von der Anatomie der Walfiſche wiſſen, beſchränkt ſich größtentheils auf die Anatomie der Delphine. Von

keinem Waſſerthier wiſſen die Alten mehr Geſchichten zu erzählen als vom Delphin. Dichter und Naturforſcher haben ſich um die Wette beeifert, denſelben zu beſingen und ihm eine Menge Tugenden und verſtändige Handlungen anzupreiſen, wie man ſie bey keinem Landthier findet und bey vielen Menſchen vermißt. Was von ihrem Bau und ihrer Lebensart den Alten bekannt war, haben wir ſchon beym Anfang dieſer Zunft mitgetheilt.

Sie wachſen ſehr ſchnell und erreichen nach 10 Jahren ihre Größe; auch leben ſie lang und man hat Beweiſe, daß ſie 25—30 Jahre alt wurden. Wenn ſie häufig auf dem Waſſer ſpielen, ſo ſoll es ein Ungewitter anzeigen. Sie haben einige Stimme, welche aber nur einem Kreiſchen oder Aechzen ähnlich iſt, weil die Zunge angewachſen iſt und die Lippen unbeweglich ſind. Sie hören ſehr gut, obſchon man keine äußere Ohröffnung wahrnehme; ſie lieben die Muſik, werden dadurch beſänftiget, beſonders durch Blasinſtrumente. Sie fürchten ſich nicht vor den Menſchen, kommen zu den Schiffen, ſpringen ſpielend aus dem Waſſer und folgen denſelben auch beym ſchnellſten Seegeln. Unter dem Kaiſer Auguſt wurde einer in den lucriniſchen See verſetzt. Als ihm ein armer Knabe, der ſich immer zur Mittagszeit um den See aufhielt, Brod zuwarf; ſo kam er auf den Ruf Simon herbey und gewann denſelben allmählich ſehr lieb. So oft ihn der Knabe auch zu anderer Zeit rief, ſo kam er ſelbſt aus der Tiefe herbey, fraß ihm aus der Hand und bot ihm den Rücken zum Aufſitzen dar, nachdem er die Finne niedergelegt hatte; dann trug er ihn durch das weite Meer bis nach Puteoli zur Schule, und wieder zurück mehrere Jahre lang. Als der Knabe an einer Krankheit ſtarb, kam er manchmal an den gewohnten Ort, zeigte ſich traurig und ſtarb endlich, wie man glaubte, aus Sehnſucht. Ein anderer an der africaniſchen Küſte nahm ebenfalls den Menſchen die Nahrung aus den Händen, ließ ſich betaſten, ſpielte mit den Badenden und trug dieſelben herum, wenn ſie ſich auf ihn ſetzten; als er aber von Flavianus, dem Proconſul von Africa, mit einer Salbe überſtrichen und davon ſo betäubt wurde, daß er wie todt herumflözte; ſo meidete er den Umgang der Menſchen und kam erſt nach einigen

Monaten wieder zurück. Dergleichen Beyſpiele gibt es unzählige, und das macht auch die ſchon von Herodot erzählte Sage vom Citherſpieler Arion glaublich. Das Schiffsvolk wollte ihn, als er von Tarent abgefahren war, tödten, um ſich ſeiner Reichthümer zu bemächtigen; er bat ſie aber, ihn vorher noch auf der Cither ſpielen zu laſſen. Gleich verſammelte ſich eine Menge Delphine; er warf ſich ins Meer und wurde von einem bis an die Küſte von Taenarium im Peloponnes getragen. An der Küſte von Montpellier helfen ſie den Menſchen die Meeräſchen fangen, welche zur Zeit der Ebbe in Menge herbeykommen. Die Fiſcher rufen Simon, und dann eilen die Delphine wie in einer Schlachtordnung herbey und jagen die Fiſche auf Untiefen. Sie bekommen von den gefangenen ihren Theil, und werden außerdem mit in Wein getunktem Brode geſpeißt. Im jaſſiſchen Meerbuſen kommen die Delphine ſelbſt bey Nacht und Fackelſchein zum Fiſchen herbey, empfangen Nahrung aus der Hand, und dann geſellt ſich einer zu jedem Kahn als Gehilfe. Sie haben ſelbſt unter ſich eine gemeinſchaftliche Verbindung. Als der König von Carien einſt einen fangen und im Haven anbinden ließ; ſo verſammelte ſich eine große Menge und bat mit ſichtlicher Betrübniß ſo lange um Erbarmen, bis ihn der König losließ. Plinius IX. Cap. 8—10. Geßner erzählt noch eine Menge Beyſpiele der Art (IV. de piscibus pag. 380.). Belon verſichert, daß die Fiſcher in Griechenland die Delphine noch zu ſeiner Zeit liebten und wieder aus den Netzen ließen, weil ſie ihnen die Fiſche herbeytrieben; freylich zufällig, indem ſie ihrer eigenen Nahrung nachgehen.

Rondelet hat zuerſt die ſehr engen und daher früher unbemerkten äußeren Ohrgänge hinter den Augen entdeckt. Dieſe Thiere wurden nachher ſo vielfältig anatomiert und beſchrieben, daß es unmöglich wäre, nur die wichtigern Schriftſteller aufzuführen.

Die Zahl der Gattungen iſt ſehr groß; es gibt jedoch nur wenige, welche für uns von Wichtigkeit ſind. Man bringt ſie in zwey Abtheilungen, in Spitz- und Kurzköpfe.

a. Die Spitzköpfe

haben eine gewölbte Stirn, aber eine dünne, ſchnabelförmige Schnauze. Hieher gehört:

1) Der gemeine Delphin oder der Tümmler der Alten (D. Delphis), Oye de mer,

iſt 6 Schuh lang, oben ſchwarz, unten weiß; jederſeits unten und oben 42—47 Zähne, die Rückenfinne ziemlich hoch und ſpitzig.

Iſt die gemeinſte Gattung im Mittelmeer, findet ſich aber auch im atlantiſchen, und geht nördlich bis über England hinaus, ſelbſt manchmal bis Grönland, wo er von den Walfiſchfängern Schnabelfiſch und Springer genannt wird.

Er iſt es, auf welchen ſich die Erzählungen der Alten beziehen. Er liefert Thran, und das ehmals geſchätzte, aber harte und ſchlechte Fleiſch wird jetzt nur von armen Leuten gegeſſen. Belon, Aquat. p. 7. Fig. Rondelet S. 459. Fig. Klein, Missus II. p. 24. tab. 3. fig. A. Schreber T. 343. Fabricius, F. groenl. p. 48. Lacepede T. 13. Fig. Schädel. Klein T. 1. F. 2. Cuvier, Oss. V. 1. p. 295. tab. 21. fig. 9. 10.

Er findet ſich häufig auf griechiſchen und römiſchen Münzen.

2) Der große (D. tursio, orca L.), grand Dauphin, Souffleur,

wird 10—15 Schuh lang, Leib ſehr dick, faſt ganz ſchwarz, nur am Bauche etwas weiß, die Schnauze oben ausgeſchweift, die Rückenfloſſe ziemlich weit hinten, Zähne ſtumpf, oben und unten jederſeits 21—24.

Dieſer überall ſeltene Tümmler findet ſich von Grönland an bis ins Mittelmeer, und wird von den Franzoſen vorzüglich der Blaſer (Souffleur) genannt, wahrſcheinlich weil man ihn wirklich blaſen ſieht, was bey den gemeinen Delphinen kaum der Fall iſt.

Martens nennt ſie Butzköpfe mit niedriger Rückenfinne; er hat ſie 16—20 Schuh lang geſehen, oben braun, die Stirn aber weiß marmoriert, der Bauch weiß, der Kopf geht vorn ſtumpf nieder und der Schnabel iſt überall gleich dick, während

er beym Tunin vorn ſpitziger iſt; die Rückenfinne gleicht aber der ſeinigen, die Bruſtfinnen dagegen mehr denen des Walfiſches, wie auch der Schwanz. Er bläst nicht mit ſolcher Macht und in gleicher Höhe wie der Walfiſch, bey dem das Waſſer wie ein Springbrunnen aufſteigt, ſondern ſo, wie wenn man Waſſer aus der ganzen Breite des Mundes ausſpeyt oder es aus einem Gefäß auf die Erde fallen läßt, daß es von einander ſpritzt. Auch im Klang iſt ein Unterſchied. Das Blaſen des Butzkopfs gleicht einem Ruckſen, das des Walfiſches dagegen braust wie ein Stück, das von ferne gehört wird. Sie laufen gegen den Wind wie die Tunine, Wal- und Finnfiſche, und ſo nah an den Schiffen, daß man ſie mit einem Stocke ſtoßen kann, halten ſich auch viel länger daran als andere, welche ſich vor den Schiffen ſcheuen. Sie toben oft heftig im Waſſer, weil ſie, wie es ſcheint, ſchon etliche Tage vorher ein Ungewitter ſpüren. S. 93.

An Grönland heißt er Nesarnak, ſchwimmt bisweilen truppweiſe, iſt jedoch ſelten. Fabricius, F. groenl. p. 49.

J. Hunter hatte einen von 11 Schuh Länge. Er wurde an England gefangen, hatte 7 Halswirbel, 17 Rückenwirbel, aber dennoch 18 Paar Rippen, 37 Schwanzwirbel. Philos. Trans. 77. 1787. p. 373. tab. 18. Bottle-nose-Whale. Schädel. Klein II. 22. T. 1. F. 1. Orca. Camper, Cetacées tab. 35. 36. 39. 40. Cuvier, Oss. V. 296. tab. 21. fig. 3. 4.

Nach Belon nannten die Franzoſen dieſen oder wenigſtens einen ſehr ähnlichen Schlauchdelphin (oudre), und er glaubte deßhalb, daß es die Orca der Alten ſey, weil dieſes Wort daſſelbe bedeutet. Er ſey am Rumpfe ungewöhnlich dick und unter denjenigen Walen, welche an die franzöſiſchen Küſten kommen, ſey er, mit Ausnahme des eigentlichen Walfiſches, bey Weitem der größte: denn er habe einen geſehen von 8 und einen von 10 Centner, über 18 Schuh lang und über 10 dick, jener 12 Schuh lang und 6 dick, Schwanz 1 Elle breit, die Schnauze nach oben gerichtet und in jeder Kieferſeite 20 Zähne. Er ſey dem Meerſchwein übrigens ſehr ähnlich und wurde auch

als ein ſolches zur Schau herumgeführt. Aquat. p. 18. fig.; étranges Poissons p. 33. fig. Orca. Geßner S. 749.

3) Der gangetiſche (D. gangeticus)

ſcheint nur 7 Schuh lang zu werden, hat aber eine ungewöhnlich lange und dünne Schnauze und in jeder Kieferſeite 20 Zähne. Das Blasloch ſteht nicht quer, ſondern nach der Länge. Er lebt am Ausfluß des Ganges, wo er Sousou heißt, ſchwimmt aber ſo hoch in denſelben hinauf, als er ſchiffbar iſt. Man hält ihn für den Platanista des Plinius, nach welchem er ebenfalls im Ganges lebt und 23 Schuh lang werden ſoll. Lebeck, N. Abh. der Berl. Freunde III. 280. T. 2. Roxburgh, asiat. soc. of Calcutta VII. p. 170. tab. 3. Cuvier, Oss. V. 279.

b. Stumpfköpfe

haben einen ſtumpfen Kopf ohne verlängerte Schnauze.

4) Der kleine Tümmler, Braunfiſch und Meerſchwein (D. phocaena), Marsouin; Porpess; Porcus piscis,

wird nur 4—5 Schuh lang, oben bläulichſchwarz, unten weiß, die Rückenfinne ziemlich in der Mitte, an jeder Seite oben und unten 21—25 zuſammengedrückte, ſcharfe Zähne.

Dieſes iſt der gemeinſte Delphin an unſern Küſten in der Nord- und Oſtſee und auch häufig im Eismeer bis Grönland, findet ſich aber auch im Mittelmeer und, wie es ſcheint, im atlantiſchen bis in die heiße Zone. In der Nordſee kommen ſie bis an den Strand, und kaum iſt ein Schifflein ausgelaufen, ſo ſammeln ſich 3—6 rings darum in einer Entfernung von 30—50 Schuh, und folgen demſelben eine viertel und halbe Stunde, indem ſie den Leib nach unten mondförmig biegen, und mit dem Schwanz hinten ausſchlagen, wodurch ſie vorwärts getrieben werden. Dabey kommt jedesmal die Rückenfinne aus dem Waſſer und es ſieht aus, als wenn ſie Burzelbäume ſchlügen. Darauf bezieht ſich auch der Name Tümmler. Sie ſind ungemein neugierig und ſtecken von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Waſſer, um die Menſchen anzuſehen.

Martens nennt ihn Tunin und Meerſchwein. Er iſt gemein und man ſieht ſie überall häufig im Meer, wo ſie be-

ſonders vor einem Sturm herausſpringen wie Robben. Der Kopf, beſonders die Schnauze, iſt der von den Butzköpfen am ähnlichſten; das Maul voll kleiner, ſcharfer Zähne; die Finne mitten auf dem Rücken iſt hinten mondförmig, eben ſo der Schwanz und ohne Kerbe in der Mitte; Länge 5—8 Schuh. Sie laufen ganz ſchnell gegen den Wind wie ein Pfeil vom Bogen. Man gibt ſich keine beſondere Mühe, ſie zu fangen, ſondern nimmt ſie nur gelegentlich. Er ſcheint ihn übrigens von dem Tümmler in der Nordſee zu unterſcheiden. S. 94.

In Dänemark heißt er Bruskop, in Norwegen Niſer; in Island Suinhual, und wird daſelbſt gegeſſen, ſowie in Grönland. Rondelet S. 473. Fig. Phocaena et Tursio (Geßner S. 837. Fig.). Klein II. 26. T. 2. u. 3. B. Schreber T. 342. Lacepede S. 287. T. 13. F. 2. T. 14. F. 2. (Squelette); Cuvier in Ménagerie du Muséum; Schädel. Klein I. T. 1. F. 3. Oss. V. p. 296. tab. 21. fig. 1. 2.

Alexander v. Humboldt ſah auf dem Orenoco und ſeinem Seitenfluß, dem Apure, ſehr häufig eine Menge Delphine, 7 Meilen weit vom Meer. Zuerſt Ende May im Apure in der Nähe aus San Fernando nach einem Sturm. Sie ſpielten auf dem Waſſer in langen Reihen hinter einander. Sie ſahen ganz aus wie der gemeine Tümmler, müſſen aber doch wohl eine eigene Gattung ſeyn, da ſie ſich immer im ſüßen Waſſer aufzuhalten ſcheinen. Die langſamen und faulen Crocodille ſcheinen die Nachbarſchaft ſolcher lärmender und ungeſtümer Thiere zu fürchten: wenigſtens tauchten ſie unter, ſo bald jene kamen. Die Spanier nennen ſie Toninas; ſie meſſen 3—4 Schuh, krümmen ſich wie die Tümmler und zeigen dabey die Rückenfloſſe. Es iſt freylich noch nicht ausgemacht, ob ſie aus dem Meer ſo hoch heraufſchwimmen, wie die Manati und der Weißwal. Wenn man jedoch bedenkt, daß ſie ſich noch im Rio Apure oberhalb der großen Fälle des Orenoco finden, ſo muß man an ihrem Zug aus dem Meere zweifeln. Sollten ſie in die Mitte des heißen Americas durch den Amazonenſtrom und deſſen Zuſammenhang mit dem Rio negro, Caſſiquiare und Orenoco gekommen ſeyn? Uebrigens trifft man ſie daſelbſt zu allen Jahreszeiten,

und nichts deutet auf einen Zug zu einer beſtimmten Zeit wie beym Lachs. Voyage II. 1819. 201. Anfangs April ſahen ſie wieder kleine Züge von Tümmlern, unweit der Miſſion Santa Barbara (222.); ein andermal zogen ſie wie die Crocodille dem Feuer nach und ſtörten ſie mit ihrem Geräuſch ſo ſehr im Schlaf, daß ſie es auslöſchen mußten.

5) Der Schwerdwal auch Butzkopf (D. aries, gladiator, orca Fabr.), Epaulard; Grampus; Flounders-head,

wird 20—25 Schuh lang und iſt daher einer der größten, oben ſchwarz, und ein krummer Flecken über den Augen weiß. Kopf ganz ſtumpf, an jeder Seite, unten und oben 11 Zähne, etwas gebogen; die Rückenfloſſe aufrecht und ſpitzig.

Dieſes iſt der grimmige Delphin, welcher truppweiſe wie Metzgerhunde die Fiſche und Walfiſche verfolgt, und den letztern oft Stücke aus dem Schwanze beißt. Er heißt daher Mörder (Killer) und Dreſcher (Thrasher) und findet ſich häufig im ganzen Eismeer, von wo er nach Neu-England, nach Frankreich und ſelbſt nach Italien kommt, und bey ſeiner blinden Verfolgung der Fiſche nicht ſelten auf den Strand geräth. Er ſoll 15 und mehr Quarteelen oder Fäſſer Speck liefern.

Den Namen Widder-Delphin (Aries) hat er von den Alten erhalten wegen des weißen wie ein Horn gebogenen Fleckens über jedem Auge. Plinius ſagt: Unter Tiberius ſtrandeten an der Küſte von Saintonge gegen 300 Wale, worunter Elephanten-Wale und WidderWale, bey denen jedoch nur die weißen Flecken wie Hörner ausſehen (Harduin IX. Cap. 5.). Aelian ſetzt hinzu: der männliche Widder-Wal hat die Stirn mit einer weißen Binde ſo geziert, daß es ausſieht, wie das Diadem eines macedoniſchen Königs. An Corſica und Sardinien gibt es viele dergleichen Thiere (XV. Cap. 2.). An einem andern Orte ſagt Plinius: Der Widder-Wal wüthet wie ein Räuber. Bald verſteckt er ſich im Schatten großer Schiffe, welche vor Anker liegen und lauert, bis jemanden die Luſt ankommt, ſich zu baden; bald ſteckt er den Kopf aus dem Waſſer, ſpeculiert auf die Fiſcherkähne, ſchwimmt heimlich hinzu und wirft ſie um. IX. Cap. 54.

Es war alſo ſchon den Alten die Blutgier dieſes Thiers bekannt, wovon die Neuern wieder ſo vieles zu erzählen wiſſen, wie ſchon oben bemerkt wurde.

Schon Rondelet beſchreibt dieſes Thier und bildet es ziemlich gut ab. Es heißt bey Saintonge Espaular wegen ſeiner Dicke um die Schultern, gleiche dem Delphine, ſey aber 20 mal dicker und habe ſehr breite, ſpitzige Zähne, womit es die Walfiſche verfolge und ſo beiße, daß ſie brüllten wie ein von unten gehetzter Ochſe. Deßhalb bäten die Fiſcher, welche nach der neuen Welt ſeegelten, die dortigen Barbaren, daß ſie den Orken nichts thun möchten, weil ſie mit ihrer Hülfe die Walfiſche, Robben und andere Ungeheuer leichter fangen könnten. Die Orken zwängen ſie nehmlich, die Tiefe zu verlaſſen und an den Strand zu fliehen, wo ſie mit Pfeilen und Wurfſpießen umgebracht würden. S. 483.

Bey einem Butzkopf (D. tursio), ſagt Martens, ſie hätten noch eine andere Art große Fiſche geſehen, welche wohl eher verdienten, Butzköpfe genannt zu werden: denn ihr Kopf iſt vorn ganz ſtumpf und die Rückenfinne 3 mal ſo hoch wie beym andern Butzkopf, von Farbe mehr dunkelbraun, aber in der Größe faſt gleich. Wir ſahen ſie nur etliche Mal im Waſſer herumtummeln. S. 94.

Die ſchwerd- oder ſäbelförmige Rückenfinne iſt 3—4 Schuh hoch, unten über 2 Schuh breit, oben aber viel ſchmäler, gegen den Schwanz ziemlich zurückgebogen, und dick und ſtumpf, daß ſie eher einem gekrümmten und etwas zugeſpitzten Pfahl gleicht, auch mit einer Schwarte überzogen iſt, und mithin weder ſtechen noch ſchneiden kann. Dagegen fallen ihrer etliche den Walfiſch mit den Zähnen an, ängſtigen ihn und zerren ganze Stücke aus ſeinem Leibe, wodurch er dermaaßen erhitzt und abgemartert wird, daß er die Zunge herausreckt, woran ſie ſich ſogleich machen: denn darum iſt es ihnen am meiſten zu thun, indem ſie wenig von ſeinem Fleiſche freſſen. Daher kommt es, daß die Walfiſchfänger dann und wann einen todten antreffen, welcher die Zunge verloren hat und davon geſtorben iſt. Die Grönlandsfahrer ſehen ſie öfters bey Spitzbergen und in der

Straße Davis, wo ſie 10—12 Schuh lang werden. Zuweilen ſieht man auch Junge bey Helgoland vor der Elbe. Man kann ſie ihrer großen Geſchwindigkeit halber nicht fangen; es wäre denn, daß man etwa einen jungen mit Büchſen erſchießen möchte. Es ſind ohne Zweifel dieſelben, welche an Neu-England Walfiſchmörder heißen; nur daß ſie daſelbſt 20—30 Schuh lang ſind. Anderſon, Island 228.

An Norwegen heißt er Speckhauer. Nach Pontopidan ſey er nur einige Ellen lang und ihrer zehen oder mehr bißen ſich in den Seiten des Walfiſches ſo veſt, daß ſie darinn wohl eine Stunde lang hiengen und nicht eher losließen, als bis ſie einen Klumpen Speck von der Größe einer halben Elle herausgeriſſen hätten. Unter dieſem Angriffe brülle der Walfiſch erbärmlich, ja er ſpringe wohl ein Klafter übers Waſſer in die Höhe, wo man dann ſehe, daß ſein Bauch ebenfalls von dieſen ſeinen Feinden beſetzt ſey. Zuweilen tummelten ſie ſich ſo lange mit ihm herum, bis ſie ihn faſt ganz abgehäutet oder ihm den Speck herabgeriſſen hätten, da er denn ohne Zweifel umkommen muß. Die Fiſcher fänden alsdann eine Menge Speck zu ihrem Vortheil in dem Meere: denn dieſe Speckhauer fräßen nichts davon, ſondern hätten nur ihre Luſt daran, den großen Fiſch zu plagen. Zuletzt würden aber dieſe Todtſchläger ebenfalls umgebracht, inſonderheit, wenn ſie den Häringen in einer engen Bucht nachſetzten, wo ſie in das Netz eingeſchloſſen würden. Aus ſeinem Speck werde Thran geſchmolzen, und auch das Fleiſch ſoll ziemlich eßbar ſeyn. Hiſtorie von Norwegen. II. 1754. 283.

Nach Gunner heißt er in Norwegen auch Stourvagen, werde 4 Klafter lang und habe 1½ Klafter im Umfang; auch greife er alle Thiere an, die wohl mit Fett verſehen ſeyen; die großen Hellebutten verzehre er in unzählbarer Menge und die Seehunde flüchteten ſich vor ihm aufs Land ſelbſt zu den Menſchen; er ſtoße ſie aber, wo er könne, mit ſeiner ſtarken Rückenfinne von den Klippen. Drontheimer Schriften IV. S. 85. T. 12. F. 2. 3. Sie finden ſich auch an Kamtſchatka, 4 Klafter lang mit einer 2 Ellen hohen, hornförmigen Rückenfinne; auch dort

verfolgen und tödten ſie den Walfiſch, fräßen aber nichts davon, nicht einmal die Zunge; die Kamtſchadalen fürchteten ſie ſehr, weil ſie die Nachen umwürfen. Schneider, Sammlung vermiſchter Abhandlungen. 1784. 249.

John Hunter hat einen anatomiert, welcher in der Themſe gefangen wurde, 24 Schuh lang, der Rücken ſchwarz, der Bauch weiß, die Farben ſcharf abgeſchnitten; über jedem Auge ein länglicher, weißer Flecken. Philos. Trans. 77. 1787. p. 371. tab. 16. (Schneider, Beyträge zur Naturgeſchichte der Walfiſcharten. 1795. S. 3.) Egedes Grönland S. 56. Fig. Duhamel, Pêches II. 10. tab. 9. fig. 1. D. aries. Schädel. Lacepede S. 302. T. 5. F. 3. Gladiateur. Cuvier, Ann. Mus. 19. 1812. p. 6. tab. 1. fig. 1. D. griseus; Risso ibid. fig. 4. Cuvier, Oss. V. 297. tab. 22. fig. 3. 4.

Tileſius ſah dieſelben im Nordmeer ſehr geſchwind neben einander ſchwimmen 5 und 5 in Colonnen, wie eine Schwadron Huſaren, Kopf und Schwanz nach unten gekrümmt und die ſchwarze Rückenfloſſe wie ein Säbel aus dem Waſſer hervorſtehend. Sie mochten 10—12 Schuh lang geweſen ſeyn. Sie ſahen auch, wie ſie die Walfiſche verfolgten: wenn er einmal verwundet iſt, ſo laſſen ſie ihn nicht mehr aus den Augen, ſondern begleiten ihn überall, fallen ihn an wie Hunde und ängſtigen ihn ſo lang, bis er ſtirbt, oder auf den Strand läuft. Iſis, 1835. S. 725.

Im öſtlichen Ocean, um Kamtſchatka, die Curilen und Aleuten, um Sachalien oder Jeſſo, Maturi und Japan ſind ſie häufig und noch häufiger im Ochotskiſchen Meere. Sie ſind hier 4 Faden lang, haben kleine Augen, einen großen, weiten Rachen mit großen, ſpitzigen Zähnen, womit ſie auch hier Walfiſche, Seelöwen und andere Robben anfallen, daß ſie weit aus dem Waſſer in die Höhe ſpringen. Sie werfen auch die Boote um, werden aber, wenn mehrere Boote beyſammen ſind, leicht harpuniert. Sie haben hier 2 weiße Streifen an jeder Seite des Halſes. Iſis, 1835. S. 726. Die weißen Streifen deuten alſo auf die Widderhörner, welche der Verfaſſer an den

Orken im Nordmeer nicht bemerkt zu haben ſcheint, ſo daß man ſie für verſchiedene halten muß.

6) Der ſchwarze oder Grinde (D. melas, globiceps)

wird über 20 Schuh lang, iſt ganz ſchwarz, außer einem Flecken am Halſe, der bey den Jungen in einen Streifen fortläuft bis zum Ende des Bauchs; der Kopf faſt kugelrund, Rückenfinne niedrig, Bruſtfinnen lang und ſpitzig; 9—13 Zähne, jederſeits oben und unten.

Obſchon dieſe Tümmler ſich ſchaarenweis im Nordmeer ſehen laſſen und gefangen werden, ſo hat man ſie doch nicht eher von den andern Butzköpfen unterſchieden, als bis in der neueren Zeit mehrere Schaaren an verſchiedenen Orten auf den Strand liefen. 1805 fieng man auf dieſe Weiſe über 300 an der Inſel Hitland; im December 1806 92 Stück in der Bucht Scepay der Inſel Pomona unter den Orcaden. Ein ſolches Thier wurde von Dr. Traill zu Liverpool beſchrieben und abgebildet unter dem Namen ſchwarzer Delphin (D. melas). Nicolſons Journal 1809. 81.

Am beſten wurden ſie bekannt, als im Jänner 1812 bey Paimpol an der Nordküſte der Bretagne nicht weniger als 70 Stück an den Strand getrieben wurden, und der Apotheker Maout von Saint-Brieux einen Bericht darüber an Cuvier machte. Am 7. Jänner bemerkten 12 Fiſcher in 6 Nachen eine Stunde vom Lande viele Wale, welche das Waſſer ſehr hoch ausſpritzten. Sie holten Hülfe nebſt Waffen, hetzten die Thiere und trieben endlich ein Junges auf den Strand, deſſen Geſchrey oder Geplärr die andern eiligſt herbeyzog, ſo daß die ganze Heerde von 70 Stück am Strande liegen blieb. Die Gelegenheit ſo große Thiere zu ſehen, und ihr lautes Aechzen zog eine Menge Menſchen herbey, und darunter nun auch Herrn Maout, welcher dieſelben in ihrem Betragen genauer beobachtete, was um ſo leichter gieng, als ſie einige Zeit lebendig blieben und ein altes Männchen erſt nach 5 Tagen ſtarb. Alte Männchen waren nur 7 darunter; Junge 12, alles Uebrige alte Weibchen, deren Euter bey mehreren noch mit Milch angefüllt waren, woraus man ſchließen muß, daß die Jungen noch

ſogen, und das erſt Geſtrandete wahrſcheinlich ſeine Mutter herbeyzog, welcher der übrige Zug folgte.

Das ſtärkſte Männchen war 22 Schuh lang und hatte 10 im Umfang; ein anderes 18 und 6, und wog 50 Centner; das größte Weibchen 19 Schuh; das kleinſte Junge 7; es hatte noch keine Zähne; bey andern aber ſah man deren 10 in jedem Kiefer; bey den Alten 18—26. Sie ſind kegelförmig, 2—3 Linien dick, die Spitze etwas nach innen gebogen; die größten ragten faſt einen Zoll hervor. Im Magen fand man Ueberbleibſel von Dintenſchnecken und Kabliauen; die Milch war bläulichweiß; der Strich war bey denjenigen Weibchen, die keine Milch hatten, in einer kleinen Grube des Euters verborgen. Das Fleiſch war weich und die armen Leute aus der Gegend ernährten ſich 14 Tage lang davon ohne Nachtheil; aus dem Speck drückte man viel weißen und durchſichtigen Thran.

Die Haut war ſchwärzlichgrau oder glänzend ſchwarz; bey einigen unter der Kehle ein weißer Querflecken, von dem ein ſolches Band fortlief bis zur Oeffnung des Darms; die Jungen waren ganz ſchwarz. Die Schnauze ſehr kurz und die Stirn kugelförmig darüber vorſtehend; die Bruſtfinnen lang, ſchmal und zugeſpitzt. Ann. Mus. XIX. 1812. p. 1. tab. 1. fig. 2. 3. (Schreber T. 345.). Duhamel, Pêches II. p. 10. tab. 9. fig. 5.

Dieſer Delphin zeigt ſich häufig an den färöiſchen Inſeln, wo er Grindewal heißt und ſchon früher beſchrieben worden iſt, namentlich von Landt, der von ihm ſagt, daß er das Waſſer 2—3 Ellen hoch blaſe. (Beſchreibung der Inſel Färö, 1800.) Lyngbye beſchreibt den Fang derſelben zu Hunderten und ſagt ebenfalls, daß ſie große Waſſerſtrahlen in die Luft ſpritzen. Man mag den Grinden im Sommer oder Winter fangen, ſo findet man 1 Junges bey demſelben, und ſie ſind daher an keine beſtimmte Jahreszeit in dieſer Hinſicht gebunden. Das ausgetragene Junge iſt ſo groß, daß es kaum ein Mann tragen kann. Der Magen der Alten iſt meiſtens leer und nur ſelten findet man Ueberbleibſel von Dintenſchnecken (Sepia loligo) und Dorſchgräten in demſelben. Man muß ſich in Acht nehmen,

daß kein Meerrettig, Wachholder oder Wachholderöl im Boote iſt, weil ſonſt der ganze Haufen davon flieht. Sie werden auch an den Orkney-Inſeln und an Island gefangen. Im Jahr 1809 bekam man daſelbſt auf einmal 1000 Stück. Ueber den Grindefang in der däniſchen Zeitſchrift der Naturwiſſenſchaften 1825.

Sehr charakteriſtiſch wird der Fang von Graba geſchildert. Am 2. Juli 1828 hörte er plötzlich des Morgens Grindabud ſchreyen, was anzeigte, daß ein Boot einen Haufen dieſer Thiere entdeckt habe. In einem Augenblick war ganz Thorshavn in Bewegung, aus allen Kehlen erſcholl der freudige Ruf „Grindabud“ und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, ſich bald an einem Stück Walfiſchfleiſch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gaſſen, als ob die Türken landen wollten: hier liefen welche zu den Booten, dort einer mit Walfiſchmeſſern, dort trabte eine Frau ihrem Manne mit einem Stück getrocknetem Fleiſch nach, damit er nicht Hunger leide, Kinder wurden über den Haufen gerannt, und vor Eifer fiel eines aus dem Boote ins Meer. In Zeit von 10 Minuten ſtießen 11 Schiffe mit 8 Mann vom Lande; die Jacken wurden, obſchon der Wind heftig aus Nordoſt wehete, und es ſo kalt war, daß man einheizen mußte, ausgezogen; man ruderte ſo ſtark, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahin ſchoßen. Er gieng mit dem Amtmann, deſſen Boote und Leute in Bereitſchaft waren, zuerſt auf die Schanze, um zu ſehen, wo die Thiere ſeyen. Nach Süden erblickten ſie durch das Fernrohr zwey Boote, welche die Grinden ſignaliſiert hatten. Nun ſtieg bey einem Dorfe eine hohe Rauchſäule auf, gleich darauf wieder eine bey einem andern; überall flammten Signale; Boten wurden in alle Nachbarſchaft abgeſandt und die Bucht wimmelte von Fahrzeugen. Als jederman dem Kriegsſchauplatz zueilte, beſtiegen auch ſie die Jacht und hatten bald die übrigen eingeholt. Nun erblickten ſie die Walfiſche, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geſchloſſen wurde; es waren 20—30; jedes etwa 100 Schritt von dem andern; ſie trieben den Haufen langſam vor ſich her dem Haven der Stadt zu. Bald tauchte ein Kopf hervor und ſpie ſeinen

Waſſerſtrahl aus; bald zeigte ſich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten ſie den Verſuch machen, zwiſchen den Fahrzeugen durch zu ſchwimmen, ſo wurden Steine und Stücke Bley an Schnüren ins Waſſer geworfen; ſchoßen ſie raſch vorwärts, ſo wurde gerudert, daß die Ruder brachen. Gab es Unordnung, indem ſich einige Boote zu weit vordrängten; ſo ließ ſich der Amtmann dahin rudern, was ſo ſchnell geſchah, daß ſchwerlich ein Pferd im Galopp mitgekommen wäre. Als die Thiere dem Eingange des Havens nahe waren, wimmelte der Strand von Menſchen, welche dem ergötzlichen Geſchäfte des Mordens zuſehen wollten. Je näher ſie dem Haven kamen, deſto unruhiger wurden ſie, drängten ſich auf einen Haufen dicht zuſammen und achteten wenig mehr des Steinwerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog ſich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer; immer langſamer zogen ſie in den Haven hinein, die Gefahr ahnend. Als der Raum nur noch ungefähr 250 Schritt breit und doppelt ſo lang war, wollten ſie ſich nicht länger wie eine Heerde Schafe treiben laſſen und machten Miene, umzukehren. Nun nahete der entſcheidende Augenblick. Unruhe, Beſorgniß, Hoffnung, Mordluſt zeigte ſich in den Geſichtern aller Feringer. Sie erhoben ein wildes Geſchrey, ſtürzten mit den Booten auf den Haufen zu und ſtachen mit ihren 14 Zoll langen und 3 breiten Lanzen an einem langen Stock und Seil diejenigen Thiere, welche dem Boote nicht ſo nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes es hätte zerſchmettern können. Die verwundeten Thiere ſtürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts. Der ganze Haufen folgte und rannte auf den Strand.

Nun begann ein fürchterliches Schauſpiel. Alle Boote eilten den Walfiſchen nach, fuhren blindlings darunter und ſtachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande ſtanden, giengen bis unter die Arme ins Waſſer zu den verwundeten Thieren, ſchlugen ihnen eiſerne Haken mit einem Strick in den Leib oder die Blasröhre; 3—4 Mann zogen es vollends auf das Land und ſchnitten ihm die Gurgel bis auf die Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitſchte das ſterbende Thier das Meer mit

ſeinem Schwanze, daß das Waſſer weit umher ſtob. Das kryſtallhelle Waſſer des Havens ward blutroth gefärbt und Blutſtrahlen wurden aus den Blasröhren in die Luft geſpritzt. Sowie der Soldat in der Schlacht alles menſchliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, ſo entflammte die Blutarbeit die Feringer bis zur Wuth und Tollkühnheit. An 30 Boote, 300 Menſchen, 80 getödtete und noch lebende Walfiſche befanden ſich auf einem Raum von wenigen Quadratruthen. Geſchrey und Toben überall; Kleider, Geſichter und Hände vom Blute gefärbt, glichen die ſonſt ſo gutmüthigen Feringer den Kannibalen: kein Zug des Mitleidens äußerte ſich bey dem gräßlichen Gemetzel: als aber ein Mann durch den Schlag des Schwanzes eines ſterbenden Thieres niedergeſtreckt und ein Boot in Stücke zerſchlagen war, wurde der letzte Act dieſes Trauerſpiels mit mehr Vorſicht zu Ende geſpielt. Achtzig getödtete Delphine bedeckten den Strand: nicht ein einziger war entkommen. So bald das Waſſer mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den ſterbenden getrübt iſt; ſo werden die noch lebenden geblendet, und taumeln im Kreiſe umher. Entrinnt auch zufällig einer in das klare Waſſer, ſo kehrt er doch ſogleich in das blutige zu ſeinen Gefährten zurück.

Nach einer Stunde Ruhe wurden ſie neben einander gelegt, von den Taxatoren geſchätzt und ihre Größe wird mit römiſchen Zahlen in die Haut eingeſchnitten. Die Vertheilung geſchieht nach der Größe des Landbeſitzes ſeit undenklichen Zeiten. Vorher wird aber davon abgezogen der Zehnten für den König, die Kirche und die Prediger; etwas bekommen die Armen, den größten dasjenige Boot, welches den Grinden entdeckt hat; einen Theil die beſchädigten Boote, die Taxatoren, die Wächter bey Nacht, ſo lange die Thiere am Strand liegen, und ein kleiner wird ſogleich verzehrt. Das Fleiſch ſchmeckt wie eingepöckeltes Rindfleiſch. Wenn die Feringer 14 Tage lang davon gegeſſen haben, ſo glänzen ihre Geſichter, Haare und Hände von Fett, welches durch die Poren dringt. Die Hauptmaſſe wird an die Boote, die Beamten und an die Landeigenthümer, d. h. größtentheils an den König vertheilt, und dann ſo wohlfeil verkauft,

daß das größte Thier kaum auf 100 Kreuzer kommt. Bey der Vertheilung herrſcht wegen des Ungeſtüms der Leute, die wieder nach Hauſe wollen, die größte Verwirrung und Unordnung.

Darauf werden die Finnen abgeſchnitten, der Speck in 1½ Schuh breiten Streifen, das Fleiſch in Stücke von 40—50 Pfund. Leber, Herz und Nieren ſind die leckerſten Biſſen für die Feringer. Fleiſch und Speck werden friſch gegeſſen, auch eingeſalzen und getrocknet. Nach 48 Stunden iſt es nicht mehr zu genießen und erregt Erbrechen. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht, die Rippen zur Einzäunung. Man rechnet auf jedes Thier eine Tonne Thran, 11 Thaler werth. Er wird im aufgeblaſenen Magen aufbewahrt; das übrige Gedärm wird durch Boote ins Meer hinausgeführt. Man glaubt, daß die Thiere vor Predigern und ſchwangern Frauen entflöhen, und daher ſieht man ſie nicht gern dabey.

Der Fang geht übrigens nicht immer ſo glücklich für ſich, beſonders wenn es mehrere Hundert ſind, in welchem Falle ſie ſich nicht an das Steinwerfen kehren, ſondern durchgehen, was auch geſchieht, wenn man zu früh ſticht oder ſolche trifft, die nicht mit dem Kopf gegen das Land ſehen. Tritt die Nacht ein vor dem eigentlichen Stechen, ſo ſchließen die Boote einen engen Halbkreis vor der Bucht, und man zündet Feuer am Strande an. Der Grind ſoll dieſelben für den Mond anſehen, ihnen entgegenziehen und ſich bis zum Morgen ruhig halten. Oft ſind ſie entkommen, weil die Geräthe nicht gehörig im Stande waren; deßhalb wird jetzt im Juny von dem Amtmann und den Vorgeſetzten der Ortſchaften eine allgemeine Viſitation vorgenommen, und dasjenige Boot beſtraft, welches nicht gehörig ausgerüſtet iſt.

Einer der größten maaß 18 Schuh 7 Zoll Par., Umfang 10 hinter der Rückenfinne, 8 hinter dem Kopf, des Schwanzes 3½, des Kopfes bey den Augen 6⅔, Schwanzbreite 8, Rückenfinne 4 der vordere Rand, 1 Schuh 5 Zoll der hintere, alſo die Höhe, Bruſtfinne 5¼ Schuh, Breite 1⅙, Länge des Mauls 2⅔, Breite 3, des Blaslochs 3¼ Zoll, von der Schnauze bis zur Rückenfinne 5⅔ Schuh, Schwanzwirbel 22, davor 28.

Der Leib iſt ſchlank, in der Mitte und am Kopfe am dickſten und ganz rund, gegen das Schwanzende glatt; Färbung graulichſchwarz, bisweilen Streifen und Eindrücke auf der Haut, wie auf gepreßtem Leder; am Hals ein großer weißlicher Flecken, welcher am Rande allmählich in das Schwarze übergeht. Der Kopf iſt beynahe völlig rund, und gleicht einer vorn abgerundeten Säule, ſo daß eine Halbkugel dadurch gebildet wird; ziemlich weit nach unten hat dieſe Rundung eine Bucht nach Innen, welche wieder hervortritt und die Oberlippe bildet; die Unterlippe vereinigt ſich mit dem Hals ohne merklichen Abſatz, iſt aber ziemlich ſpitzig und beweglich. Die ſpitzigen, etwas nach Innen gebogenen und auf der Seite etwas zuſammengedrückten Zähne ſitzen ganz vorn im Maul, je 1½ Zoll von einander entfernt, verhältnißmäßig ſehr klein und in der Zahl verſchieden; oben 20, unten 22; bey einem andern 16 oben und unten; bey einem dritten 18 und 20; der vorderſte oben 5 Linien lang, der mittelſte 6, der hinterſte 2; unten 3⅓, 5, 2. Das Maul hat eine Sförmige Biegung nach dem Halſe zu. Die Blasröhre mondförmig, läßt 4 Finger ein, hat innwendig eine Klappe. Tagebuch auf einer Reiſe nach Färöe 1830. 8. S. 222.

Da dieſes Thier ſo ungemein zahlreich iſt, jährlich in Menge an den Orcaden, Färöern, an Island und ſelbſt an der Normandie ſeit den älteſten Zeiten gefangen, und der Fang überall durch uralte Geſetze reguliert wird; ſo kann man unmöglich glauben, daß es von den ältern Naturforſchern ſo ganz ſollte überſehen worden ſeyn.

Ich habe daher bey den ältern Schriftſtellern nachgeſucht und gefunden, daß ſchon Debes in ſeiner Beſchreibung der Färöer 1673. S. 55. den Grinde-Hval anführt und den Fang deſſelben ſchon ziemlich ſo beſchreibt.

Auch der Sildqual (Häringswal) von Ström in ſeiner phyſicaliſchen Beſchreibung von Söndmör, 1762. S. 298. und Leems Rubben oder Nordkaperen in ſeiner Beſchreibung von Lappland, 1767. S. 299. ſcheint hieher zu gehören; ebenſo der Nordcaper an Island von Anderſon, wenigſtens was den Fang deſſelben betrifft. S. 57. u. 95.; wobey die Scheu

vor dem Blut und das Steinwerfen vorkommt, wie es oben erzählt worden. Heißt, nach Horrebow, auf Island Sild-Reki (Häringstreiber), S. 216. Geht man endlich der Blutgeſchichte weiter nach, ſo findet man, daß ſie ſchon in dem alten Königsſpiegel (Speculum regale) vorkommt; aber freylich in einem ganz andern Sinn, der wahrſcheinlich von Unkundigen in der lateiniſchen Sprache verdreht worden iſt. Jener Spiegel ſagt, daß der Sild-Reki oder Fisk-Reki die Häringe und alle Arten von Fiſchen in Menge aus dem hohen Meer nach dem Lande treibe, und ſtatt den Schiffen und Menſchen zu ſchaden, was er könnte, leiſte er denſelben immer großen Nutzen, als wäre er dazu von Gott eigens beſtimmt, ſo lang die Fiſcher dem himmliſchen Geſchenke, nehmlich dem Fang, auf erlaubte und anſtändige Weiſe obliegen; wenn aber Zank oder gar Schlägerey vorkomme, und Blut ins Meer vergoſſen werde, ſo treibe er, gleichſam als wenn er es vorher wüßte, die ganze Schaar der Fiſche, welche er vorher jenen zugetrieben, ins hohe Meer, und beraube auf dieſe Weiſe die Eingeborenen des angebotenen Gewinns. Der längſte erreicht 30—40 Ellen; er iſt fett und ſchmackhaft, wird aber dennoch von den Normännern nicht gefangen, in Betracht der Bequemlichkeit und des Gewinnes, den er ihnen bringt. Er hat mehr mageres Fleiſch als fettes, und kurze Barten (Branchiae) oben im Gaumen, $1\frac{1}{2}$ Ellen lang. Torfaeus, Groenlandica antiqua, 1715. p. 91. — Nach dem letztern ſollte man glauben, es wäre ein Finnwal, beſonders da er auch 30—40 Ellen lang gemacht wird und Barten haben ſoll, allein in dieſem Speculo reguli ſind die Maaße alle ziemlich verdoppelt; der Tümmler (Hnisa) iſt 5, ja 7 Ellen lang. Indeſſen wird die Sache ſo lange zweifelhaft bleiben, bis ein Naturforſcher ſich einige Jahre nach Island ſetzt, in der Abſicht, die Wale daſelbſt zu ſtudieren, was jetzt eine viel beſſere Ausbeute geben würde, als die dortigen Vögel und Fiſche.

Es gibt auch Delphine ohne Rückenfinne.

1) Der Weißwal oder Weißfiſch (D. leucas, albicans), Beluga,

wird 12—18 Schuh lang, iſt milchweiß mit einem gewölbten Kopf wie beym Meerſchwein, hat aber keine Rückenfinne; die Kiefer ſehr kurz und hat überall jederſeits 9 dicke, ſtumpfe Zähne.

Findet ſich im ganzen Eismeer von der Davisſtraße an längs der ſibiriſchen Küſten bis in die Berings-Straße, beſonders gern an der Mündung großer Flüſſe. Da ihm die Zähne bald ausfallen, ſo hat man ihn früher auch für eine Art Bartenwal angeſehen.

Martens ſagt, ſie hätten im Juny etliche Hundert geſehen; da ſie aber gerade mit einem Walfiſch zu thun hatten, ſo hätten ſie ſich nicht darum bekümmert. Er habe die Größe eines Butzkopfes (D. tursio), aber keine Finne auf dem Rücken wie der Walfiſch, dem er auch in der Geſtalt gleiche; auch einen Buckel auf dem Kopfe, woraus er Waſſer bläst; von Farbe gelblichweiß; er habe Speck genug nach ſeiner Größe, und es ſey ihm geſagt worden, daß er eine ganze Quarteele liefere; er ſey aber ganz weich; deßhalb ritzen die Harpunen leicht aus, und man wende keine große Mühe auf ihren Fang; wenn man ſie aber häufig ſehe, ſo glauben die Fiſcher, daß es einen guten Walfiſchfang bedeute, weil ſie einerley Nahrung genößen. S. 94.

Nachher hat ihn Steller beſchrieben von Kamtſchatka (Beſchreibung von Kamtſchatka 106.) und Pallas in ſeiner Reiſe (VI. S. 84. T. 4.) auf dem Eismeer; ſpäter O. Fabricius von Grönland, wo er ſehr gemein iſt, ganz weiß, bisweilen mit einem röthlichen, bey den jüngern mit einem bläulichen Schein. Unter der glatten, 1 Zoll dicken Haut, 3 Zoll dick Speck mit viel Thran und dann rothes Fleiſch, wie das der Schweine; der Kopf kurz mit verdünnter und ſtumpfer Schnauze, der Scheitel ſehr gewölbt mit einer einfachen, nach hinten gerichteten Blasröhre; und jederſeits 9 kurze, ſtumpfe Zähne, faſt wie die Backenzähne der Vierfüßler, aber einfach, weit aus einander und die vordern kleiner; oben eben ſo viel, aber ſpitziger und etwas gebogen; das Maul klein, die Kiefer gleich, die Ohren ſehr eng, die Bruſtfinnen breit und oval, der Leib rundlich, 12—18 Schuh lang.

Er findet ſich überall in den größern Buchten, beſonders in der Discobucht, ſeltener in den ſüdlichern und nähert ſich des Winters dem Lande; frißt allerley Fiſche wie Dorſche, norwegiſche Bärſche (Perca norvegica) kleinere Schollen, beſonders aber Schellfiſche, von denen er ganze Heerden aufs heftigſte verfolgt; wirft im Frühjahr 1 Junges, das anfangs bläulich iſt und ſpäter ausbleicht.

Sie ſchwimmen gewöhnlich truppweiſe mit ihren Jungen, und wenn einer auftaucht, um zu athmen, ſo folgen ihm alle andere, was ſehr artig ausſieht; nicht ſelten folgen ſie auch, wie gezähmt, den Nachen in geringer Entfernung, und dann glänzen ſie ſehr ſchön in ihrer weißen Farbe. Sie lieben, wie das Einhorn, die offenen Stellen zwiſchen dem Eiſe, und ſtimmen auch in ihrem ganzen Betragen viel mit demſelben überein. O. Fabricius, E. groenl. 50.

Er findet ſich in kleinen Truppen an der ganzen Nordküſte von Sibirien, beſonders an den Mündungen der großen Flüſſe, in welche er auch mit den wandernden Fiſchen, beſonders mit dem Weißlachs (Salmo leucichthys), von dem er vorzüglich lebt; über den 56. Grad nach Süden geht er nicht. Häufig iſt er im Meer von Ochotsk und Penſchin bis an den Fluß Uth und Tigil, ferner an den Mündungen der Chatanza, Lena, Jeniſey, Oby und Petſchora; im Oby ſteigt er bisweilen herauf, faſt bis zum Einfluß des Irtiſch und im Jeniſey bis an den Tunguska; ſchwimmt ſehr geſchwind und ſchlägt mit dem Schwanz auf das Waſſer, ſpritzt auch ſolches hoch aus. Sie werfen im Frühjahr zwey Junge, welche graulichbraun bleiben, bis ſie 14 Schuh lang ſind, und dann erſt milchweiß werden, und zwar zuerſt am Bauche. Sie werden wegen ihres vielen Specks von den Innwohnern häufig in den Flußmündungen durch ſtarke, vorgeſpannte Netze gefangen, und mit Spießen erſtochen, auch mit Fiſchen an Haken. Das Fleiſch wird gelobt, obſchon es ſchwarz ausſieht. Aus der Haut ſchneidet man Riemen zu Netzen, womit ſie ſelbſt gefangen werden. Die Samojeden ſtecken die Schädel auf Pfähle als Opfer. Sie zeigen ſich auch an America und ſelbſt im Lorenzfluß bis Quebek. Ihre gewöhnliche Länge

iſt 12 Schuh; der Leib rundlich, etwas bauchig, auf dem Rücken etwas erhöht und gegen den Kopf abſchüſſig; die Bruſtfinnen verhältnißmäßig klein. Um das auf der Mitte des Kopfes liegende mondförmige, nur 2 Zoll breite, mit einer Klappe verſehene Spritzloch liegen 3 Paar nach außen geöffnete Säcke, ſo groß wie ein Hühnerey, deren Beſtimmung man nicht kennt. Die Zunge iſt nur 6½ Zoll lang, 3½ breit; von Ausführungsgängen der Speicheldrüſen, welche überhaupt den fleiſchfreſſenden Walen fehlen, keine Spur. Die ſehr engen Ohrgänge 5 Zoll hinter den kleinen Augen, welche nur 5 Linien dick ſind. Unter der Oberhaut liegt eine den Walen eigenthümliche, 5 Linien dicke Schicht, welche aus lauter ſenkrechten Faſern beſteht, ohne Gefäße und Nerven [dieſe Faſerſchicht bedeutet vielleicht die Bildung der Haare, welche bey dieſen Thieren ſich nicht über die Oberhaut verlängern]; darunter folgt erſt die Lederhaut 4 Linien dick, woraus man ſchöne weiße Zügel für die Pferde ſchneidet, und nicht Stränge, wie Linne meynt. Einer von 11 Schuh Länge wog 17 Centner. Zoographia rossica I. p. 273. tab. 30. 31., mit den Gehörwerkzeugen.

Beſonders merkwürdig iſt der Schnabeldelphin (D. rostratus sive edentulus; Hyperoodon),

der ziemlich ausſieht wie ein Butzkopf, aber einen plötzlich verdünnten und breiten Schnabel hat, faſt von der Geſtalt eines Entenſchnabels, und nur 2 kleine Zähne vorn im Unterkiefer, oben braun oder bleygrau, unten blaß, Rücken- und Bruſtfinnen klein, Spritzloch mondförmig, mit den Hörnern nach hinten; im Gaumen hornige Spitzen kaum eine Linie lang; er wird 20 bis 26 Schuh lang.

Findet ſich an Spitzbergen, Island und Norwegen, und verirrt ſich auch bisweilen nach England und Frankreich, aber ſelten. Die erſte beſtimmte Nachricht davon hat S. Dale gegeben in ſeiner Beſchreibung von Harwich, 1730. 4. S. 411. T. 14., unter dem Namen Buttskopf und Flaſchenkopf (Flounders-head et Bottle-head); er war 14 Schuh lang und ſtrandete in Eſſex 1817, bald nachher ein anderer von 21 Schuh. Der erſte hatte 14 Schuh Länge und 7½ im Umfang, bis zu den

Augen 22 Zoll, bis zur Spritzröhre 24; ſie war einfach, mond-förmig, die Hörner nach hinten; die Bruſtfinnen 17 Zoll, die Rückenfinne 12, Schwanzfloſſe 3 Schuh 2 Zoll; die Haut braun, unten weißlich. Nachher bildete Pontoppidan einen ab, und beſchrieb denſelben ſehr kurz. Er wurde an Norwegen bey Friedrichshall 1750 gefangen, war 26 Schuh lang und hatte ein 6 Schuh langes Junges in ſich. (Naturhiſtorie von Norwegen II. 1754. S. 233.) Er nannte ihn Nebbe-Hval, und Olaſſen ſagt, er heiße an Island Andar-Nefia (Entenſchnabel), werde 20—24, höchſt ſelten 30 Schuh lang, laufe öfters in den weſt-lichen Buchten auf den Strand, halte ſich aber vornehmlich am Nordlande, wo ſie ſchon vor 60 und 100 Jahren harpuniert und gegeſſen wurden. Sein Thran ſey ſo fein und flüchtig, daß er ſogleich durch alle hölzerne und thönerne Gefäße dringe, und ſogar Glas auswendig feucht werde; nehme man davon ein, ſo ziehe er ſich gleich durch den ganzen Körper; man brauche ihn als ſchmerz-ſtillendes und zertheilendes Mittel, beſonders gegen Beulen und Entzündung. Reiſe durch Grönland I. 1774. S. 289. Daſſelbe erzählt ſchon Debes in der Beſchreibung der Färöer von dem daſelbſt Doegling genannten Wal, und ſetzt hinzu: er werde 28 bis 32 Schuh lang, und ſey leichter als alle anderen zu fangen, weil er ganz ſtill halte, während man ihm ein Seil durch die Augenlieder ziehe, womit man ihn nachher ans Land ſchleppe. Wenn man von ſeinem Speck eſſe, ſo dringe er ſogleich durch die Schweißlöcher heraus, daß die Kleider gelb würden; eine Erſcheinung, welche an den Grinden erinnert, den jedoch Debes beſonders anführt. Ferröernes-Beſkrivelse 1673. p. 162.

Daſſelbe ſteht auch im Königsſpiegel, wo er And-Hvalr (Enten-Wal) genannt und dem Meerſchwein darinn ähnlich erklärt wird, daß ſein eingenommener Thran dem Menſchen in alle Theile dringt; er ſey 24 Schuh lang (15 cubitus). Torfaeus p. 90.

Endlich bekam Chemnitz in Copenhagen den Schädel von einem, der im May 1777 an Spitzbergen gefangen wurde. Die Fiſcher nennen ihn Butzkopf. Sie ſahen mehrere beyſammen, ſchlichen mit ihren Booten dazu und warfen eine Harpune unten an die rechte Seite, weil ſie auf dem Rücken, wo er gar

keinen Speck hat und ſo hart wie ein Brett iſt, wieder zurückgeſprungen wäre. Sie jagten ſich eine Stunde mit ihm herum, und tödteten ihn erſt mit Lanzen, nachdem er ein Boot mit ſeinem Schwanze halb voll Waſſer geſchlagen hatte. Nachdem ſie den Speck, der nur eine Hand breit an ihm ſitzt, abgeſchnitten hatten, hoben ſie Kopf und Schwanz als eine Seltenheit für Chemnitz auf. Er war 25 Schuh lang, völlig ſchwarz, wie das Leder an den Schuhen, und gab nur 9 Tonnen, aber ſehr feinen Thran; außerdem aber einige Eimer Walrath aus dem Kopfe. Er ſey wunderſelten, und der Schiffsführer betheuerte, daß er ihn bey ſeinen 25 Reiſen nur dießmal geſehen habe; er ſey äußerſt ſchwer zu fangen, weil er, wie alle Finnfiſche, wie ein Pfeil dahin ſchieße; der gefangene ſey noch ein junger, unerfahrener Laffe geweſen, der mit ſeinen Brüdern ſo lange bey ihrem Schiffe herumgeſchwärmt und geſpielt habe, bis er ſein Leben verſcherzet.

Sein Kopf glich völlig einem Gänſeſchuabel. Er ſaß voll Läuſe, welche von dem Steuermann in Weingeiſt mitgebracht wurden. Sie glichen in allem den ſpinnenförmigen Walfiſchläuſen (Pycnogonum), waren aber kleiner und weißer. Er hatte vorn in dem beweglichen Kiefer jederſeits 2 kleine Zähne. Er warf einen einzigen Waſſerſtrahl in die Höhe, 4 Ellen hoch und 2—3 Zoll dick. Kopf und Schwanz wurden der Geſellſchaft der naturforſchenden Freunde nach Berlin geſchickt. Beſchäftigungen derſelben IV. 1779. S. 183.

Im Jahr 1783 wurde einer in der Themſe bey London gefangen, welcher 22 Schuh lang war, und einen Kopf hatte wie D. tursio, aber nur 2 kleine ſpitzige Zähne im vorderen Theil des Unterkiefers. Hunter, philos. Transactions 77. 1787. p. 373. tab. 19.

Im Jahr 1788 ſtrandeten zwey bey Honfleur, die Mutter 23 Schuh lang, das Junge 12. Baussard, Journ. de Physique XXXIV. 1789. p. 201. tab. 10. 11. (Schreber 347.) Schädel, Camper, Ostéologie des Cétacés p. 78. t. 13—16. Cuvier, Oss. foss. V. p. 324. tab. 24. fig. 19—23.

Man hat in früherer Zeit dieſes Thier auch für einen Finnfiſch (Balaena rostrata) angeſehen, vorzüglich wegen des

Mangels der Zähne. Da es aber in der ganzen Geſtalt, und beſonders in der des Kopfes, den Delphinen gleicht, auch wirklich einige Zähne hat; ſo ſteht es hier am rechten Platze.

B. Die pflanzenfreſſenden Wale

haben einen regelmäßigen Leib und Kopf mit vorwärts gerichteten Naslöchern vorn an der Schnauze.

Dieſe Thiere werden nicht länger als 10—20 Schuh, ſind wenig zahlreich an Gattungen und Individuen, kommen, mit einer einzigen Ausnahme, nur in der heißen Zone vor, meiſtens an den Mündungen der Flüſſe, in welche ſie aber viele Meilen weit heraufſteigen, um an dem Ufer Gras und andere Kräuter zu freſſen, wo ſie mit Kopf und Bruſt, an welcher die zwey Euter liegen, aus dem Waſſer hervorragen, und daher zu der Sage von Meermenſchen Veranlaſſung gegeben haben. Sie haben Schnurrbärte, Speicheldrüſen, einen zuſammengeſetzten Magen, wie die Wiederkäuer, und einen großen Blinddarm.

5. G. Die Meerkühe (Manatus)

haben einen walzigen Leib und Kopf, mit gewöhnlichen Naslöchern nach vorn, ſtumpfe Backenzähne.

Man kennt 3—4 Gattungen, wovon nur die erſte in kalten Meeren lebt. Es gibt mit und ohne Hauer.

a. Ohne Hauer.

* Die Backenzähne bloß aufgelegt.

1) Die nordiſche (M. borealis; Rytina)

wird 25 Schuh lang, 7 dick und 80 Centner ſchwer, iſt mit einer hornartigen Haut bedeckt, hat einen zweylappigen Schwanz, und in jeder Kieferſeite einen ſehr niedern, aber breiten, oben ſchräggeſtreiften und nur aufgelegten Backenzahn.

Dieſes höchſt merkwürdige Thier hat Steller vor noch nicht 100 Jahren in der Beringsſtraße, in der Nähe der americaniſchen Küſten entdeckt, und ſeitdem niemand mehr. Er hat es ſehr genau anatomiert und umſtändlich beſchrieben, aber leider nicht abgebildet. Am häufigſten zeigt es ſich an den dortigen Inſeln und beſonders der Beringsinſel, indeſſen auch an Kamtſchatka, bleibt aber im Meer am Strande und geht nicht in die Flüſſe. Es lebt paar- und familienweiſe.

Die genaue Länge beträgt 24 Schuh 8 Zoll; von der Spitze der Oberlippe zur Naſe 8 Zoll, bis zu den Augen 13½, zum Mundwinkel 15½, zur Schulter 4 Schuh 4 Zoll, zur Oeffnung des Maſtdarms 17 Schuh, der Schwanz bis zum Anfang der Finne 6 Schuh 3 Zoll, der Raum zwiſchen den Augen 18 Zoll, Umfang des Kopfes über den Naslöchern 31, bey den Augen 48, des Halſes 82, der Schultern 144, des Bauchs 244, des Schwanzendes 56, Schwanzbreite 78, der Oberlippe 14, der untern 7⅓, Darmlänge 500 Schuh, alſo 20½ mal länger als der Leib, Kopf 27, Breite des Hinterhaupts 10½.

Das Thier hält ſich nur im Meer auf, nicht am Lande, und graſet auch nicht an den Ufern, ſondern frißt nur ſogenanntes Meergras oder Tang. Die Haut iſt ſehr dick und der Rinde von alten Eichen ähnlicher als einer Thierhaut; ſie iſt ſchwarzgrau, runzelig wie Chagrin, hart und zäh, daß kaum ein Haken oder eine Axt durchdringt; ohne Haare. Sie iſt gegen 1 Zoll dick, und ſieht eingeſchnitten aus an Glätte und Farbe wie Ebenholz. Dieſe auswendige Rinde iſt aber noch nicht die wahre Haut, ſondern nur die Oberhaut, auf dem Rücken glatt, jedoch voll Querrunzeln; an den Seiten aber ſcharf, wie aus lauter kleinen Steinchen zuſammengeſetzt, die hohl, wie kleine Schwämme, hervorragen, und beſonders dem Kopf ein ſtruppiges Anſehen geben. Dieſe Zoll dicke Oberhaut umgibt den ganzen Leib wie eine Schale, und beſteht aus lauter Röhrchen, wie ein ſpaniſches Rohr, dicht an einander und ſenkrecht, ſo daß ſie leicht von einander getrennt werden können. Jedes Röhrchen iſt gleichſam ein Haar, das mit einer knolligen Zwiebel in der wahren Haut ſteckt, welche deßhalb voll Grübchen iſt, wie ein Fingerhut. Dieſe Röhren ſondern einen wäſſerigen Schleim ab, beſonders an den Seiten und am Kopf, welche feucht bleiben, während der Rücken ganz trocken wird, wenn das Thier einige Stunden am Ufer liegt. Dieſe hornige oder hufartige Oberhaut iſt dem Thier ſehr nützlich, und dient ihm als Harniſch zwiſchen den Eisſchollen, oder wenn es bey Sturm an Klippen geworfen wird; wenn es ſtark anſtößt, oder beym Fang mit Haken heftig zappelt, ſo ſpringen oft Stücke aus, beſonders von

dem ſogenannten Huf oder dem Schwanz. Auch der Walfiſch hat eine ſolche Oberhaut, obſchon die Autoren nichts davon ſagen.

So weit ſie körnig oder chagrinartig, nehmlich um den Kopf und bis zu den Armen, ſitzt ſie voll Ungeziefer, das ſie benagt und oft ganz durchlöchert bis auf die wahre Haut, worauf dicke Warzen entſtehen, die ſolchen Ort ſehr verſtellen. Die wahre Haut iſt 2 Linien dick, weich und weiß, ſehr dicht und veſt, wie beym Walfiſch, kann auch ebenſo benutzt werden.

Der Kopf iſt verhältnißmäßig klein, kurz, länglich und faſt viereckig und nicht abgeſetzt, oben platt, gegen die Naſe abhängig und von hier wieder nach den Lippen 8 Zoll hoch. Die platte Oberlippe iſt 14 Zoll breit und verdeckt den Unterkiefer, weiß von Farbe, glatt mit vielen kleinen Beulen, aus deren Mittelpunkt weiße, 4—5 Zoll lange Borſten hervorſtehen; das Zahnfleiſch iſt vorn ganz zottig und ſcharf wie Beſenreis und dient dazu, Meerkräuter abzureißen, ziemlich ſo, wie es die Pferde und Ochſen machen. Die Unterlippe iſt nur 7 Zoll breit, ſchwarz und ohne Borſten; das Zahnfleiſch dahinter iſt auch voll dicker Borſten wie Taubenkiele, weiß, hohl und 1½ Zoll lang, ganz wie Haare gebaut. Die Lippen ſind beweglich wie bey unſern Laſtthieren. Wenn es die unter dem Meer wachſenden Pflanzen mit den Vorderfüßen abgeriſſen hat, ſo putzt es dieſelben mit ſeinen innern ſcharfen Borſten von den harten Stengeln ſo rein ab, als wenn ſie mit einem ſtumpfen Meſſer abgeſchnitten wären. Dieſe werden ſodann von den Wellen in ganzen Haufen an den Strand geworfen, und verrathen die Anweſenheit der Thiere.

Das Kauen verrichten dieſe Thiere anders als gewöhnlich, nicht mit eigentlichen Zähnen, ſondern jederſeits im Ober- und Unterkiefer mit einem langen, weißen Knochen, der gleichſam aus ganzen Reihen von Zähnen zuſammengewachſen iſt; ſie ſtecken nicht in einer Zahnhöhle, ſondern ſind an die Knochen nur durch Rauhigkeiten beveſtiget, und haben hinten einen doppelten Fortſatz. Sie vertreten alſo die Stelle der Backenzähne und bekommen auch viele Adern und Nerven; oben ſind ſie ziemlich eben, haben aber wellenähnliche Querleiſten, welche in Furchen des Gegenzahns eingreifen und die Meergewächſe zermalmen.

Solch ein Zahn iſt 9 Zoll lang, $3^1/_2$ hoch, etwas breiter, mit Streifen und Furchen, welche in ſpitzigen Winkeln zuſammenlaufen, und ſieht aus wie ein dreyfacher Backenzahn ohne Wurzeln.

Die Naſe ſteht vorn am Kopfe, wie bey den Pferden, die Löcher 2 Zoll weit, voll Borſten $^1/_2$ Zoll lang und $^1/_2$ Zoll weit von einander. Die Augen in der Mitte zwiſchen Rüſſel und Ohren, etwas höher als die Naslöcher, nicht größer als Schafaugen, ohne Wimpern und faſt ganz rund mit einer Blinzhaut und einem weiten Thränenſack. Die Ohröffnung wie bei den Robben und nicht weiter als eine Hühnerfeder. Die Zunge 12 Zoll lang, $2^1/_2$ breit, rauh und ſpitzig. Die Halswirbel ſind beweglich; die Zahl der Rippen 5 Paar ganze, und 12 Paar halbe; Wirbel im Ganzen 25 und 35 Schwanzwirbel. Die Vorderfüße beſtehen aus dem Schulterblatt, dem Oberarm, der Elle und der Speiche und dann folgt die Handwurzel nebſt den Mittelhandknochen, aber ohne Finger und Nägel. Die Mittelhandknochen ſind ganz von der Haut umwachſen, welche härter und trockener iſt, als an andern Stellen, faſt wie ein Roßhuf, aber nicht ſo ſchmal, hinten glatt und concav, unten etwas ausgehöhlt, voll unzähliger Borſten $^1/_2$ Zoll lang, welche wie ſcharfe Beſen kratzen. Mit dieſen Füßen kann es ſchwimmen, an ſeichten Ufern gehen, zwiſchen Steinklippen durchſchlüpfen, Meerkräuter ausgraben und abreißen, wie ein Pferd mit ſeinen Hufen. Wird es mit Haken getroffen und ans Land gezogen, ſo ſtützt es ſich darauf, und leiſtet damit ſo kräftigen Widerſtand, daß die Oberhaut ſtückweiſe abſpringt. Unter den Armen liegen die 2 Euter, gewölbt und $1^1/_2$ Schuh lang, der Strich 4 Zoll, und $1^1/_2$ dick, wann ſie ein Junges haben; die Milch iſt fett und ſüß, ſchmeckt wie Schafmilch, und läßt ſich leicht ausmelken.

Der Magen iſt 6 Schuh lang und 5 breit, und ſo mit Meergras angefüllt, daß ihn vier ſtarke Männer kaum fortbringen können. Er iſt einfach; die Därme ſind voll Wind und Unrath, welcher ganz den Pferdäpfeln gleicht; die Blaſe kleiner als bey einem Ochſen; die Luftröhre 4 Zoll weit, von Knorpelringen ſpiralförmig umgeben und mit einem Kehldeckel verſehen; das ovale Loch im Herzen geſchloſſen; die Hirnſchale nicht größer

als von Pferden und ohne Nähte, das Bruſtbein $1\frac{1}{2}$ Schuh lang, keine Schlüſſelbeine; als Becken ſind zwey Hüftbeine und ein Schooßbein vorhanden.

Sie gehen nie ans Land, bleiben ſie während der Ebbe im Schlafe liegen, ſo kommen ſie nicht mehr fort, können ſich auch nicht wehren, und ſind leicht todt zu ſchlagen. Steller hat ihrem Betragen und ihren Gewohnheiten 10 Monate lang vor ſeiner Thüre zugeſehen. Sie lieben feuchte und ſandige Oerter am Strande, und zwar gern an den Mündungen der Flüſſe, und halten ſich daſelbſt heerdenweiſe auf. Wenn ſie Nahrung ſuchen, ſo treiben ſie ihre Jungen vor ſich her, und ſchließen ſie von hinten und den Seiten ſorgfältig ein. Steigt das Meer, ſo kommen ſie ſo nah an das Land, daß man ſie mit der Hand berühren kann. Schlägt man nach ihnen, ſo thun ſie nichts anderes, als daß ſie ſich vom Strande weiter als ſonſt entfernen; vergeſſen es aber bald und kommen wieder. Gemeiniglich ſind ganze Familien nicht weit von einander, ein Männlein und ein Weiblein mit einem erwachſenen und noch andern kleinen Jungen, welche ſie zu jeder Jahrszeit, jedoch am meiſten im Herbſte bekommen.

Sind unerſättliche Thiere, welche ohne Unterlaß freſſen, und daher den Kopf beſtändig nach unten haben, ſo daß ſie ſich wenig um ihre Sicherheit und um ihr Leben bekümmern, und man, ohne ſie zu ſtören, mit einem Kahn oder auch ſchwimmend, mitten unter ſie gehen und etwas aus dem Meer holen kann. Bey dem Freſſen machen ſie ſich nichts anderes zu thun, als daß ſie alle 4 oder 5 Minuten die Naſe aus dem Waſſer erheben und die Luft ſammt ein wenig Waſſer mit einem Geräuſche, welches dem Wiehern oder Schnauben der Pferde gleich kommt, von ſich blaſen. Sie gehen mit einem Fuße nach dem andern langſam vorwärts, ſo daß ſie zum Theil ſachte fortſchwimmen, zum Theil wie Rinder und Schafe auf der Waide gehen. Die obere Hälfte des Leibes ragt nehmlich immer aus dem Waſſer hervor und die Möven ſuchen ihnen die Läuſe ab, wie die Krähen den Schweinen und Schafen. Sie freſſen nicht alle Tange, ſondern nur 4 Gattungen: krauſe mit gitterigen Blättern, keulenförmige, ſchildförmige und ſehr lange mit welligem Rand;

wo ſie auch nur einen Tag lang gefreſſen haben, da liegen Wurzeln und Stengel in großen Haufen vom Meer ausgeworfen am Strand. Haben ſie ſich dick gefreſſen, ſo legen ſich etliche auf den Rücken, gehen aber vorher etwas weiter hinaus, um nicht zur Ebbe aufs Trockene zu kommen. Zur Winterzeit erſticken ſie oft unter dem Eis am Strand und treiben todt an das Land, was auch geſchieht, wenn die Wogen ſtark an die Felſen ſchlagen. Im Winter ſind ſie ſo mager, daß der Rückgrath hervorſteht und man alle Rippen zählen kann.

Sie paaren ſich im Frühjahr gegen Abend bey ſtillem Meer, und ſchwimmen vorher ganz ſachte in vielen Kreiſen hin und her.

Man fängt ſie mit einem großen, eiſernen Widerhaken und einem Seil. Damit fahren 4 oder 5 Mann zu einer Heerde, und einer wirft den Haken in die Haut. Dreißig Mann am Ufer, welche das Seil behalten hatten, ziehen nun das Thier heran, während welcher Zeit die im Nachen dem Thier mit Stechen und Stoßen zuſetzen. Alles, was es dagegen thut, iſt, daß es mit dem Schwanze ſtark hin und her ſchlägt, und ſich mit den Füßen ſo heftig ſperrt, daß oft große Stücke von der Oberhaut abſpringen; dabey holt es ſtark Athem und läßt eine Art Seufzen hören; auch ſpringt ihm das Blut wie ein Brunnen aus dem verwundeten Rücken.

Man bekommt die Erwachſenen viel leichter als die Kälber, weil dieſe geſchwinder ſchwimmen, oder auch der Haken aus der weichern Haut ausreißt. Dem Gefangenen kommen die nächſten aus der Heerde zu Hilfe, und ſuchen mit dem Rücken den Kahn umzuſtoßen, oder ſich auf den Strick zu legen, oder darauf zu ſchlagen, damit der Haken ausreiße, was auch bisweilen geſchieht. Als ein Weibchen gefangen wurde, ſuchte ihm das Männchen mit aller Macht zu helfen, folgte ihm, aller Schläge ungeachtet, bis an den Strand, und blieb die ganze Nacht, obſchon es ſchon lang getödtet war, dabey ſtehen; ja ſelbſt am dritten Tage war es noch in der Nähe.

Das Thier iſt eigentlich ſtumm, und läßt nur eine Art Seufzen hören, wenn es verwundet iſt. Von Sehen und Hören ſcheint es wenig Gebrauch zu machen. Die Kamtſchadalen nennen

ſie Krautfreſſer. Die Tſchutſchken machen Kähne aus der Haut; das Fett unter der Haut iſt handbreit, dick, flüſſig und weiß, wird aber an der Sonne gelb, wie Maybutter, riecht und ſchmeckt überaus angenehm, faſt wie ſüßes Mandelöl, und wird ausgeſotten aller Butter vorgezogen; es brennt in der Lampe hell ohne Rauch und Geſtank; das Fett des Schwanzes iſt veſter und ſchmeckt daher gekocht noch lieblicher. Das Fleiſch iſt zwar gröber als Rindfleiſch, auch röther und muß länger gekocht werden, ſchmeckt aber dann ſehr gut. Das Schmalz von den Kälbern iſt vom Speck kaum zu unterſcheiden, und das Fleiſch ſchmeckt wie Kalbfleiſch. Da ein Thier 80 Centner wiegt, ſo könnten die Kamtſchadalen ſich davon allein ernähren. Das Fleiſch wird auch eingeſalzen.

Ihre ſogenannten Läuſe, welche in den Runzeln der Füße, in den Gruben des chagrinartigen Kopfes und um den Hintern ſich aufhalten und die Thiere ſehr plagen, ſind $^1/_2$ Zoll lang, $^1/_3$ Linie breit, weiß oder gelblich, geringelt und ſechsfüßig. Der Bruſtring $^1/_2$ Linie breit, und daran 1 Paar dicke Scheeren; am Kopfe, der ſo groß iſt wie ein Hirſenkorn, 2 kurze Fühlhörner und 2 Kiefer. N. Comm. petrop. II. 1749. p. 294. t. 14, Zahn. (Beſchreibung ſonderbarer Meerthiere 1753. S. 36.)

Pallas gibt die einzige Abbildung, welche man von dem Thiere hat, ſagt dabey aber nichts weiter, als daß er ſie mittheile, wie er ſie bekommen habe, ſo daß man nicht erfährt, ob ſie von Steller oder jemand anders herkommt. Zoographia roſſica I. 1811. 272. tab.

Ozeretskovsky ſagt, es würde in der Sammlung der Academie zu Petersburg eine ſchöne Abbildung vom Foetus und Embryo aufbewahrt und ſie verdienten wohl geſtochen zu werden. Nova acta petropolitana XIII. 1802. p. 375. Ob dieſes die Figur von Pallas iſt, wie man faſt glauben muß, weiß man nun nicht.

Brandt fand in der Petersburger Sammlung einen Zahn und beſchreibt und bildet denſelben ab. Der Zahn ſelbſt hat hinten eine Spitze in der Mitte und davon läuft nach vorn eine Leiſte, von der jederſeits 5 Leiſten unter einem ſpitzen Winkel vorwärts nach dem Seitenrande laufen. Die ganze Maſſe beſteht aus einer Menge ſenkrechter Walzen dicht mit

einander verbunden und aus Hornſubſtanz gebildet, gegen ½ Linie dick und 5 lang, hohl und unten offen, wodurch eine auffallende Aehnlichkeit mit den Barten der Wale entſteht. Die chemiſche Zerlegung zeigt jedoch auch Spuren von Kalkerde, wovon ſich nichts in den Barten der Wale findet. Mémoires de Pétersbourg VI. II. 1832. Fig.

* Zähne eingekeilt.

2) Der eigentliche Lamantin oder die atlantiſche Seekuh (Manatus atlanticus, Trichechus manatus)

wird 15—20 Schuh lang, hat 4 hufartige Nägel an den Füßen, eine ovale Schwanzfinne und quer gefurchte Backenzähne, aber keine vorſtehende Hauer; Farbe graulichſchwarz. Buffon XIII. 377. 425. tab. 5. Suppl. VI. 400. (Schreber III. 269. T. 80.) E. Home, comp. Anat. IV. tab. 55. Albers, Icones tab. 4. Skelet, Cuvier, Ann. Mus. XIII. 1809. 273. tab. 19. Oss. V. 242. tab. 19.

Sie finden ſich nur in der heißen Zone und zwar nur an Africa und America, nicht in Indien, ſtreichen gewöhnlich hoch in die Flüſſe herauf, um am Ufer zu waiden, und ſind es vorzüglich, welche die Sagen von Meermenſchen veranlaßt haben. Sie haben Borſten an der Schnauze, je 8—9 viereckige Zähne mit zwey Querleiſten, wie beym Tapir, und in der Jugend zwey ſehr kleine Vorderzähne, welche bald ausfallen. Die 5 Finger ſtecken ganz unter der Haut, wie in einem Handſchuh, und es ſind daher nur die 4 Nägel oder Hufe getrennt; der Daumen hat keinen. Mit dieſen Füßen ſtützen ſie ſich auf den Boden, während ſie waiden, und daher ſowohl als wegen ihrer Geſtalt hat man ſie Hände genannt, und das Thier Handthier (Manato) bey den Spaniern.

Ihr vorzüglichſter Aufenthalt iſt das atlantiſche Meer an ganz Südamerica, vorzüglich an den Antillen, an Cayenne, Surinam, wo ſie ſehr hoch im Orenoco und Amazonenſtrom hinaufſteigen. Ob ſie auch an der Weſtküſte von America vorkommen, iſt noch nicht ausgemacht. Die Geſtalt iſt ſpindelförmig, der Kopf wie ein abgeſtutzter Kegel mit einer dicken, fleiſchigen Schnauze, an welcher nach oben, aber vorn die kleinen, mond-

förmigen Naslöcher ſtehen. Die Euter zwiſchen den Vorderfüßen ſind rund, 4 Zoll hoch und 7 dick; der Strich ſo dick wie ein Daumen und fingerslang. Das Gewicht iſt 8 Centner und mehr. Das neugeborene Junge 3 Schuh lang. Ihre Hauptnahrung beſteht in einem zarten, grünen und ſchmalen Tang, 8—10 Zoll lang. Voyages aux Iles de l'Amérique. Paris 1722.

Der erſte, welcher darüber eine Nachricht und zwar eine ſehr merkwürdige gegeben hat, iſt Petrus Martyr, der ſchon 1525 geſtorben iſt. Ein Cacike auf der Inſel Spagnuola (St. Domingo oder Hayti) ließ einen jungen, noch kleinen Fiſch, der Manato heißt und im Meer gefangen wurde, in einen See ſetzen, und ihm täglich Brod von Mahiz (Welſchkorn) und Jucca geben. Er wurde allmählich ſo zahm, daß er jedesmal kam, wenn man ihn rief, die Speiſe aus der Hand nahm, und ſich überall ſtreicheln ließ, auch einigemal Perſonen, die ſich auf ihn ſetzten, herumtrug, wohin ſie wollten, von einem Ufer zum andern. Dieſer Fiſch ſieht ſehr unförmlich aus; denn er hat einen dicken Leib wie ein vierfüßiges Thier, aber keine Füße, ſondern ſtatt derſelben einige dicke und harte Knochen aus dem Leibe hervorſtehen, welcher mit ſehr harten Schuppen bedeckt iſt, einen Kopf wie ein Ochſe und bewegt ſich ſehr träg: man ſagt, ſein Fleiſch ſey ſehr ſchmackhaft, und beſſer als von irgend einem Fiſch. Dieſer freundliche und zahme Fiſch wurde lang im See gehalten zum großen Vergnügen für jeden, der ihn ſehen wollte: denn aus allen Theilen der Inſel kamen viele herbey, welche ſehen wollten, wie man ihn rief, und wie er Perſonen von einem Ufer zum andern trug. Als aber einmal ein ſtarkes Gewitter kam, und vieles Waſſer von den Bergen in den See ſtrömte; ſo trat er aus und führte den Manati wieder ins Meer, wo er nicht mehr geſehen wurde. Decades de orbe novo, 1536. in Ramusii navigazioni III. 1556. p. 40.

Gonzalo de Oviedo hat das Thier an St Domingo und der Terra firma geſehen. Er ſagt: der Manati iſt ein Meerfiſch, der aber auch in großen Flüſſen getödtet wird, viel größer als der Hammerhay in der Länge und Dicke, ſehr unförmlich, wie ein großer Schlauch, worinn man den Moſt aus den Reben

bey Medina führt. Der Kopf iſt, wie bey einem Ochſen, mit eben ſo kleinen Augen und mit 2 dicken Tatzen ſtatt der Arme, womit er ſchwimmt. Es iſt ein ſehr zahmes Thier, mit Leder und nicht mit Schuppen bedeckt, kommt aufs Waſſer, ſteigt die Flüſſe herauf, nähert ſich dem Ufer und waidet das Gras ab, ſo weit er es erreichen kann, ohne aus dem Waſſer zu gehen. Die Soldaten tödten davon ziemlich viel, ſo wie andere gute Fiſche, indem ſie in einem Kahn ſich nähern, dem faſt immer obenauf ſchwimmenden Thier einen Pfeil in den Leib ſchießen, das daran gebundene Seil während der Flucht deſſelben nach-laſſen, und endlich deſſen Ende mit einem Stück Holz ſchwimmen laſſen. Nachdem es eine Strecke weit das Meer mit ſeinem Blut gefärbt hat, ſo nähert es ſich, ſo bald es ſich ſchwach fühlt, dem Strande; der Soldat holt wieder das Seil und zieht den Fiſch ans Land, wo ihm andere helfen, denſelben auf einen Karren laden, vor den ſie zwey, bisweilen mehr Ochſen ſpannen, und denſelben in die Stadt führen. Das Fleiſch ſchmeckt ganz vortrefflich und gleicht ſo ſehr dem Rindfleiſch, daß man es zerhauen oder gekocht nicht unterſcheiden kann. Gedörrt hält es ſehr lang, und ich habe davon im Jahr 1531 bis nach Spanien in die Stadt Avila gebracht, wo ſich damals die Kaiſerinn aufhielt. Es ſchmeckte allen ſo gut, daß ſie glaub-ten, ſie äßen Fleiſch in England. In dem Fluß Ozama auf St. Domingo gibt es an gewiſſen Stellen Kräuter unter dem Waſſer, welche der Manati abwaidet, und wo er von den Fiſchern mit Lanzen erſtochen und auch mit ſtarken Netzen gefangen wird. Dieſer Manati hat im Kopf 2 Steine, wie Spielball, jedoch nicht ganz rund, die gebrannt und gepulvert mit weißem Wein genom-men, ſehr kräftig gegen die Steinkrankheit wirken (Lapis manati).

Es gibt ſo große Manati, daß ſie 14—15 Schuh lang und über 8 Palmen dick ſind. Gegen den Schwanz werden ſie dünner und dann erweitert ſich dieſer wieder und wird breiter und dicker. Er hat nahe am Kopf 2 kurze Arme oder Hände, und deßhalb nennen ihn die Chriſten Manati. Er hat keine Ohren, ſondern an deren Stelle kleine Löcher. Sein Leder gleicht der Schwarte eines verſengten Schweins, hat eine braune Farbe mit einigen

Haaren. Dieſes Leder iſt ſo dick als ein Finger und gibt gute Sohlen. Der Schwanz wird in Stücke zerſchnitten, 4 oder 5 Tage an der Sonne getrocknet, ſodann geröſtet, wodurch er ſich faſt ganz in Schmalz verwandelt, welches beſſer als Butter iſt, um Eyer darinn zu backen, ſich auch ſehr lang hält, ohne ranzig zu werden; endlich brennt es gut in den Lampen und habe auch mediciniſche Kräfte. Er hat 2 Euter auf der Bruſt und bekommt 2 Junge. Auf Jamaica und Cuba fängt man ebenfalls Manati und große Schildkröten. Indie occidentali in Ramusio III. p. 71. et 159. fig.

Auch Fr. Hernandez ſpricht von demſelben und bildet ihn von 2 Seiten und offenbar beſſer ab als Oviedo. Er ſagt, der auf Hayti mit dem Namen Manati belegte Fiſch findet ſich in beiden Oceanen, worunter er wohl den öſtlichen und weſtlichen an America verſteht, auch in ſtehenden Waſſern, und ſey ein faſt unförmliches Thier wie ein junger Stier mit einem aufgedunſenen Ziegenkopf, braun, hin und wieder mit einzelnen Haaren beſetzt, ſehr wild, beiße aber doch nicht und lebe im Meer von Tangen, an den Ufern aber von andern Kräutern; der Schwanz breit, quer und rundlich, die Naslöcher groß, Augen, Ohren und Zähne klein, die Lippen rauh, die Haut dicker und ſtärker als beym Stier. Die Arme ſtehen vorn, haben die Geſtalt von Finnen und ſind mit 5 Nägeln verſehen, welche denen des Menſchen gleichen. Speck und Fleiſch wie bey einem gemäſteten Schwein und ſehr wohl ſchmeckend. Sie werfen nur ein Junges und zwar ein ſehr großes. Hist. nat. de las Indias. Salamanca. 1547. (Thesaurus novae Hispaniae, 1651. p. 323. fig.)

Nachher hat Cluſius eine beſſere Abbildung gegeben: Holländiſche Weltumſeegler nehmlich brachten im Jahr 1600 aus dem weſtlichen Ocean einen walartigen Fiſch, welcher zu dem Geſchlechte der Robben gehört, aber viel größer iſt. Sie nannten ihn Meerkuh, hatten Männchen, Weibchen und ein Junges getödtet, das Weibchen unterwegs wie Rindfleiſch verzehrt, das Männchen aber mit Stroh ausgeſtopft. Das Junge hat Cluſius abgebildet. Das Alte hatte 16½ Schuh in der Länge, 7½ im Umfang; auf der dicken und harten Haut ſtanden ein-

zelne kurze, graulichbraune Haare; die breiten und nicht langen Füße hatten kurze Nägel.

Nach Gomara (Hist. gen. cap. 31.) hat der Manati an jeder Finne 4 Nägel wie die Elephantenhufe, wird manchmal 20 Schuh lang und iſt mit einigen graulichen Haaren beſetzt. Derjenige, welcher von dem Cacike auf Hiſpanuola in den See Guaynabo gebracht wurde, ſoll 26 Jahre darinn gelebt haben und ſo groß geworden ſeyn, wie der gemeine Delphin. Er kam auf den Ruf Mato herbey, kroch auf's Trockene bis zum Hauſe, um ſeine Speiſe zu bekommen, und dann wieder in den Teich zurück, begleitet von vielen Knaben, deren Geſang er gern gehört habe. Er nahm ſie bisweilen auf den Rücken und ſoll einmal 10 zugleich von einem Ufer zum andern getragen haben, ohne unter zu tauchen. Als aber einmal ein Spanier verſuchen wollte, ob ſeine Haut ſo hart ſey, als man ſagte, ihn herbeygerufen und dann einen Spieß nach ihm geworfen hatte; ſo ärgerte ihn dieſes, obſchon er nicht verwundet wurde, ſo ſehr, daß er nicht mehr kam, wenn ähnlich gekleidete Leute ihn riefen. Beym Austreten des Sees kam er wieder ins Meer und gieng verloren, zum großen Leidweſen des Cacikẽn und der Innwohner.

Peter Cieza ſagt (Chronicum peruanum I. cap. 31.): Im Meere an Peru gibt es auch Manati, ſo groß und faſt ſo geſtaltet wie junge Kühe; ſie halten ſich an der Küſte und an den Inſeln auf, und kommen heraus, um Gras zu waiden, wenn es ohne Gefahr geſchehen kann; dann aber kehren ſie gleich wieder zurück. Clusius, Exotica p. 132. fig.

Auch du Tertre verſichert, daß er nur 4 Nägel habe, Meerpflanzen freſſe und dann zweymal des Tags in ſüßes Waſſer gehe, um zu ſaufen; daß er dann mit der Schnauze aus dem Waſſer ſich dem Schlaf überlaſſe; das Weibchen habe 2 Junge, die ihm überall folgen; fange man die Mutter, ſo bekomme man ganz ſicher auch die Jungen, weil ſie den Kahn nicht verließen, der ſie forttrage. Antilles. Gumilla hat in einem See unweit dem Orenoco einen geſehen, welchen 27 Mann nicht aus dem Waſſer ziehen konnten. Bey der Oeffnung fand man 2 Junge, wovon jedes 25 Pfund wog. II. S. 43.

Oermelin dagegen behauptet, daß ſie nur 1 Junges hätten, daſſelbe mit dem Arm umfaßten und trügen, und ein Jahr lang ſäugten; ſie hätten 32 Backenzähne, aber keine Vorderzähne, ſondern daſelbſt nur eine Schwiele, ſo hart wie Bein, womit ſie die Kräuter abriſſen. Sie giengen nicht aus dem Waſſer. Hist. des Avanturiers XII. 134.

Auch de la Condamine, welcher die Meridiangrade in America meſſen half, hat Beobachtungen über dieſes Thier im Amazonenſtrom, wo es von den Portugieſen Ochſenfiſch (Pexebuey) genannt wurde, mitgetheilt. Es geht nie aus dem Waſſer, und kann auch nicht, weil ſeine zwey nahe am Kopfe ſtehenden, platten, runden und ruderförmigen Finnen nur 16 Zoll lang ſind; es ſteckt nur den Kopf aus dem Waſſer, um am Ufer zu waiden. Er bekam ein Weibchen 7½ Schuh lang, 2 breit; es gibt aber größere. Die Augen ſtehen nicht im Verhältniß mit dem Körper, und ſind nur 3 Linien dick; die Ohröffnung noch kleiner, nur ½ Linie weit. Es findet ſich nicht bloß im Amazonenſtrom, ſondern auch im Orenoco und, jedoch weniger häufig, im Oyapoc, und in verſchiedenen Flüſſen von Cayenne, Guyana und den Antillen. Es heißt jetzt auf den franzöſiſchen Inſeln Lamentin. Im hohen Meer trifft man es nicht an, ſelbſt nicht häufig an den Mündungen, dagegen 1000 Stunden vom Meer entfernt in dem Guallaga, Paſtaza u.ſ.w.; im Amazonenſtrom geht es nicht höher als bis an den Waſſerfall Pongo, weil daſelbſt das Waſſer zu reißend iſt. Mém. Acad. 1745. p. 464.

Stedman ſah in Surinam auch ein ſolches Thier, das todt herum ſchwamm: die Sclaven ſtürzten ſich ſogleich mit Meſſern ins Waſſer, und brachten Stücke davon zu ihrem Mittageſſen; endlich zogen ſie es an den Strand, obgleich es ſchon faſt verfault war. Seine Länge betrug 16 Schuh; es war eine ungeheure Maſſe Fett, faſt ohne Geſtalt, wovon der hintere Theil ſich zuſpitzte gegen einen fleiſchigen, breiten und wagrechten Schwanz. Es hatte einen dicken und runden Kopf mit platter Schnauze, großen Naslöchern und ſehr ſtarken Schnurhaaren auf der Naſe und über dem Maul; kleine Augen und Ohrlöcher ſtatt Ohren; Vorderfüße wie bey der Schildkröte, etwas hinter dem

Kopf; Haut grünlichſchwarz, rauh, uneben mit Höckern und Querrunzeln bedeckt und einigen ſteifen, zerſtreuten Haaren. Auf dem Rücken hatte es zwey Löcher von Kugeln, die ihm etwa 8 Tage vorher waren zugeſchickt worden. Im Amazonenſtrom ſind dieſe Thiere ſehr gemein. Surinam II. 1799. 375.

A. v. Humboldt theilt eine merkwürdige Beobachtung mit, daß die Lamantine ſich gern da im Meer aufhalten, wo es ſüße Quellen gibt, wie z. B. einige Meilen von der Inſel Cuba, im Süden des Meerbuſens von Xagua, woſelbſt bisweilen Menſchen Waſſer ſchöpfen. Vielleicht iſt das auch die Urſache, warum Crocodille manchmal weit ins Meer hinausgehen (I. p. 535.); vielleicht auch, daß Verſteinerungen aus Salz= und ſüß Waſſer an manchen Orten beyſammen ſind. Voyage II. 1819. 606.

Man hat einige Unterſchiede an dem Manati bemerkt, welcher häufig an der Weſtküſte von Africa vorkommt. Adanſon hat ſie am Senegal geſehen und dem Buffon folgende Beſchreibung davon gemacht: Die größten hatten nicht über 8 Schuh, und wogen etwa 8 Centner; ein Weibchen von 5 Schuh 3 Zoll wog nur 194 Pfund. Die Farbe iſt ſchwärzlichaſchgrau, und hin und wieder ſtehen auf dem ganzen Leibe borſtenförmige Haare 9 Linien lang; der Kopf kegelförmig von mäßiger Dicke; die Augen rund und ſehr klein; Schnauze faſt walzig, beide Kiefer faſt gleich breit, die Lippen fleiſchig und ſehr dick, in beiden Kiefern nichts als Backenzähne, die Zunge oval, faſt ganz angeheftet; an den Füßen 4 braune Nägel. Die Haut 6 Linien dick, wie Leder; das Fett weiß und 2—3 Zoll dick; das Fleiſch blaßroth und ſchmackhafter als Kalbfleiſch. Es lebt von Kräutern an der Mündung des Nigers. Adanſon hat die Ohröffnung nicht bemerkt. Buffon XIII. S. 390. Cuvier findet beym americaniſchen den Schädel länger und die Naſengrube dreymal ſo lang als breit, beym ſenegaliſchen beträgt die Breite zwey Drittel der Länge, und der Unterkiefer iſt vorn gerad, dort gebogen. Oss. foss. V. 1. 255.

Le Guat behauptet auch, viele an der Inſel Rodriguez geſehen zu haben, alſo in der Nähe der Inſel Moritz, und er beſchreibt dieſelben ſo, daß man ſie faſt nicht für den Dujong halten

kann. Sie waren 20 Schuh lang, hatten hin und wieder kaum bemerkbare Haare auf der harten Haut, kleine Augen und Ohrlöcher, welche ſie immer öffneten und ſchloßen, Backenzähne, aber keine Vorderzähne; daſelbſt iſt aber das Zahnfleiſch ſo hart, daß ſie Kräuter damit abreißen können. Sie ſahen bisweilen 3 bis 400 beyſammen die Kräuter auf dem Boden des Waſſers abwaiden; ſie waren ſo wenig ſcheu, daß man ſie oft mit den Händen betaſten konnte, um die fetteſten auszuwählen. Man band denen von mittlerer Größe, weil ſie beſſer ſchmecken, ein Seil um den Schwanz und zog ſie heraus. Auf dem Land hat er ſie nie geſehen, auch nie mehr als ein Junges bey einem Weibchen. Voyage I. 93.

Pennant hat einen vom Senegal abgebildet von 6½ Schuh Länge, Umfang 3⅔, in der Nähe des Schwanzes 2. Er wurde bey Marigot im Senegal gefangen; ſie werden aber 14—15 Schuh lang, und zeigen ſich nur im December und Jänner. Quadrupedes 1793. p. 296. tab. 102, deutſch II. 608. T. 53. F. 2.

Cuvier hat Unterſchiede im Schädel gefunden. Der americaniſche hat eine verhältnißmäßig längere Schnauze, und die Naſengrube iſt dreymal ſo lang als breit; bey dem africaniſchen beträgt die Breite dagegen ¾ der Länge, und der vordere Theil des Unterkiefers iſt etwas gebogen, während er beym americaniſchen gerad iſt. Ossemens V. 254. tab. 19. fig. 2. 3.

Als A. v. Humboldt im April auf dem Rio Apure hinunter ſchiffte, ſah er unter der Miſſion Santa Barbara Crocodille und Meerſchweine (Toninas) in langen Reihen hinter einander, und kam ſodann an die Einmündung des Canno del Manati, welcher dieſen Namen von der ungeheuern Menge der Manati hat, die hier jährlich gefangen werden. Er wird hier gewöhnlich 10—12 Schuh lang und 5—8 Centner ſchwer. Das Waſſer war mit ſeinem ſtinkenden Auswurf bedeckt, der ganz ausſieht, wie bey den Rindern. Er iſt häufig im Orenoco unter den Waſſerfällen, im Meta und Apure, zwiſchen den Inſeln Carrizales und de la Conſerva. Sie haben keine Spur von Nägeln auswendig an den Finnen gefunden; aber kleine Spuren davon

am dritten Zehenglied unter der Haut. Bey einem 19 Schuh langen ragte die Oberlippe 4 Zoll weit über die untere hervor; ſie iſt mit einer feinen Haut bedeckt, und dient als Rüſſel oder Fühlorgan. Bey den ſo eben getödteten verſpürt man eine bedeutende Wärme im Maul, welches vorn in jedem Kiefer auf dem etwas vertieften Zahnfleiſch eine ſehr harte Haut hat, womit das Thier eine ſolche Menge Gras (Graminées) abreißt, daß man nicht bloß den mehrtheiligen Magen, ſondern die Hundert 8 Schuh langen Därme damit angefüllt fand. Die Lungen ſind ſehr groß, 3 Schuh lang und beſtehen aus weiten Zellen, ſo groß wie Schwimmblaſen, ſo daß man ſich wundern muß, warum ſie ſo oft Athem holen müſſen. Das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft, und gleicht eher Schweinen- als Rindfleiſch. Man ſalzt und trocknet es, hält es das ganze Jahr, und ißt es auch wie Fiſch in den Faſten. Am meiſten harpuniert man nach den großen Ueberſchwemmungen, wodurch ſie aus den Flüſſen in Seen und Sümpfe gerathen. Sehr viel fängt man im Orenoco, unterhalb des Apures. Das Fett braucht man in Lampen und zu Speiſen, weil es nicht ſtinkt, wie das von den Spritzwalen. Das Leder, über $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, ſchneidet man in Riemen, und braucht es als Stricke, und auch zu Geißeln für die Sclaven. Voyage II. 1819. 226.

b. Meerkühe mit Hauern,

und zwar bloß am Oberkiefer.

3) Die oſtindiſche oder der Dujong (Halicore)

hat einen mondförmigen Schwanz, jedenorts 3—5 ſtumpfe Backenzähne, aus zwey Kegeln zuſammengeſetzt, faſt wie beym Rindvieh, im Zwiſchenkiefer 2 oder 4 Hauer, unten 6—8 kleine und ausfällige Vorderzähne, einzelne Haare am Leibe und Borſten auf der Oberlippe, 5 verborgene Zehen ohne Nägel; Färbung bläulich, unten weiß.

Dieſes Thier kommt bloß in den indiſchen Meeren und an den Inſeln der Südſee vor, und wurde lange Zeit mit dem americaniſchen Manati für einerley gehalten, beſonders weil die Hauer nicht aus den Lippen hervorſtehen, ſo wie es denn auch Veranlaſſung zu den Erzählungen von Meermenſchen gab. Die

Schreibart Dugong iſt fehlerhaft; es muß Duyong oder, wie wir ſprechen, Dujong heißen.

Dampier ſagt, er habe nicht bloß an America, ſondern auch an der philippiniſchen Inſel Mindanao und an Neuholland Manati geſehen. Reiſe I. 1702. S. 33 und 321. Er wurde auch ſchon von Rénard abgebildet (Poissons des Molluques I. tab. 34.), und nach ihm von Valentyn (Oostindie III. p. 330.).

Barchewitz erzählt, daß er vor ſeinem Hauſe auf der Philippiniſchen Inſel Lethy große Schildkröten und die Meerkühe oder Dujong ſehen konnte; ſie fraßen grünes Moos am Strande. Er ließ ſogleich einige Fiſcher kommen, welche das Weibchen tödteten; dann kam auch das Männchen, um es zu ſuchen, und wurde gleichfalls getödtet. Jeder dieſer Fiſche war über 6 Ellen lang, ſie hatten einen Kopf wie ein Ochſe, und 2 ſpannenlange Zähne 1 Zoll dick, welche über dem Kiefer hervor ſtanden; ſie waren ſo weiß wie Elfenbein, und das Fleiſch ſchmeckte wie Rindfleiſch. Reiſe 1751. S. 381. Buffon hat einen Schädel mit Hauzähnen abgebildet XIII. 374 u. 437. T. 56. Er hat oben jederſeits 4 Backenzähne, unten nur 3. Das Thier in Campers Werken II. T. 7.

In der neuern Zeit lernte man das Thier erſt genauer kennen. Zuerſt hat Raffles, der ehemalige Gouverneur von Java, davon eine Beſchreibung und, allem Anſchein nach, ſehr gute Abbildung gegeben, wenigſtens diejenige, woran man alle einzelnen Theile des Kopfes, Naslöcher, Augen, Ohren und die Euter ſieht. Er bekam eines im Juny 1819 zu Singapore, welches die franzöſiſchen Naturforſcher Diard und Duvaucel in ſeiner Gegenwart zerlegten. Es maaß 8½ Schuh, und ſein Fleiſch ſchmeckte wie das beſte Rindfleiſch; dabey bedienten ſie ſich eines Schwammes als Trinkgefäß. In der Geſtalt gleicht es den gewöhnlichen Walen; die Haut glatt, dick, oben bläulich, unten weißlich mit einigen zerſtreuten Haaren; der Kopf klein, ſtumpf, mit einer ſehr großen dicken und ſchief abgeſtutzten Oberlippe, welche eine kurze, dicke und faſt ſenkrechte Schnauze bildet, auf deren vorderen Fläche weiche Warzen und einige Borſten ſtehen; zwey kurze Hauzähne ſpringen gerad unter der be-

weglichen Oberlippe nach vorn, und ſind von derſelben faſt ganz bedeckt. Die Unterlippe iſt viel kleiner, und gleicht einem runden oder länglichen Kinn. Der Rand beider Lippen iſt mit ſtarken Borſten beſetzt; ſtatt der Schneidzähne eine rauhe borſtige Fläche an Gaumen und Kiefern, womit das Thier Meerpflanzen abreißt; zwölf walzige Backenzähne mit flachen Kronen, weit hinten. Der erſte ſchief- und zu einer Spitze abgekaut; der zweyte ganz flach; der dritte beſteht aus 2 verbundenen Walzen. Sie ragen kaum über das Zahnfleiſch hervor. Zunge klein und kurz. Die Naslöcher oben auf der Lippe, wo ſie eine Krümmung nach unten macht. Sie dringen ſchief ein, ſo daß der obere mondförmige Rand auf die untere Fläche drückt und eine vollkommene Klappe bildet. Augen klein, an den Seiten des Schädels. Die Ohröffnung außerordentlich klein; keine Rücken- und Bauchfinnen, und die Bruſtfinnen ſind nicht ſtark genug, um das Thier außer dem Waſſer zu tragen; ohne alle Nägel; Schwanz mondförmig; die Haut $^3/_4$ Zoll dick, mit wenig Speck, der keinen Thran liefert; am Magen 2 blinde Anhängſel nah beym Dünndarm, er war voll Tang, faſt gar nicht gekaut und verdaut; Blinddarm groß. Der Oberkiefer iſt nach unten gebogen und überhängend, der Unterkiefer abgeſtutzt, enthält 8 Zahnhöhlen, bald mit, bald ohne Zähne. Wirbel 52, Rippenpaare 18, Schwanzwirbel 27; ſtatt des Beckens 2 dünne Knochen, 6 Zoll lang, am achten oder zehnten Lendenwirbel; alle Fingerglieder vollſtändig.

Ihre Größe iſt gewöhnlich 8—9 Schuh; es gibt zwar größere, welche aber ſchwer zu fangen ſind. Die meiſten finden ſich in ſeichtem Waſſer und Buchten, und werden vorzüglich während des Nordwinds gefangen an der Mündung des Johorefluſſes, zwiſchen der Inſel Singapore und dem veſten Land. Man harpuniert ſie gewöhnlich während der Nacht, wo ſie ſich durch ein ſchnaubendes Geräuſch verrathen. Man ſucht vor allem den Schwanz zu treffen und denſelben aufzuheben, weil dann das Thier alle Macht des Widerſtandes verliert. Während 6 Monaten hat man 4 bekommen. Man ſieht ſie in ſüßem Waſſer oder am Land. Länge 6 Schuh 8 Zoll, Umfang

6 Schuh, Kopflänge 1 Schuh 3 Zoll; von der Schnauze bis zu den Naslöchern 3½ Zoll, von da zu den Augen 6½, zu den Ohren 6½, von den Augen zu den Finnen 1 Schuh 5½ Zoll; die letztere 1 Schuh 4 Zoll lang, 8 breit; Schwanz 2 Schuh 7 Zoll breit, 2 Schuh 9 Zoll lang; Därme 115 Schuh, Dünndarm 44, Dickdarm 72; Schnauze 9½ Zoll breit, 4½ hoch. Es war ein Männchen, hatte aber dennoch deutliche Bruſtwarzen, unmittelbar unter der Bruſtfinne. Phil. Transactions, 1820. 174. tab. 25.

Home hat ſodann den Schädel, Zähne und die Hörorgane abgebildet, S. 144. T. 12—14; die Eingeweide S. 315. T. 26 bis 31; das Skelet 1821. S. 390. Cuvier, Oss. V. 259. tab. 19. 20.

Um dieſelbe Zeit haben die franzöſiſchen Naturforſcher Diard und Duvaucel ein Skelet, ſo wie eine Zeichnung des Thiers nach Paris geſchickt. Die letztere hat Friederich Cuvier mitgetheilt im Jahr 1821. Das Thier war 8 Schuh lang und gegen 4 dick. Der Kopf gleicht beym erſten Anblick dem eines jungen Elephanten, deſſen Rüſſel etwas unter dem Maul abgeſchnitten wäre. Die Bruſtfinnen zeigen gar keine Theilung der Finger, und die Schwanzfinne gleicht der der Delphine. Die Haut iſt ein dickes, hellblaues Leder, unten weißlich, an den Seiten des Leibes einige dunklere große Längsflecken. Das Vorderende der Schnauze iſt ausgeſchnitten, wie eine Haſenſcharte, und die Hauer ſind ſo kurz, daß man nur die Spitze ſieht. Das Zahnfleiſch beider Kiefer iſt mit hornigen Warzen beſetzt, zum Abreißen der Tange, womit ſich dieſe Thiere ernähren. Die Backen ſind innwendig ganz mit Haaren bedeckt. Die Naslöcher öffnen ſich nahe beyſammen als 2 Spalten am obern Ende der Schnauze, und laſſen ſich durch ihren mondförmigen Rand wie mit einer Klappe ſchließen. Die Haut um die Füße hat ſchwielige Ränder. Der Daumen und die Ohrzehe haben nur ein Glied. In großen Zwiſchenkiefern ſtehen die 2 geraden und walzigen Hauer, und bey den Jungen 2 ſehr kleine dahinter. Vorn im Unterkiefer liegen 4 Zähne, welche nur Keime zu bleiben ſcheinen. Backenzähne bey den Jungen

überall 5, wovon aber ſpäter 2 ausfallen. Der Kehldeckel iſt lang, der Magen weit, mit 2 Blindſäcken 3 und 6 Zoll lang.

Sie gehen nicht weit von den Küſten, und werden nur bey der Nacht harpuniert, aber ſelten größere als 8—9 Schuh. Fängt man ein Junges, ſo bekommt man auch ſicher die Mutter. Die Jungen ſchreyen ſehr ſcharf, und vergießen Thränen, welche die Malayen aufheben, als ein Mittel, ſich die Liebe zu erhalten. Mammifères Livraison 27. 1821. Schädel, G. Cuvier, Ann. Mus. XIII. 1809. 300. tab. 19. Oss. V. p. 259. tab. 19. 20.

Ganz kürzlich haben Quoy und Gaimard von dem holländiſchen Reſidenten Paape auf Amboina eine gute Abbildung von erwachſenen Männchen bekommen und mitgetheilt. Der Kopf, von der Seite angeſehen, hat einige Aehnlichkeit mit dem Löwen, wegen des Vorſprungs der Oberlippe, welcher durch die Hauer hervorgebracht wird. An den obern Augenliedern ſind Wimpern; der Schwanz iſt ſehr ausgeſchnitten. Der Leib des Alten iſt gelblich, und hat mehr Haare als das Junge.

Sie erhielten auch auf Amboina einen jungen, 6 Schuh 3 Zoll lang, bis zu den Füßen 1 Schuh, Zwiſchenraum zwiſchen beiden unten 11 Zoll, Länge derſelben 9, Breite $4^1/_2$; Darmlänge 45 Schuh.

Schneidzähne oben 4, noch ſehr klein, Backenzähne je 8, die 2 vordern ſehr klein, die 2 folgenden abgekaut, der fünfte und ſechste mit halben Höckern, der ſiebente und achte ſteckten noch in der Höhle, und hatten ihre 2 Höcker unverſehrt.

Schneidzähne unten 8, noch ſehr klein, Backenzähne je 6; die 4 vordern abgekaut, die 2 folgenden mit ſtumpfen Höckern, die 2 hintern hatten dieſelben noch unverſehrt.

Das todte Thier war hell ſchieferblau, Seiten und Bauch ſchmutzig weiß; auf dem Leibe zeigten ſich hin und wieder Haare, oder vielmehr nur die Höcker, woraus ſie kommen ſollten; die abgeſtutzte Schnauze hatte einen Buckel, worinn die mondförmigen Naslöcher ziemlich nah beyſammen, die Hörner nach hinten; Oberlippe dick, angeſchwollen und herzförmig; die untere nicht ſo groß, aber ſehr dick und rundlich. Die vorſpringenden Zwi-

ſchenkiefer, in welchen die Hauer noch verborgen liegen, ſind mit einer rauhen Knorpelplatte bedeckt; ebenſo der Unterkiefer. Dieſe Platte iſt ſehr dick und herzförmig, und bedeckt den vordern Theil, ſo wie die Vorderzähne. Es iſt eigentlich kein Knorpel, ſondern vielmehr ein Haufen rauher Haare, deutlicher an den Rändern als in der Mitte, wo ſie hornige Warzen bilden. Wahrſcheinlich fallen dieſe Platten mit der Zeit ab, beſonders die obere, wann die Hauer ſchieben. Auf den Rändern der Lippen einzelne rauhe Haare. Die Haut war zwiſchen den Haaren und am Bauche glatt und glänzend, wie bey den Delphinen; die Oberhaut dick, die Lederhaut ſehr zäh, über 2 Linien dick, und darunter weißlicher Speck. Der rundliche, ſchlauchförmige Magen war mit halbverdautem Kraut angefüllt; unten, wo der Dünndarm abgeht, hängen 2 Blinddärmchen daran. d'Urville, Voyage I. 1830. 143. tab. 27. fig. 1—11.

Die Bemerkung, daß der Kopf Aehnlichkeit mit einem Löwenkopf habe, erinnert an den Meerlöwen, welchen Kolbe am Vorgebirg der guten Hoffnung geſehen, und den man, ungeachtet der ſchlechten Beſchreibung und noch ſchlechtern Abbildung, für nichts anderes als den Dujong halten muß, beſonders wegen des haarloſen Leibes und der gelblichen Hautfarbe. Er ſagt: So lange ich auf der See gefahren, hatte ich nie das Glück gehabt, einen Meerlöwen zu ſehen; es hat ſich aber am Ende des Jahres 1707 gefüget, daß einer in die Tafelbay gekommen, welcher auf dem Waſſer lange Zeit geſpielet und endlich ſich gar auf eine Klippe gelegt hat, um daſelbſt, nach abgelaufenem Waſſer, ſich im Sonnenſchein zu ergötzen. So lang das Waſſer nicht abgelaufen war, durfte ſich niemand hinzuwagen, um ihn in der Nähe zu beſchauen, theils weil man beſorgen mußte, er möchte einem entweder Arm und Bein abbeißen, oder mit ſeinem ſtarken Schwanz in Stücke ſchlagen; theils auch weil der damalige geizige Gouverneur denſelben todtſchießen laſſen wollte, was auch wirklich geſchehen iſt, indem 3 Flinten zugleich nach abgelaufenem Waſſer aus einer Schaluppe auf ihn losgebrannt wurden. Er machte jedoch noch ziemliche Poſſen, ehe er ſich zu todt geblutet, und zwang die Schaluppe ſchnell zum Weichen. Das Waſſer

ſah rund um ihn blutig aus, indem er mehr als einen halben Eimer Blut verlor.

Dieſer Meerlöwe ſah zwar einem Löwen ziemlich gleich, außer daß er keine Haare hatte; an den übrigen Theilen aber wollte ſich die Gleichheit gar nicht finden: denn, obwohl ſeine Haut etwas dunkelgelbes zeigte, ſo war ſie doch von Haaren, ja ſelbſt von allen Schuppen entblößt. Seine Füße, deren er nur 2 hatte, waren ſehr kurz und dabey ſo ungelenk, daß ſie ihm freylich beſſer zum Schwimmen als zum Gehen dienten. Es waren keine Klauen oder Finger daran, ſondern ſie endigten breit als eine Schaufel, oder beſſer als ein Entenfuß. Anſtatt der hintern Füße hatte er breite und dicke Floſſen, die ebenfalls nicht länger waren als 1½ Schuh. Sein Rücken war erhaben, wie ein Buckel, was aber von ſeiner Lage auf dem dicken und fetten Bauch mochte verurſacht worden ſeyn. Er lief hinten vollkommen ſpitzig zu, wie ein anderer Fiſch, und hatte daſelbſt einen ganz breiten Schwanz, der beynahe wie ein halber Mond gebildet war. Aus ſeinem Speck wurden etliche Tonnen Thran gebrannt. Er war über 15 Schuh lang, und hatte reichlich ſo viel im Umfange. Seine Zunge beſtand aus lauter Fett, und hatte über 50 Pfund gewogen. Beſchreibung des Vorgebirgs ꝛc. 1719. S. 203.

Nach dem Letztern ſollte man an einen Walfiſch denken, und nach den Hinterfloſſen an eine Robbe: allein die haarloſe Haut und der Umſtand, daß ſich das Thier auf's Trockene legte, widerſprechen einem oder dem andern. Die Hinterfloſſen ſind ohne Zweifel eine Verwechſelung mit der Schwanzfloſſe. Es iſt mithin ſehr wahrſcheinlich, daß auch bisweilen Dujonge an das Vorgebirg der guten Hoffnung kommen.

Rüppell hat dieſes Thier auch im rothen Meer entdeckt, und zwar zuerſt bey der Inſel Tyran, dann aber bey den Inſeln Dahalak unter dem 16. Grad Nordbreite an der abyſſiniſchen Küſte, wo es Dauila heißt. Er bekam Ende Decembers 1831 ein harpuniertes Weibchen, 10 Schuh lang. Es war kurz nach dem Tode matt bleygrau, gegen den Rücken und Oberkopf mehr grünlich, gegen den Bauch weißlich, und hatte an der Oberlippe

9 Linien lange, ſtarke, hornige und weiße Stacheln, an den Mundwinkeln etwas längere, aber dünnere und gelbliche, dicht beyſammen. Die Augen haben keine eigentlichen Lieder oder Wimpern, ſondern werden durch die Zuſammenziehung der Haut mittels eines ſtarken Schließmuskels geſchloſſen.

Der Nabel liegt etwas vor der Leibesmitte; die Finnen ohne Nägel, und gleich dahinter die Euter. Die Haut iſt durchaus mit ganz kurzen, 1 Zoll von einander entfernten, dünnen, aber ſteifen Borſtenhaaren beſetzt, welche nur an den Bruſt- und Schwanzfinnen fehlen; die Zunge nur 4½ Zoll lang, vorn mit knorpeligen Stacheln bürſtenartig beſetzt. Neben der Wurzel der Zunge jederſeits in jedem Kiefer 3 Backenzähne; der vordere ſehr klein, wie eine halbe Walze, der zweyte walzig, der dritte faſt 2 Walzen hinter einander und länger; die Kronen von allen flach. So hat er es bey 5 anderen gefunden. Vorn im Oberkiefer keine Zähne, außer den verborgenen Hauern und Zwiſchenkieſer, welcher faſt die Hälfte des ganzen Schädels ausmacht. Länge 10 Schuh 3 Zoll, Umfang 6 Schuh 1 Zoll, Schwanzbreite 2 Schuh 10 Zoll; Länge der Finnen 1 Schuh 3 Zoll, Breite 6½ Zoll, Durchmeſſer der Augen 7 Linien, Ohröffnung 1, Schädel 1 Schuh 2 Zoll, Breite 8½ Zoll, Höhe 5½ Zoll, Unterkiefer 11 Zoll, Länge der Backenzahnhöhlen 2 Zoll, Halswirbel 7, Rücken 19, Lenden 3, Becken 3, Schwanz 27, an den 7 vorderſten unten der Gabelfortſatz; zwey Beckenknochen 8 Zoll lang, und davor noch 2 andere Knochen, 17 Linien lang, alſo vier Beckenknochen, Bruſtbein 10½ Zoll; kein Schlüſſelbein, 3 Handwurzelknochen, 5 Mittelhandknochen, überall 3 Fingerglieder, außer am Daumen, der mit dem Mittelhandknochen endigt.

Sie ſollen familienweiſe, oder wenigſtens paarweiſe leben, und ſich in gewiſſen Buchten, wo ſie Tang finden, vorzugsweiſe aufhalten, aus manchen aber, wo ſie ſonſt waren, verſchwunden ſeyn. Man fängt ſie wegen des Fleiſches, das aber ſüßlich ſchmeckt, wegen der Haut, und namentlich wegen der Zähne. Aus der Haut macht man nichts als Sandalen; aus den Zähnen jetzt nur Roſenkränze, welche verſchiedene Wunderkräfte

haben ſollen. Jetzt kauft man einen Zahn zu Maſſaua für $1^1/_2$ ſpaniſche Thaler. Große Thiere liefern 50 Pfund Schmalz. Sie paaren ſich im Hornung und März, und werfen im November und December; ſie können nur in dieſen 4 Monaten gefangen werden. Ihre Stimme ſey nur ein dumpfes Stöhnen. Häufig ſtecken ſie den ganzen Kopf und den Leib bis an die Bruſt aus dem Waſſer und kommen alle Minuten herauf, um Athem zu holen. Die Männchen ſollen zuweilen 18 par. Schuh lang werden.

Michaelis in Göttingen hat 1760 den von der däniſchen Regierung nach Arabien geſchickten Naturforſchern unter andern auch empfohlen, ſich nach dem Thiere Tachaſch umzuſehen, aus deſſen Haut die Israeliten die Decke der Bundeslade zu verfertigen hatten, und welches Bochard für einen Manati hielt. Forſkal hat (S. 17. Nr. 55.) einen Fiſch aus dem rothen Meer, welchem wegen zweyer großer und theuer bezahlter Zähne ſehr nachgeſtellt wird, deren Gebrauch er aber nicht wiſſe, unter dem Namen Naqua aufgeführt, welcher für den Dujong gehalten wird. Mus. Senkenbergianum I. 1834. 97. tab. 6. Thier, Schädel und Eingeweide.

Wenn die Lamantine in den indiſchen Meeren wirklich nichts anderes ſind, als, wie man glaubt, der Dujong; ſo findet ſich dieſer ganz gewiß auch in China, und zwar in der Nähe von Peking. Nieuhoff ſpricht ſo entſchieden davon, daß keinem Zweifel Raum bleibt. Er wird ſo dick wie eine Kuh und ungeheuer lang. Der Kopf hat einige Aehnlichkeit mit einer Kuh, Augen klein. Haut dick und braun, an einigen Orten gerunzelt, und mit einigen kleinen rauhen Haaren beſetzt. Statt der Floſſen hat er 2 kleine Füße, jeder mit 4 Zehen, welche aber zu ſchwach ſind, um das Gewicht des plumpen Leibes zu tragen. Er lebt von Pflanzen, die an Klippen wachſen, und an Untiefen von nur etwa 1 Klafter. Die Weibchen haben 2 Euter, und man glaubt, daß ſie 2 Junge auf einmal werfen. Das Fleiſch iſt ſehr ſchmack- und nahrhaft, wie bey einem Landthier, kurz und roth mit Fett untermiſcht, und ohne Gräten. Zwey bis drey Tage eingeſalzen ſoll es geſünder ſeyn. Sie ſind häufiger an der

Mündung der Flüſſe als im hohen Meer, und gehen ſelbſt bisweilen heraus, um auf dem Sand und in der Sonne zu ſchlafen. Die Chineſen ſchätzen auch den Lapis manati ſehr hoch, beſonders gegen Gries. Ambassade 1665. Fol. 100.

4) Bey Eppelsheim, unweit Alzey, in Rheinheſſen fand man zu verſchiedenen Zeiten Knochen und Backenzähne von einem ungeheuern Thier, welches große Aehnlichkeit mit dem Rieſen-Tapir hatte, und auch früher Rieſen-Tapir genannt wurde. Kaup hat es aber für ein ganz anderes Thier erkannt, und ihm den Namen Rieſenthier (Dinotherium giganteum) gegeben.

Dieſe Eigenthümlichkeit hat ſich durch eine ſpätere Entdeckung der Hauzähne bewährt, welche zum Erſtaunen aller Naturforſcher nicht im Oberkiefer, ſondern im untern ſtecken, und nicht nach oben, ſondern nach unten gerichtet ſind, ſo wie die des Walroſſes, welche aber bekanntlich im Oberkiefer ſtecken. Mit ſolchen Zähnen konnte das Thier unmöglich auf dem Boden freſſen. Man müßte daher annehmen, daß es ſeine Nahrung von Bäumen herunter gelangt hätte, wie die Giraffe, der Elephant u.ſ.w., wofür aber die Backenzähne mit großen Querleiſten nicht ſprechen, und auch nicht die ſenkrechte Lage des Hinterhauptsloches. Man glaubt daher, daß es im Meere gelebt habe, wie die Manati, beſonders da ſeine Backenzähne mit denen des atlantiſchen große Aehnlichkeit haben. Man ſchätzt ſeine Länge über 15 Schuh, wenn es ein Landthier geweſen; als Waſſerthier muß es mithin viel länger geweſen ſeyn. In jedem Kiefer ſtehen jederſeits 5 Backenzähne mit 2 Querleiſten, mit Ausnahme des dritten, welcher deren 3 hat. Der Unterkiefer iſt nicht weniger als 3 Schuh lang, und das vordere Stück, worinn die Hauer gleich Elephantenzähnen, aber viel näher beyſammen, ſtecken, iſt ebenfalls nach unten gerichtet. Mehrere Schädel finden ſich allein im Naturalien-Cabinett zu Darmſtadt. Kaup hat ſie genau beſchrieben und abgebildet. Oss. foss. et Additions tab. 1. 2. Iſis 1829. 401. T. 1. Cuvier, Oss. f. II. p. 165. tab. 2—4.

11. Zunft. Die Schweine

unterſcheiden ſich dadurch, daß ihre Zehen einzeln von einem hornigen Huf umgeben ſind; daß ſie ſehr ungleiche Zähne und meiſtens ſehr lange Eckzähne haben; ſie ſind ferner mit Borſten mehr oder weniger bedeckt, und haben einen ganz dünnen und kurzen Schwanz.

Dieſe Thiere ſchließen ſich durch ihre außerordentliche Größe, ihre plumpe und abenteuerliche Geſtalt, ihre ziemlich nackte Haut und ihren Aufenthalt im Waſſer oder in Sümpfen an die Wale an. Einige ſpritzen ſogar, wie das Nilpferd, etwas Waſſer aus den Naslöchern; ſie unterſcheiden ſich aber ſehr ſtark durch die vollkommenen und brauchbaren Hinterfüße, womit ſie im Trockenen ſehr leicht fortkommen, auch dadurch, daß ſie, ungeachtet ihres drohenden Gebiſſes, nichts anderes als Pflanzen freſſen, am liebſten Getraide und andere Körner, auch Laub und Wurzeln, und damit manche auch Würmer und Inſecten. Bey den Walen läuft allein, unter allen Thieren dieſer Claſſe, der Leib ſo allmählich in den Schwanz aus, daß dieſer, wie bey den Fiſchen, einen mächtigen Theil deſſelben ausmacht, denſelben fortbewegt und heftig um ſich ſchlägt, bey den ſchweinartigen Thieren aber iſt er ein unverhältnißmäßiges, faſt lächerlich kleines Anhängſel geworden, kaum fähig, die Mucken zu vertreiben.

Mit Ausnahme des eigentlichen Schweins finden ſie ſich alle nur in den heißen Ländern beider Welten, wo ihr Hauptaufenthalt ſchattige Wälder ſind mit Flüſſen und Sümpfen. Da ſie alle eine dickere Schwarte haben, als die andern Thiere, ſo hat man ſie Dickhäuter genannt (Pachydermata), was ſich nicht recht in die deutſche Sprache gewöhnen will.

Es ſind die kräftigſten und daher nützlichſten Thiere. Ohne das Pferd wären die Kräfte des Menſchen in den gemäßigten Ländern viel zu ſchwach, um etwas Erkleckliches auszuführen. Daſſelbe gilt in Indien von dem Elephanten; ſie ſind alſo wirklich die ächten Muskelthiere, die Wiederholung der Amphibien.

Man könnte ſie in niedere und hohe eintheilen, was aber weniger von der Länge der Beine als von der Länge des Leibes abhängt. So ſind jene ſehr weit aus einander am Flußpferd, kurz bey den Schweinen; beym Elephanten dagegen, Nashorn und Pferd ſtehen ſie nahe beyſammen.

Die niederen lieben vorzüglich Flüſſe und Schlamm, die hohen dagegen mehr das Trockene.

Weſentlicher aber theilen ſie ſich ab nach der Entwickelung ihrer Sinnorgane. Daß der Elephant beſonders glücklich geweſen iſt mit ſeiner Naſe, fällt von ſelbſt in die Augen, und weiſt ihm ſeine Stelle an; das Flußpferd iſt ebenſo deutlich durch ſeine nackte Haut characteriſiert, und das Pferd durch das Auge. An jenes ſchließt ſich das eigentliche Schwein an als das Zungenthier mit ſeiner ſonderbaren und manchfaltigen Zahnbildung. Der ganze Bau, und beſonders die großen Ohren, ſtellen das Nashorn zwiſchen Elephant und Pferd. Sie folgen daher ſo auf einander:

1. Flußpferd, characteriſiert durch die Haut.
2. Schwein oder Sau, characteriſiert durch die Zunge, das Gebiß und die Gefräßigkeit.
3. Elephant, characteriſiert durch den Rüſſel oder die Naſe.
4. Nashorn, characteriſiert durch die Ohren.
5. Pferd, characteriſiert durch das Auge.

A. Niedere Schweine.

Die Füße kurz und der Leib lang.

Hieher gehören die Flußpferde und die eigentlichen Schweine, welche in der Lebensart ganz übereinſtimmen, indem die meiſten Tage lang im Waſſer und Schlamm zubringen.

1. G. Die Flußpferde (Hippopotamus)

gehören zu den größten, mit wenig Borſten bedeckten Thieren, und haben einen faſt walzigen Leib mit einem winzigen Schwanz, einen langen, niedergedrückten Kopf, worinn überall 6 Backenzähne mit Schmelzhöckern, oben 4 kurze Vorderzähne, unten eben ſo viel längere und liegende; die Eckzähne ſehr lang, die obern

gerad, die untern gebogen; Füße kurz, mit 4 auftretenden Zehen und Hufen.

1) Das gemeine (H. amphibius)

iſt 12 Schuh lang, ſo dick wie ein Ochſe, aber nicht ſo hoch, ſchwarz mit kurzen Ohrmuſcheln und ſehr kleinen Augen.

Es findet ſich, ſo viel man mit Sicherheit weiß, nur in Africa, iſt aber jetzt im nördlichen faſt gänzlich ausgerottet.

Dieſes Thier iſt ſeit den älteſten Zeiten bekannt, und hat nicht bloß den Naturforſchern, ſondern auch den Theologen viel zu ſchaffen gemacht, weil man es für das Behemot der heiligen Schrift gehalten hat und im Grunde noch hält.

Johann Schneider zu Breslau hat die Stellen der Alten am vollſtändigſten geſammelt in ſeiner Ausgabe von Artedis Synonymie der Fiſche, 1789. S. 247. Von dem Behemot abgeſehen, war Herodot der erſte, welcher davon ſpricht, II. Cap. 71. Die Flußpferde werden in dem papremitiſchen Bezirk [im Delta] für heilig gehalten, aber nicht bey den übrigen Aegyptiern. Ihre Natur und Geſtalt iſt ſo: Es iſt ein vierfüßiges Thier mit geſpaltenen Klauen, wie bey den Rindern, aufgeſtutzter Naſe, einer Pferdemähne, vorſtehenden Zähnen, einem Pferdeſchwanz und einer ſolchen Stimme; ſo groß als der größte Ochſe; die Haut ſo dick, daß man ſie trocknet und glatte Wurfſpieße daraus macht..

Ariſtoteles hat dieſes faſt ganz nachgeſchrieben, ſagt aber, es habe die Größe des Eſels und den Schwanz des Schweins; aus der Haut würden Schilder gemacht (II. Cap. 10.). Plinius ſagt: die Haut ſey ſo dick, daß man Spieße daraus drehen könne, und die des Rückens gebe undurchdringliche Schilder und Helme (VIII. 25.).

Diodor von Sicilien erzählt, daß bey der Jagd viele Menſchen zuſammenkommen und es mit eiſernen Stangen tödten. Wo es ſich zeigt, ſammeln ſich Schiffe darum, und die Leute verwunden es mit eiſernen Haken und werfen dem vor Schmerzen wüthenden Thier Stricke um den Kopf, bis es durch Blutverluſt kraftlos wird: dann ziehen ſie es an die Schiffe und ans Land. Das Fleiſch iſt hart und ſchwer zu verdauen, das

Eingeweide nicht zu eſſen (I. S. 42). Nearch, ein Feldherr Alexanders, ſagt: es finde ſich nicht im Indus; ebenſo Pauſanias; Oneſicritus, auch ein Feldherr Alexanders, behauptet das Gegentheil bey Strabo (XI. S. 1012 und 1033.). Die Neuern wiſſen nichts davon in Indien; wahrſcheinlich meynten die Alten den Gavial. Ariſtoteles und Plinius ſetzen es in den Nil und der letztere auch in einen Fluß am atlantiſchen Meer, und Strabo an das Ende von Africa. Es gehe des Nachts auf die Felder, waide das Getraide ab und kehre wieder rückwärts zurück, damit man glauben ſolle, es wäre noch am Lande. Der Aedil Scaurus hat zuerſt in Rom 5 Crocodille und 1 Flußpferd gezeigt; es gieng gern in das Schilf und verwundete ſich nicht ſelten darinn. Später ſah man wieder zu Rom ein Flußpferd beym Triumph des Auguſtus über die Cleopatra, 5 unter Commodus, die er ſelbſt umgebracht habe; mehrere nebſt Crocodillen unter Antoninus Pius, Gordianus, Heliogabalus und Carus. Die Luſt der Römer, ungeheure Thiere in Spielen zu ſehen, hat dieſelben aus den näher gelegenen Gegenden ſchon frühzeitig vertrieben. So klagt ſchon der Redner Themiſius unter Julian, daß die Elephanten in Libyen, die Löwen in Theſſalien, die Flußpferde in den Sümpfen des Nils ſelten würden. Es habe vorſtehende Zähne wie der Eber und der Elephant, und wüthe damit, wie das Crocodill, auch gegen Waſſer- und Landthiere; daher der Glaube bis in die ſpätere Zeit, daß es auch Fleiſch freſſe, was, wie man jetzt weiß, der Wahrheit nicht gemäß iſt. Später haben nur Oppian, Ammian Marcellin und Achilles Tatius von Alexandrien dieſes Thieres gedacht, und der Letztere erzählt, daß man es in Gruben fange, die man an ſeinem Wege mache, während es das Getraide abwaide; es ſey ſehr gefräßig und zerſtöre in einer Nacht einen ganzen Acker. Das Leder und die Zähne wurden ſchon damals von den Aethiopiern mit Elfenbein und den Hörnern des Nashorns nach Aegypten, Griechenland u.ſ.w. in den Handel gebracht. Die Zähne wurden wie Elfenbein verarbeitet, ſelbſt in Kunſtwerken. Cosmas der Indienfahrer hat im ſechsten Jahrhundert eine Menge dergleichen Zähne in Aegypten

und Aethiopien geſehen, zum Beweiſe, daß ſie theuer bezahlt und daher ſorgfältig geſammelt wurden. Einer wog 13 Pfund.

Im Mittelalter haben Iſidor von Sevilla, Vincenz von Beauvais und Albertus Magnus nur die Alten abgeſchrieben, und zum Theil mißverſtanden.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt hat Belon zuerſt wieder ein Flußpferd zu Conſtantinopel geſehen, ihm fünf Zehen gegeben, und es mit einem Crocodill im Maul abgebildet nach dem Coloß in Rom, welcher den Nil vorſtellt. Es gibt auch eine Münze von Hadrian, worauf ſich das Thier findet. Geßner hat beide nachgeſtochen, S. 494. Es kommt auch noch auf vielen andern Münzen vor, zum Theil unter dem Namen Flußſchwein (Choeropotamus), ohne vorſtehende Zähne, daher man glaubt, daß das Weibchen vorgeſtellt werde; Schneider theilt mehrere dergleichen Abbildungen auf Gemmen u.ſ.w. mit, Taf. 3. Später hat Proſper Alpinus, der ſelbſt in Aegypten und Aethiopien war, wieder Nachrichten und Abbildungen davon gegeben. (Hist. nat. aegyp. 1735. 245. tab. XXII.)

Der erſte aber, welcher eine ſehr genaue und umſtändliche Beſchreibung nach dem Thiere ſelbſt gegeben hat, iſt der neapolitaniſche Arzt Zerenghi in ſeinem Abriß der Chirurgie, 1603. 4. S. 55.

Er hat ſelbſt zwey lebendig bekommen in der Nachbarſchaft von Damiate. Um ein Flußpferd zu bekommen, ſtellte ich, am 20. Juli 1600, Leute an dem Nil auf. Sie ſahen zwey herausgehen, und machten ſodann hinter ihnen einen großen Graben, den ſie mit Aeſten, Kräutern und Erde bedeckten, worein die Thiere wirklich des Abends fielen. Ich gab ihnen 3 Schüſſe in den Kopf, worauf ſie faſt augenblicklich ſtarben, und ein Geſchrey hören ließen, faſt wie das Brüllen des Büffels oder das Wiehern des Pferdes. Es war ein Männchen und ein Weibchen. Ich ließ die Häute abziehen nnd ſalzen, und brauchte zu jeder Haut 4 Centner Salz. Man füllte ſie mit Zuckerrohr aus, ſchaffte ſie nach Cairo, und im Jahr 1601 nach Rom, wo ſie Aldrovand ſah, und in ſeinem Werk abbildete.

Die Haut iſt ſehr glatt, hart und undurchdringlich, außer

wenn ſie eingeweicht wird. Der Rachen iſt nicht mittelmäßig, wie die Alten ſagten, ſondern ungeheuer groß; auch ſind die Füße nicht in 2 Klauen geſpalten, ſondern in 4. Das Thier hat auch nicht die Größe des Eſels, ſondern iſt größer als ein Pferd und ſelbſt als der größte Büffel; der Schwanz iſt nicht wie beym Schwein, ſondern eher wie bey der Schildkröte, aber viel dicker; die Schnauze oder Naſe iſt nicht in die Höhe gerichtet, ſondern wie beym Büffel, aber viel größer; es hat keine Mähne wie das Pferd, ſondern nur einige kurze und ſehr zerſtreute Haare; es wiehert nicht, ſondern ſeine Stimme iſt ein Mittelding zwiſchen dem Plärren des Büffels und dem Wiehern des Pferdes; es hat keine vorſpringenden Zähne, denn obſchon ſie ſehr groß ſind, ſo werden ſie doch von den Lippen verdeckt, wann das Maul geſchloſſen iſt. Die Aegyptier nennen es Foras el bar, was Meerpferd bedeutet.

Die Länge des Leibes war 11 Schuh, der Umfang 10; der Widerriſt 4½, Umfang der Vorderfüße oben 2 Schuh 9 Zoll, unten 1 Schuh 9 Zoll, Länge 1 Schuh 10 Zoll, die Zehen mit den Klauen 4½ Zoll, die Klauen ſo breit als lang, 2 Zoll. Es hat 4 Zehen und ſo viel Klauen; Schwanz 11 Zoll, Umfang der Wurzel 1 Schuh; am Ende 3 Zoll. Er iſt nicht ganz rund, ſondern von der Mitte an breit, wie ein Aalſchwanz mit einigen runden, weißlichen Schuppen wie Linſen; ebenſo auf den Schenkeln, an der Bruſt, dem Hals und an einigen Stellen des Kopfes. Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, Umfang 5 Schuh 8 Zoll, Ohren 2 Zoll 9 Linien lang, 2 Zoll 3 Linien breit, etwas zugeſpitzt, und innwendig mit kurzen, feinen Haaren beſetzt; Augen 2¼ Zoll, Naſenlöcher 2⅓ Zoll lang, 15 Linien breit, Rachenweite 1½ Schuh; die Haut auf dem Rücken 1 Zoll, am Bauche 7 Linien. Getrocknet iſt ſie ſo hart, daß keine Kugel durchgeht. Die Einwohner machen große Schilder daraus und ſchneiden ſie auch in Riemen, welche ſie gebrauchen, wie wir die Farrenſchwänze. Auf der Hautfläche ſtehen hin und wieder einige blonde Haare, die man, ohne genauer zu ſehen, nicht bemerkt; auf dem Halſe gibt es einige dickere, welche einzeln mehr oder weniger weit von einander ſtehen; auf den Lippen aber bilden ſie eine Art

Schnurrbart, von denen ihrer 10—12 dicht beyſammen an mehreren Orten ſtehen. Sie ſind gefärbt wie die andern, aber dicker, härter und ein wenig länger; die größten jedoch keinen halben Zoll.

Die Zahl der Zähne iſt 44 (?) von ſehr verſchiedener Geſtalt, und ſo hart, daß ſie Feuer geben, beſonders die Hauer. Bey geſchloſſenem Maul ſieht man keinen wegen der ungeheuren Lippen. Die Geſtalt des Thiers iſt ein Mittelding zwiſchen der des Büffels und des Schweins; die Färbung dunkel oder ſchwärzlich. Es ſoll nur ein Junges werfen, Fiſche, Crocodille und ſelbſt Aas freſſen; indeſſen frißt es Reis, andere Körner u. dergl., obſchon ſeine vordern Zähne gar nicht zum waiden, ſondern andere Thiere aufzufreſſen, geformt zu ſeyn ſcheinen. Das Männchen iſt in allen Theilen um $1/3$ größer. Die Abbildung iſt leider nach dem ausgeſtopften Exemplar gemacht.

Fabius Columna hat ſeine Beſchreibung und Abbildung nach demſelben Exemplar gemacht, die Zähne jedoch genauer beſchrieben; vorn im Unterkiefer 6, wovon die 2 äußern $1/2$ Schuh lang, dreyeckig und $2 1/2$ Zoll breit; Umfang 6 Zoll und rückwärts gebogen; die mittleren wenig vorragend, fingerslang, dreieckig und liegend; Backenzähne jederſeits 7, kurz, dick und breit. Vorn im Oberkiefer ebenfalls 6, welche ſich gegen die untern abſchleifen; Backenzähne gleichfalls 7, aber die zwey vordern klein, rundlich und abſtehend; die Vorderzähne ſchlagen Feuer, und daher wäre es wohl möglich, daß ſie beym Kauen leuchteten, wenn ſie das Thier wetzt, wie denn die Alten von ihm fabelten, daß es Feuer aus dem Rachen ſpeye. Die Zunge 6 Zoll lang. Aquatil. 1616. pag. 30. fig.

Kolbe hat es am Vorgebirge der guten Hoffnung geſehen. Es heißt daſelbſt Seekuh, und kann ſowohl im Waſſer als auf dem Lande leben; um ſeinen Hunger zu ſtillen kommt es heraus, und waidet wie eine Kuh das Gras ab; dann begibt es ſich wieder ins Waſſer, um ſich daſelbſt zu verbergen. Es iſt ein großes und ſchweres Thier, welches ſchwarzbraun ausſieht wie das Nashorn und demſelben weder an Schwere noch an Länge etwas nachgibt; doch iſt es wegen der ſehr kurzen und dicken Beine

etwas niedriger. Der Kopf kommt eher mit einem Pferd- als einem Kuhkopf überein, jedoch iſt er verhältnißmäßig etwas kürzer und dicker, und hat ſehr kleine Augen und Ohren. Das Maul kommt mit einem Ochſenmaul überein, indem es viel breiter iſt als beym Pferde. Die Naslöcher ſind groß und weit, und es bläst wie die Walfiſche das eingeſchluckte Waſſer wieder heraus, daß es gleich einem Springbrunnen in die Höhe fährt. Das geſchieht allemal, wenn es den Kopf herausſtreckt, oder auf die Graswaide gehen will. Die kurzen Füße ſind überall gleich dick, unten nicht geſpalten, ſondern breit und rund, und mit einem nicht getheilten Hufe bedeckt, der aber 4 eingedrückte Spalten hat. Der Schwanz iſt ganz kurz, wie bey einem Elephanten, und hat auch am Ende einige, aber kürzere Haare, ſonſt nirgends auf dem Leibe, als wenn ſie mit Fleiß abgeſchoren wären.

Im Unterkiefer ſtehen 4 große und hervorragende Zähne, welche zwar zum Abreißen des Graſes helfen, das aber gleichwohl durch die Backenzähne muß kleiner gekaut werden. Außerdem jederſeits 2 gerade und 2 krumme, ſo dick wie ein Ochſenhorn und 1½ Schuh lang, wovon jeder 10 Pfund und mehr wiegt; ſie ſind koſtbarer und theurer als Elfenbein, weil künſtlich daraus gemachte Sachen nicht gelb werden, ſondern weiß bleiben. Die 2 Euter ſtehen hinten und haben ganz kleine Striche. Ich habe 2 Junge geſehen, welche kaum ſo groß als ein Hammel, und doch 1 Centner ſchwer waren. Die Haut iſt daumensdick, und läßt daher nicht leicht eine Kugel durch. Der einzige Ort, ſie gehörig zu treffen, iſt der Kopf, und zwar entweder an den Schläfen oder auf der Stirn gleich über dem Auge, wo kein Speck und Fleiſch liegt. Dieſes muß man genau beobachten und gleich losbrennen, ſo bald es den Kopf aus dem Waſſer ſtreckt, weil es ſonſt Geruch bekommt, untertaucht und ſich etliche Tage lang nicht mehr zeigt: denn ſie können gar wohl Hunger leiden und warten bis der Feind, durch Verdruß abgemattet, weggezogen iſt. So bald der Schuß geſchehen, taucht es zwar unter, aber man kann bald erkennen, ob es tödtlich verwundet iſt oder nicht. War der Schuß nicht tödtlich, ſo bleibt das

Waſſer trüb; im andern Fall färbt es ſich mit Blut. Stößt man nun mit einem Widerhaken an einer langen Stange hinein, ſo kann man es ans Ufer ziehen. Geht es nicht, ſo ſucht man einen Strick mit einer Schleife um den Kopf oder um ein Bein zu beveſtigen, wodurch der Sache bald abgeholfen iſt.

Die abgezogene Haut weiß man hier zu nichts zu brauchen und läßt ſie daher für die wilden Thiere liegen. Fleiſch und Speck, der eine Hand hoch iſt, wird abgeſchnitten, eingeſalzen und auf einem Wagen nach Hauſe geführt. Denn ſo viel bekommt man, indem das Thier 25—30 Centner liefert. Das Fleiſch an den Füßen und den groben Knochen ißt man gleich; das Fett ſchmelzt man aus, und braucht davon unterwegs an die Speiſen, wie Reis, Klöſe, mageres Hirſchfleiſch u. ſ. w. Fleiſch und Speck werden für einen großen Leckerbiſſen und eine geſunde Speiſe gehalten; die Bauren verkaufen das Pfund nur aus Gefälligkeit an gute Freunde für 1/4 Thlr. Wer einem ein Stück von etlichen Pfunden verehrt, von dem darf man ſich wohl einbilden, daß er es aus beſondern Urſachen gethan hat. Es iſt auch, die Wahrheit zu ſagen, wirklich ein vortreffliches Eſſen, beſonders von einem nicht gar zu alten Thier, und wenn es nicht zu lange im Salze gelegen; man mag es friſch oder geräuchert kochen. Auch der Speck riecht nicht ſo widerwärtig wie der Schweinen Speck; noch weniger iſt er ungeſund. Ausgeſchmolzen ißt man ihn auch ſtatt Butter auf Brod.

Ehemals waren ſie häufig in einem See des Seekuhthals, unweit der Falſe-Bay; ſie ſind aber jetzt daſelbſt theils getödtet, theils ausgewandert, und finden ſich nur weiter öſtlich. Vorgebirg der guten Hoffnung, 1719. 83. 167. T. VI.

Proſper Alpin war zwar ſchon 1580 in Aegypten, allein ſein Werk kam erſt 1735 heraus. Er ſah zu Cairo vor dem Palaſte des Vicekönigs zween ausgeſtopfte Bälge, wovon der eine faſt ſo groß wie ein Elephant, der andere nur wie ein großes Schwein war; jenes die Mutter, dieſes das ungeborne Junge. Sie wurde im Nil bey Damiata gefangen und ſtarb nach einigen Tagen. Sie freſſen alles, was die Rinder, jedoch verſichern die Leute zu Damiata, daß ſie auch Fleiſch freſſen.

Die Füße nicht zwey= ſondern vierſpaltig. Rer. aegypt. 245. tab. 22—25.

Buffon ſtellte ſodann 1764 alles zuſammen, was bis auf ſeine Zeit von dem Thiere bekannt war. Es findet ſich mit Gewißheit nur in Africa, und zwar in den größern Flüſſen, im Nil, Senegal, wo ſie Adanſon ſehr häufig ſah, Gambia, Zaire, am Vorgebirg der guten Hoffnung und auch in mehreren Seen. Im untern Nil iſt es ganz verſchwunden, ſowie in allen Flüſſen, welche vom Atlas ins mittelländiſche Meer fallen. Es zeigt ſich zuerſt in Aethiopien, kommt bisweilen nach Ober=Aegypten und verwüſtet beſonders die Welſchkornfelder. XII. S. 22. T. 3., Ungeborenes; T. 4—6. Magen, Schädel und Zehen. Schreber Taf. 318. D'Alton, Skelet 1821. T. 5—7.

Von nun an kam das Thier unter die Beobachtung von wirklichen Naturforſchern. Der erſte war Sparrmann aus Schweden, welcher es am Vorgebirg der guten Hoffnung ſelbſt gefangen hat, und zwar im großen Fiſchfluſſe in der Nähe von Hinter=Bruyntjeshöhe. An einer tiefen, eine Viertelſtunde langen, meiſt von hohen Ufern umgebenen Stelle, wo es, nach Ausſage der Wegweiſer, Seekühe geben ſollte, wurden die verſchiedenen Wege im Schilfe, auf welchen dieſe Thiere aus dem Fluſſe zu gehen pflegen, mit Jägern beſetzt; und Hottentotten mußten auf der Seite, woher der Wind kam, mit Klatſchen und anderem Lärmen die Thiere aufſchrecken und den Jägern zutreiben. Erſt nachdem ſie anderthalb Stunden lang in der äußerſten Stille geſtanden hatten, kamen die Thiere an und unterſuchten die beiden Hauptpoſten, wo Sparrmann und ſein Gefährte Immelmann ſich befanden. Sie hatten ſchon auf der andern Seite des Fluſſes bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben durch Hin= und Herſchwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Bey den Jägern ſchlug das Herz auf dem Anſtand, da ſie nunmehr jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuern Beſtie handgemein zu werden, welche einen Menſchen mitten durchbeißen kann. Allein die Seekühe verließen ſie wieder und bezeigten ſich, wie

man ſpäter erfuhr, bey den Stationen der Bauern ebenſo. Doch hörte man plötzlich einen Schuß von der Seite der Hottentotten, wodurch eine Menge Paviane aufgeweckt wurden, welche durch ihr Rufen und Antworten ein ganz lächerliches Getümmel verurſachten. Dann wurde es wieder ſtill, bis um 2 Uhr in der Nacht wieder ein Schuß fiel, worauf derſelbe Lärm entſtand. Den andern Morgen wußten die Hottentotten nicht, ob ſie etwas getroffen hatten; auch konnte man keine Spur von einem verwundeten Thier entdecken, und daher zog man des Mittags zu einem andern kleinern Seekuh-Dümpfel, wo die von den Thieren betretenen Wege wieder beſetzt wurden. Da lernten ſie das Flußpferd bald mit der größten Lebensgefahr von einer andern vorher nicht bekannten Seite, nehmlich der Geſchwindigkeit und des Muthes, kennen. Während ſie von den Schnaken aufs fürchterlichſte geplagt und mit ihrem Schnupftuch bedeckt ſaßen, kam eine Seekuh aus dem Waſſer hervor und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf ſie zu. Als aber ein Bauer Feuer gab, kehrte ſie ſchnell wieder ins Waſſer zurück. Alles lief in der Dunkelheit davon und ſuchte, halb im Schlafe, an dem ſteilen Ufer hinauf zu klettern. Während ſie in der Sicherheit über den Vorfall lachten und den Tag erwarteten, miſchte ſich das Brüllen der Löwen darunter.

Sie lauerten nun an einer andern Stelle, wo ſie Spuren bemerkt hatten bey Tage, um die Thiere auf die Naſe zu treffen, wann ſie Athem holten. Die Kugel muß längs der Naſenhöhle ins Gehirn dringen, wenn ſie tödlich ſeyn ſoll: allein ſie hatten bald Wind davon, ſteckten die Naſe nur aus dem Waſſer unter herunterhängenden Zweigen, und begaben ſich endlich auf die andere Seite des Fluſſes. In der Nacht ſteckte eine zu wiederholten Malen den Kopf über das Waſſer und erhob ein grimmiges und durchdringendes Geſchrey, das ein Mittelding von Grunzen und Wichern zu ſeyn ſchien, und ſich mit heörch hörch höh-höh ausdrücken läßt; die zwey erſten Wörter langſam, heißer, aber durchdringend und erſchütternd, die letzten dagegen ſehr geſchwind und wichernd. Um 11 Uhr kam eine andere und fraß von den ins Waſſer hängenden Zweigen, wie

auch kleines Gebüſch und Gras, das hie und da am Ufer ſtand. Am folgenden Tag ſetzten ſie vergeblich einem Löwen und einer Hyäne nach, fiengen ein Waldſchwein (S. aethiopicus) und ſchoßen ein Hirſchthier (Antilope). Als aber die Hottentotten nach einigen Stunden es holen wollten, hatten die Adler ſchon den größten Theil verzehrt. In der folgenden Nacht ſtanden ſie wieder auf ihren Poſten, ohne etwas zu bekommen. Als ſie aber bey Sonnenaufgang zu ihren Wagen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Fluſſe, um ſich in denjenigen zu begeben, welchen ſie bewachten. Während ſie an einer ziemlich ſteilen Stelle auf ihr träges und etwas hinkendes Kalb wartete, bekam ſie einen Schuß in die Seite, worauf ſie ſich ſogleich in den Fluß ſtürzte. Ein Hottentott wagte es, das Kalb anzupacken und am Hinterfuß zu halten, bis ihm andere zu Hülfe kamen, worauf es gebunden und mit vielem Frohlocken zu den Wägen getragen wurde. Es ſchrie wie die Schweine, wenn ſie geſchlachtet werden, jedoch gellender und durchdringender; ſuchte ſich auch mit nicht geringer Stärke loszureißen, war aber dabey ziemlich unbeholfen. Seine Länge betrug 3½, die Höhe 2 Schuh, obſchon es nach Ausſage der Hottentotten höchſtens 2—3 Wochen alt ſeyn konnte. Als es losgebunden wurde, hielt es ſich ſtill, und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Naſe geſtrichen hatten, um es an ihre Ausdünſtung zu gewöhnen, fieng es ſogleich an, ſich zu ſchmiegen. Es wurde gezeichnet und hernach gegeſſen. Das Fleiſch und Fett war ekelhaft weichlich; das von den Alten aber iſt ſehr gut und geſund, beſonders hält man die gallertartigen Füße für ein ſehr leckeres Gericht, geräucherte Zungen ſelbſt am Cap; ſie ſind 2 Schuh 2 Zoll lang. Die Haare des Kalbs ſind ¼—½ Zoll lang, ſtraff und rothbraun, und wachſen theils in den Ohren, theils um das Maul und am Hintertheile des Halſes, aber ſehr dünn, indem ſie ¼—½ Zoll von einander ſtehen. Auch auf dem Rücken finden ſich Haare, ſind aber noch weiter aus einander und kürzer; die längſten ſind an den Seiten des Schwanzes, welcher zuſammengedrückt iſt, d. h. oben und unten einen Rand hat, wie beym Nashorn. Die übrige Haut iſt

ganz kahl. Die Hauzähne ſtehen ſchon $1/2$ Zoll vor. Bey ausgewachſenen wog einer der größten nur 6 Pfund 9 Unzen und war 27 Zoll lang. Ungeachtet dieſer Länge ſind ſie von den Lippen bedeckt. Die Haut hat Aehnlichkeit mit der des Nashorns, iſt aber faſt dicker. Sie freſſen nichts als Kräuter und Gras; auch gibt es da, wo ſie vorkommen, nur wenige und kleine Fiſche. Sie gehen zwar bisweilen ins Meer, aber nur, weil ſie beunruhigt werden, und ſie kommen immer heraus, um zu waiden und ſüßes Waſſer zu ſaufen. Sparrmann hat ſie auch am krummen Fluſſe, Kamturfluſſe, in Krakekamma am Strande geſehen.

Außer dem Schießen gräbt man ihnen auch Gruben, aber nur in der Regenzeit, weil während des Sommers der Boden zu hart iſt. Mit vergifteten Wurfſpießen ſie zu erlegen, ſoll den Hottentotten nie geglückt ſeyn, wohl aber bey den Elephanten und Nashörnern. Das Wohlfeilſte iſt immer die Kugel. Obſchon ſie nicht ſo ſchnell laufen können, wie andere große Thiere, ſo ſind ſie doch nicht ſo langſam und ſchwerfällig wie man ſie macht. Sowohl die Coloniſten als die Hottentotten halten es für gefährlich, einem auf dem Lande zu begegnen, zumal da ein ſolches Thier erſt kürzlich einen Hottentotten mehrere Stunden lang verfolgt hat und ihm einige Mal vorn entgegen gekommen iſt, ſo daß es ihm ſchwer geworden, ſich vor ihm zu retten.

Das Kalb hatte 4 Mägen, jeder 7—9 Zoll lang und 3—5 dick; ſie enthielten nichts als geronnene Milch, ein wenig Schlamm und einige Baumblätter. Därme 109 Schuh lang, Gallenblaſe 5 Zoll; das ovale Loch im Herzen noch offen; in der hintern Oeffnung des Leibes ſaßen eine Menge kleine Blutigel. Den Namen Flußpferd hat es wohl nur wegen ſeines Wieherns bekommen: denn ſeinem Bau und ſeiner Geſtalt nach gleicht es mehr dem Schwein. Da ſich das Thier bekanntlich zähmen läßt, ſo wäre es leicht nach Europa zu bringen; am beſten kann man ſie von dem Konapsfluſſe bekommen, wo ſie, nach dem Berichte der Kaffern, in großem Ueberfluſſe ſeyn ſollen. Die Kälber wären mit Milch aufzuziehen; ſie ſind gar nicht

leckerhaft; denn das gefangene fraß gleich einen friſchen Ochſenfladen.

Die folgende Nacht lauerten ſie wieder vergeblich. Sie zogen daher an den kleinen Fiſchfluß und jagten unterwegs Büffel, Kudu, Nashörner und Elenne; eine Seekuh war aber nicht gekommen: alſo mußte Sparrmann Africa verlaſſen, ohne eine erwachſene recht geſehen zu haben. Reiſe 1784. S. 553. T. 13. 14.; das Alte von R. Forſter hinzugethan.

Le Vaillant war glücklicher am großen Fiſchfluſſe, wo die Hottentotten oft Tritte geſehen haben wollten. Sie ſchlugen ſich endlich mit einem mehrere Stunden lang in der Mitte des Fluſſes herum, bis es erlegt wurde. Es war ein Weibchen, 10 Schuh 7 Zoll lang; 8 Schuh 11 Zoll Umfang; die gebogenen Hauer nur 5 Zoll lang und 1 Zoll dick. Im Magen Blätter, etwas ſchwach gekautes Schilf und einige Stücke von Zweigen, ſo dick wie eine Feder. Das Fleiſch wurde gegeſſen. Es iſt ſehr ſchmackhaft, und noch mehr als Elephantenfleiſch. Das Fett hat nichts Unangenehmes, und die Hottentotten tranken es wie Fleiſchbrühe. Aus der 2 Zoll dicken Haut ſchneidet man viereckige und 6 Schuh lange Peitſchen oder ſogenannte Schambocke. Sie brechen nie ab. Die beſte Abbildung iſt von Allamand in Buffons Supplem. III. tab. 4. 5. Voyage 1790. 8 I. 347.

Nach H. Lichtenſtein ſind ſie jetzt faſt in der ganzen Cap-Colonie vertilgt, und finden ſich nur noch im Berg-Rivier gegen die Cafferey, wo ſie nun geſchont werden. Es gibt noch viele im Keiſſi, Oranje-Rivier, Großen Fluß. Reiſen I. 78. u. a.

In der Provinz Dongola bilden, nach Rüppell, die Flußpferdjäger eine eigene Kaſte. Sie werfen ihr Wild mit einer Harpune bey Tag und bey Nacht an, doch lieber zu jener Zeit, weil ſie dann den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. An der Harpune iſt ein Schaft, ein Strick und daran ein Klotz, der obenauf ſchwimmt und das Thier immer verräth. So nähern ſie ſich behutſam, wenn es auf einer kleinen Inſel ſchläft, oder erlauern es des Nachts auf ſeinen Wegen zu den Saatfeldern. In einer Entfernung von 7 Schritt

ſchleudert der Jäger die Harpune in das Thier; es flüchtet und verbirgt ſich in den Fluthen. Wenn das Thier den Jäger vorher erblickt, ſo dringt es bisweilen auf ihn ein und zermalmt ihn mit einem Mal in dem weiten Rachen, ein Vorfall, der während dieſes Aufenthalts bey Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmloſe Gegenſtände den Zorn des Thiers. So zerknirſchte eines in der Gegend von Amara mehrere Stück Rindvieh, die bey einem Waſſerrad angebunden waren. Iſt das Thier glücklich angeworfen, ſo ſpringen die Jäger in die Kähne, binden ganz behutſam ein ſtarkes Seil an den Klotz und fahren dann zu dem herbey eilenden größern Schiffe. Zieht man das Thier an, ſo wird es durch den Schmerz ganz wüthend und faßt bisweilen das Schiff mit den Zähnen, ſchlägt es auch wohl um oder zertrümmert es. Unterdeſſen bleiben die Jäger nicht müßig, ſie werfen ihm noch 4—6 Harpunen ein und ziehen es an das Schiff, wo ſie ihm den Schädel einſchlagen oder das Nackenband durchſchneiden. Da man die Fleiſchmaſſe nicht ins Schiff ſchaffen kann, ſo ſchneidet man ſie in Stücke und zieht ſie aufs Land.

Uebrigens ſind ſie ſelten. In der ganzen Provinz werden des Jahrs kaum 1—2 getödtet; von 1821—23 9, wovon 4 durch die Hände von Rüppell giengen. Das Fleiſch junger Thiere iſt ſehr ſchmackhaft. Ausgewachſene ſind ſehr fett, und werden 4—5 Ochſen gleich gerechnet. Die Haut wird bloß zu Peitſchen (Kurbatſch) verarbeitet; eine einzige gibt 350—500. Die Zähne werden nicht benutzt.

Ein Männchen, das ganz alt zu ſeyn ſchien, maaß 13 Schuh; die krummen Hauer 26 Zoll. Sie kämpften mit ihm 4 Stunden lang und zwar während der Nacht. Es ſtürzte ſich auf den Kahn, welcher den Strick an den Klotz binden wollte, riß ihn unter das Waſſer, und die beiden Jäger entkamen mit großer Noth. Sie ſchoßen 25 Kugeln in einer Entfernung von 5 Schuh auf den Kopf deſſelben, und davon hatte nur eine den Knochen bey der Naſe durchbohrt; bey jedem Schnauben ſpritzte es Blutſtröme auf das Schiff; alle anderen Kugeln waren in der dicken Haut ſtecken geblieben. Sie ſchoßen endlich 5 Kugeln aus einem Standrohr, und dann erſt war es todt. Es ſchleppte

das Schiff in allen Richtungen durch den Strom, und es war damit bereits in einem Labyrinth von gefährlichen Klippen, als es glücklicherweiſe getödtet wurde. So große Thiere können die Innwohner nicht tödten, weil ſie kein Standrohr haben. Sie ſind wegen ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; und man hat kein Mittel, ſie von den Pflanzungen abzuhalten: alles was man thut, iſt in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmen und ſtellenweiſe Feuer zu unterhalten. An einigen Orten ſind ſie ſo kühn, daß ſie nur dann ihren Waidplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menſchen mit Stöcken auf ſie zukommt. Reiſen 1829. 52.

Man hat allgemein dieſes Thier für den Behemot der heiligen Schrift gehalten, welchen Hiob Cap. 40. v. 15—19. beſchreibt. Kürzlich hat aber ein Engländer es höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß dieſer Behemot eine große Art von Büffel iſt, welche damals nicht bloß in Aegypten, ſondern auch im heiligen Lande gelebt hat.

2. G. Die eigentlichen Schweine oder Säue (Sus), Cochon,

haben 2 Paar geſpaltene Hufe hinter einander, wie die Rinder, aber höckerige Schmelzzähne, vorſtehende Eckzähne, wovon die obern ſonderbarer Weiſe ſich meiſtens umkehren und nach oben wachſen, Schneidzähne oben und unten, die letztern liegend wie Nagzähne; die Naſe rüſſelförmig.

Bey keinem Thiergeſchlecht wechſelt der Bau und die Zahl der Zähne ſo ſehr wie bey den Schweinen, ſo daß man ſie deßhalb in mehrere Geſchlechter getrennt hat, die wir aber beyſammen laſſen.

Sie finden ſich auf der ganzen Erde, die meiſten jedoch in heißen Ländern und lieben vorzüglich die Sümpfe, und deren Schlamm, in dem ſie ſich gern wälzen. Sie ſind alle mit Borſten bedeckt, haben einen mäßigen, beweglichen Rüſſel, lange Ohren und einen kurzen und dünnen, oft ſchneckenförmig gewundenen Schwanz. Die Schweine gehören zu den wunderlichſten Thieren, ſowohl hinſichtlich ihrer barocken Geſtalt, als ihrer ſchmutzigen Lebensart und ihres rückſichtloſen, groben und ſtoßen-

den Betragens. Sie lernen durchaus nichts, ſind zu gar nichts zu brauchen als zum Eſſen; kümmern ſich nicht um den Menſchen, außer indem ſie heulend etwas verlangen. Die fremden Gattungen weichen außerordentlich von einander ab; ſie haben bald Fleiſchauswüchſe im Geſicht, bald große Fettdrüſen auf dem Kreuz, bald ganz ſonderbar mit einander verwachſene Backenzähne, bald ungeheure und ſpiralförmig gewundene Hauzähne, bald nur 3 Hufe, bald keinen Schwanz. Sie haben eine Menge Ernährungsorgane und werfen ungemein viel Junge, gewöhnlich 8—12, oft auch noch mehr.

a. Man ſondert die gemeinen Schweine, welche höckerige Backenzähne haben, überall 6—7, und wovon der hintere viel größer iſt, von den andern ab. Darunter gehört auch unſer

1) gemeines (S. scrofa),

hat dreyeckige Hauzähne, die obern aufwärts gebogen.

Man unterſcheidet das wilde und das zahme.

a) Das Wildſchwein (S. scrofa aper), Sanglier,

iſt in Europa allgemein bekannt als die Stamm-Mutter unſeres zahmen Schweins; es iſt aber ſtärker, die Borſten ſind ſchwarz und die dreyeckigen Hauzähne ſind ſehr ſtark. Es findet ſich bis tief in Rußland hinein, aber nur in den gemäßigten Gegenden; nicht in Schweden und auch nicht in England.

In Deutſchland ſind ſie noch ſehr häufig, gewöhnlich in feuchten Wäldern und in Rudeln von 30—40 Stück. Ihr Lager iſt ein aufgewühltes Loch, das ſie mit Reiſig, Laub und Moos ausfüllen. Ihr eigentliches Futter ſind Eicheln, Bücheln, wildes Obſt, Haſelnüſſe, Trüffeln, aber auch Inſecten und ſelbſt Aas; im Sommer werden ſie nicht ſelten den Wieſen und Feldern ſehr ſchädlich, weil ſie jene ganz durchwühlen, und hier das Getraide, Erbſen, Linſen, Kraut und Rüben zerſtören. Im Ganzen ſind ſie furchtſam. Sehen ſie einen Menſchen, ſo bleiben ſie plötzlich ſtehen, ſehen ihn eine Zeit lang an, und laufen endlich davon, wenn er näher kommt. Die Jungen ſind der Länge nach weiß geſtreift und heißen Friſchlinge. Im fünften Jahr ſind ſie ausgewachſen. Sie leben 20—25 Jahre. Die Paarungszeit fällt in den December; der Wurf erfolgt nach 4 Monaten,

gewöhnlich 4—8, auch wohl 12, und ſo viel haben ſie auch Ernährungsorgane. Nach 2 Monaten führt ſie die Mutter zur Heerde. Die Jagd dauert von St. Galli bis Dreykönig, und iſt nicht ganz gefahrlos. Verwundet rennen ſie auf den Feind los, und hauen mit ihren Zähnen ſeitwärts in die Höhe, wodurch ſie manchem Hund den Leib aufreißen. Die Saujagd erfordert überhaupt viel Geſchicklichkeit und Muth. Ihr Fleiſch wird für geſünder gehalten, als das der zahmen. Ein Eber kann 2½ Centner wägen und 5 Schuh 8 Zoll lang werden; im Umfang 4 Schuh. Buffon V. 99. T. 14. Schreber T. 320. Brandt und Ratzeburg, med. Zool. I. T. 11.

b) Das zahme Schwein (S. scrofa)

unterſcheidet ſich eigentlich nur durch hellere Farben in großen Plätzen, entweder ganz weiß, oder halbweiß und ſchwarz, halbweiß und roth, und durch größere ſchwankende Ohren.

Dieſes Thier iſt ſo gemein und jederman ſo bekannt, daß es unnöthig wäre, weitläufig davon zu reden. Auf dem Lande hält bekanntlich jede Haushaltung einige Schweine, und die Gemeinde eine Heerde mit einem Eber, welche an gelegenen Orten und Zeiten in den Eichwäldern überwintern. Die Eichelmaſt wird für die beſte gehalten, und daher wird oft viel bezahlt, um ein Schwein in dieſen oder jenen Wald zu bringen. Eine Merkwürdigkeit bleibt immer ihr Fett, nehmlich der Speck, wie er bey andern Thieren nicht vorkommt, außer einer Annäherung dazu bey den pflanzenfreſſenden Walen. Die Hauzähne werden nicht beſonders groß, und ragen bey dem weiblichen Schwein und dem verſchnittenen kaum hervor. Keinem Thier iſt es ſo gleichgültig, was es frißt, wie dem Schwein; es iſt ihm alles recht, wenn es nur verdaut werden kann, Obſt, Wurzeln, beſonders Erdäpfel, Würmer, Larven, Gedärm; manchmal freſſen ſie ſogar ihre eigenen Jungen, was vielleicht geſchieht, wenn dieſe krank ſind und unaufhörlich ſchreyen. Zu Haus werden ſie mit allem gefüttert, was aus der Küche und vom Tiſch abfällt. Nach 2 Jahren ſind ſie reif; nach 7 Jahren aber zur Zucht nicht mehr tauglich; ſie werfen, nach ungefähr 4 Monaten, meiſtens 6—10 Junge im Frühjahr, nicht ſelten zweymal. Dieſe ſind

nicht längs geſtreift, ſondern haben ſchon ihre gewöhnliche Farbe. Ein Theil wird als Spanferkel gegeſſen, ein anderer Theil im Frühjahr oder Herbſte verſchnitten, weil ſie ſich auf dieſe Art beſſer mäſten laſſen. Eine Merkwürdigkeit iſt es noch, daß bey keinem Thiere ſo viele und ſo ſonderbare Mißgeburten vorkommen, wie bey den Schweinen. Obſchon ſie ſehr unreinlich ſind, müſſen ſie doch einen trockenen Stall haben.

Das zahme Schwein iſt jetzt über die ganze Welt verbreitet, und in America ſogar verwildert. Die Mahometaner und die Juden eſſen das Fleiſch nicht; die Chineſen dagegen halten eine Menge Schweine. Sie ſind ein wenig kleiner als die unſerigen, 3 Schuh 8 Zoll lang, haben kürzere Füße, weißes und zarteres Fleiſch, und ſind unter dem Namen der ſiamiſchen Schweine bekannt. Auch die Neger halten eine Menge Schweine, ſo daß alſo dieſe Thiere in den heißeſten wie in den kälteſten Gegenden aushalten. Sie ſind gewöhnlich 4½ Schuh lang und gegen 2½ hoch, und wägen etwa 1½ Centner. Buffon V. S. 99. T. 16., Verrat. Schreber T. 321.

2) Intereſſant iſt der ſogenannte Hirſcheber (S. babyrussa),

mit höheren Beinen als die andern, und ſonderbar verlängerten, dünnen, nach hinten gebogenen Hauern.

Dieſes Thier, welches ſich in den ſumpfigen Wäldern der indiſchen Inſeln findet, iſt ſchon ſeit einigen Jahrhunderten bekannt; und es gibt wohl kaum ein Naturaliencabinet, worinn man nicht einige Schädel davon hätte, ſo häufig ſind dieſelben nach Europa gebracht worden. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß nie das Thier ſelbſt, oder ſein Balg in unſern Welttheil gekommen iſt, und auch in Oſtindien kein Naturforſcher ſo glücklich geweſen war, es zu ſehen.

Man hat ſchon Spuren bey den Alten von dieſem Thiere finden wollen, vielleicht in dem Schwein des Plinius, auf deſſen Stirn zwey Hörner, wie beym Kalbe, ſtehen, und außerdem Hauzähne (VIII. 52.). Cosmas, der Einſiedler, ſagt: er habe das Thier geſehen und davon gegeſſen. Eine Abbildung von demſelben hat Piſo, der Herausgeber des Werkes von

Bontius, gegeben nach Zeichnungen, die er aus Indien erhalten hat. Es gleicht aber mehr einem Windhund als einem Schwein. Nach ihm ſoll ſich das Thier bloß auf der Inſel Boero, 30 Meilen von Amboina, finden. Hist. nat. ind. p. 61.

Auch Rumpf hat allerley und beſſere Notizen in ſeinem Herbarium von Amboina mitgetheilt, und Valentyn erzählt Folgendes von ihm: Längs dem Rücken ſind einige weiche Borſten, am übrigen Leibe aber nur eine Art Wolle, wie bey Lämmern; der Schwanz lang, endigt in ein Haarbüſchel und iſt oft gedreht; der Leib plump und vierſchrötig, nicht ſo ſchlank und zierlich, wie ihn Bontius und Nieuhof machen. Es findet ſich nicht auf dem veſten Lande von Indien, lebt in Heerden, hat einen ſehr guten Geruch, frißt Pflanzen und Laub, verheert nie die Gärten. Werden ſie verfolgt, ſo ſtürzen ſie ſich in der Noth ins Meer, ſchwimmen recht gut, tauchen ſogar, und wandern ſo von einer Inſel zur andern. In den Wäldern ſieht man ſie oft ruhen, und zwar, indem ſie ihre Oberhauer an irgend einen Aſt aufhängen. Bisweilen werden ſie auch auf einigen Inſeln zahm gehalten. Ihr Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft, ihre Hauer aber nützen ihnen nichts im Gefecht, wegen ihrer unpaſſenden Form. Valentyn, Ind. III. 268.

Buffon und Daubenton haben bloß den Schädel beſchrieben und abgebildet. XII. 379. Taf. 48; ſpäter das Thier, Suppl. III. tab. 12.

Pennant hat eine, wie es ſcheint, ziemlich richtige Abbildung von einem Herrn Loten bekommen. Quadrupeds I. 1793. 148. tab. 28., deutſch 141. T. 18. Schreber T. 328.

Mit der ſchlechten Abbildung des Piſo, die faſt einem Windhund gleicht, und den ſpätern, nicht viel beſſern, mußte man ſich bis vor wenigen Jahren begnügen, wo nehmlich Merkus, der holländiſche Gouverneur, den Naturforſchern Quoy und Gaimard auf der Weltumſeeglung unter D'Urville ein Paar ſolcher Thiere gab.

Man hielt ſie auf der Inſel Celebes, und D'Urville machte deßhalb einen Umweg von mehr als 100 Stunden. Der Capitain Lang, Director der Artillerie auf Amboina, ſchenkte ihnen

ein Junges. Auf dieſe Weiſe kamen zuerſt Bälge und ganze Skelete nach Europa.

Auf den Molucken ſind ſie nur im wilden Zuſtande, und man kann ihnen ihre Rohheit nur einigermaaßen nehmen, wenn man ſie ganz jung fängt. Dann ſehen ſie auch ganz aus wie die gemeinen Schweine. Sie lernen ihre Pfleger kennen, und bezeigen ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Auf Celebes finden ſich am meiſten, und die Rajahs ſetzen großen Werth darauf als Gegenſtand der Wißbegierde; ſie ziehen ſie daher auf, um damit Geſchenke zu machen. Die drey oben genannten ſind ſelbſt an Ort und Stelle werth 3000 Franken.

Das Paar, welches nach Paris gebracht wurde, hatte ſich ſehr gern. Das Weibchen blieb immer wilder als das Männchen; als man das letztere meſſen wollte, kam jenes immer von hinten her, um in die Kleider zu beißen. Sie ſind ſehr empfindlich gegen Kälte, zittern und ducken ſich; in Frankreich ſteckten ſie ſich ſelbſt im Sommer unter Stroh. Am 11. März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und ſeitdem war ihm nicht mehr zu trauen. Es hat mehreren die Kleider zerriſſen, und ſelbſt in die Hände gebiſſen.

Das Babyrussa frißt alles, wie das gemeine Schwein, und nagt ſelbſt Knochen, die es mit den Vorderfüßen hält, wie die Hunde; lieber ſind ihm aber die Erdäpfel und Mehl in Waſſer. Das Geſchrey gleicht nicht ganz dem des Schweins; es iſt weniger ſtark, hält aber länger an. Um ſich zu vertheidigen, ſchlagen ſie oft und raſch die Schnauze in die Höhe.

Sie ſind nicht ſo hochbeinig, wie man ſie gemacht hat. Die Geſtalt iſt walzig und dick, der Kopf klein, die Schnauze ſehr ſpitzig, die Ohren klein, ſpitzig und aufrecht. Die obern Hauzähne durchbohren die Haut der Schnauze, indem ſie nach oben wachſen, und bisweilen dringen ſie ſelbſt in das Fleiſch der Stirn ein; die Hufe an den Füßen weichen nicht ab; der Schwanz iſt dünn, nackt, mit einem kleinen Haarbüſchel am Ende; er dreht ſich nicht wie beym Schwein.

Die Haut iſt rauh, dick, macht Falten zwiſchen den Ohren

und auf den Backen; der Kopf iſt braun, die Ohren ſchwarz mit kurzen Haaren. Der ganze Leib iſt mit ziemlich zerſtreuten und ſehr kurzen Haaren beſetzt, welche aus Höckern oder Falten kommen, wodurch ſie Aehnlichkeit erhält mit der Haut des Flußpferdes und des Elephanten. Der ganze Leib iſt ſchmuzig braun; Kehle und Bauch röthlich; auf dem Rückgrath ein blonder Streifen, in welchem mehr Haare ſtehen. Die Hauzähne des Weibchens ſind ſehr kurz, ſtechen kaum aus der Haut hervor.

Länge des Männchens 3 Schuh 2½ Zoll, Schwanz 11 Zoll, Kopf 10½ Zoll, Ohren 2 Zoll lang und 3 breit, Höhe 2 Schuh 2 Zoll, Umfang 3½ Schuh. D'Urville, voyage 1830. I. 125. tab. 22. 23.

3) In Südamerica, von Mexico bis Paraguay, gibt es Schweine, welche ziemlich dieſelben Zähne haben, wie das gemeine, aber nur ganz kurze Eckzähne, und hinten keine äußere Afterklaue; der Schwanz fehlt, auf dem Kreuz aber haben ſie einen Drüſenbalg, ſo groß wie ein Apfel, mit gelblichweißem Fett, welches von Zeit zu Zeit aus einer federkieldicken Oeffnung ausfließt. Man nennt ſie

Biſam- und Nabelſchweine (Dicotyles), Tajasu.

Dieſe Thiere wurden gleich nach der Entdeckung von America unter dem Namen Pecari und Tajasu von allen Reiſenden beſchrieben, indem ſie natürlich durch ihre Menge auffielen und denſelben ſehr nützlich waren.

Man unterſcheidet jetzt 2 Arten:

a) Das weißlippige (Sus labiatus), Tagnicati,

iſt etwas größer, mehr braun und hat einen weißen Unterkiefer.

Sie halten ſich ſchaarenweiſe in den Wäldern auf, 2 bis 300 beyſammen, und ſind die häufigſte Art in America. Sie vertheidigen einander, umringen die Hunde und Jäger und beißen dieſelben. Sie werfen des Jahrs nur einmal, und, wie man ſagt, nur zwey.

Es iſt 38 Zoll lang, der Schwanz 2, Umfang 24, Höhe 24; das Ohr gerade, 3 Zoll lang, 2 breit. Oben 2 dicke Schneid-

zähne; ſeitwärts daran noch ein kleiner; Eckzahn 1 Zoll, gerade, das Thier kann ſich damit wehren; unten 4 Schneidzähne, walzig, größer und länger, daneben ein kleiner, der Eckzahn 15 Linien lang; überall 6 Backenzähne. Zwiſchen den Ohren ſind die Borſten 4½ Zoll lang, und ſo werden ſie auf dem Rückgrath immer größer, bis ſie auf dem Kreuze 6½ Zoll meſſen, platt, an der Wurzel weiß, das übrige ſchwarz; der ganze Unterkiefer weiß, und auch die Oberlippe bey beiden Geſchlechtern. Azara bekam in Paraguay ein Junges am Ende April, 14 Zoll lang; konnte nicht freſſen und ſtarb; grunzte wie ein anderes Ferkel. Azara I. 25. Wied, Beyträge II. 564. Abb. H. 15.

b) Das B.=Schw. mit dem Halsband (**Sus torquatus**), **Taytetu, Pecari, Paquira**,

kleiner und etwas voller, graulichbraun, mit einem weißlichen Band von der Kehle zur Schulter. Buffon X. 21. T. 3—13. Schreber T. 325. **Tyson, Phil. Tr. 1683. 359. Baddam abr. II. 218. tab. 7.**

Länge 34 Zoll, Schwanz kaum 1, Höhe 23, Umfang 25; die Eckzähne 3 Linien kürzer, die Borſten zwiſchen den Ohren nur 3½, hinten 5 Zoll lang, aber mehr gedrängt, rauh, liegend und rund. Der Saft, welcher aus der Kreuzblaſe ſickert, hat einen angenehmen Biſamgeruch, beym vorigen dagegen gar keinen.

Der weiße Streifen vom Halſe zur Schulter iſt 1 Zoll breit, ſonſt iſt die ganze Färbung ſchwärzlich. Jede Borſte iſt nehmlich abwechſelnd weiß und ſchwarz, mit ſchwarzer Spitze. Azara I. 31. **Fr. Cuvier, Mamm. Livr. V. 1819.**

Der Prinz v. Wied hat dieſe Thiere, beide Arten, ebenfalls in Braſilien unterſchieden. Azaras **Taytetu** iſt daſelbſt nicht ſo gemein wie in Guyana und näher am Aequator; in der früheren Jugend ſoll es völlig rothbraun ſeyn; erſt ſpäter bekommt es den weißen Streifen hinten um den Hals.

Es lebt nicht in großen Heerden, ſondern einzeln und in kleinen Geſellſchaften, und ſoll ſich am Tage gewöhnlich in dichten Gebüſchen zwiſchen umgefallenen Bäumen, ja ſelbſt in hohlen

Bäumen verbergen. An der Oſtküſte iſt es etwas häufiger als im Innern. Sie werden mit Hunden gejagt.

Das Tagnicati, oder das größere, iſt das gemeinſte und zahlreichſte in den öſtlichen Wäldern von ganz Braſilien, oft in Rudeln von 50—60, ſo daß es leicht iſt, in einem Tag über ein Dutzend zu ſchießen. Es gibt nur dieſe zwey Arten wilder Schweine in Braſilien. Sie ſind ein Hauptgegenſtand der Jagd der Wilden. Beyträge II. 556. Rengger ſtimmt damit überein. S. 319.

4) In Africa gibt es ſehr mißgeſtaltete Schweine mit ſehr breitem Rüſſel und ungeheuern runden Hauern, nebſt vier großen Fleiſchlappen auf den Backen. Bey den Backenzähnen kommt eine höchſt merkwürdige Abweichung vor: es iſt, als wenn ſie weich geworden, und ſodann mit einander verwachſen wären; weſentlich kann man aber das Gebiß des gemeinen Schweins darinn finden, die Warzenſchweine (Phacochoeres). Fr. Cuvier, Mém. Mus. VIII. 1822. 450. tab. 23.

Man unterſcheidet 2 Arten, welche aber unter einander vorkommen, von der Cap-Colonie an bis zum grünen Vorgebirg, und von da queer nach Oſten bis Aethiopien; ſie ſind vielleicht nur Altersunterſchiede.

a) Das am Vorgebirge der grünen Hoffnung (S. africanus) hat oben zwey, unten ſechs Schneidzähne und Hauer über 1/2 Schuh lang, und iſt noch nie lebendig in Europa geweſen. Man hat nur hin und wieder einen Schädel davon, und zwar ſowohl vom grünen, als vom Vorgebirg der guten Hoffnung. Buffon XIV. 409. XV. 148. Sanglier du Cap vert; Pennant I. 138. Fr. Cuvier, Mém. Mus. 452. t. 23. fig. c. d.

Rüppell hat dieſes Thier häufig in Abyſſinien bemerkt, und nach Frankfurt geſchickt, wo es von Cretzſchmar beſchrieben und abgebildet worden unter dem Namen Aelians-Schwein (S. aeliani), weil man glaubt, daß es deſſen vierhörniges Schwein aus Aethiopien ſey. (Nat. an. XVII. cap. 10.) Atlas Heft 11. S. 61. Taf. 26. Ehrenberg, Symbolae tab. 20.

b) Dem vom Vorgebirg der guten Hoffnung (S. aethiopicus) fehlen die Schneidzähne.

Es ſind Thiere ſo groß wie unſer Eber, von denen früher keines nach Europa kam, man wußte daher auch von ihrer Lebensart nicht viel. Das einzige lebendige Stück ſchickte 1765 Tulbagh, Gouverneur vom Cap, nach Holland, wo es mehrere Jahre lebte und ſich in jeder Hinſicht wie unſere Schweine betrug. Es wurde 200 Stunden von der Capſtadt, gegen die Cafferey, gefangen, und heißt daſelbſt Hart- oder Schnellläufer. Es war faſt 5 Schuh lang, 2 Schuh 2 Zoll hoch, der Rüſſel faſt 7 Zoll breit. Es paarte ſich nicht mit dem gemeinen Schwein. Pallas, Spic. zool. II. 1767. 3. tab. 1. Vosmaer, Sanglier à large groin. Buffon, Suppl. III. 76. Taf. 11.

Sparrmann hat nachher dieſe Schweine in der Nähe des Sonntagsfluſſes, wo ſie Waldſchweine (Bosch-Varkens) heißen, genau zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sie ſind gelb, leben in Erdhöhlen und ſind ſehr gefährlich, indem ſie wie ein Pfeil auf die Menſchen losſchießen, und mit ihren 9 Zoll langen Hauern ihnen den Bauch aufreißen. Sie ſind heerdenweiſe beyſammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen, was höchſt ſonderbar ausſieht. In Kamdebo haben ſie mit gemeinen Schweinen fruchtbare Junge hervorgebracht. Sie haben 4 Auswüchſe am Kopf, der unter jedem Auge 2 Zoll lang und breit, der unter den Mundwinkeln rund und 1 Zoll dick. Das Fleiſch ſchmeckt wie bey gemeinen Schweinen. Reiſe 350. Le Vaillants Reiſe, überſetzt von Forſter III. 254. Taf. 8.

Dieſes ſind nun die eigentlichen Schweine mit höckerigen und gewölbten Backenzähnen; es gibt aber auch andere, deren Backenzähne eine tiefe Querfurche, und deßhalb 2 ſcharfe Leiſten haben.

b. Die Tapire (S. tapir)

haben 7 viereckige Backenzähne mit einer Querfurche, ſechs Schneidzähne und mäßige Eckzähne, aber einen langen, ſehr beweglichen Rüſſel, vorn vier Hufe, hinten fehlt die äußere.

1) Man kannte lang nur einen einzigen Tapir, nehmlich den americaniſchen (S. tapirus americanus),

welcher ziemlich die Größe eines Eſels hat, wenig Borſten, eine Art ſteifer Mähne und einen 3 Zoll langen Schwanz; Färbung braun.

Dieſe Thiere kommen ebenfalls ſchon bey den erſten Reiſenden nach America häufig vor, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihrer ſonderbaren Geſtalt, theils wegen ihrer leichten Jagd. Sie finden ſich faſt im ganzen heißen America, beſonders dieſſeits der Anden. Euter nur 2 in den Weichen.

Der Tapir kann ſeinen Rüſſel ſehr leicht hin und her bewegen, obſchon er nur 3 Zoll mißt, und daher keine ſolche Dienſte leiſtet, wie der des Elephanten; die Haut iſt ſehr dick und braun, in der Jugend weiß gefleckt, wie das Paca, in Längenſtreifen. Er nährt ſich von Sumpfkräutern und iſt ſo furchtſam, daß er beym geringſten Schrecken untertaucht. Man zieht das Fleiſch dem beſten Rindfleiſch vor. Sie werden nicht ſelten in Cayenne in den Häuſern gehalten, wo ſie außerordentlich zutraulich werden, ſich gern ſchmeicheln und kratzen laſſen, überall herumgehen, ohne Schaden anzurichten, zum Mittageſſen kommen und die Leute ſehr plagen, mit dem Rüſſel ſtoßen, Brod, Früchte, Caſſave freſſen, und bisweilen zum Abſchied ſich am Hausgeräthe reiben. Die Wilden bedecken mit der Haut ihre Schilder und Helme. In Cayenne macht man Schuhe davon, welche länger dauern als vom Rind. Stedman, voyage II. 376.

Obſchon dieſes Thier ganz gemein in America iſt, und ein beliebter Gegenſtand der Jagd, ſo gibt es doch wenig Sammlungen in Europa, wo es ſich findet, und Lebendige kommen gar nicht zu uns.

Die Spanier nennen es das große Thier; die Portugieſen in Braſilien Anta; die Einwohner von Paraguay Mborebî, wo es übrigens nicht zahlreich iſt, und gewöhnlich allein oder paarweiſe geht. Untertags liegt es ſchlafend in dichtem Gebüſch verborgen, bey Nacht aber durchſtreicht es die Gegend, um Waſſermelonen, Citrullen zu freſſen, und auch um Gras zu waiden.

Jung gefangen wird es ſchon am erſten Tag zahm und geht nicht mehr fort. Jederman kann es kratzen, aber es macht keinen Unterſchied der Perſonen, und läßt ſich nicht wegtreiben. Es beißt nicht; plagt man es, ſo gibt es ein ſehr ſchwaches, unvernehmliches Pfeifen von ſich. Es ſäuft wie die Schweine, frißt rohes und gekochtes Fleiſch, alle Arten von Speiſen, ſelbſt Lumpen, auch Salpetererde; darum hat man es natürlich nicht gern in den Häuſern. Es wirft im November nur 1 Junges, 24 Zoll lang, ganz behaart. Die Farbe wird endlich dunkel mit vielen weißen Streifen und Flecken in Bändern. Die Mutter führt das Junge allein, beſchützt es aber gar nicht, weil ſie ſich nicht zu vertheidigen weiß. Auf der Flucht folgt es nicht Wegen, ſondern räumt und reißt mit dem tief nach unten gerichteten Kopf alles Geſträuch weg. Man jagt es mit Hunden und ſchießt es auf dem Anſtand in den Melonenfeldern des Nachts.

Das Thier iſt ſehr ſtark, und ſcheint ſich überall wohl zu befinden, in trockenen Wäldern und in Sümpfen, ſelbſt im Meerwaſſer; ſchwimmt ſehr leicht über die größten Flüſſe und Seen, ohne unterzuſinken. Ein altes Männchen maaß 73 Zoll, der Schwanz 4, Höhe 42, Umfang 50. Das ganze Ausſehen ſtimmt mit dem Schwein überein, nur iſt der Hals länger und dicker als der Kopf. Die Haare ſind kurz, dicht, glatt, bräunlich.

Die Weibchen ſind 5 Zoll länger. Alle Erzählungen von ſeiner Gefährlichkeit, daß es Nachen umſtürze u. dergl., ſind Fabeln; auch macht es keine Fußpfade, denn es irrt gedankenlos hin und her. Azara I. 1.

Auch der Prinz v. Wied hat dieſes Thier zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Tapir geht wie ein Schwein, mit etwas gewölbtem Rücken und vorgeſtrecktem Kopf, und folgt auf dieſe Weiſe ſeinem durch die Dickung der hohen Wälder ſchon gebahnten Pfädchen, die man recht wohl erkennt. Auf eine kurze Entfernung iſt er ziemlich hurtig, aber einem raſchen Hunde kann er nicht entgehen, und pflegt ſich bald gegen ihn zu ſtellen. Begegnet man einem im Walde, ſo pflegt er heftig zu

erſchrecken und mit großem Geräuſch durch die dichteſte Verflechtung des Waldes zu entfliehen.

In bewohnten Gegenden laſſen ſie ſich bey Tag nicht ſehen, wohl aber in einſamen, ruhen jedoch während der Mittagshitze aus. Sie ſind dem Zuckerrohr ſehr ſchädlich. Haben ſie ein Junges, ſo vertheidigen ſie daſſelbe, und beißen auch wohl um ſich. Das Fleiſch und der Speck wird an der ganzen Oſtküſte von Braſilien gegeſſen. Wenn man des Morgens früh oder des Abends die Flüſſe beſchifft, ſo bekommt man ſie häufig zu ſehen, indem ſie ſich baden, abkühlen und vor Schnaken ſichern. Beyträge II. 549. Rengger S. 312.

Dieſer gemeine und faſt haarloſe Tapir bewohnt die ungeheuren Ebenen zwiſchen dem atlantiſchen Meer und der Kette der Anden. Roulin hat aber vor wenigen Jahren eine dichtbehaarte, ſchwarzbraune Art auf den höchſten Anden, unweit Bogota, entdeckt. Das Kinn und die Hälfte der Oberlippe weiß, und auf dem Kreuz zwey große haarloſe Stellen. Er nennt das Thier Tapire Pinchaque, und glaubt, daß ſchon Oviedo davon geredet habe, als vorkommend auf der Terra firma. Man hat es von 2 bis 15° Nordbreite bemerkt, während der gemeine nicht über 13° hinausgeht, ſüdlich aber bis 40°. Ann. Sc. nat. 18. 1829. (Iſis 1831. 213. T. 9.)

2) Dreyhundert Jahr lang hat man den gemeinen Tapir gekannt und nicht gewußt, daß es einen andern und größern gibt, ſogar in Oſtindien, welches die Europäer in allen Richtungen durchſtreifen.

Erſt im Jahr 1818 kam ein Brief von dem Naturforſcher Diard nebſt einer Zeichnung nach Paris, woraus ſich ergab, daß es im ſüdlichen Theil von Indien wirklich einen Tapir gibt. Das Exemplar, welches Diard ſah, lebte in der Menagerie des Lords Moira in Calcutta: es ſchien noch jung zu ſeyn, und unterſcheidet ſich von dem americaniſchen nur durch die ſonderbare Färbung, indem es am ganzen Vorderleib ſchwarzbraun, am Hinterleib dagegen und den hintern Gliedern, ſo wie an den Ohren weiß iſt, als wie wenn eine Schabracke wäre über das Thier geworfen worden.

Die Einwohner von Sumatra haben es gefangen, und es als ein ihnen ebenfalls unbekanntes Thier an einen engliſchen Capitän verkauft, von welchem es der Lord erhielt.

Diard hatte auch einen ausgewachſenen Schädel in Calcutta geſehen, der, in Bezug auf das Gebiß, vom americaniſchen nicht abwich. Lord Moira, welcher wußte, daß jener Schädel von der Halbinſel Malacca gekommen war, hatte die Gefälligkeit, bey dem dortigen engliſchen Commandanten Erkundigungen einzuziehen, und erhielt von dieſem zur Antwort, daß dieß Thier in den dortigen Wäldern, wo es gejagt wird, ebenſo gemein iſt, als Nashörner und Elephanten; die alten Thiere ſeyen ſchwärzlichgrau, das Weiße an ihnen ſchmutzig grau. Cuvier, Iſis 1819. I. 650.

Fr. Cuvier hat im Jahr 1819 dieſe Zeichnung in ſeinem großen Werke bekannt gemacht, unter dem Namen Maiba. Mamm. livr. IV.

Die Engländer geben noch mehrere indiſche Namen an, denn auf jeder Inſel ſcheint das Thier anders zu heißen. Es hat oben 7, unten 6 Backenzähne; überall 6 Schneidzähne und 1 Eckzahn; vorn 4 Zehen, hinten nur 3.

Im Jahr 1821 lieferte der ehemalige Gouverneur von Java, Raffles, ein Verzeichniß der Thiere von Sumatra, und führt darunter den malayiſchen Tapir (T. malayanus) umſtändlich auf. Die erſte Nachricht von ſeinem Daſeyn erhielt er 1805, indem ein ſolcher lebendig an den Gouverneur Leith geſchickt worden war. Bald nachher wurde er vom Major Farquhar in der Nähe von Malacca bemerkt. Er ſchickte 1816 eine Zeichnung und Beſchreibung an die aſiatiſche Geſellſchaft, und nachher kam ein lebendiger in die Menagerie zu Barrackpore in Bencoolen, und von daher kamen auch die Stücke, welche Raffles hatte. Zu Farquhars Beſchreibung (Asiat. Res. XIV.) läßt ſich nur wenig hinzuſetzen. Er gleicht dem americaniſchen, iſt aber durch die ſcharf getrennte und glänzende Färbung der faſt nackten Haut ausgezeichnet, hat nehmlich eine weiße Schabracke von den Schultern bis zu der Schwanzwurzel

rings um den Leib; keine Mähne; der Rüſſel 6—8 Zoll lang; der Schwanz ſehr kurz.

In der Größe des Leibes gleichen ſie dem Büffel. Länge der Männchen 7 Schuh, der Weibchen 8, Umfang 6, Höhe 3½.

Er hatte einen jungen in ſeinem Hauſe; er war ſchwarz, aber oben ſchön gezeichnet mit fahlen Flecken und Streifen, unten weiß; im vierten Monat verſchwanden die Flecken, und ein halb Jahr alt hatte er das gewöhnliche Kleid. Er wurde ſo zahm wie ein Hund, fraß alle Arten von Pflanzen, Brod, Kuchen u. dergl. Die Einwohner von Sumatra eſſen das Fleiſch. Linn. Trans. XIII. 1821. 270. (Iſis 1824. Litt. Anz. 137.)

Um dieſelbe Zeit, 1821, lieferte auch Th. Horsfield eine Abbildung. Er gab auch zuerſt die wiſſenſchaftliche Beſchreibung.

Ein lebendiges im Park von Barrackpore lief oft unter Waſſer auf dem Boden herum, ſchwamm aber nie. Im Jahr 1820 erhielt Raffles ein Exemplar nach England, nebſt Skelet und Eingeweiden in Branntwein, wornach Home eine Abhandlung bekannt gemacht hat. (Phil. Trans. 1821. 268.) Nach Horsfield erhielt die Regierung zu Bencoolen ſchon 1772 Nachricht über dieſes Thier von Hrn. Wahlfeldt, welcher damals die Küſte zu unterſuchen hatte ſüdlich von Cawoor, wo er dieſen Tapir an einer Flußmündung angetroffen, denſelben aber als Flußpferd beſchrieb, weil Linne in ſeiner 10ten Ausgabe 1768 dieſes Thier unter jenes Geſchlecht geſtellt hatte. Das war die Urſache, daß man auf Wahlfeldts Bericht nicht weiter achtete. Seine Abbildung aber iſt deutlich die des Tapirs. Marsdens war damals Secretär der Regierung, und er hat zuerſt in ſeiner Geſchichte von Sumatra dieſen Tapir erwähnt unter dem Namen Kuda-Ayer, wörtlich Flußpferd. Nachher wurde er nicht mehr bemerkt, bis 1805 der Gouverneur von Penang, G. Leith, ein lebendiges Stück erhielt. Horsfield, Researches I. 1821. (Iſis 1822. 331. T. 3.)

Endlich hat der Orientaliſt Remuſat unter chineſiſchen Zeichnungen eine Abbildung von einem gefleckten Tapir, der Me heißt, gefunden. Er lebt in den weſtlichen Provinzen von China

und hat die Größe eines Eſels, kann mithin nicht ein junger der vorigen Gattung ſeyn. Er ſteht in allen Elementarbüchern für die Kinder in China und Japan, und muß mithin ein bekanntes Thier ſeyn. Journ. asiat. 1824. (Iſis 1825. 1087. Taf. 11.)

c) An dieſe Thiere ſchließen ſich verſteinerte Thiere an, deren ungeheure Kiefer und Backenzähne Cuvier in der Nähe von Paris entdeckt hat, die aber nachher auch anderswo gefunden wurden. Er nannte ſie Palaeotherium, Lophiodon, Anaplotherium, und beſchrieb ſie in den Annalen des Muſeums und in ſeinen verſteinerten Knochen.

B. Wir gehen nun zur andern Abtheilung der Schweine, nehmlich den hohen, welche auf ſenkrechten Füßen ſtehen.

Geſpaltene Hufe kommen nicht mehr vor, ſondern die Zehen ſind bis auf den Boden verwachſen, und die Zahl derſelben iſt immer ungerad, 5, 3 oder 1, mithin ſind ſie auch leicht von den andern zu unterſcheiden.

Hieher gehören die rieſenhaften Landthiere, wie die Elephanten, Nashörner und Pferde.

3. G. Die Elephanten (Elephas)

ſind die größten, höchſten und dickſten Landthiere mit fünf Zehen und ſoviel Hufen; ein ſehr langer Rüſſel, der ſich umwenden und Getränke wie Nahrung ins Maul ſtecken kann; zwey bis drey blätterige, quergeſtreifte Backenzähne, Hauzähne im Oberkiefer, ſonſt keine.

Der Character liegt in der Naſe.

Es gibt Elephanten nur in Africa und Indien, in Urwäldern noch in bedeutender Menge: denn alle, welche man gezähmt hält, müſſen vorher wild eingefangen werden, weil ſie ſich in der Gefangenſchaft nicht fortpflanzen.

1) Der bekannteſte und freundlichſte iſt der indiſche (E. indicus),

mit einer Höhe von 10 Schuh, einem länglichen Kopf mit etwas ausgehöhlter Stirn; die Querſtreifen der Backenzähne ſind parallel. Jonſton T. 9—11. Hartenfels, Elephan-

tographia 1715. Fig. Seba I. T. 3. Buffon XI. T. 1—6. (Schreber II. Taf. 78.) Edwards, Gleanings tab. 22. E. Zimmermann, Elephant 1784. 4. Fig. J. Wolfs Abbild. I. T. 12. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 51. 1825.

2) Der africaniſche (E. africanus)

bleibt immer wilder, hat einen rundlicheren Kopf und die Querſtreifen der Zähne bilden eine lange Raute. Gesner 410. Fig. Perrault, Mém. ac. III. 1699. 91. tab. 19. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 51.

Es gibt wohl kein Thier, welches ſchon in den älteſten Zeiten mit dem Menſchen in ſo freundſchaftliche Verbindung getreten, und zu einer ſo großen Manchfaltigkeit von Geſchäften gebraucht, von dem auch in den älteſten wie in den neueſten Zeiten, ſelbſt im dunkelſten Mittelalter, ſolche Schilderungen entworfen worden wären, wie von dieſem Coloß der Landthiere. Dieſe Achtung verdient es auch mit Recht: denn der Nutzen, den es den Menſchen gewährt, iſt ganz unberechenbar, und ſeine Dienſte ſind nicht die eines Sclaven, ſondern eines freyen, gleichſam einſichtsvollen Menſchen. Der Elephant iſt, ungeachtet ſeiner Größe und Schwere, dennoch das hurtigſte, geſchickteſte, geſcheideſte, gelehrigſte und verſtändigſte Thier, welches alle dieſe Eigenſchaften mit einander verbindet, während ſie bey den andern, wie den Hunden, Pferden, Bibern und Affen nur einzeln vorhanden ſind.

Sie leben überhaupt ſehr geſellig, in großen Heerden, nur in Wäldern in der Nähe des Waſſers, in welchem ſie ſich gerne baden. Geht ein Trupp durch den Wald, ſo entſteht ein lautes Gekrach von den Zweigen und Sträuchern, die ſie theils niedertreten, theils abbrechen, um ſie zu verzehren. Sie freſſen durchaus nichts als Pflanzen, Gras, Laub, Kräuter, ſaftige oder mehlige Palmſtämme, Sproſſen u. dergl., die ſie mit dem Rüſſel abbrechen, Wurzeln, die ſie mit den Hauern auswühlen; am liebſten Früchte und ſüße Pflanzen, wie Zuckerrohr, Welſchkorn u.ſ.w.; den gezähmten gibt man Heu, Gras, Korn, Erdäpfel, Obſt, Brod u.ſ.w., wovon er täglich an 100 Pfund braucht. Ungereizt thut er niemanden etwas, auch nicht den Fremden;

ſonſt packt er ſeinen Feind mit dem Rüſſel und ſchleudert ihn tödt nieder.

Der erſte indiſche Elephant, welcher in Europa in ſeinem Betragen genauer beobachtet worden, iſt einer zu Neapel, wo er 14 Jahre gelebt hat. Er kam aus Indien, und wurde vom König von Perſien dem Sultan und von dieſem dem König von Neapel geſchenkt, wo er im October 1740 ankam. Er würde von ſeinen Führern 53 Jahre alt angegeben, war 10 Schuh 5 Zoll lang, 8 Schuh 10 Zoll hoch, und hatte 15 Schuh im Umfang; der Bauch 3 Schuh 5 Zoll von der Erde, die Hauer 4 Schuh lang, am Grunde 14 Zoll im Umfang. Das Thier brauchte ſie nur, um den Rüſſel darauf ruhen zu laſſen; dieſer war 7 Schuh lang und hatte hinten 3 Schuh 7 Zoll im Umfang. Er bediente ſich ſeiner wie einer Hand, hob damit oft eine Kette von 80 Pfund auf, und ſpielte damit in der Luft mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit; er warf ohne Anſtrengung ein Gewicht von 170 Pfund in die Höhe, Canonenkugeln und Bomben.

Seine erſten Führer waren Mongolen, die mit ihm in ihrer Sprache redeten; nachher bekam er Sclaven aus der Barbarey, welche ihre Sprache und bisweilen das Italiäniſche brauchten: deſſen ungeachtet ſchien er ſie zu verſtehen. Um ihn im Stall veſtzuhalten, legte man ihm an einem Vorder- und Hinterfuß einen Ring aus einem Seil mit Binſen umwickelt und dann mit Leder bedeckt, und band daran eine Kette. Um das Thier nicht zu ermüden, wechſelte man täglich mit den Füßen; wurde er ausgeführt, ſo ließ man niemanden in die Nähe kommen, um Unglück zu verhüten. Ein Sclave ſetzte ſich ihm auf den Hals, und leitete ihn mit der Stimme und mit der Bewegung ſeiner Füße in der Nähe der Ohren; wollte er nicht gehorchen, ſo kratzte er ihm mit einem Haken die Ohren, oder ſchlug ihm mit einem Hammer auf den Kopf, oder ſtieß ihn mit der Spitze deſſelben.

Er legte ſich täglich 2, 3 und 4 Stunden lang nach dem Untergang der Sonne; zuerſt bog er die hintern Kniee, dann die Schenkel, dann ebenſo die vordern Füße, und ſtreckte ſich nun

auf dem Heu aus, auf der Seite liegend. Nachdem er 3 oder 4 Stunden geſchlafen, ſtand er auf und verlangte zu freſſen, entweder durch Schnauben oder, wenn es der Wärter nicht hörte, durch Schütteln ſeiner vordern Kette; nach dem Freſſen ſchlief er wieder bis zu Sonnenaufgang, außer im Frühjahr, wo er eine Stunde länger ſchlief. Er fraß außerordentlich viel; man gab ihm täglich 2 Centner trockenes Hirſenſtroh, außer in den 3 erſten Wochen des Aprils, wo er grüne Gerſte bekam, wovon er täglich 8—10 Centner! fraß; dazu bekam er noch 30 Pfund Brod, 28 Unzen Zucker mit ebenſoviel Butter unter einander gemiſcht und in ein zweypfündiges Brod eingeſchloſſen, das man ihm ins Maul ſteckte. Alle Abend gab man ihm 2 Biſſen, ſo groß wie eine Muskatnuß, aus 30 erhitzenden Arzneyen zuſammengeſetzt, welche den ſtärkſten Menſchen umbringen würden. Dieſes Mittel war ihm aber nöthig: denn bekam er es nicht, ſo war er unruhig und ſchlief die ganze Nacht nicht, wahrſcheinlich brachte das kältere Clima ein ſolches Bedürfniß hervor. Anfangs bekam er auch täglich 2 Flaſchen Branntwein, den er nicht mehr nahm, als er einmal an das Clima gewöhnt war. Er ſoff täglich 400 Flaſchen Waſſer, im Sommer gegen 900, zu 3 verſchiedenen Zeiten, und jedesmal in 5—12 Zügen. Er zog es in ſeinen Rüſſel, ſteckte dieſen ins Maul und verſchluckte es in 2—3 malen.

Es war ein Männchen, welches alle Frühjahr brunftig wurde, und dann nicht fraß und ſich ſchwer regieren ließ; der Rüſſel tropfte und an den Schläfen floß aus einer Oeffnung eine graue, fette Materie, wie eine Salbe. Bisweilen wurde er traurig; er zeigte Zuneigung zu ſeinen Wärtern, liebkoste ſie mit ſeinem Rüſſel und gehorchte ihnen willig. Er faßte ſogar Zuneigung zu einem Hammel, der oft nach ſeiner Gewohnheit mit dem Kopfe gegen ſeine Hauer ſtieß; machte er es zu arg, ſo beſtand die ganze Strafe darinn, daß er ihn mit dem Rüſſel auf einen Miſthaufen warf, während er andere Thiere mit ſolcher Gewalt an eine Mauer ſchleuderte, daß ſie auf der Stelle todt blieben. Er war empfindlich gegen Schmerzen, ſuchte den Schlägen auszuweichen, und gab durch allerley Wendungen zu ver=

ſtehen, daß er ſie empfinde, wenn er bekam; er war auch ſehr vorſichtig, wenn er an einen Ort gehen ſollte, deſſen Veſtigkeit ihm verdächtig war. Er ließ außer dem Schnauben nie eine Stimme hören. Bisweilen bekam er Grimmen und oft böſe Füße. Er ſtarb 1755. Seine Haut wog 23 Centner 84 Pfund. Marigny et Arthenay in Hist. Ac. Paris 1754. 66.

G. Cuvier hat mehrere Jahre lang Gelegenheit gehabt, einige indiſche Elephanten im botaniſchen Garten zu Paris zu beobachten und zu unterſuchen.

Dieſes Thier hat an allen Füßen fünf vollkommene Zehen, welche aber ſo von Fleiſch und Haut umwachſen ſind, daß ſie ſich nicht einzeln bewegen können, und das ganze einen harten Klumpfuß bildet, an deſſen Rändern jede Zehe einen kleinen flachen Huf hat, wovon aber oft ein und der andere fehlt oder wahrſcheinlich abgeſtoßen wird, beſonders an den Hinterfüßen. Die Backenzähne beſtehen aus Querblättern, wie bey manchen Nagthieren, und dazu kommen noch, beym Mangel der Eckzähne, die 2 großen Hauer, welche im Zwiſchenkiefer ſtecken, wie Nagzähne, aber rund und von einander getrennt ſind, auch nicht nach unten gebogen, um gegen andere Nagzähne zu wirken, ſondern nach oben und vorn, ſo daß ſie eigentlich nur ſtechen oder hauen können, wie die Hauer oder Waffen des Wildſchweins. Unten fehlen nicht bloß die Eck-, ſondern auch die Vorderzähne. Der Rüſſel iſt ſein wichtigſtes Werkzeug, ohne welchen er wegen des kurzen Halſes, des ſchweren Kopfes und der langen Hauer nicht im Stande wäre weder zu waiden noch zu ſaufen. Der Rüſſel ſorgt für beides und zugleich für eine Menge andere Geſchäfte, beſonders auch für Angriff und Vertheidigung. Er iſt ſo ſtark, daß er mäßige Bäume ausreißen, Hütten erſchüttern, ſchwere Maſſen werfen und große Thiere zerdrücken kann. Am Ende deſſelben ſtehen die Naslöcher, und über denſelben verlängert er ſich in einen fingerförmigen, fleiſchigen Fortſatz, womit der Elephant die kleinſten Dinge ergreifen und die geſchickteſten Kunſtſtücke machen kann.

Die Füße ſind, verhältnißmäßig zu der Länge des Leibes, ſehr hoch und dick, die Ohren breit und hängend, wie ein Schurz-

fell. Der Kopf iſt ſehr dick, weil die zwey Wände der Schädelknochen weit von einander getrennt ſind und große Zellen zwiſchen ſich haben, die mit der Naſe in Verbindung ſtehen und ohne Zweifel den Geruch verſtärken. Der Raum für das Hirn iſt verhältnißmäßig ſehr klein. Die Backenzähne beſtehen, wie bemerkt, aus etlichen 20 hinter einander liegenden Blättern oder zuſammengedrückten Blaſen, welche als ſtumpfe Kämme aus dem Zahnfleiſch hervorkommen, ſich aber bald abkauen, und ſodann als Schmelzbänder erſcheinen.

Das Kalb hat jederſeits nur einen ſolchen zuſammengeſetzten Zahn, hinter welchem ſich ſpäter ein anderer entwickelt, der den vordern allmählich ſo vorwärts ſchiebt, daß er ausfällt und nun wieder nur 4 Backenzähne im Ganzen vorhanden ſind. Dann kommt hinter dieſem ein neuer Zahn und treibt auch ihn fort. Dieß wiederholt ſich 6—8mal während des Lebens des Thiers. Jeder neue Zahn iſt größer und hat mehr Blätter. Die Hauer beſtehen aus in einander geſchachtelten hohlen Kegeln, und zeigen auf dem Querſchnitt krumme Linien vom Mittelpunkte zum Umfang, wodurch man das ächte Elfenbein leicht von den Zähnen des Flußpferdes, Walroſſes, Einhorns und Ebers unterſcheiden kann. Die erſten Hauer fallen aus, wenn ſie einige Zoll lang ſind.

Die Haut iſt rauh, ſchrundig und körnig, mit ſehr wenig Haaren, die Färbung ſchwarz, Hufe röthlich, Magen einfach, Därme ſehr groß; keine Gallenblaſe.

Die africaniſchen Elephanten ſind kleiner und furchtſamer, haben aber viel größere Ohren und Hauer, und zwar die letzteren bey beiden Geſchlechtern, während ſie bey den weiblichen Elephanten in Indien höchſtens einige Zoll lang werden. Das africaniſche Elfenbein iſt auch viel härter, wird nicht ſo leicht gelb, und iſt auch faſt das einzige, welches im Handel vorkommt.

Sie haben, ungeachtet ihrer Schwere, einen raſchen Trab, und können leicht einen Menſchen einholen; da ſie ſich aber nicht ſchnell wenden, und nur unbeholfen bergab laufen können, ſo iſt es nicht ſchwer, ihnen auszuweichen. Sie ſchwimmen leicht

durch Waſſer; ziehen auch feuchte, unbewachſene Gegenden, beſonders Flußufer, jedem andern Aufenthalt vor, weil ſie die Hitze eben ſo wenig ertragen als die Kälte. Sie ſchwimmen wegen ihres dicken Leibes. Sie fühlen ein beſtändiges Bedürfniß nach Feuchtigkeit, um ihre harte Haut, die leicht aufſpringt und ſich abſchält, weich zu erhalten: und ihr größtes Vergnügen iſt, unterzutauchen, ſich im Waſſer zu wälzen und zu ſpielen; auch beſpritzen ſie ſich mit dem Rüſſel den Rücken. Fehlt ihnen das Waſſer, ſo bedecken ſie ſich mit friſchem Staub, Gras u. dergl.

Sie lieben von Natur die Geſellſchaft, und halten ſich in großen Heerden zuſammen in den Wäldern, die ſie nur verlaſſen, wenn ſie in der Nachbarſchaft ein Feld abzuwaiden wiſſen, das ſie zu 50 und 100 heimſuchen unter der Anleitung, wie man behauptet, der älteſten Weibchen und Männchen; die jüngern und die Weibchen ſollen bey Gefahr in die Mitte genommen und von den Männchen vertheidigt werden.

Ein gezähmter Elephant frißt täglich 1 Centner Reis, nebſt Gras, Früchten, Butter und Zucker. Der zu Verſailles, welchen der König von Portugal 1668 Ludwig XIV. ſchenkte, wurde 17 Jahre alt. Er bekam 80 Pfund Brod, 12 Flaſchen Wein, 2 Eimer Suppe, oder ebenſoviel gekochten Reis, und eine Garbe Korn zum Spielen. Wann er die Körner aus den Aehren gefreſſen hatte, ſo faßte er ein Büſchel Stroh mit dem Finger des Rüſſels, und vertrieb ſich damit die Fliegen. Auf Spaziergängen zog er mit dem Rüſſel Gras aus, um es zu freſſen. (**Perrault**, Mém. Ac. III. 101.)

Er liebt vorzüglich geiſtige Getränke, und thut alles Mögliche, ſie zu bekommen, wenn man ihm dergl. vorhält. Jeder der 2 Elephanten zu Paris bekommt 1 Centner Heu, 18 Pfund Brod, einige Bündel Möhren und einige Körbe Erdäpfel; ſie freſſen den ganzen Tag, ohne beſtimmte Zeit, und im Sommer ſäuft jeder an 30 Eimer. Sie ſind 18 Jahre alt. Sie waren vor 3 Jahren 7 Schuh hoch, und ſind jetzt 8 Schuh 4 Zoll. Als ſie 1786 von Ceylon nach Holland in die Sammlung des Statthalters zu Loo kamen, waren ſie nur 2½ Jahr alt und 3½ Schuh hoch;

jeder fraß damals nur ¼ Centner Heu. Sie wollten ſchlechterdings nicht über die Brücke von Arnheim. Man mußte ſie faſten laſſen und ihnen das Futter vorhalten: dennoch thaten ſie keinen Schritt, ohne auf alle mögliche Art zu unterſuchen ob die Bohlen nicht brechen, ehe ſie einen Fuß darauf ſetzten. Sie waren übrigens ſehr ſanft, liefen überall frey herum, und kamen ſelbſt in die Zimmer zum Mittagseſſen, um die Leckereyen zu holen, die ihnen jederman anbot. Bey der Eroberung von Holland durch die Franzoſen wurden ſie aber unaufhörlich beunruhigt, und als ſie gar in großen Käfigen nach Paris geführt wurden, ſo verloren ſie viel von ihrer Gutmüthigkeit, und man wagt es jetzt nicht mehr, ſie frey herumlaufen zu laſſen; indeſſen ſind ſie in einer weiten Umzäunung, haben Stallung und Waſſer und befinden ſich wohl.

Sie haben einander ſehr gern, und wenn einer über etwas erſchrickt und einen Laut von ſich gibt, ſo lauft der andere ſogleich herbey, und beide ſchmeicheln ſich mit ihrem Rüſſel. Beſonders iſt das Männchen gleich bey der Hand, und man hatte anfangs Hoffnung, daß ſie ſich fortpflanzen würden, was aber nicht der Fall war.

Sie haben dreyerley Laute, einen aus dem Rüſſel, der ſcharf iſt, und nur ſich hören läßt, wenn ſie mit einander ſpielen; einen ſchwachen aus dem Munde, um Nahrung zu verlangen, und einen ſehr lauten aus der Kehle, wenn ſie erſchrecken. Der letzte klingt wirklich fürchterlich.

Im Allgemeinen ſind ſie gutmüthig, ſuchen nicht zu ſchaden, kennen und lieben ihre Wärter; ſie werden aber boshaft, ſo bald ihre Drüſen hinter den Ohren fließen: dann ſind ſie unartig gegen ihre Wärter, und ſtoßen ſogar ſelbſt einander. Uebrigens zeigte ſich dieſer Ausfluß nur beym Männchen, und er fieng erſt an, als es 15 Jahr alt war. Er dauert 40 Tage, ſetzt eben ſo viel aus und kommt wieder. Der Saft iſt kleberig und ſtinkend. Das Weibchen hat übrigens auch dieſe Drüſen nebſt ihrer Oeffnung.

Im Winter 1801 ſtarb das Männchen und wurde genau anatomiert, beſonders der Rüſſel. Es iſt merkwürdig, daß der

Elephant das Waſſer aus dem Rüſſel durch Luftdruck ins Maul treiben kann, ohne daß davon in die Luftröhre kommt. Dieß wird verhindert durch das ſehr große Gaumenſeegel, welches tief herunter ſteigt. Auf der Zungenwurzel iſt eine Vertiefung, durch welche das Waſſer in die Speiſeröhre läuft, und zwar an beiden Seiten des Kehldeckels vorbey.

Die Reiſenden preiſen beſonders den Geſchmack der Elephantenfüße. Er kommt von einem dichten Zellgewebe mit feinem Fett angefüllt, welches wie ein Polſter um die Zehen liegt. Ménagerie du Muséum. Paris 1801. Fol. tab. 1. 2. m et f.

Die ältern Reiſenden in Indien haben uns viele Nachrichten, theils über den Fang der Elephanten, theils über ihr Naturell mitgetheilt, vorzüglich aber über die Pracht, welche die indiſchen Großen durch Haltung vieler Elephanten und durch Verzierung derſelben mit Golddecken u. dergl. an den Tag legten.

Nach Thevenot fängt man ſie auf verſchiedene Art: an manchen Orten in Gruben, worein ſie fallen und woraus man ſie leicht zieht, nachdem man ihnen Schlingen umgeworfen hat; an andern führt man ein brunftiges Weibchen an einen engen Ort, wo es ſchreyt und die wilden Männchen herbeyruft. Iſt eines in dem Gang, ſo ſchiebt man Stangen vor, und ſucht ihm von der Mauer herunter Schlingen und Ketten um den Rüſſel und den Leib zu werfen, worauf man es zu zween andern zahmen Elephanten führt, welche ihm ein gutes Beyſpiel geben, und ihm allenfalls auch drohen, wenn es ſich unbändig beträgt. Voyage 1664. III. 131.

Auf Ceylon fängt man ſie ebenfalls in Gruben, die man mit Brettern und Stroh bedeckt. Die Sclaven bringen den hineingefallenen ſo lange zu freſſen, bis ſie an ſie gewöhnt ſind, und dann gehen ſie mit ihnen meiſtens nach Goa und anderen Ländern, um ihr Brod zu verdienen.

Der franzöſiſche Geſandte Chaumont beym König von Siam wohnte einmal einer großen Jagd bey. Der König ſchickte eine Menge Weibchen in den Wald, und als er nach einigen Tagen erfuhr, daß ſich wilde Elephanten zeigten; ſo ſchickte er 30—40,000 Mann dahin, um einen Kreis um dieſelben zu bil-

den. Man ſtellte ſie zu 4 zuſammen und 20—25 Schuh von einander, wo jedesmal ein 3 Schuh hohes Feuer gemacht wurde. Man machte noch einen andern Umkreis mit ſogenannten Kriegs-Elephanten, die 100—150 Schritt von einander ſtehen; an verſchiedene Orte ſtellt man Canonen, um ſie abzufeuern, wenn die wilden durchgehen wollen. Täglich zieht man den Kreis enger, und zuletzt wird er ſo klein, daß die Feuer nur noch 5—6 Schritt von einander ſind. Da die Elephanten Geräuſch um ſich hören, ſo ſind ſie nicht ſo keck zu entfliehen, obſchon hin und wieder einer durchgeht. Nach und nach treibt man ſie in eine Umzäunung von Paliſaden. Bey dem Umkreis von Kriegselephanten und Soldaten reiten Leute auf Elephanten, welche mit großer Geſchicklichkeit den wilden Thieren Schlingen um die Hinterbeine zu werfen wiſſen. Man führt ſie ſodann zwiſchen 2 zahme Elephanten, hinter denen ein dritter hergeht, der den wilden antreibt; beträgt er ſich unbändig, ſo bekommt er von den andern Schläge mit dem Rüſſel. Man führt ihn unter ein Dach und bindet ihn an. Ich habe ihrer 10 fangen ſehen, und man ſagte mir, daß in der Umzäunung 140 ſeyen. Relation de l'ambassade 1686. 91.

Tachard beſchreibt noch intereſſantere und prächtigere Jagden in demſelben Lande. Eine Viertelſtunde von der Hauptſtadt Louvo iſt ein viereckiges Amphitheater von hohen Mauern mit Staffeln umgeben, worauf die Zuſchauer ſitzen. Darinn iſt ein Einfang von dicken Paliſaden zween Schuh von einander, hinter welche ſich die Jäger retten, wenn ſie von Elephanten verfolgt werden. Gegen das Feld iſt ein großer Eingang, gegen die Stadt aber ein enger Gang, der zu einem großen Schopf führt, worinn man die Elephanten zähmt. Am beſtimmten Tag reiten die Jäger auf weiblichen Elephanten in den Wald, und bedecken ſich mit Zweigen, damit ſie nicht bemerkt werden. Verſpüren ſie wilde in der Nähe, ſo reizen ſie ihre Weibchen zum Schreyen, worauf jene mit einem fürchterlichen Geheul antworten. So wie ſie herbeykommen, kehren die Jäger um und nähern ſich allmählich dem Amphitheater. Iſt ein wilder mit hineingetreten, ſo ſchiebt man die Schranken vor. Das Weibchen geht geradezu

auf den engen Gang los, und wenn der wilde nicht hinein will, ſo ſtoßt man ihn mit Stangen. Er verfolgt endlich die Jäger, und wird in dieſem Eifer in den engen Gang geführt, wo man vor und hinter ihm ein Gitter fallen läßt, ſo daß er ſich nicht mehr rühren kann und fürchterlich anfängt zu ſchreyen. Man ſucht ihn zu beſänftigen, indem man Waſſer aus Eimern auf ihn gießt, ihn mit Blättern reibt u.ſ.w. Indeſſen bindet man Seile um ſeinen Leib und die hintern Beine, öffnet das äußere Gitter, und führt ihn hinter einem zahmen Elephanten in den Schopf, wo man ihn an eine Säule bindet. Man läßt ihn bis zum andern Tag austoben, und dann kommt ein weißgekleideter Bramine, welcher auf einem Elephanten langſam um ihn herum- reitet, ihn mit Weihwaſſer begießt, welches ihm ſeine natürliche Wildheit nehmen ſoll. Nachher läuft er mit den andern, und iſt in 14 Tagen ſchon ganz zahm. Voyage 1686. 298. 340.

Der Führer ſetzt ſich auf den Hals ohne allen Zaum; er leitet das Thier mit einer dicken und ſpitzigen eiſernen Ruthe, wie mit einem Sporn, indem er es bald an den Ohren, bald an der Schnauze ſticht. Dieſes Eiſen, welches ein anderes Thier tödten könnte, wirkt nur wenig auf die Haut des Elephanten, und wenn er unbändig iſt, ſo macht es nicht Schmerzrn genug, um ihn in Ruhe zu erhalten. Gewöhnlich ſitzt auch noch ein Führer hinten auf dem Kreuz.

Der König von Siam ſoll an 20,000 gezähmte in ſeinem Reiche haben, und ſo viele wilde in den Gebirgen, daß man oft 50—80 bey einer Jagd fängt. Auch in Pegu gibt es ſehr viele. Die meiſten jedoch, welche ſich gezähmt in ganz Indien zerſtreut finden, kommen von der Inſel Ceylon, als welche man allen andern, wegen ihrer Größe und ihres verſtändigen Be- tragens, vorzieht. Früher hat man ſie überall im Kriege ge- braucht; man band ihnen Säbel an den Rüſſel, ſetzte ihnen auf den Rücken kleine Hütten mit 5—6 bewaffneten Menſchen. Sie brachten manchmal Unordnung im feindlichen Heere hervor. Seit man aber mehr Feuergewehr hat, das ſie ſehr fürchten, kann man ſie als eigentliche Krieger nicht mehr brauchen; ſie ſind jetzt nur Laſtthiere, um Lebensmittel und Waffen dem Heere

nachzutragen, oder zum Reiten zu dienen. Privatleute haben übrigens jetzt ſelten Elephanten, da ſie ungewöhnlich theuer ſind, und einer 5—15,000 Gulden koſtet. Es frißt einer täglich für 2 Gulden: er braucht 1 Centner gekochten Reis mit Butter und Zucker, und außerdem Baumblätter, beſonders von der indiſchen Feige oder dem Piſang, zur Erfriſchung. Dagegen können ſie auch viel leiſten. Sie tragen über 30 Centner, und machen des Tags 10 Meilen, und wenn man ſie antreibt, noch mehr. Sie heben mit ihrem Rüſſel leicht 2 Centner auf ihre Schultern, ziehen 1½ Centner Waſſer ein und ſpritzen es einige Klafter hoch; ſie reißen damit Aeſte ab, tragen auf ihren Hauern 10 Centner und wurzeln damit mäßige Bäume aus. In Indien wird alles durch Elephanten fortgeſchafft. Selbſt Fürſten haben jetzt nur einige Hundert, ſelten einige Tauſend, und eigentlich nur zur Pracht, bey Aufzügen, Reiſen u. dergl., wo man ſie beſonders mit Schabracken zu bedecken ſucht, welche mit Gold, und ſelbſt Perlen geſtickt ſind; die Hauer oft 4 Schuh lang mit Ringen von Gold, Silber und Kupfer umgeben.

Es gibt hin und wieder weiße Elephanten, welche ſehr hoch geſchätzt, gewiſſermaaßen heilig gehalten und ſo lang ernährt werden, als ſie nur irgend leben können. Manche ſollen es auf 300 Jahre gebracht haben. Sie haben im Palaſte ein prächtiges Zimmer mit vergoldeten Geſimſen, und bekommen ihr Freſſen auf goldenen Platten. Will der König von Pegu einen Spazierritt machen, ſo gehen ſeine 4 weißen Elephanten voraus, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Gibt er Audienz, ſo führt man ſie vor; ſie machen ihm ihre Reverenz, indem ſie den Rüſſel aufheben, das Maul aufſperren, 3 Laute hören laſſen und niederknien. Nachher führt man ſie in ihren Stall, gibt ihnen aus ungeheuren goldenen Schüſſeln zu freſſen, und wäſcht ſie aus einer ſilbernen Schüſſel, oft zweymal des Tags. Dabey ſtehen ſie unter einem Himmel, der von 8 Dienern getragen wird, um ſie gegen die Sonne zu ſchützen. Gehen ſie zum Futter, ſo marſchieren 3 Trompeter vor ihnen her u.ſ.w. Tachard 239. Voyages de la Compagnie des Indes de Holland III. 40.

Wie alt die Elephanten überhaupt werden, weiß man nicht genau. Die Alten gaben ihnen 500 Jahre; die jetzigen Karnak aber ſagen, daß ſchon ihr Urgroßvater dieſen oder jenen Elephanten beſorgt habe, was mithin ein Alter von 120—130 Jahren gibt. Tavernier, Voyage 1713. III. 242. Diejenigen, welche zu uns kommen, erreichen ſelten 20 Jahre.

Die Sinnorgane des Elephanten ſind alle ſehr gut: das Auge zwar klein, aber lebhaft und nachdenklich; das Gehör ſo fein wie der Geruch; die ſehr großen Ohrmuſcheln, welche nicht röhrenförmig in die Höhe ſtehen, ſondern offen, wie beym Menſchen, herunterhängen, werden immer bewegt, und beſchützen auch die Augen vor Inſecten; er ſoll die Muſik lieben und im Tacte gehen lernen. Er liebt wohlriechende Blumen, pflückt ſie ab und verzehrt dieſelben; auch ſein Geſchmack iſt fein; er liebt beſonders die ſaftigen Piſange, Cocos- und Sagopalmen. Sein nützlichſtes Organ aber iſt der Rüſſel, mit dem er alles mögliche thut, ſich füttert und begießt, er hebt Münzen von der Erde auf, macht Blumenbüſchel, zieht Stöpſel aus Flaſchen, macht Knoten an Seilen auf, ſchiebt Riegel vor, dreht Schlüſſel um und ſchreibt ſogar, wie die Alten behaupten, mit einem Griffel.

Die erſte genauere Nachricht über den Fang der Elephanten auf Ceylon gab Dr. Strachan vor mehr als 100 Jahren.

Alle Eingeborenen bis auf 10 Stunden von der Küſte zwiſchen Matura und Naegumbo ſind den Holländern unterworfen; und wenn daher die oſtindiſche Compagnie eine Elephantenjagd befiehlt, ſo legen ſie an einer gewiſſen Stelle einen Pferch oder einen Park an, der beym Eingang weit iſt, aber immer ſchmäler wird, und am Ende ſo ſchmal, daß ſich ein Elephant nicht umwenden kann; dieſer Gang iſt ſo lang, daß 20 Elephanten darinn hinter einander ſtehen können. Dann befiehlt der Beamte der Gegend den Einwohnern die Wälder zu umgeben, und das geſchieht in einem Umfang von 30 Stunden. Zuerſt ſteht jederman vom andern 25 Schritt, und man unterhält ein Feuer im Zwiſchenraum; dann treibt man durch Schießen, Trommeln und Blaſen auf dem Waldhorn die Elephanten gegen den Park, ſo daß endlich die Treiber dicht an einander ſtehen. Die in dem

Park befindlichen Elephanten leiſten nunmehr Widerſtand und zeigen Luſt umzukehren; aber es ſtehen Pfoſten vor dem Eingang, und es liegen lange Schranken auf dem Boden, die man nur aufzuheben braucht und an den Pfoſten zu beveſtigen, um die Thiere einzuſchließen. Dann wirft man Feuerbrände nach ihnen, treibt ſie in den engen Gang und ſchiebt hinter ihnen Schranken vor.

Es gibt verſchiedene Arten von Elephanten: einige ſind vorn viel höher als hinten; andere bekommen nie die 2 langen Hauer; andere ſind ſo wild, daß ſie nicht gebraucht werden können, wenn man ſie auch 10 Jahre lang hält; der König von Candien hat aber dergleichen, um die Uebelthäter zu beſtrafen. Wenn man dergleichen im Park bemerkt (und man erkennt ſie an ihrem wilden Blick), ſo läßt man ſie nicht in den Gang, indem man Feuerbrände nach ihnen wirft; die Eingeborenen ſuchen ſie zu tödten durch Schießen oder Abhauen des Rüſſels, womit ſie all ihr Futter ins Maul ſtecken, und daher Hunger ſterben. Die Eingebvrenen ſind außerordentlich behende, und wagen ſich mit ihren Schwerdern ganz nahe zu den Thieren.

Man bindet dann einen nach dem andern zwiſchen zween zahme Elephanten, deren Zahnſpitzen abgeſägt ſind. Beträgt ſich der wilde Elephant unbändig, ſo halten ſie ſeinen Rüſſel mit den ihrigen und ſchlagen ihn mit ihren Zähnen. Auf jedem zahmen ſitzt ein Mann und leitet ihn mit einem hakenförmigen Stab, womit er ſeinen Kopf berührt und dem Elephanten nach Belieben beſiehlt, ohne irgend einen Zaum. Im Stall angekommen, werden ſie zwiſchen zwey Pfoſten geſtellt, mit einer Querſtange vor der Bruſt und einer unter dem Bauche, ſo daß ſie ſich weder wenden noch legen können; dürften ſie das letzte, ſo würden ſie ſchwerfällig und traurig werden, nicht freſſen, ſondern zu Grunde gehen. Man füttert ſie mit dem Stamm des Piſangs, welchen ſie allem andern Futter vorziehen; nach 6 Wochen fangen ſie an nachzugeben, und dann bindet man ſie nur mit Seilen an einem Fuß an. Dann kommen die Kaufleute aus Bengalen, bezahlen dieſelben und laſſen ſie auf die Schiffe führen, wo ſie ebenfalls mit Piſangſtämmen gefüttert werden. Um ſie an Bord

zu bringen, legt man jedem 15—20 Gewänder von Seilen um den Leib, und bindet dieſelben auf dem Rücken zuſammen. Dann wird er zwiſchen zween dazu erzogenen Elephanten ins Waſſer geführt, und hinterher geht ein anderer, welcher ihm den Kopf auf die Lenden legt und ihn vorwärts ſtößt, wenn er nicht ins Waſſer will. Iſt er tief genug darinn, ſo kehren die zahmen um, und er wird an ein Boot gebunden, dem er nachſchwimmen muß bis zum Schiff, wo er an Bord gehoben wird. Es gibt aber ein paſſenderes Verfahren. Man hat ein flaches Schiff, das man noch mit Brettern belegt, wie einen Stubenboden, ſo daß es faſt eben ſo hoch iſt wie der Staden; außerdem verziert man das Schiff mit Zweigen, daß der Elephant kein Waſſer ſieht, bis er an Bord iſt. Schwimmt ein Elephant, ſo ſieht man nichts als den Rüſſel, durch welchen er Odem holt.

Die gezähmten Elephanten ſind ſehr gelehrig und willig, ſo daß ſie ſich auf den Bauch legen, wenn jemand aufſteigen will. Fallen ſie einmal, ſey es auch auf ebenem Boden, ſo ſterben ſie entweder ſogleich, oder ſie ſiechen noch eine zeitlang; denn ihr ſchwerer Leib verträgt keinen Fall. Wenn ein Elephant einen Obſtgarten beſucht, ſo ſpitzen die Eingeborenen ein ſchweres Stück Holz und hängen es mit einem Seil an einen Aſt des Baumes, unter welchem er durchzugehen pflegt. Des Nachts ſetzt ſich ein Mann auf den Aſt und ſchneidet das Seil ab, ſobald der Elephant kommt; das ſpitzige Stück fällt ihm tief in den Rücken; das Thier wird krank und geht endlich zu Grunde. Phil. Trans. 1702. Nro. 277. (Baddam abr. IV. p. 104.)

Die beſten Nachrichten über das Betragen, die Gewohnheiten und die Naturgeſchichte dieſer Thiere haben wir in der neuern Zeit von John Corſe erhalten. Seit den älteſten Zeiten hat der Elephant wegen ſeiner Größe, ſeines Verſtandes und ſeiner Gelehrigkeit die Aufmerkſamkeit und die Bewunderung aller denkenden Menſchen auf ſich gezogen, und wenig Reiſende in Aſien oder Africa haben es unterlaſſen, von ihm zu reden. Ein Aufenthalt von mehr als 10 Jahren in der Provinz Tiperah in Bengalen, an der öſtlichen Gränze der brittiſchen Beſitzungen, wo jährlich ganze Heerden von Elephanten gefangen

werden, verſchaffte mir häufig Gelegenheit, die Art des Fanges und das Betragen dieſes edlen Thiers zu beobachten.

Da ſie ſich in der Gefangenſchaft nicht fortpflanzen, ſo müſſen alle wild gefangen und gezähmt werden. Das erſtere geſchieht auf zweyerley Art: in der Regel gehen die Elephanten heerdenweiſe mit einander; es gibt aber auch, und das ſind immer Männchen, welche einſam herumirren und Goondah heißen; man glaubt, ſie ſeyen, aus Eiferſucht ihrer Cameraden, von der Heerde vertrieben. Sie ſind viel gefährlicher als die andern, und ſchießen oft unverſehens und ohne alle Veranlaſſung aus dem Walde heraus auf Menſchen los, verwüſten Felder, werfen Hütten um, tödten das Vieh, ſo daß die Bauern wachen müſſen, was ſie in einer Bambushütte thun, um nicht von Tigern aufgefreſſen zu werden. Bemerken die Wächter einen ſolchen Elephanten, ſo rufen ſie ſich zu, ſchreyen aus vollem Hals, ſchießen, machen Feuer ꝛc., um ihn zu vertreiben. Neben Elephanten, die in Heerden leben, kann man vorbeygehen, ohne daß ſie ſich um einen bekümmern. Jene zerſtreuten fängt man, indem man ihnen gezähmte Weibchen zuſchickt, die mit ihnen waiden. Die Führer oder Karnak gehen hinter ihnen her, machen den wilden Elephanten Schlingen um die Beine und binden ſie an einen Baum.

Hat man eine ganze Heerde zu fangen, ſo umgibt man ſie mit 2 Kreiſen von 1000 bewaffneten Menſchen, welche dieſelben mit Lärm, Schießen, Fackeln gegen eine Umzäunung von Paliſaden und breiten Gräben treiben. Der Eingang iſt durch Zweige ſo vermacht, daß er einem Waldpfad gleich ſieht. Anfangs will der Leit-Elephant nicht hinein; hat er es aber endlich gethan, ſo folgen ihm alle andern nach. Dann ſchließt man den Eingang mit Pfählen und Feuer, macht alle Arten von Lärm mit Geſchrey und Inſtrumenten, daß die Elephanten, wie verblüfft, es nicht wagen, über den Graben zu ſpringen und ſich an den Paliſaden zu vergreifen. An einer andern Stelle iſt ein ſchmaler Ausgang. Daſelbſt bietet man ihnen von einem Gerüſte herab zu freſſen an, und ſucht allmählich einen nach dem andern in den Gang zu locken, der ſo eng iſt, daß er ſich nicht

umkehren kann. Man ſchließt ſogleich hinter ihm die Thüre, macht ihm Schlingen um die Beine, bindet ihm Seile um Kopf und Leib, und das andere Ende deſſelben an gezähmte Weibchen, welche dem Wilden bald ſeine Wuth benehmen.

Man übergibt ſodann jedem einen Wärter mit einigen Knechten, welche ihn durch Schmeicheley und Drohung, durch Kratzen mit langen Bambusſtöcken, durch Beſpritzen mit Waſſer, durch Darreichung oder Verweigerung der Nahrung, endlich auch durch Züchtigung mit einem ſpitzigen Eiſen an einem Stock zu zähmen ſuchen. Endlich wagt man es, ſich ihm auf den Hals zu ſetzen und ihn zu leiten. Bis dahin aber braucht man 6 Monate. Asiatic Researches III. 1789.

Vom Jahr 1792—97 ſtanden die Elephantenjäger ganz unter meinem Befehl, ſo daß ich nach Belieben Verſuche anſtellen konnte über Dinge, die früher nicht bekannt waren: dabey bin ich auf manche Irrthümer geſtoßen, welche die älteren Schriftſteller verbreitet haben. Man hat behauptet, der Elephant beſitze das Gefühl der Beſcheidenheit in hohem Grade, und das vom Verluſte ſeiner Freyheit ſo lebhaft, daß er ſich in der Sclaverey nicht fortpflanzen und ſeinen Kindern ein ähnliches Loos bereiten wolle. Nach andern verlor er dieſes Vermögen durch die Zähmung. Um dieſes herauszubringen, benutzte ich meine Verhältniſſe. Seit meiner Nachricht über den Fang der wilden Elephanten habe ich nicht unterlaſſen, Beobachtungen über dieſe Thiere anzuſtellen, und Folgendes gefunden:

Ein am 16. October 1789 geborener männlicher Elephant war 35 Zoll hoch. Im erſten Jahr wuchs er 11 Zoll, im zweyten 8, im dritten 6, im vierten 5, im fünften 5, im ſechsten 3½, im ſiebenten 2½, und dann war er alſo hoch 6 Schuh 4 Zoll.

Ein Weibchen, 6 Schuh 9 Zoll hoch, wurde von den Jägern 14 Jahr alt geſchätzt, was aber offenbar zu viel war; nach dem vorigen Verhältniß konnte es nur 11 Jahre haben. In den folgenden 5 Jahren, ehe es trächtig wurde, wuchs es nur 6 Zoll, aber höchſt ſonderbar während der Trächtigkeit von 21 Monaten 5 Zoll, und in den folgenden 17 Monaten nur ½ Zoll, obſchon

es wieder trächtig war. Es war nun ungefähr 19 Jahre alt, und hatte wohl ſeine volle Größe erreicht. Sein Junges war im November 1796 noch nicht 20 Monate alt, und dennoch 4 Schuh 5½ Zoll hoch, alſo ſeit der Geburt gewachſen 18 Zoll, eine Schnelligkeit, über die ich kein Beyſpiel kenne. Ein männlicher Elephant von 20 Jahren wuchs noch immer, und hatte mit 22 Jahren ſeine volle Größe noch nicht erreicht. Sie pflanzen ſich daher fort, ehe ſie ausgewachſen ſind, wie auch die meiſten andern Vierfüßler. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß ſie zwiſchen 18 und 24 Jahren ihr volles Wachsthum erreichen.

Die Höhe des Elephanten iſt meines Erachtens viel übertrieben worden. In der Regel ſind die Weibchen nicht über 7—8 Schuh hoch, und die Männchen 8—10 am Widerriſt. Ich habe nur von einem einzigen Elephanten gehört, daß er höher als 10 Schuh geweſen ſey. Es war ein Männchen, welches dem Vezier von Oude gehörte, und wovon mir Cherry, damals Reſident zu Lucknow, folgende Maaße mittheilte: Höhe des Widerriſts 10½ Schuh, vom Scheitel bis auf den Boden 12 Schuh 2 Zoll, Länge 16 Schuh.

Hauptmann Sandys zeigte mir die Liſte von 150 Elephanten, die während des Krieges mit dem Sultan Tippoo in Myſore unter ihm ſtanden, und kein einziger davon maaß 10 Schuh; nur wenige Männchen 9½. In Madras hält man ceyloniſche und bengaliſche Elephanten; und jene ſind keineswegs höher, ja mehrere Beamte verſicherten mich, daß ſie den letztern an Brauchbarkeit nachſtünden. Die Elephanten zu Madras macht man 17—20 Schuh hoch. Wie geneigt aber die Eingeborenen zum Wunderbaren ſind, zeigt folgender Fall: Der Nabob von Dacca ſollte einen Elephanten haben 14 Schuh hoch. Ich gieng deßhalb 1789 hin, um ihn zu meſſen, und fand ihn, zu meinem eigenen Erſtaunen, nicht höher als 10 Schuh. Die dienſtfähigen Elephanten müſſen, nach der Vorſchrift der oſtindiſchen Compagnie, 7 Schuh hoch ſeyn am Widerriſt; der gebogene Rücken iſt einige Zoll höher, wird aber mehr gerad, wann das Thier ausgewachſen iſt.

Man hat von der Klugheit und dem Gedächtniß des Elephanten geſagt, daß er empfangene Unbilden nicht vergeſſe, und nicht wieder zu fangen ſey, wenn er einmal ſeine Freyheit wieder erhalten habe. Ungeachtet meiner großen Parteilichkeit für dieſes edle Thier zwingt mich doch die Wahrheit, dieſer Meynung zu widerſprechen. Ein Weibchen wurde 1765 mit vielen andern gefangen und zum Reiten gebraucht; im Jahr 1767 entkam es aber wieder in die Wälder. Im Jänner 1770 wurde es von demſelben Rajah wieder gefangen, entkam aber noch einmal im April 1771 in einer ſtürmiſchen Nacht. Am 25. December 1782 wurde es von den Elephantenjägern wieder mit vielen andern in eine Umzäunung getrieben, wo es auf den Ruf ſeines Namens ſich umſah und ſich in ſeine Lage ergab, während die andern wie toll herumrannten. Als die meiſten am Ausgang gebunden und fortgeführt waren, blieb es mit einem andern Weibchen und 8 Jungen noch allein in der Umzäunung. Am 13. Jänner 1783 fraß es Piſangblätter aus den Händen der Treiber, kam auf den Ruf herbey, ließ ſich ſtreicheln, ein Seil um den Leib binden und einen Treiber ſich auf den Hals ſpringen. Er trieb es ſogleich, wie einen zahmen Elephanten, in der Umzäunung herum; dann legte es ſich auf Befehl nieder und ſtand nicht eher auf, als bis es verlangt wurde, hielt den Stock mit dem Rüſſel, ſteckte ihn ins Maul, gab ihn zurück u.ſ.w., kurz es that alles, was es früher gelernt hatte. Es ſind mir noch andere Fälle bekannt, wo Elephanten zum zweytenmal gefangen wurden. Es entkam mir ſelbſt ein männlicher Elephant in den Wald, weil er Tiger roch und vor denſelben floh. Nach 18 Monaten fand er ſich wieder unter einer Heerde gefangener Elephanten, that anfangs ſehr wild, wurde gebunden wie die andern, gehorchte aber, ſo bald er erkannt wurde, den Befehlen ſeines ehemaligen Treibers, legte ſich nieder, ließ ſich reiten u.ſ.w.

Der allgemeine Glauben, daß zahme Elephanten ſich nicht fortpflanzen, hat ohne Zweifel verhindert, Verſuche darüber anzuſtellen.

Ich war indeſſen durch verſchiedene Beobachtungen überzeugt,

daß die Elephanten auch ihre Brunſtzeit haben. Im Jänner 1790 bemerkte ich, daß ein zahmes Männchen plötzlich in einer Umzäunung (Keddah) ſammt ſeinem Reiter durch die Heerde der gefangenen Elephanten auf ein brunftiges Weibchen lief. Es wurde jedoch mit abgerichteten Weibchen zurückgeholt, rannte aber im Zorn ein ſolches (Koomkee) ſammt ſeinem Reiter um; auch hatten ſich im Hornung 1778 zwey wilde in der Einzäunung, vor einer Menge Zuſchauer, gepaart. Von nun an beſchloß ich, deßhalb Verſuche anzuſtellen. Im November 1792 ließ ich ein junges, prächtiges Männchen fangen und daſſelbe zum Verſuch aufſparen. Im März 1793 meldete mir ein Treiber, daß ein weiblicher Elephant Zeichen der Brunſt gebe: man baute daher beiden eine Hütte in der Nähe von Comillah, der Hauptſtadt von Tiperah. Untertags giengen ſie heraus, um zu waiden, trugen auch eine Ladung von ſaftigen Kräutern nach Hauſe, ſo viel als ihre Wärter zuſammenbringen konnten. Dann ſtellten ſie ſich zuſammen und ſchliefen, nachdem jedes 10—12 Pfund eingeweichten Reis mit etwas Salz bekommen hatte, und von der Mitte May bis Ende Juny einige warme Reizmittel, wie Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer. Aber ſchon früher erwieſen ſie ſich mit ihren Rüſſeln Liebkoſungen, und zwar ohne alle Scheu, weder vor andern Elephanten, noch vor den Wärtern. Am 28. Juny paarten ſie ſich viermal binnen 16 Stunden, ganz wie die Pferde. Während dieſer Zeit ſickerte nichts aus den Drüſen neben den Ohren. Iſt das ſonſt der Fall, ſo ſind ſie verdrießlich, und es iſt nicht rathſam, ſich ihnen zu nähern. Sie haben auch keine beſtimmte Brunſtzeit: einmal zeigte ſie ſich im Hornung, ein andermal im April, das drittemal im Juny, das viertemal im September und das fünſtemal im October. Das gilt auch von den wilden. Gefangene Weibchen werfen zu jeder Jahrszeit. Nach 3 Monaten bemerkte man ſchon, daß das Weibchen trächtig war. Es war 7 Schuh 3 Zoll hoch, wuchs aber während dieſer Zeit um 5 Zoll bis zum 16. März 1795, wo es ein männliches Kalb warf, alſo nach 20 Monaten und 18 Tagen. Das Kalb war 35 Zoll hoch; von eingefangenen bekommt man oft Kälber, die um einen Zoll kleiner ſind. Sie fangen ſogleich

an zu ſaugen, und zwar mit dem Maul, wobey ſie jedoch das Euter mit dem Rüſſel drücken. Die Mutter ſteht dabey.

Es iſt ſonderbar, daß die wilden Elephanten ihr Junges nicht mehr zulaſſen, wenn ſie auch nur 2 Tage getrennt waren, und obſchon daſſelbe ſeine Mutter erkennt und ſich mit kläglichen Lauten nähert.

Im September 1795 trat das Weibchen, welches das Kalb hatte, wieder in Brunft, alſo nach weniger als 6 Monaten, und paarte ſich am 17. in der Gegenwart von einer Menge Zuſchauer, und im November 1796 ſäugte es noch immer ſein Kalb, obſchon es trächtig war.

Zwey andere paarten ſich am 14., 15. und 16. October 1796 in Anweſenheit von vielen Europäern und Eingeborenen. Die wilden thun es oft in ihrem Einfange, wo ſie doch in großer Gemüthsunruhe ſind. Ein ſehr großer, ſogenannter Goondah, welcher wahrſcheinlich ſich erſt kürzlich wieder zur Heerde begeben hatte, wurde durch Lärm der Jäger geſtört, und kam dadurch ſo in Wuth, daß er 2 kleinere Elephanten niederwarf und dieſelben, ungeachtet ihres jämmerlichen und bittlichen Geſchreys, mit ſeinen Hauern durchbohrte. Die Jäger wollten ihn todtſchießen, ich aber wollte lieber ein ſo ſtattliches Thier behalten; allein er ließ ſich nicht bändigen, ſondern trauerte 40 Tage und ſtarb. Ich glaube daher auch nicht, daß die Goondah vertriebene ſind: vielmehr ſtreifen ſie im Vertrauen auf ihre Stärke in die Ebenen und ſelbſt in die Dörfer, und kehren dann, wann es ihnen beliebt, wieder zur Heerde zurück. Noch muß ich bemerken, daß es immer ein gutes Zeichen iſt, wenn Elephanten nach einigen Monaten ſich zum Schlafen niederlegen, weil ſie dann keinen Verdacht mehr haben und mit ihrem Looſe zufrieden ſind. Es gibt Elephanten, beſonders Goondah, welche 12 Monate lang in ihrem Stand aufrecht ſtehen, ohne ſich je zu legen; ſie nicken jedoch bisweilen.

Obſchon die Fortpflanzung in der Gefangenſchaft möglich iſt, ſo würde die Zucht doch gar zu große Unkoſten verurſachen, und es iſt daher immer wohlfeiler, die Elephanten wild zu fangen. Phil. Trans. 1799. 31.

Derſelbe hat lehrreiche Beobachtungen über die verſchiedenen Arten Elephanten und ihr Zahnen angeſtellt. Man theilt in Bengalen Männchen und Weibchen in zwo Caſten, die Koomareah (fürſtlicher Abkunft) und die Merghee (Jagd-Elephant), und dieſes ohne alle Rückſicht auf das Ausſehen, die Geſtalt oder die Größe der Hauer bey den Männchen. Der Koomareah iſt ein ſtark beleibter, kräftiger und derber Elephant mit einem großen Rüſſel, kurzen und dicken Beinen. Der Merghee iſt ſchlanker, weniger derb und kräftig; die Füße länger, der Rüſſel dünn und kurz; er iſt überhaupt leichter, läuft tüchtig, kann aber nicht ſo viele Anſtrengungen aushalten und keine ſo großen Laſten tragen. Ein großer Rüſſel wird immer als eine Schönheit angeſehen. Ein Baſtard von beiden heißt Sunkareah, und dazwiſchen gibt es noch mehrere Abänderungen in derſelben Heerde. Die Eingeborenen ziehen immer die Koomareah vor; die Europäer aber nicht ſelten einen weiblichen Merghee zum Jagen und Reiten, beſonders wenn er einen guten Schritt hat und ſich leicht behandeln läßt. Die Elephanten zum Dienſte der oſtindiſchen Compagnie werden aus den Provinzen Chittigong und Tiperah genommen; es ſollen aber die ſüdlich von Chittigong, im Lande Burmah und Pegu beſſer ſeyn. Gewiß iſt es, daß die Elephanten, welche noch bey Pilibet unter dem 29.° Nordbreite, auf dem Gebiete des Veziers von Oude vorkommen, kleiner und ſchwächer ſind als die ſüdlichen, welche viel beſſer Laſten tragen, Strapazen aushalten können und weniger Zufällen unterworfen ſind. Die Lieferanten dürfen deßhalb das Heer nur mit Elephanten ſüdlich von Chittigong verſorgen. Die heiße Zone iſt mithin das natürliche und günſtigſte Clima für die Elephanten, und ſie arten aus, wenn ſie über die Wendekreiſe hinausgehen. An der Küſte von Malabar fängt man noch Elephanten ſo weit nördlich, als das Gebiet des Coorgah Rajah geht: aber ſie ſtehen weit hinter den ceyloniſchen zurück, welche wahrſcheinlich dieſer Vergleichung ihren Ruhm zu verdanken haben.

Die Hauer ſind bey manchen Weibchen ſo kurz, daß ſie nicht über die Lippe hervorragen, bey andern aber faſt ſo groß, wie bey den Männchen einer Art, welche Mooknah heißt, und

wo die Zähne ſehr klein bleiben. Die größten Hauer und das beſte Elfenbein kommen von den Männchen derjenigen Art, welche Dauntelah (gezähnt) heißt, und daher ganz anders ausſehen als ein Mooknah. Dennoch haben ſie ziemlich denſelben Preis, wenn ſie zu derſelben Caſte gehören und übrigens ohne Mangel ſind, wozu große, runde, nicht ausgezackte Ohren, braune, fleckenloſe Augen, Gaumen und Zunge, ein großer Rüſſel und ein langer Schwanz mit einem langen Haarbuſch gehören; ferner vorn 5 und hinten 4 Nägel; endlich muß der Kopf hoch getragen werden. Der Dauntelah iſt muthiger, unbändiger als der Mooknah; daher die Europäer den letztern vorziehen, außer wenn ein Dauntelah wegen ſeines milden und ſanften Characters bekannt iſt. Bey dieſem ſind die Hauer etwas nach oben gebogen, bey jenem faſt gerad, mit der Spitze ſelbſt etwas nach unten. Es gibt Dauntelah mit einem einzigen Hauer; ſie heißen Ganesa (der Name des Gottes der Weisheit der Hindu), und werden ſehr theuer an indiſche Fürſten verkauft, weil ſie daſelbſt göttlich verehrt werden.

Der Milchhauer wird kaum 2 Zoll lang, und zwiſchen dem erſten und zweyten Jahr ausgeſtoßen; er kommt erſt im fünften oder ſiebenten Monat aus dem Zahnfleiſch hervor. Zwey Monat, nachdem er ausgeſtoßen, ſchiebt der bleibende aus dem Zahnfleiſch hervor. Ein anderer junger Elephant ſtieß den Milchzahn erſt aus, als er 16 Monat alt war. Bey den Weibchen bleiben die Hauer immer klein; ſie bedienen ſich aber derſelben wie die Männchen, legen nehmlich den Kopf auf einen andern Elephanten und drücken ihm dieſelben in den Leib. Der ſchwerſte Hauer, den ich in Bengalen bey einem männlichen geſehen habe, wog nicht mehr als 72 Pfund, in Tiperah ſelten über 50. Ich habe aber von andern Plätzen im Kaufhaus der indiſchen Compagnie zu London welche geſehen, die 150 Pfund wogen; ſie kamen wahrſcheinlich aus Pegu.

Nach Ausſage der Londoner Elfenbeinhändler kommen die größten und beſten, die nicht gelb werden, aus Africa, wahrſcheinlich, weil ſie hier erſt geſammelt werden, nachdem ſie lang auf dem Boden gelegen haben. In Oſtindien ſägt man ihre

Spitzen gewöhnlich ab, in der Meynung, daß ſie dicker werden ſollen.

Die Backenzähne beſtehen aus vielen Blättern mit Schmelz umgeben und durch eine Art Cement verbunden. Sie werden bald abgekaut, und dann ſtehen die Schmelzränder als Querleiſten hervor. Ein Backenzahn kann aus 4—23 Blättern beſtehen und allein die ganze Seite eines Kiefers ausfüllen; die vordern Blätter werden aber nach und nach ganz abgekaut, ſo daß vom dritten bis zum fünfzigſten Jahr nur 10—12 Blätter im Gebrauche ſind. So wie der erſte Backenzahn kleiner wird, ſo rückt der zweyte von hinten, nicht von unten, nach, was ſchon im zweyten Jahr beginnt und bis zum ſechsten oder achten Jahr dauert; und dann hat der größte Backenzahn 23 Blätter, nie mehr. Beym jungen Elephanten liegen 3 dergleichen Backenzähne hinter einander unter dem Zahnfleiſch. Ich habe durch Vergleichung von mehr als 30 Schädeln, deren Alter ich wußte, gefunden, daß die Milchzähne 8 oder 10 Tage nach der Geburt das Zahnfleiſch durchbohren, und zwar die obern zuerſt; die Jungen fangen im dritten Monat an Gras und andere weiche Pflanzen zu freſſen. Die Milchzähne werden nicht ausgeſtoßen, ſondern abgekaut, ſo daß im zweyten Jahr der zweyte Zahnſatz in Thätigkeit iſt, und von da an bis zum ſechsten Jahr der dritte Satz hervorrückt; von da bis zum neunten der vierte, und ſodann kommen noch Sätze bis zum achten Satz, wovon jeder ein Jahr länger zu brauchen ſcheint. Die Zähne des erſten Satzes beſtehen aus 4 Blättern, des zweyten aus 8 oder 9, des dritten aus 12—13, des vierten aus 15, des ſiebenten oder achten aus 22 oder 23. Phil. Trans. 1799. 205. tab. 5—12.

Everard Home hat dann noch Unterſuchungen über den Bau dieſer Zähne angeſtellt und ſie mit denen des äthiopiſchen Schweins (Sus aethiopicus) verglichen, S. 237. Taf. 13 bis 17.

Man hat ſchon mehrmal beobachtet, daß das Elfenbein, in ſaure Milch oder Senf eine längere Zeit gelegt, weich wurde wie Leder; es iſt aber nicht bekannt, daß man in den Künſten

Nutzen von dieſer Eigenſchaft gezogen habe. Hist. Acad. 1742. 33. 1743. 52. Auch hat man ſchon oft in Hauern Flintenkugeln gefunden und Spitzen von Lanzen, welche ganz umwachſen waren. Hist. Acad. 1749. 27. Phil. Tr. 1801. 165.

Der Hauptſtapelplatz des Elephantenhandels iſt ſeit den älteſten Zeiten Ceylon, wohin die indiſchen Kaufleute kommen, um ſie für die großen Herren einzukaufen; daher werden ſie auch von den Ceylonern häufig gejagt, auf dieſelbe Weiſe, wie in Bengalen, indem ſie dieſelben entweder in eine Umzäunung treiben, oder weibliche Elephanten in den Wald ſchicken, oder endlich indem ſie denſelben Schlingen um die Hinterfüße werfen, worinn ſie ſehr geſchickt ſind. Sie wiſſen nehmlich genau den Platz abzumeſſen, wohin der Elephant treten wird; dahin werfen ſie die Schlinge, und iſt der Hinterfuß hineingetreten, ſo ziehen ſie dieſelbe plötzlich an, und binden ſodann das Seil an einen Baum.

Was den africaniſchen Elephanten betrifft, ſo wird er ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr zahm gehalten, theils weil er kleiner, ſchwächer und muthloſer, theils auch weil er wilder, gefährlicher und ungelehriger als der indiſche iſt, vorzüglich aber, weil er nur in Ländern von wilden Völkern vorkommt, welche ihn bloß tödten, aber nicht einfangen. Früher fand er ſich innerhalb der Gränzen der Capcolonie noch heerdenweiſe, jetzt aber iſt er ganz nach Norden und gegen die Cafferey gedrängt. Der erſte, welcher von dieſen Elephanten Nachricht gibt, iſt Kolbe. Er behauptet, ſie ſeyen größer als die ceyloniſchen, ſetzt aber aufrichtig hinzu, er habe in einer Entfernung von etwa einer Stunde unterſchiedliche neben einem Fuder Heu ſtehen ſehen, und ſie wären ziemlich eben ſo hoch geweſen, woraus zu ſchließen ſey, daß ſie nicht viel unter 12—14 Schuh geweſen ſeyn können. Die Sohle ſey 1½ Schuh breit. Die Haut iſt bräunlich und voll Runzeln, ohne Haare, außer am Schwanze, woran viel dickere ſtehen als Schweinsborſten, und 1½ Schuh lang; ſie dienen den Einwohnern als Drähte zum Ausräumen der Pfeifenröhren. Ich habe viele Hauer geſehen von 60, 70, 80, ja von 120 Pfund. Die Thiere werden deßhalb von den

Europäern geſchoſſen: denn das Fleiſch iſt ſehr grob, faſt trocken und ungeſchmack.

Die Weibchen ſind etwas kleiner als die Männchen. Man ſagt, ſie ſeyen ſehr ſchamhaft, ſo daß ſie ſich zu Zeiten nicht bloß dem Menſchen, ſondern auch ihren Cameraden aus dem Geſicht begeben und die Einſamkeit ſuchen ſollen. Das weiß ich aber gewiß, daß ſie nicht ſtehend ſchlafen, ſondern ſich auf die Erde legen, wie ich denn oft ihre Lagerſtätte geſehen habe. Dadurch wird der Wahn der Alten zernichtet, als ob ſie ſich nicht legen dürften, weil ſie, wegen der ſchweren Laſt ihres Leibes, nicht wieder emporkämen. Oft habe ich zwey Lagerſtätten neben einander gefunden: denn ſie leben eine Zeit lang paarweiſe, nachher aber gehen ſie wieder zur Heerde. Sie ſind zwey Jahre trächtig. Ihre gewöhnliche Speiſe beſteht hier in hartem Gras, Haidekraut, Wurzeln und anderem Geſträuch, auch in jungem hervorſproſſendem Korn, welchem ſie oft ſehr großen Schaden thun, indem ſie es nicht bloß abbeißen, ſondern ſammt der Wurzel ausreißen und das Uebrige tief in den Boden treten. Das thun ſie vorzüglich im Auguſt und September des Nachts, ſo daß die Einwohner gezwungen ſind, wie in Deutſchland vor den Hirſchen, Wachtfeuer anzuzünden, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier zu Lande ohne weiteres unter alle wilden Thiere ſchießen darf. Ihr Koth taugt nicht viel zur Düngung der Felder, weil lauter Unkraut daraus wächst; er wird aber von den Europäern aufgehoben und getrocknet, damit ſie bey Tabakmangel etwas zu ſchmauchen haben; er ſchmeckt auch gar nicht übel, wie ich es ſelbſt verſucht habe und oft dabey geweſen bin, wann andere geraucht haben. Sie ſind ſo ſchnell, daß man ihnen ſchwer, auch mit einem guten Pferde, entkommt. Einer ihrer Schritte iſt ſo groß wie 4 von einem Pferde. S. 148. Taf. 4. Fig. 3.

Die Hottentotten fangen ſie auf zweyerley Art. Ein ganzes Dorf oder Kraal zieht aus, und einer von ihnen wirft einem aufſtoßenden Elephanten eine vergiftete Haſſagay in den Leib; dann iſt es artig anzuſehen, was ſie für wunderliche Sprünge machen, wenn ſolch ein verwundetes Thier auf ſie zuläuft, um

ihnen das Leben zu nehmen. Sie laufen bald gerade fort, bald auf die Seite, und drehen ſich ſo lang und viel herum, bis ſie wieder zu ihren Cameraden kommen, welche nun dem Thier wieder einen Haſſagay in den Leib werfen, und nun von ihm verfolgt werden. Das treiben ſie ſo lang, bis das Thier ermüdet den Reißaus nimmt, den ſie ihm auch gern laſſen, wohl wiſſend, daß das Gift bald wirken, und ihnen der Braten nicht entgehen wird. Sie folgen ihm daher nur von Ferne nach, um zu ſehen, wo es fällt. Noch artiger aber iſt es zu ſehen, was das verwundete Thier für tolle Sprünge macht, wenn es die Haſſagay im Leib empfindet und den langen Stock erſieht: dann thut es entſetzliche Luftſprünge, um ſich deſſelben zu entledigen; bald fällt es auf eine Seite und wälzt ſich ſo lange, bis der Stock abgebrochen, wodurch es aber keine Linderung ſpührt, ſondern ſich immer mehr abmattet und den Jägern Zeit läßt, noch eine Haſſagay zu werfen, worauf es endlich ſucht weiter zu kommen. In der trockenen Jahrszeit gehen die Elephanten truppweiſe hinter einander nach den Bächen, wodurch ſchmale Wege entſtehen. Die Hottentotten machen darinn ein 8 Schuh tiefes und 4 Schuh weites Loch, mit einem zugeſpitzten Pfahl in der Mitte, und bedecken es mit Zweigen und Sand. Der Elephant, das Nashorn, die Antilopen und andere großen Thiere ſtürzen hinein und ſpießen ſich. Dann macht der ganze Kraal ſich dahinter her, und verzehrt das Thier auf der Stelle. S. 534. Taf. 18.

Ein europäiſcher Aufſeher über die Schafe gieng einſt mit einem gezogenen Rohr aus, um einen Elephanten, der überaus große Zähne hatte, zu erlegen. Da ihm aber der Schuß übel gerieth und keine Bäume in der Nähe waren, auf welche er ſich hätte retten können; ſo lief ihm der Elephant nach, ſchlug den Rüſſel um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltſam zu Boden und trampelte auf ſeinem Leibe herum, daß er bald aus nichts als aus kleinen dünnen Fetzen beſtand. S. 830.

Das koſtbarſte, womit die Hottentotten handeln, ſind die Elephantenzähne, welche ſie aber, wie es ſcheint, nicht an die Holländer verkaufen, ſondern an die Innwohner von Monomo-

tapa, oder an die Portugieſen auf Moſambik. Das Pfund Elfenbein kommt kaum auf 8 kr., kann aber in der Capſtadt ſogleich für 30—45 kr. verkauft werden. S. 517.

Kolbe ſelbſt iſt einmal, in der Nähe des warmen Bades, 6 Elephanten begegnet, welche ihn in großen Schrecken geſetzt haben. Allein ſie waideten ruhig fort und ließen ihn unangeſchaut vorbeygehen, was er denn auch gern gethan hat. S. 108.

Sparrmann fand im November, auf der Reiſe vom langen Thal nach Sizikamma, die Strohhütten der Hottentotten größtentheils mit großen langen Stücken Elephantenfleiſch bedeckt, das in 3—4 fingerdicken und klafterlangen Streifen geſchnitten war; einige davon waren um die Hütten herumgewickelt, andere hiengen von einer zur andern, alles in der Abſicht, um das Fleiſch zu trocknen. Männer, Weiber und Kinder thaten nichts als ſchlafen, rauchen und ſolches Fleiſch ſchmaußen, welches aber einen Geruch und ein Ausſehen hatte, daß einem alle Luſt zum Einbeißen vergieng: auch würde man ſich die Verachtung der Coloniſten zuziehen, als welche das Eſſen des Elephantenfleiſches faſt für ebenſo abſcheulich halten, als wenn man Menſchenfleiſch eſſen würde, weil der Elephant ein verſtändiges Thier ſey, und, zum Tode verwundet, weine und Thränen vergieße. Der getödtete Elephant wurde für ein junges Männchen gehalten, weil die Hauer nur 3 Schuh lang waren, und der größte Backenzahn 4 Zoll, da es von den letztern welche gibt, die 9 Zoll lang und 4½ Pfund ſchwer ſind. Das Ohr deſſelben hat einem mittelmäßigen Hottentotten von der Schulter bis auf den Boden gereicht. Man glaubte, dieſer Elephant ſey von den andern in den Wäldern von Sizikamma, wo ſie noch ungeſtört leben, fortgejagt worden: denn wo ſich Chriſten niederlaſſen, da müſſen die Elephanten das Feld räumen. Er wurde von zwey Bauern zu Pferd gejagt, und kümmerte ſich nicht eher um ſie, als bis ſie ihm auf 70—80 Schritte nah gekommen waren. Dann ſprang einer, nach der Sitte der capiſchen Jäger, vom Pferd, hielt es am Zaum, fiel auf die Knie, legte den Lauf auf den Ladſtock und gab Feuer, als der Elephant etwa 50 Schritt weiter gewichen war. Kaum ſaß er wieder auf dem Pferde, ſo

war der Elephant dicht hinter ihm und brüllte ſo fürchterlich, daß es ihm durch Mark und Bein gieng und das Pferd aus allen Kräften davon lief; er lenkte es endlich auf eine Anhöhe, bekam dadurch einen Vorſprung und ſein Camerad Gelegenheit, einen Schuß von der Seite anzubringen. Der Elephant gieng nun auf dieſen los, der aber auch eine Anhöhe hinauf ritt. Die dritte Kugel ſuchte das Thier noch zu rächen, die vierte aber benahm ihm allen Muth; gleichwohl ſtürzte es erſt nach der achten. Aus einem Standrohr könne man übrigens mit einer einzigen Kugel, die 4 Loth ſchwer und mit $^1/_3$ Zinn verſetzt iſt, einen Elephanten tödten; dann muß man aber das Herz treffen oder ein großes Blutgefäß; um jenes zu treffen, zielt man nach dem Ohrzipfel. Nach dem Kopf zu ſchießen iſt vergeblich, weil das Hirn zu klein iſt, um getroffen zu werden.

Manchmal wagt es ein einziger Jäger dieſelben zu Pferd anzugreifen. Die jüngſten Elephanten pflegen ſogleich zu fliehen; einer der älteſten aber, der die größten Zähne hat und den gerade der Jäger zu bekommen wünſcht, wendet ſich manchmal gegen ihn: allein er ermüdet bald, nimmt Reißaus, wird verfolgt, und wenn er dann nur in die Hüfte getroffen wird, ſo muß er hinken und bekommt daher einen Schuß nach dem andern. Je größer übrigens ihre Zähne und alſo je älter ſie ſind, deſto ſchwerfälliger ſind ſie auch und können nur langſam entfliehen. Ja bey heißem Sonnenſchein ſind ſie ſo matt, daß manche Hottentotten es wagen, zu Fuß hinzuſchleichen und nach denſelben zu ſchießen. Bey der Flucht wenden ſie ſich gern nach größeren Flüſſen und ſchwimmen hinüber, Kopf und Augen unter Waſſer und nur der Rüſſel hervorragend. Man fängt ſie in Gruben. Auf ihren Wegen werden ſie nur ſelten gefangen, und noch ſeltener mit vergifteten Harpunen geworfen, weil man ihnen mehrere Tage lang nachlaufen muß, ehe ſie fallen. In den Wäldern von Sizikamma will man noch Heerden von mehreren Hunderten, ja von Tauſenden geſehen haben.

Die Coloniſten gehen bloß der Zähne wegen auf die Elephantenjagd, oder wenn ſie gerade Fleiſch brauchen für ihre

Dienſtboten, Sclaven und Hottentotten. Die großen Hauer wägen 100—150 Pfund, und dafür zahlt die Regierung eben ſo viele Gulden, ſo daß man mit ein Paar Schüſſen manchmal 300 Gulden gewinnt. Daher ſind auch manche Jäger ſo große Wagehälſe. Indeſſen hat man ſeit Menſchengedenken nur ein einziges Beyſpiel, daß einer mit dem Rüſſel todtgeſchlagen wurde. Die Elephanten riechen den Jäger, und laufen oft gerade auf die Stelle zu, wenn ſie ihn auch nicht ſehen. Ein anderes Beyſpiel kennt man, daß 5 Elephanten bloß im Vorbeygehen 3 angebundenen Pferden den Rückgrath entzweygeſchlagen haben. Verlorene Zähne findet man in der ganzen Colonie ſelten, mehr aber, wie es ſcheint, in der Cafferey.

Man hat in Africa die Paarung auf dieſelbe Weiſe beobachtet, wie in Oſtindien, nehmlich nach Art der andern Thiere. Reiſe S. 282. Le Vaillants Reiſe, überſetzt von Forſter I. 121. 143. II. 271.

Nach Lichtenſtein verſicherte ein Jäger, er habe in Sizikamma einen Elephanten 14 Schuh hoch erlegt; die beiden Zähne hätten 1½ Centner gewogen, und er habe dafür in der Capſtadt 200 Thaler bekommen.

In der Cafferey jagt man die Elephanten auf eine ſehr mühſeelige Art. Man wagt es nur einzelne anzugreifen, ſteckt das Gras rund um ſie herum in Brand, und wirft ihnen Haſſagayen auf den Leib, die aber meiſtens abprallen. Das Thier flieht, und die Jäger laufen ihm Tage und Wochen lang nach, bis es zu Tode gequält iſt. Dieſe Ausdauer iſt um ſo merkwürdiger, da ſie das Fleiſch nicht eſſen und die Zähne an den König abliefern müſſen. Reiſe I. 345. 349.

In Aethiopien, am Senegal, an der ſogenannten Zahnküſte, kurz durch das ganze heiße Africa hindurch gibt es noch große Heerden von Elephanten längs der Flüſſe, obſchon ſie häufig, des Elfenbeins wegen, getödtet werden. Alle älteren Reiſenden reden davon.

In der heiligen Schrift kommt der Elephant ſehr wenig vor. Die Flotte Salomons brachte ihm aus Tharſis Gold, Silber, Affen, Pfauen und Senhabim, was man für Elfen=

bein erklärt, weil das Wort Sen Zahn bedeutet. Könige I. 10. 22. Das Thier ſelbſt erſcheint erſt ſeit 221 Jahren vor Chriſti Geburt, wo nehmlich Philopator aus Zorn, daß er zu Jeruſalem nicht in den Tempel durfte, die Juden zu Alexandrien von Elephanten wollte zertreten laſſen. Maccabäer I. 3. 17 und 31. III. 5. 2 und 42 ꝛc.

Der Elephant hat, wie man zum Theil ſchon aus dem Vorhergehenden ſieht, nicht bloß eine natürliche Geſchichte, ſondern auch eine politiſche, militäriſche, mythologiſche, artiſtiſche und litterariſche, und davon hat A. Schlegel eine meiſterhafte Darſtellung gegeben.

Der Beſitz des Elephanten hat die Gewerbthätigkeit und die Streitkräfte der Staaten vermehrt; ſie waren in unzähligen Kriegen die Bundesgenoſſen des Menſchen, im ſüdlichen Aſien zu allen Zeiten, am mittelländiſchen Meere einige Jahrhunderte hindurch. Es iſt eine große Merkwürdigkeit, daß man an keinen ägyptiſchen Denkmälern auch nur die mindeſte Spur von Abbildungen des Elephanten findet, während er in der indiſchen Baukunſt und Mythologie eine ſo große Rolle ſpielt.

Hätten die Aegyptier etwas von dieſem nützlichen Thier, das doch ſchon in Aethiopien vorkommt, gewußt, ſo hätten ſie es gewiß zu Fortſchaffung ihrer großen Laſten verwendet, und ohne Zweifel auch abgebildet. Dabey muß man ſich doppelt verwundern, weil man Abbildungen von der Giraffe, welche doch auch weit von Aegypten vorkommt, in einem Tempel zu Hermonthis, oberhalb Theben, entdeckt hat. Früher als der Elephant iſt das Elfenbein bekannt geworden, und darauf deutet die Stadt Elephantine unter den Waſſerfällen, welche ſchon Herodot nennt, und die Stadt Philä, oberhalb derſelben, wohin wahrſcheinlich die Aethiopier die Zähne gebracht haben, welche von da zu Lande nach Elephantine geſchafft werden mußten. Der Name Phil bedeutet in allen orientaliſchen Sprachen den Elephanten oder das Elfenbein; beide Städte heißen mithin Elfenbeinſtädte, weil daſelbſt die Niederlagen waren. Herodot und Heſiod verſtehen unter Elephant auch Elfenbein, indem

ſie es zerſägen, drechſeln, färben und auf manchfaltige Art verarbeiten ließen, alſo 800—900 Jahr vor Chriſtus. Die Phönicier haben dieſen Handel vermittelt, und ihre Waare ohne Zweifel aus Africa, aus dem Lande Ophir oder Moſambik geholt: denn aus Indien durch Perſien bekamen ſie dieſelbe nicht, weil die Perſer unter Darius Hyſtaſpis, 522 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, mit Indien ganz unbekannt waren, dort auch die Elephanten nur ſüdlich der großen Gebirgskette vorkommen, keine ſo großen Zähne haben und auch nicht deßhalb gefangen werden.

Das Elfenbein war in Griechenland gemein, und wurde von den größten Künſtlern, ſelbſt von Phidias, zu den nackten Theilen ihrer coloſſalen Statuen verwendet, ebenſo in Rom, wo man es ohne Zweifel von Carthago bekam. Die Zeitgenoſſen des Pericles bewunderten die Pallas und den olympiſchen Jupiter im Parthenon aus Elfenbein, ohne einen Begriff vom Thier zu haben. Bey Herodot bezeichnet der Name Elephas wirklich das Thier, welches im weſtlichen und waldigen Libyen mit Löwen, Bären, gehörnten Eſeln, Pavianen und ungeheuren Schlangen vorkomme (IV. Cap. 191.), alſo in der jetzigen Barbarey, wo es keine mehr gibt.

Xerxes hat keine Kriegselephanten nach Griechenland gebracht, ein Beweis, daß er keine gehabt hat und mit Indien nicht in Verbindung ſtand (480 Jahr vor unſerer Zeitrechnung).

Cteſias, der Leibarzt von Artaxerxes Mnemon (405 vor Chriſtus), war der erſte Grieche, welcher den Elephanten aus eigener Anſicht beſchrieb, und zwar zu Babylon, wohin wahrſcheinlich einer aus Indien als ein Geſchenk gekommen war. Er hat zuerſt das Mährchen verbreitet, daß der Elephant keine Gelenke in den Beinen habe, und deßhalb ſtehend ſchlafen müſſe, weil er ſich weder legen noch aufſtehen könne, was aber ſchon Ariſtoteles widerlegt hat. Cteſias erzählt ferner, er habe gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien 1000 Elephanten voraus und 3000 hinterher giengen, welche nöthigenfalls als Mauerbrecher gebraucht würden. Eine ſolche ungeheure

Zahl von Elephanten iſt aber wohl nie bey einem Heere geweſen, und wäre auch wohl ſchwer zu ernähren.

Die erſten Elephanten, welche geſchichtlich in einer Schlacht vorkommen, ſind die des Darius bey Arbela gegen Alexander den Großen (331 vor Chriſtus). Es waren aber nicht mehr als 15. (Arrian, Exped. Alex. III. c. 9. 11., c. 11. 6., c. 15. 11. 16.) Sie waren ohne Zweifel der Kern von allen Kriegselephanten, welche ſich von nun an nach der weſtlichen Welt bis an die Pyrenäen verbreiteten, und darunter wahrſcheinlich diejenigen, woran Ariſtoteles ſeine Beobachtungen angeſtellt hat, woraus auch hervorgeht, daß ſein Buch erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens fertig geworden iſt: denn die Schlacht bey Arbela fiel erſt 8 Jahre vor dem Tode des Ariſtoteles vor, und Alexanders Feldzug nach Indien, wo er in der Schlacht gegen Porus an 200 Elephanten bekam, nur 4 Jahre vorher (327 vor Chriſtus). Ohne Zweifel ſchickte Alexander dem Ariſtoteles Elephanten von der Schlacht bey Arbela, welche derſelbe ſehr wohl in einem Thiergarten halten, beobachten und gelegentlich anatomieren konnte, da er von Alexander 800 Talente bekam, und einige Tauſend Menſchen, als: Jäger, Fiſcher, Vogelſteller u.ſ.w., Geſchenke, welche nur ein Fürſt machen kann, dem die Schätze der Welt zu Gebote ſtehen.

Von nun an ſind die Elephanten beynahe 300 Jahre hindurch in den endloſen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrſchaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein ſiegreich auf dem Kampfplatze blieben; zuerſt von den Nachfolgern Alexanders in Macedonien, Epirus, dann von den Carthagern und endlich von den Römern. Man putzte ſie mit prächtigen Purpurdecken, ſetzte Thürme oder vielmehr nur Bruſtwehren darauf, und darein 3 Bogenſchützen, außer dem Führer auf dem Halſe. Damit die Elephanten im Schrecken und in der Verwirrung nicht das eigene Heer zertraten, gab Hasdrubal dem Führer, der allgemein der Indier (Indus) hieß, einen Meiſel mit einem Hammer, womit er den wildgewordenen Elephanten augenblicklich, durch einen Schlag in das Rückenmark hinter dem Kopfe, tödten konnte (Livius, Hist. L. 27. cap. 49.).

Fünfzig Jahre lang nach Alexanders Tod bezog man Elephanten aus Indien. Eudamus bekam für 120 Elephanten, welche er dem Eumenes nach Suſa zuführte, 200 Talente (317 vor Chr.). Seleucus Nicator von Babylon und Bactrien erhandelte von einem indiſchen Fürſten, gegen Abtretung von Land, 500 Elephanten, womit er den Antigonus ſchlug. Auf den Münzen der Seleuciden ſieht man häufig Köpfe und ganze Figuren von Elephanten. Demetrius, der Sohn des letztern, verlor nachher 20 Elephanten in Macedonien gegen Pyrrhus (289 vor Chr.). Dieſer führte dieſelben (280 vor Chr.) nach Italien, wo ſie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, einen unglaublichen Schrecken in dem römiſchen Heere verbreiteten, und deſſen Niederlage bewirkten. Dieſes ſind die einzigen indiſchen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzug in Italien gebraucht wurden. Man nannte ſie daſelbſt lucaniſche Ochſen (boves Lucae), nach ihrem Landungsplatze. In Syrien hatte man nach der Schlacht bey Ipſus (301 vor Chr.) noch 140 Jahr Elephanten; dann mußten ſie, auf Befehl der Römer unter dem unmündigen Antiochus Eupator, getödtet werden, über welche Grauſamkeit ein Laodicäer, Namens Leptines, ſo ergrimmte, daß er den Geſandten Octavius ermordete (163 vor Chr.). Das war ziemlich das Ende der indiſchen Elephanten im Weſten, weil man durch Umwälzungen der Zwiſchenländer wieder ganz von Indien getrennt wurde. Die Ptolemäer (von 323—44 vor Chr.), Herrſcher in Aegypten und Nebenbuhler des mächtigen ſyriſchen Reichs, kamen daher auf den Gedanken, äthiopiſche zu zähmen. Ptolemäus Philadelphus (285 vor Chr.) ſchickte daher ein Geſchwader dahin, und ließ an der Oſtküſte von Africa mehrere Niederlaſſungen gründen, von welchen aus man mit den durch freundliche Begegnung gewonnenen Eingeborenen in das Innere auf die Elephanten-Jagd gieng, und dieſelben wahrſcheinlich zu Schiffe nach Aegypten brachte. Ptolemäus Evergetes (247 vor Chr.) hat beſondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet; unter ſeinem Nachfolger aber, Philopator, machte man unangenehme Entdeckungen, daß dieſe Mühe vergeblich war, indem die äthiopiſchen Elephanten gegen die indi-

ſchen nicht Stich hielten. Die Schlacht Philopators gegen Antiochus den Großen von Syrien bey Raphia (217 vor Chr.) wäre wegen dieſes Umſtandes beynahe verloren gegangen. Die äthiopiſchen konnten den Geruch der indiſchen nicht ertragen, und ließen ſich daher gar nicht auf den Kampf ein.

Die Carthager richteten mauritaniſche Elephanten zum Krieg ab, wozu ſie wahrſcheinlich durch die ſiciliſchen Feldzüge des Pyrrhus veranlaßt wurden. Sie machten davon glänzenden Gebrauch in der Schlacht, wo Regulus gefangen wurde. Die Elephanten durchbrachen das Fußvolk, und zertraten einen großen Theil des römiſchen Heeres, wodurch die römiſchen Soldaten ſo muthlos wurden, daß ſie in Sicilien zwey Jahre lang es nicht wagten, ſich mit dem Hasdrubal und ſeinen 140 Elephanten zu meſſen. Dennoch gelang es ihrem Feldherrn, C. Metellus, die meiſten derſelben zu fangen und nach Rom zu führen, wo er ſie von Taglöhnern mit ſtumpfen Spießen durch den Circus treiben ließ, um ſeinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenſtand ihrer Furcht beyzubringen. Die Elephanten leiſteten übrigens den Carthagern ausgezeichnete Dienſte den ganzen Zeitraum der drey puniſchen Kriege hindurch, in Africa, Sicilien, Spanien und Italien, beſonders weil ihre Gegner keine ähnliche Waffe entgegen zu ſetzen hatten. Gegen Menſchen waren ſie tapfer, nur nicht gegen indiſche Elephanten. Der römiſche Feldherr Domitius hielt ſeine mauritaniſchen Elephanten im Hintertreffen bey Magneſia gegen Antiochus den Großen, weil er indiſche Elephanten hatte (190 vor Chr.). Jugurtha und Juba in Mauritanien hatten die letzten Elephanten, welche noch gegen Julius Cäſar Dienſte thaten, und zwar an der Zahl 90; ſie wurden aber von den römiſchen Soldaten beſiegt.

Die Römer brauchten überhaupt die Elephanten wenig im Kriege, und ſeit den letzten Zeiten der Republik bloß zu den Kampfſpielen des Circus, wo viele zu Grunde giengen, was vielleicht ſelbſt auf die Ausrottung im Norden des Atlas Einfluß gehabt hat; indeſſen gab es daſelbſt im dritten Jahrhundert noch Elephanten, und Gordian ließ einen ſolchen mit einem Stier zu Rom kämpfen. Dieſe Elephanten ſcheinen den indiſchen an Ge-

lehrigkeit nicht nachgeſtanden zu haben; ſie lernten die Buchſtaben mit dem Griffel zeichnen, auf einem ſchräg geſpannten Seil auf und ab gehen; ihrer vier trugen auf einer Sänfte einen fünften, der den Kranken vorſtellte. Dem Germanicus war es gelungen, ihre Zucht in Italien zu bewirken, und ſolche führten einen Tanz auf, paarweiſe geordnet und männlich und weiblich angeputzt, nicht bloß nach dem Tacte, ſondern mit Bewegungen, die dem Character der Muſik angemeſſen waren; ſie lagerten ſich auf Polſtern und Teppichen um eine prächtig beſetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder ſilbernen Bechern und Schüſſeln bedächtig ihre Mahlzeit ein, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anſtandes. Man hatte auch zur Zeit des Horaz weiße Elephanten, welche ohne Zweifel aus Indien zur See über Alexandrien eingeführt oder als Geſchenke geſchickt wurden. Sie wurden endlich auch in Rom auf Münzen geprägt, bald einzeln, bald gepaart vor Wägen. Nach Julius Cäſar hört man einige Jahrhunderte hindurch nichts mehr von Kriegselephanten, und nur Didius Julianus (193) ſuchte in der Noth Spiel-Elephanten zum Kriege abzurichten.

In Perſien dagegen führte man noch im vierten und ſechsten Jahrhundert Elephanten gegen die Römer. Indiſche Bibliothek I. H. 2. 1820. S. 129.

Der Elephant wurde häufig anatomiert. Zuerſt von dem Irländer A. Moulens (Anat. of de Elephant 1682. 8.). Dann von Perrault (Mém. ac. III. 3. 1696. p. 91.); von P. Blair (Phil. Trans. 1710. Nro. 326. Baddam, Abr. V. p. 274.); von Leeuwenhoek (Phil. Trans. 1712. Nro. 336.); J. G. du Vernoy (Commentar. petrop. II. 1740.). Schädel und Skelete bey Camper Elephant; Cuvier (Ann. Mus. VIII. 155. Oss. foss. I. 7.); D'Alton, Pachydermen tab. 1. 2.

Verſteinerte Elephanten (E. primigenius)

findet man in der ganzen Welt, in allen Climaten, ſowohl den heißen, als den gemäßigten und den kälteſten, ſelbſt in der Nähe des Polarkreiſes, im aufgeſchwemmten Lande, nur wenige Schuh unter der Erde, und zwar in ſolcher Menge, daß ſie gegenwärtig zu den gemeinſten Verſteinerungen

gehören. Man findet an manchen Orten ganze Dutzende von Hauzähnen beyſammen, als wenn ſie von Menſchenhänden wären auf einen Haufen gelegt worden. Vielleicht ziehen ſich dieſe Thiere in Höhlen oder an abgelegene Plätze zurück, wann ſie ihren Tod nahe fühlen: jedoch hat man darüber keine Beobachtungen, weder in Indien noch in Africa. Vor Zeiten, ja noch vor 100 Jahren, hat man ſie für Rieſenknochen gehalten und ein großes Aufſehen davon erhoben, was ſie auch in dieſem Sinne mit Recht verdienten. Am wichtigſten ſind ſie für Sibirien, wo ſie Mammont heißen (nicht Mammuth), weil ſie daſelbſt in großer Menge vorkommen und die ungeheuern Hauer noch ſo gut erhalten ſind, daß man ſie, wie anderes Elfenbein, verarbeiten kann. Sibirien liefert vielleicht eben ſo viel Elfenbein in den Handel, als Africa, obſchon daſelbſt ſchon ſeit Jahrtauſenden keine Elephanten mehr leben. Was aber noch merkwürdiger als die Menge iſt, das iſt die Art des Vorkommens dieſer Knochen.

Im Lande der Oſtiaken, Jakuten, Tunguſen, Samojeden, Buräten, in der Nachbarſchaft der Flüſſe Oby, Jeniſei, Lena u.ſ.w., vom 58.° an bis zum 70. oder ans Eismeer, findet man oft, beym Aufthauen des Eiſes in ſandigen Gegenden, in Höhlen und an Ufern ungeheure Zähne, oft ſammt den Kiefern und dem ganzen Skelet, nicht ſelten noch blutig und von Fleiſch umgeben. Die Einwohner nennen das Thier Mammont, und ſagen, es lebe unter der Erde und ſtoße dieſelbe mit ſeinen Hörnern oder Zähnen vor ſich her, ſey ungeheuer groß, 4 bis 5 Ellen hoch und 9 lang, grau, habe einen langen und breiten Kopf, den es bey ſeinen unterirdiſchen Wanderungen bald ausſtreckte, bald zurückziehe; die Füße ſeyen wie beym Bären. Es ſuche ſeine Nahrung im Schlamm; wenn es aber in Sandboden komme, ſo falle es beſtändig ein, könne die Füße nicht mehr herausziehen und müſſe ſterben; ebenſo wenn es an die Luft komme, und daher finde man es meiſtens an den höchſten Ufern, wo es zufällig bey ſeinem Wühlen aus den Wänden heraus gerathe. Es gebe Zähne, welche 200 Pfund ſchwer ſeyen. Man treibt damit großen Handel, nicht bloß durch ganz Rußland,

ſondern auch nach Georgien, Perſien, die Türkey, die Tatarey und ſelbſt bis China, wo man allerley Schnitzwerk daraus macht. Der Zoll von dieſen und den Walroß-Zähnen in Moskau, ſoll jährlich 80,000 Rubel (120,000 Reichsthaler) dem Schatze des Kaiſers eintragen, weil dieſes Elfenbein das indiſche an Schönheit und Weiße übertrifft. Isbrand Ides, Geſandtſchaftsreiſe nach China, im Jahr 1692. 1707. Cap. 6 und 20.

Pallas gibt von dieſen Knochen umſtändliche Berichte in den Abhandlungen der Petersburger Academie. Novi commentar. XIII. 1768. 436. XVII. 1772. 576. Er hat im Jahr 1772 in den kälteſten Gegenden Sibiriens unter der Erde Nashörner gefunden mit Fleiſch, Haut und Haaren, und im Jahr 1806 erfuhr der Reiſende Adams zu Jakutzk, daß man am Ausfluß des Lena ins Eismeer ein Mammont, ebenfalls mit Fleiſch, Haut und Haaren bemerkt habe (Journal du Nord. Pétersbourg 1807, und daraus in den Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, October 1807. Nr. 130. Geographiſche Ephemeriden von Weimar, 1808. S. 258—276.).

Er reiste deßhalb am 7. Juny ab, um dieſe koſtbaren Ueberbleibſel zu retten, kam am 16. in dem Städtchen Schoganſk an, am Ende des Monats in Kumak-Surka, wo 40—50 tunguſiſche Familien wohnen. Daſelbſt ſchloß ſich das Haupt der Tunguſen, Oſſip Schumachof, welcher das Thier entdeckt hatte, und dem der Boden gehörte, ein Kaufmann mit Namen Bellkoff, an ihn an. Sie reisten am Ende des Sommers mit ſeinem Jäger, 3 Coſaken und 10 Tunguſen in Rennthierſchlitten weiter, und kamen nach 2 Tagen am Eismeer an, wo ſie am rechten Ufer des Lena, auf der Halbinſel Tamud, ihre Zelte aufſchlugen, nur einige Hundert Schritt von dem Thier. Im Jahr 1799 beſuchte Schumachof dieſe Gegend nebſt ſeiner Frau, um Mammontszähne zu ſuchen, wobey er in einer Maſſe Eis einen unförmlichen Block bemerkte, der nicht wie ein Haufen flötzendes Holz ausſah, das man gewöhnlich daſelbſt findet. Er ſtieg ab, kletterte auf einen Felſen, um ihn beſſer zu ſehen, konnte aber nicht erkennen, was es war. Im Jahr darauf entdeckte er da-

ſelbſt das Knochengerüſt eines Walroſſes, und der Block war mehr frey von Eis; am Ende des nächſten Sommers zeigte ſich endlich die Seite des ganzen Thiers und ein Hauzahn ganz aus dem Eis. Einige alte Leute erzählten aber, ſie hätten von ihren Vätern gehört, daß man ehmals auf derſelben Halbinſel ein ähnliches Ungeheuer geſehen habe, und bald darauf ſey die ganze Familie deſſen, der es geſehen, ausgeſtorben. Das erſchreckte das Haupt der Tunguſen dermaaßen, daß er krank wurde. Nach ſeiner Wiederherſtellung reizten ihn doch die ungeheuern Hauer ſo ſehr, daß er ſich entſchloß, dieſelben zu bekommen. Allein der kalte Sommer ließ es nicht zu. Erſt am Ende des fünften Jahrs wurden ſeine Wünſche erfüllt. Das Eis zwiſchen dem Land und dem Mammont war geſchmolzen, und das Thier rutſchte herunter gegen das Land und blieb auf einer Sandbank liegen. Im März 1804 ſägte er ihm beide Zähne ab, und vertauſchte ſie gegen Waaren für 50 Rubel.

Adams traf nun 2 Jahre ſpäter das Thier auf derſelben Stelle, aber ganz verſtümmelt, weil die Jakuten das Fleiſch abgeriſſen hatten, um es ihren Hunden zu geben; daſſelbe thaten die weißen Bären, Wölfe, Vielfraße und Füchſe, welche ihre Höhlen in der Nähe hatten. Das Skelet war aber noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt, ein Ohr gut erhalten und mit einem Buſch borſtenartiger Haare bedeckt; auch die Augen noch erhalten, ebenſo das Hirn; die Spitze der Unterlippe war aber zernagt; die Füße, mit Haut bedeckt, hatten noch ihre Sohle. Schumachof ſagte: es ſey ſehr dick und gut genährt geweſen; der Bauch hieng ihm bis an die Knie. Dieſes Mammont war ein Männchen mit einer langen Mähne am Halſe, aber ohne Schwanz und Rüſſel. Von der Haut des Leibes war $^{3}/_{4}$ übrig, dunkelgrau, mit röthlichen Haaren bedeckt, und ſchwarzen Borſten, dicker als Roßhaar. Die Höhe des Skelets beträgt 9 par. Schuh, die Länge bis zum Steißbein 7, die Hauer 9, und jeder wog 175 Pfund; der Kopf allein 400. Adams ſonderte die Haut ab, und 10 Perſonen waren kaum im Stande, ſie von der Stelle zu bringen; aus dem Boden ließ er die Haare ſammeln, und bekam über

35 Pfund. Es wurde alles nach Petersburg geſchickt, wo es freylich auf einem Wege von 1200 Meilen ſo gelitten hat, daß an der Haut ſelbſt kein Haar mehr iſt. In der Gegend umher lagen noch eine Menge Hauer, nebſt ungeheuern Stämmen von Holz, welche auf den ſibiriſchen Flüſſen hieher geſchwemmt werden. Die Hauer ſind viel mehr gekrümmt, als bey den lebenden Elephanten, ja es gibt dergleichen, welche $^{3}/_{4}$ eines Kreiſes vorſtellen, und in Jakutsk hat er einen geſehen, der 21 Schuh lang war und 280 Pfund wog. Das Thier iſt auf dem ganzen Leibe ſehr dick mit Haaren bedeckt, und hat auf dem Halſe eine lange Mähne, wie ſeine Reiſegefährten verſichern; er ſelbſt aber hat noch am Kopfe, an den Ohren und am Halſe Haare entdeckt, eine Arſchine lang (26 Zoll 8 Linien). Die Haare, womit das Thier bekleidet und gegen Kälte geſchützt iſt, deuten darauf, daß es in der Gegend gelebt hat.

Adams ſchiffte ſodann mit dem Thier den Lena herauf und ſchickte ſodann alles nach Petersburg. Er bekam von der Academie für Reiſekoſten und Belohnung 8000 Rubel, und wurde Profeſſor in Moskau.

Tileſius beſchreibt dieſe Ueberreſte genauer, und bildet dieſelben ab in den Petersburger Abhandlungen, Mém. Ac. de Pétersbourg V. 1812. 479. tab. 10. 11.

Von dieſen verſteinerten Elephanten hat Cuvier alle Fundorte geſammelt, Ann. Mus. VIII. 1806. 1. Sie ſtehen dem indiſchen am nächſten, und unterſcheiden ſich von ihm vorzüglich durch zahlreichere und dünnere Blätter in den Backenzähnen.

Solche Verſteinerungen finden ſich viele abgebildet. Breynius, Phil. Trans. 40. 446. tab. 1. 2. Camper, Elephant 1802. Cuvier, Ann. Mus. VIII. 149. tab. 2. 4. 5. 6. 8. tab. 4. Oss. foss. I. 75. D'Alton, Pachyd. 2.

Den Behemoth, welchen Hiob, Cap. 40, als ein außerordentlich ſtarkes Thier ſchildert, das Heu freſſe wie ein Ochſe, den Schwanz wie eine Ceder ausſtrecke, eiſenveſte Gebeine habe, Kräuter auf Bergen freſſe, während andere Thiere daſelbſt ſpielen, gern in Schatten, Rohr und Schlamm verborgen liege, viel

ſaufe, und ſich nicht vor dem Waſſer fürchte, ſich auch nicht ſeine Naſe mit Stricken durchbohren laſſe u.ſ.w., halten die meiſten gelehrten Theologen für den Elephanten, ſo Franzius (Hist. an. sacra. 1633. p. 31.), Michaelis, Schoder (Hierozoicon I. 1784. 8. p. 1.); auch der Reiſende Bruce; andere für den Mammont, was daſſelbe wäre, wenn ſie ihn nicht für einerley hielten mit dem Walroß, welches bekanntlich nur im höchſten Norden lebt, wie Avrill (Voyages 1694. 4. III. 95.), L. Langius (Reiſe nach China 1715, deutſch: das veränderte Rußland 1721.); andere für das Flußpferd, wie Bochart (Hierozoicon 1663. II. Fol. 753.); andere ſogar für den Manati oder eigentlich Dujong, wie Haſäus, Profeſſor zu Bremen (Dissert. nona. 1731. 587.). Wahrſcheinlicher iſt die Vermuthung, welche er zuerſt aufſtellte, daß das Tachaſch, mit deſſen Fell der Tabernakel bedeckt wurde, und aus dem man viele Jahre aushaltende Schuhe machte, der Manati aus dem rothen Meer oder der Dujong iſt.

b) Am Ohio in Nordamerica entdeckte man ſchon vor 100 Jahren Knochen von einem Thier eben ſo groß als der Elephant, und von demſelben Bau, auch mit Hauern, aber mit Backenzähnen, welche viele dicke Spitzen hatten, woraus man ſchloß, daß das Thier fleiſchfreſſend geweſen ſey.

1) Man nannte es daher fleiſchfreſſenden Elephant und Ohiothier (Mastodon giganteum, Animal incognitum). Beym Abkauen der Zahnſpitzen entſtehen elliptiſche Figuren.

Später hat man ſeine Ueberbleibſel an den entfernteſten Orten von Nordamerica entdeckt, und zwar die Knochen ſo gut erhalten und ſo nahe beyſammen gefunden, daß man ganze Skelete davon machen konnte; auch hat man Zähne in Sibirien gefunden. Mather, Phil. Trans. XXIX. 1712. 62. Collinson, ibid. 57. pag. 464. W. Hunter, Phil. Trans. 58. 1767. 42. Buffon, Suppl. V. tab. 5. Peale, Sceleton of the Mammouth 1802; Disquis. of the Mammouth 1803. E. Home, Phil. Trans. 1801. 2. p. 319. tab. 21. 23. Cuvier, Ann. Mus. VIII. 270. Oss. foss. I. 205. tab. 1—4. Bonn, Mastodonte 1810. 8. tab. Kaup, Oss. foss. Atlas IV. Zähne

aus Sibirien haben abgebildet: Buffon, Epoques de la nat. 1775. tab. 1—3. Pallas, Nov. commentar. Pètrop. XIII. 1777. 471. tab. 9. XVII. p. 576.

2) In ganz Europa, beſonders in Frankreich und Italien, und auch in Deutſchland kommt eine kleinere Gattung vor, mit ſchmalen Zähnen, welche durch Abkauung eine Zeichnung gleich einem Kleeblatt bekommen, und dadurch denen des Flußpferdes ähnlich werden (Mastodon angustidens). Die ſogenannten Türkiſe von Simorre im ſüdlichen Frankreich, unweit Auch, ſind nichts anderes, als von Eiſenkalch gefärbte Zähne dieſes Thiers, welche im Feuer ſchön blau werden. Reaumur, Mém. act. 1715. 174. Knorr, Deliciae tab. 8. Kennedy, neue philoſ. Abhandl. von München IV. 1785. S. 1. Fig. Sömmerring, Münchner Denkſchr. VII. 30. Taf. Cuvier, Ann. Mus. VIII. 401. tab. 1—4. Oss. foss. I. 250. tab. 1—4. D'Alton, Pachydermen tab. 3.

4. G. Die Nashörner (Rhinoceros)

ſind Thiere faſt ſo groß wie der Elephant, haben aber keinen Rüſſel und keine Hauer, dagegen ein oder zwey aus hornigen Faſern beſtehende Hörner auf der Naſe, lange aufrechte Ohren, und nur 3 Hufe an jedem Fuße.

Der Character liegt in den Ohren.

Sie finden ſich bloß in Indien und im ſüdlichen Africa. Es verhält ſich mit der Kenntniß ihrer Lebensart ganz umgekehrt, als mit dem Elephanten, welche beym indiſchen bis aufs genaueſte bekannt iſt; beym africaniſchen faſt gar nicht. Das Nashorn dagegen in dieſem Lande iſt vielfältig und in den meiſten ſeiner Verhältniſſe beobachtet worden, während man vom indiſchen nicht viel weiß, obſchon es das einzige iſt, welches ſchon einigemal in Europa herumgeführt worden. Sie haben faſt eine ganz haarloſe Haut, wälzen ſich gern im Schlamm, wie die Schweine, und freſſen nichts als Pflanzen. Sie haben alle je 7 Backenzähne, und die indiſchen noch in jedem Kiefer 2 ziemlich große, gegen einander ſtehende Vorderzähne, welche den africaniſchen fehlen. Ehmals kannte man nur ein indiſches und ein africaniſches; jenes mit einem, dieſes mit 2 Hörnern, und ſelbſt

dieſe beiden wollte man nur für eine Gattung anſehen, weil die Zahl der Hörner zufällig ſeyn könnte. Man unterſchied ſie aber ſchon zu den Zeiten der Römer, wie es ſich aus den Epigrammen des Martials ergibt *):

Das Nashorn.

1. Auf dem geräumigen Plan, o Cäſar, führte das Nashorn
Solcherley Kämpfe dir aus, als es ſie nimmer verhieß.
Wie in erbittertes Raſen entglühete ſtürmend das Unthier!
Wie gewaltig durch's Horn, welchem ein Ball war der Stier!

2. Während bekümmerte Hetzer zum Kampf aufreizen das Nashorn,
Und lang ſammelt den Zorn dieſes gewaltige Thier,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfs voll großer Erwartung;
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth:
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären
Leicht, wie die Docken der Stier wirft zu den Sternen empor.

3. Den du neulich erblickt auf des Herrn auſoniſcher Kampfbahn,
Ich bin's, welchem der Stier eben zur Docke gedient.

Willmann.

Man hatte daher in Rom Nashörner aus Indien und Africa.

---

*) De rhinocerote.

1. Praestitit exhibitus tota tibi, Caesar, arena,
Quae non promisit, proelia rhinoceros.
O quam terribiles exarsit pronus in iras!
Quantus erat cornu, cui pila taurus erat!

Martial de Spectac. 9.

2. Sollicitant pavidi dum rhinocerota magistri,
Seque diu magnae colligit ira ferae;
Desperabantur promissi proelia Martis:
Sed tamen is rediit cognitus ante furor.
Namque gravem *gemino cornu* sic extulit ursum,
Jactat ut impositas taurus in astra pilas.

Ibid. 22.

3. Nuper in Ausonia domini spectatus arena
Hic erit ille tibi, cui pila taurus erat.

Epigramm. XIV. 53.

Merkwürdig bleibt es immer, daß Ariſtoteles nichts vom Nashorn gewußt hat, woraus augenſcheinlich hervorgeht, daß es in den Ländern, welche Alexander durchzogen, alſo bis an den Indus, nicht vorkommt: denn ſonſt würde er ihm gewiß ſolche merkwürdige Thiere zugeſchickt haben, wie früher Elephanten. Doch iſt es kaum zweifelhaft, daß ſein indiſcher Eſel mit einem Horn darunter verſtanden werde (Lib. 2. cap. 2. 9.); das hat er aber auf jeden Fall nur dem Cteſias nachgeſagt. Noch merkwürdiger aber iſt es, daß auch die Aegyptier dieſes Thier nicht gekannt haben, obgleich es gewiſſermaaßen in ihrer Nachbarſchaft lebte, nehmlich in Abyſſinien. In keinem Tempel iſt es abgebildet.

Der erſte, welcher dieſes Thiers erwähnt, iſt Agatharchides, unter Ptolomäus Philometor (180 vor Chr.); ſpäter Strabo, der ſelbſt eines in Alexandrien geſehen hat, Plinius, Aelian, Oppian u. a. Pauſanias nennt ſie äthiopiſche Ochſen, ein Name, der auch bey ſpätern Schriftſtellern wieder vorkommt. So ſagt Barthema (Vartoman) von Bologna: er habe (um das Jahr 1500) in der Stadt Zeila in Aethiopien Kühe geſehen, welche auf der Stirn ein einziges Horn hatten, 1½ Spannen lang; es ſieht etwas mehr nach hinten als nach vorn; ihre Farbe iſt braunroth. (Itinerario in Ramusio III. lib. II. cap. 15; deutſch: Vartoman 1508. Cap. 16.) Daher darf man ſich nicht wundern, daß ſie von Andern gehörnte Pferde und Eſel genannt wurden, woraus dann das fabelhafte Einhorn (Monoceros) geworden iſt.

Die arabiſchen Schriftſteller haben ſchon gewußt, daß es in Indien und Nubien gibt, und es unter dem Namen Carcand bezeichnet.

Nach Plinius brachte Pompejus zuerſt (61 Jahr vor Chriſtus) das Nashorn, mit einem einzigen Horn auf der Naſe, wie man es übrigens oft geſehen habe, nach Rom zu den Spielen, nebſt dem Luchs aus Gallien und dem Pavian aus Aethiopien. Das Nashorn ſey der geborene Feind des Elephanten; es wetze das Horn an einem Stein und ziele im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wiſſend, daß er weicher iſt; in

der Länge ſey es ihm gleich, habe aber viel kürzere Beine und die Farbe des Buchsbaums. (Lib. VIII. cap. 20.)

In die Stadt Aduliton, der größte Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, 5 Tagreiſen zu Schiffe von Ptolemais, wird ſehr viel Elfenbein, Hörner vom Nashorn, Leder vom Flußpferd, Schildkrott, Paviane und Sclaven gebracht; auch ſind in der Gegend große Elephanten-Jagden. Man finde ſchon bey Meroe Nashörner und Elephanten. (Lib. VI. cap. 29.)

Nach Dio Caſſius (Lib. XV. 460.) ſah man auch ein Nashorn bey dem Triumphe des Auguſtus über die Cleopatra; nach Martial unter Domitian; nach andern unter Antoninus Pius, Gordianus und Heliogabalus.

Von nun an folgt tiefes Stillſchweigen über dieſes Thier, und nur Marco Polo hat es im 13. Jahrhundert in Indien wieder geſehen, und zwar auf Klein-Java oder Sumatra. „Sie haben viele wilde Elephanten und Nashörner (Leoncorni), die viel kleiner ſind, als jene, und in der Behaarung dem Büffel ähnlich; die Füße wie beym Elephanten. Sie haben ein Horn mitten auf der Stirn, thun aber damit niemanden etwas, ſondern nur mit der Zunge und den Knien: denn ſie haben auf der erſten einige lange Stacheln, und wenn ſie jemanden angreifen wollen, ſo ſtoßen ſie ihn mit dem Knie nieder, und ſchlagen dann mit der Zunge auf ihn los. Sie haben einen Kopf, wie das Wildſchwein, und tragen denſelben nieder, gegen die Erde gekehrt. Sie halten ſich gern im Schlamm auf, und ſind überhaupt rohe Beſtien.“ Ramuſio II. 52.

Iſidor von Sevilla und Albertus Magnus (II. 1. XII.) wiſſen faſt nichts mehr davon; ſie vermiſchen es mit dem berüchtigten Einhorn. Das erſte, welches man wieder in Europa ſah, war zu Liſſabon 1513, wo es der König Emmanuel aus Oſtindien erhielt. Der Ruf davon erſcholl durch alle Länder, und Albrecht Dürer gab zuerſt einen Holzſchnitt davon heraus, nach einer ſchlechten Abbildung, die ihm von Liſſabon zugeſchickt wurde. Es ſieht aus, wie mit einer Schabracke bekleidet, und hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer; auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Dieſer Holzſchnitt

lief durch ganz Europa, und war faſt 200 Jahre lang das einzige Bild, welches man von dem Thier hatte. Geßner hat es nachgebildet, und nichts weiter davon geſagt, als was bey den Alten vorkommt (p. 952).

Endlich gab Piſo 1658 das Werk von Bontius, welcher viele Jahre als Arzt auf Java gelebt hat, mit einer etwas beſſern Abbildung heraus, die Piſo aus Indien erhalten hatte. Bontius gibt nur die Abbildung des Kopfes. Dieſer ſagt: Garcias ab Orto habe es zu Goa, wo er Leibarzt geweſen, nie geſehen, er aber wohl tauſendmal, ſowohl in einer Hütte eingeſchloſſen, als auch bisweilen auf dem Wege zur Waide in den Wäldern; er wolle es daher nach der Natur beſchreiben, damit man die Fehler der Maler erkenne, welche es mit Schildern und Schuppen bedeckt vorſtellen. Die Haut iſt ſchwärzlichgrau, wie die des Elephanten und indiſchen Büffels, kahl oder nur mit wenigen Haaren beſetzt, runzelig und mit Falten überzogen, welche ungefähr wie Schilder und Panzer ausſehen; ſie iſt übrigens ſo dick, daß ein japaniſcher Säbel kaum einſchneidet. Es hat eine Art Schweinsrüſſel, der jedoch nicht ſo ſtumpf, ſondern mehr ſpitzig iſt, und über den Naslöchern ſteht das berühmte Horn, bald ſchwarz, bald grau, bisweilen weiß, und dann wird es viel theurer verkauft. Es iſt faſt ſo groß als der Elephant, aber wegen der kürzeren Füße nicht ſo anſehnlich. Seinem Naturell nach iſt es unſchädlich, gereizt aber ſehr grauſam, und wüthet nicht bloß gegen den Beleidiger, ſondern gegen alles, was ihm in den Weg kommt; es wirft ſelbſt Bäume mit ungeheurem Gekrache nieder. Hat es einen Menſchen niedergeworfen, ſo tödtet es ihn durch Lecken mit ſeiner rauhen Zunge, ſo daß es die Haut ſammt dem Fleiſch bis auf die Knochen abraſpelt; daher frißt es auch am liebſten dorniges Geſträuch.

Das Thier iſt übrigens nicht fleiſchgierig, wie der Tiger; dennoch kann ich ein Beyſpiel von der Wuth des gereizten Thiers mittheilen, welche es erſt kürzlich an dem Secretär der Stadt Batavia ausgelaſſen hat. Er ſtieß auf einem Ritt, mit zwey andern, in den Wald, an einem ſumpfigen Ort auf ein Nashorn mit ſeinem Jungen. Es ſtand auf, führte

langſam das Junge weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indeſſen hatte einer ſeiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thier nachzureiten und ihm mit einem japaniſchen Säbel Hiebe auf den Hintern zu geben, die aber, wegen der dicken Haut, nur einige weiße Streifen zurück ließen. Das Thier ertrug ſie geduldig, bis ſein Junges im Geſträuch verborgen war: dann wendete es ſich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zahnkniſchen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Stiefel in Fetzen: und es wäre um ihn geſchehen geweſen, wenn das Pferd nicht klüger geweſen wäre als der Leiter. Es ſprang zurück und floh aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, Bäume und alles was ihm hinderlich war, mit fürchterlichem Gekrache niederſchmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, gieng das Nashorn auf dieſe los, welche ſich aber glücklicher Weiſe, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zween große Bäume, kaum 2 Schuh aus einander, flüchteten, wo das Thier, in ſeiner Dummheit, ſchlechterdings dazwiſchen hindurch wollte und dieſelben, wie Rohr, zittern machte; indeſſen waren ſie doch ſo dick, daß ſie den Stößen ſeiner Stirn widerſtanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüſſe auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Was man von ſeiner Freundſchaft mit dem Tiger ſagt, ſcheint mir nur eine Heucheley zu ſeyn: denn ein weibliches Nashorn, welches ein Junges hat, läßt den Tiger nicht neben ſich hergehen: und als ich einmal aus der Stadt an den Fluß ſpazieren gieng, um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgeriſſen waren, ohne Zweifel von einem Tiger. Wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, ſo ſehen ſie einander immer mit ſchiefen Augen an, grunzen und blecken die Zähne, was ſicher kein Zeichen von Freundſchaft iſt. Es heißt Abada auf Java. Hist. nat. Indiae, 1658. 50.

Nachher hat Chardin ein Nashorn in Iſpahan geſehen, und die erſte gute Abbildung davon gegeben. Es hatte nur

ein Horn, und dennoch ſagt er, der Schach habe es durch einen Geſandten aus Aethiopien zum Geſchenke bekommen, wo man es zähme und zur Arbeit abrichte, wie die Elephanten. Es war ſo groß wie ein gewöhnlicher Ochſe; die Haut dunkel grau-braun, wie beym Elephanten, aber rauher und dicker, mit kleinen Knoten oder Verhärtungen bedeckt, den Schuppen der Schildkröten ſo ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden kann. Sie macht 5 dicke Falten, ohne diejenige, welche von den Ohren ab um den Hals geht, wie eine Krauſe. Eine dieſer Falten bedeckt die Schultern bis herunter zum Bauch; eine andere den ganzen Rücken und Bauch; drey andere die Schenkel, aber nach der Länge des Thiers gefaltet, nehmlich der Rand derſelben um die Schenkel wagrecht herumlaufend, während der der vorigen ſenkrecht geht. Das Horn hat faſt die Geſtalt und Dicke eines Zuckerhuts von 2 Pfund, iſt aber etwas nach hinten gebogen, graubraun, wie die Haut, und ſteht über den Naslöchern. Die Schnauze iſt rund, und gebogen wie ein Adlerſchnabel: dennoch die Oberlippe breit und flach. Vorn in den Kiefern ſtehen vier Zähne, zwey oben und unten [alſo wie beym indiſchen]; die Zunge iſt kurz und dick; die Augen liegen weit unten, faſt gerad hinter dem Mundwinkel; der Schwanz keinen Schuh lang, dünn, mit 8 oder 10 Knoten, wie ein Roſenkranz; die Füße kurz und dick, ohne ſichtbare Gelenke, mit 3 Hufen. Man hielt das arme Thier ſo ſchlecht (weil ihm ſein Wärter die Nahrung ſtahl), daß man, ungeachtet der Dicke ſeiner Haut, die Rippen zählen konnte.

Was man von ſeiner Feindſchaft mit dem Elephanten erzählt, iſt falſch; es ſtand hier mit zween Elephanten in dem nämlichen Stall, und oft hab ich ſie beyſammen auf dem Schloßplatze geſehen, ohne daß ſie die geringſte Abneigung gegen einander zeigten. Man behauptet auch, daß die indiſchen Fürſten ſich deßhalb Becher aus dem Horne machen ließen, weil er ſogleich ſchwitze, wenn etwas Gift im Getränke iſt, was aber auch unter die Fabeln gehört. Voyages en Perse. 1711. 8. VIII. 131. tab. 40.

Im Jahr 1685 kam ein Nashorn nach England und wurde

abgebildet; wieder eines 1739, welches Parſon beſchrieben hat; 1741 wieder eines ebendahin, und von da nach Holland und Paris, abgebildet von Albinus und Buffon; 1746 wahrſcheinlich daſſelbe nach Deutſchland, von C. A. Bergen beſchrieben; 1793 wieder eines nach Paris, anatomiert von Vic d'Azyr; 1816 eines nach Deutſchland, beſchrieben und abgebildet von J. Wolf zu Nürnberg. Dieſes ſind ziemlich die Nashörner, welche lebendig nach Europa kamen. Sie ſtammten alle aus Indien, und es iſt noch kein einziges aus Africa bey uns geſehen worden.

Man theilt die Nashörner in aſiatiſche und africaniſche, zwiſchen welchen der merkwürdige Unterſchied beſteht, daß jene in jedem Kiefer zwey große Vorderzähne haben, welche dieſen fehlen; außerdem im Zahnfleiſch noch je zwey verkümmerte Vorderzähne, und zwar unten zwiſchen den großen, oben auswendig an denſelben. Sonſt ſind alle einander ſehr ähnlich in Geſtalt und Größe, ſo daß man ſie leicht für einerley Gattung halten könnte.

a. Indiſche Nashörner.

1) Das gemeine (Rh. unicornis, indicus)

wird gegen 12 Schuh lang und 7 hoch, iſt faſt haarlos; die graubraune Haut bildet ſenkrechte Falten um den Hals, eine vor und hinter der Schulter, eine vor der Hüfte, eine wagrechte um den Oberarm, eine auf dem Kreuz und eine oder zwey um den Schenkel; ein einziges Horn ſenkrecht auf der Naſe, oft mehrere Schuh lang.

Dieſes Thier lebt faſt ausſchließlich am veſten Lande von Indien, am häufigſten in Bengalen, jenſeits des Ganges, in Siam, Cochinchina, auch noch in China, und zwar in der Provinz Suchuen, in Wäldern und Sümpfen, in welchen es ſich gern wälzet, wie die Schweine; es lebt einſam oder paarweiſe, ſchweift wenig herum, und bleibt oft ſtundenlang an demſelben Platze ſtehen, iſt überhaupt träg und ſtumpf, kann jedoch gereizt ſehr in Zorn gebracht werden, und wird dann gefährlich, beſonders durch das Horn, womit es den Leib durchbohrt. In Bezug auf ſeine Nahrung verhält es ſich zum Elephanten, ſeinem nächſten Obern in der Größe, wie der Eſel zum Pferd, frißt nehmlich

am liebſten harte Stauden, Diſteln, Ginſter, Sträucher u. dergl. Es ſoll dieſelben mit der Oberlippe abreißen, faſt wie der Elephant mit ſeinem Rüſſel, obſchon ſie wenig verlängerbar iſt. Es iſt überhaupt ein friedliches Thier, und greift weder andere noch den Menſchen an, wenn es nicht gereizt wird. Was Plinius von ſeiner Feindſchaft mit dem Elephanten erzählt, hat er wahrſcheinlich aus den Kämpfen zu Rom genommen, wo man ſie dazu gezwungen hat.

Indeſſen iſt ſeine Jagd gefährlich, weil, wegen der dicken, harten und ebenen Haut, kein Säbel und nicht leicht eine Kugel durchgeht. Die Jäger ſuchen es daher in ſeinen Sümpfen, während des Schlafs, unter dem Winde zu beſchleichen, und ihm ganz in der Nähe einen Schuß neben dem Ohr zu geben, welches der einzige Ort iſt, wo es tödtlich verwundet werden kann. Gervaise, Hist. nat. de Siam, 1688. pag. 35.

Aus der Haut macht man Panzer und Schilder, und ſonſt werden verſchiedene Theile, wie das Blut, die Zähne, die Klauen und das Horn abergläubiſch als Gegengift aufbewahrt. Das Fleiſch wird, ungeachtet ſeiner Zähigkeit, hin und wieder gegeſſen. In Oſtindien ſelbſt wurde das Thier nie von einem Naturforſcher gehörig beobachtet und in ſeiner Lebensart geſchildert. Man hat davon nur abgeriſſene Stücke von einigen ältern Reiſenden, die ſie auch größtentheils nur von Hörenſagen haben.

Am beſten wurde eines von Dr. Parſon in England beobachtet und beſchrieben. Es war ein zweyjähriges Männchen, nicht größer als eine junge Kuh, welches Herr Cole, Vorſteher der Factorey zu Patna in Bengalen, durch den Capitän Acton nach London geſchickt hat, wo es gezeigt, beſchrieben und abgebildet wurde. Sein Futter beſtand in Reiß, Zucker und Heu. Reiß bekam es täglich 7 Pfund, mit 3 Pfund Zucker untermiſcht, in 3 Mahlzeiten vertheilt, und wöchentlich einen Bund Heu, nebſt Grünem, das ihm oft gebracht wurde, weil es daſſelbe lieber fraß, als ſein trockenes Futter; es ſoff auch ſehr viel Waſſer.

Es war von ſtillem Naturell und ließ ſich überall angreifen: wurde es aber geſchlagen, oder war es hungerig; ſo wurde es ſehr zornig, ließ ſich jedoch durch Darreichung des Futters beſänftigen. Im Zorn lief es herum, ſprang unglaublich hoch, und rannte, ungeachtet ſeiner Plumpheit, mit großer Wuth und Geſchwindigkeit an die Wände, beſonders des Morgens vor dem Freſſen, ſo daß es in ſeiner Freyheit wohl ein wildes und unbändiges Thier ſeyn mag. Das Horn war noch nicht über 1 Zoll hoch. Die Unterlippe ſieht wie bey einem Ochſen aus, die obere aber mehr wie die eines Pferdes, und es bedient ſich auch derſelben auf die nämliche Art, um das Heu aus der Raufe zu reißen, oder das Gras auf dem Boden zuſammen zu leſen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß es dieſelbe über 6 Zoll verlängern und zuſpitzen, ja um einen Stock oder Finger legen und ihn damit veſthalten kann; ſie hat mithin einige Aehnlichkeit mit dem Rüſſel des Elephanten. Die Zunge iſt keineswegs rauh, daß es damit das Fleiſch von den Knochen lecken könnte, ſondern ſo weich wie eine Kalbszunge; es hat mir oft damit an der Hand geſogen; die Augen ſind ſchläſerig und verdroſſen, in der Figur wie Schweinsaugen, werden ſelten ganz geöffnet, und ſtehen näher an der Naſe, als bey irgend einem andern Thier; die Ohren groß, nach oben dünn, den Schweinsohren ſehr ähnlich, doch iſt ihre Wurzel dünn und kommt gleichſam aus einer Höhle hervor, die von einer Falte umgeben iſt.

Der Hals iſt ſehr kurz, von zwo Falten umgeben; die erſte von den Ohren an unten unterbrochen, und daſelbſt hängt ein hohler Lappen, in deſſen nach vorn gerichteter Höhle eine Fauſt Platz hat; aus der Mitte der hintern Falte entſpringt eine andere, welche ſchief nach vorn und oben gegen den Nacken läuft und hinter den Ohren endigt [ganz ſo, wie bey Chardins Exemplar, das aus Aethiopien ſeyn ſoll]. Die Schultern ſind ſehr dick und ſchwer. Hinter ihnen läuft eine Falte vom Rücken an herunter, und zieht ſich dann vorwärts um den Schenkel herum. Der Rumpf iſt ſehr dick, beſonders an den Seiten, faſt wie bey einer trächtigen Kuh; der Rücken hinter dem Widerriſt vertieft, das Kreuz höher als der Widerriſt. Von ihm läuft eine

Falte herunter von den Hüften zu den Weichen, fällt dann plötzlich gegen den Schwanz ab, und hat eine Querfalte oben auf den Lenden, eine in ihrer Mitte und endlich eine ganz unten um den Schenkel, welche ſich vorn mit der Weichenfalte verbindet [alles haargenau, wie bey Chardins Nashorn, nur ſind die Falten ſchwächer, weil das Thier noch jung war. Daß es aus Bengalen ſtammte, unterliegt, nach Parſons genauer Angabe der Lieferanten, keinem Zweifel]. Der Wanſt hängt tief herab, und berührt faſt den Boden. Schwanz 18 Zoll lang, und nicht dick, gegen das Ende faſt wie eine Schnur, aber an der Spitze breit, mit wenigen ſchwarzen, ſtarken aber kurzen Haaren, welche jedoch bey Alten 1 Schuh ſo lang und dick werden wie ein Draht, aber platt, und nur an den Seiten ſtehend, ſo daß ſie eine Art Fecher bilden. Sonſt iſt die ganze Haut ohne Haare, außer einigen wenigen am Hinterrande der Ohren. Ich habe an dieſem Thiere als eine beſondere Eigenſchaft bemerkt, daß es bey einem Geräuſch oder Getös auf der Gaſſe ſogleich horchte: es mag freſſen, ſchlafen oder ſonſt etwas vorhaben, ſo unterläßt es ſogleich alles, und hebt den Kopf mit großer Aufmerkſamkeit in die Höhe, bis das Geräuſch vorbey iſt.

Die Haut iſt dick und undurchdringlich; wenn man eine Falte anfaßt, ſo fühlt ſie ſich wie ein halbzoll dickes Brett an. Sie iſt über und über mit einer harten Rinde bedeckt, welche überall erhöhte Scheiben bildet, wie Grind, oben klein, an den Seiten aber und gegen den Bauch größer, am größten auf den Schultern, Hinterbacken und Füßen. Man hat dieſe Erhöhungen ſehr mit Unrecht Schuppen genannt. Zwiſchen den Falten dagegen iſt die Haut glatt und weich, und dieſe Stellen ſind es allein, wodurch das Thier in Stand geſetzt wird, ſich zu biegen und wenden. 1741 kam ein Weibchen nach England, welches dieſem ganz gleich war, und auch ein Horn hatte.

Es iſt wohl entſchieden, daß es in Africa Nashörner mit 2 Hörnern gibt, und daß dergleichen in Rom geweſen ſind. Ein ſolches ſteht auf einer Münze von Domitian, und auf dem Fußboden zu Präneſte, welchen der Dictator Sulla hat machen laſſen. Auch ſagt Pauſanias (XI. 21.) ganz aus-

drücklich: Die Nashörner in Aethiopien haben ein Horn vorn auf der Naſe, und etwas weiter oben ein anderes, allerdings kein großes; auf dem Kopf aber durchaus keines. Phil. Trans. 42. 1743, deutſch von Huth, natürliche Hiſtorie des Nashorns. 1747. T. 1—3. Das Thier von der Seite, und ſchräg von vorn und hinten.

Dasjenige, welches 1742 zu Paris geweſen, war ein Weibchen von 11 Jahren, nur 5 Schuh hoch, 10 lang, Schwanz 2 Schuh, Ohren 1, das Horn 1, Umfang an der Wurzel 1, Umfang des Leibes 10½, der Wanſt nur 1½ von der Erde. Es gibt Hörner 4 Schuh lang, kegelförmig, ſpitzig und ſchwach nach hinten gebogen, grünlichſchwarz; ſie beſtehen aus derſelben Subſtanz, wie beym Rind, aber aus hohlen Längsfaſern zuſammengeſetzt, welche an manchen Stellen hervorſtechen wie eine Bürſte, was bey den Rindern keineswegs der Fall iſt; 2 Euter in den Weichen.

Von dem, welches 1746 in Deutſchland war, und von Bergen zu Frankfurt an der Oder beſchrieben wurde, erfahren wir nichts, als daß es vom Nashornvogel verſchieden ſey, daß es ein Weibchen geweſen, mit 1½ Schuh hohem Horn; daß der Miſt dem des Pferdes gleiche, daß es ¼ länger als ein Ochſe geweſen, nach Ausſage der Wärter aber nicht wiederkäue, und daß ſeine Stimme nicht einem Grunzen, ſondern vielmehr dem Plärren einer Kuh gleiche, welche ihr Kalb rufet. Oratio de Rhinocerote 1746.

Im Jahr 1793 ertrank ein männliches zu Verſailles. Es trug ſchon die Zeichen des eintretenden Alters an ſich, und war doch bey ſeinem Tode erſt 25 Jahre alt, ſo daß man bey dieſen Thieren kein hohes Alter vermuthen kann. Cuvier hat es einige Jahre nachher, ohne Zweifel nach dem ausgeſtopften Balg, beſchrieben.

Die Länge des Leibes 9 Schuh, die Höhe 4½, der Umfang 11½, der Kopf 2 lang und 1½ hoch, Ohren 10 Zoll, das Auge nur 1, Naslöcher 3, Füße 8 dick, Schwanz 2 Schuh lang. Das Horn ſo abgewetzt, daß nichts mehr übrig war als die Wurzel, 1 Zoll hoch, 8 breit. Bey dieſer Gattung ſteht es

veſt und unbeweglich auf den Naſenbeinen, welche deßhalb eine ganz unebene Oberfläche haben, bey der africaniſchen dagegen glatt ſind, ſo daß ſich die Haut und das daran befindliche Horn bewegen kann. Die Hautfalten ſind es vorzüglich, welche dieſen Thieren ein ſo ſonderbares Anſehen geben. Die um den Hals ſpringen am meiſten vor. Bey dieſem Stück geht eine vom Ohr zum Winkel des Unterkiefers; eine kleinere hängt unter der Kehle, und endlich läuft eine große ganz um den Hals herum, wie ein Kragen; dann noch eine, von welcher ein Aſt ſchief auf die Schulter ſteigt; noch eine kleine bildet einen Triangel mit dieſem Aſt und der Hauptfalte. Auf dem Rumpfe zeigen ſich zwey ſehr große, wie Gürtel; eine hinter der Schulter, die andere vor den Schenkeln; ferner eine Querfalte auf den Lenden von der Schwanzwurzel aus, und eine ſchiefe, welche vom Knie gegen den Schwanz heraufſteigt; endlich eine um das Knie herum.

Die Haut iſt noch viel härter und trockener als beym Elephanten, dunkelgraubraun, und überall mit kleinen Erhöhungen bedeckt, von der Dicke und Größe einer Münze; ſie ſind in den Abbildungen meiſtens übertrieben worden, und haben daher die Geſtalt von Schuppen, Schildern und Panzern bekommen. Nirgends Haare, außer am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes. Die Hufe viel größer als beym Elephanten. Die großen Vorderzähne ſchleifen ſich gegen einander an den Spitzen ab.

Es iſt bekannt, daß das Nashorn immer unbändig bleibt, und eine gleichgültige Rohheit zeigt, wie die Schweine. Dieſes Stück hat zwey junge Leute, die unklugerweiſe in ſeinen Pferch gegangen ſind, getödtet. Seine Stimme gleicht ziemlich dem Grunzen des Schweins, und iſt nicht ſtark; im Zorn aber ſtößt es gellende Töne aus, die man weit hört. Es fraß täglich $1^1/_2$ Centner; ſein Miſt glich dem des Pferdes, war aber viel dicker und trockener. Es hatte einen tiefen Schlaf. Dieſes Thier wurde von Mertrud und Vic d'Azyr anatomiert. Das Wichtigere davon theilt hier Cuvier mit. Der Blinddarm war 2 Schuh lang, 5 dick. Menagerie du Muséum 1801. Fol. Fig.

Im Jahr 1801 ſtarb zu London ein dreyjähriges Männchen aus Oſtindien, welches nach Wien beſtimmt war, an Lungenentzündung. Es war kaum ſo hoch als eine zweyjährige Kalbe, aber die Dicke des Leibes betrug mehr als die Länge. Das Horn begann erſt ſich zu zeigen. Die Haut, wie bekannt, ſehr hart und höckerig, unten glatter und leicht einzuſchneiden. Es liegt viel lockeres Zellgewebe darunter, ſo daß ſie ſich, ungeachtet ihrer Steifigkeit, leicht über den Leib hin- und herſchieben kann; der Hautmuskel fehlt, und iſt auch nicht nöthig, da Inſecten nicht einſtechen können. Bey einem 5 Jahr alten waren, nebſt den zwey größern Vorderzähnen, noch zwey kleinere an der Seite der untern; hier aber waren überall nur zwey vorhanden und weit aus einander; Backenzähne erſt vier. Der Magen und die Därme wie beym Pferd, nur der Blinddarm größer; die Dünndärme außerordentlich kurz; keine Gallenblaſe. Injectionen in die Nieren-Arterie giengen ungewöhnlich leicht in den Harnleiter über, und umgekehrt aus dieſem in die Arterie und Vene. Das Auge wird genauer beſchrieben und abgebildet. Auf der Ueberfahrt wurde es ganz zahm, zeigte aber gegen ſeine Wärter nicht die geringſte Zuneigung, war auch nicht leicht bös zu machen, und zeigte bey allen Vorfällen eine vollkommene Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Es wurde mit Heu und Haber gefüttert, bekam auch Erdäpfel und Grünes, und fraß mehr als drey arbeitende Pferde. Uebrigens war es geſund, bis einige Tage vor ſeinem Tode. L. Thomas, Phil. Trans. 1801. 145. tab. 3.

1815 war wieder ein junges Männchen zu Paris, 7 Schuh lang, 4 Schuh 10 Zoll hoch, mit ziemlich glatter Haut, ohne ſchuppenartige Erhöhung; an einigen Stellen, wie auf dem Kopf und auf den Schenkeln, waren die Papillen ſo verlängert, daß ſie wie hornige Fäden ausſahen; ſie ſtanden gedrängt an einander. Fr. Cuvier, Mammifères Cah. XIII. et XIV. 1820. tab. 1. 2.

Das Stück, welches 1816 in Deutſchland herumgeführt wurde, war ein Männchen, 10½ Schuh lang und 5 hoch, Länge des Kopfs 2½. Es fraß gelbe Rüben und Kleyen, die man

ihm aufs Heu ſtreute. J. Wolfs Abbildungen H. VII. 1817. 4. Taf. 19.

Im Jahr 1834 kam wieder eines nach London in den zoologiſchen Garten vom Veſtland von Indien. Es ſey 4 Jahre alt, Länge 10½ Schuh, Höhe des Kreuzes 4 Schuh 10 Zoll, Gewicht 26 Centner. Es iſt häufig in den Wäldern, auf den Hügeln der Niedrigungen von Nepal, aus denen es zur Regenzeit in die cultivierten Gegenden kommt, um Reiß zu freſſen. Es trägt 17—18 Monat, und wirft nur ein Fohlen, welches 3 Schuh 4 Zoll lang, 2 Schuh hoch iſt, und faſt 2 Jahr lang ſaugt. Ein achtjähriges, zu Katmandoo geworfenes, hatte in der Länge 9 Schuh 3 Zoll, in der Höhe am Widerriſt 4 Schuh 10 Zoll, der Umfang 10 Schuh 5 Zoll, Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, das Horn 5 Zoll. Es war noch lange nicht ausgewachſen. Man glaubt, daß es 100 Jahr alt werde; eines, welches ausgewachſen gefangen wurde, lebte in der genannten Stadt 45 Jahre, ohne Zeichen von eintretendem Alter zu geben. Hodgson, Zool. Proceedings II. 1834. 98.

Man unterſcheidet jetzt davon das javaniſche (Rh. javanicus), weil es allein die großen, ſchuppenartigen Warzen habe.

Sie ſind größtentheils fünfeckig, und bedecken die ganze Haut, ſo daß es ausſieht, als wenn ſie mit wirklichen Schuppen bedeckt oder gepanzert wäre, wie der Vorderleib der Gürtelthiere. Dieſe breiten Höcker werden aber bloß von der Oberhaut gebildet; löst man ſie ab, ſo bleibt jedoch ein Eindruck in der Haut; alle Haare entſpringen aus der etwas vertieften Mitte dieſer Höcker. Die Falten ſind wie bey dem gemeinen. Es iſt nicht ſo groß als das vom veſten Lande, nur 6 Schuh lang, 4 hoch, der Kopf 2 lang, und in jedem Kiefer nur 2 Vorderzähne, wovon die untern lang ſind, die obern aber kaum aus dem Zahnfleiſch hervorragen. Diard hat eine Zeichnung nach dem Leben geſchickt, welche abgebildet iſt in Fr. Cuviers Mammifères Cah. 45. 1824. G. Cuvier, Oss. foss. II. Aus dem Vorhergehenden ergibt es ſich als ganz gewiß, daß die aus Bengalen oder dem veſten Lande von Indien kommenden, ebenfalls dieſelbe panzerartige Bedeckung haben. Sie hängt vielleicht bloß vom Alter

ab, und reicht wohl nicht hin zur Annahme einer beſondern Gattung.

2) Dagegen gibt es auf Sumatra wirklich eine beſondere Gattung (Rh. sumatranus),

welche ſich von der vorigen durch 2 Hörner hinter einander unterſcheidet, und durch eine glatte, ziemlich behaarte Haut ohne Falten; übrigens daſſelbe Gebiß hat: die großen und kleinen Vorderzähne.

Von dieſem Thier hat zuerſt Carl Miller, der lang auf Sumatra Reſident geweſen, dem Naturforſcher Pennant Nachricht gegeben: er habe zwar nur 2 geſehen, allein er glaube, daß ſie nicht ſelten auf der Inſel ſeyen, aber ſehr ſcheu, und daher bekomme man ſie nicht leicht zu Geſicht. Er war nur einmal 20 Schritt von einem. Er bemerkte keine Falten an der Haut, aber ein kleineres Horn hinter dem größern, beide etwas nach hinten gebogen. Es ſehe überhaupt aus, wie die Abbildung, welche Sparrmann von dem africaniſchen gibt. Pennant, Quadrupeds ed. III. 1793. tab. 153., deutſch Taf. 145.

Nachher hat W. Bell, Chirurg der oſtindiſchen Compagnie zu Bencoolen, eine genauere Beſchreibung und eine Abbildung davon gegeben. Es wurde mit einer Bleykugel, 10 engliche Meilen vom Fort Marlborough auf Sumatra, geſchoſſen. Es war ein Männchen, 4 Schuh 4 Zoll hoch, 8 Schuh 5 Zoll lang bis zur Schwanzſpitze, nach Zähnen und Knochen noch jung, und wahrſcheinlich noch weit von ſeiner vollen Größe; bräunlichaſchgrau, unter dem Bauch, zwiſchen den Füßen und den Hautfalten ſchmutzig fleiſchfarben. In der Geſtalt glich es ziemlich einem Schwein, der Kopf dem der einhörnigen Gattung, die Oberlippe ſpitzig und überhängend; es hatte überall nur 6 Backenzähne, und oben und unten zwey Vorderzähne [nach der Abbildung des Schädels, ohne die kleinen Nebenzähne]; die Zunge ganz glatt, die Ohren klein und ſpitzig, mit kurzen ſchwarzen Haaren; die Hörner ſchwarz, das größere auf der Naſe aufrecht und etwas nach hinten gebogen, 9 Zoll lang; das kleine nur 4, in pyramidaler Geſtalt hinter dem vorigen, und nur

etwas Weniges vor den Augen. Sie ſaßen ganz veſt an dem Schädel, und es war weder ein Gelenk noch ein Muskel vorhanden, um ſie zu bewegen. Der Hals dick und kurz, die Haut darunter in Falten geſchlagen, und dieſe Falten gerunzelt. Der Leib dick und rund, und von der Schulter lief eine Falte herunter, wie bey der einhörnigen Gattung; jedoch war ſie nur ſchwach angedeutet, und es fanden ſich noch einige andere Falten und Runzeln an Leib und Füßen. Es hatte zwey Zitzen in den Weichen, ½ Zoll lang. Die ganze Haut war rauh und ſehr dünn mit kurzen ſchwarzen Haaren beſetzt; nur ⅓ Zoll dick, unter dem Bauch nur ¼, und ſo weich, daß man ſie leicht mit einem Meſſer zerſchneiden konnte. Das Thier hat nichts von dem Panzer, welchen man bey dem einhörnigen bemerkt. Später bekam er noch ein jüngeres Weibchen von bleygrauer Farbe und weniger Falten oder Runzeln an der Haut. Phil. Trans. 1793. pag. 3. tab. 2—4.

Nach Raffles iſt Bells Beſchreibung und Abbildung ganz richtig, aber es ſind nicht bloß die zwey größeren Vorderzähne in jedem Kiefer vorhanden, ſondern auch in der Jugend die kleineren, ganz wie beym einhörnigen; es hat auch je ſieben Backenzähne, wovon der vordere bald ausfällt. Die Haut hat zwar keine Panzerplatten, aber die Falten ſind deutlicher, als ſie Bell angegeben hat. Die Eingeborenen behaupten, daß man bisweilen eines mit 3 Hörnern antreffe, und bey einem jungen Stück hat Raffles ſelbſt eine Andeutung davon geſehen. Es hat keine Kühnheit, und auch das größte flieht vor einem einzigen wilden Hund. Es heißt Badak. Das gemeine Nashorn findet ſich nicht auf Sumatra, aber die Einwohner reden von einem ähnlichen unter dem Namen Tennu, welches einen weißen Gürtel um den Bauch habe. Linn. Trans. XIII. 1821. 268.

Später wurde es wieder abgebildet von Horsfield (Zool. Reſearches VI. 1825.). Auch nach Diard und Duvaucel hat es in der Jugend nicht nur die 2 großen Vorderzähne oben und unten, ſondern auch die kleinen, welche aber ſpäter ausfallen. Die Länge war 7 Schuh 2 Zoll, Höhe 3 Schuh 10 Zoll, Schwanz

1 Schuh 8 Zoll, Kopf 1 Schuh 8 Zoll. Fr. Cuvier, Mammifères Cah. 47. 1825.

b. Africaniſche Nashörner,

gleichen faſt in allem den vorigen, haben aber 2 Hörner hinter einander auf der Naſe.

3) Das africaniſche (Rh. africanus)

iſt ſo groß wie das indiſche, hat zwey Hörner, aber keine Schneidzähne, und auch faſt keine Falten in der Haut. Buffon, Suppl. VI. tab. 6.

Es bewohnt nur das heiße und ſüdliche Africa, von Aethiopien und dem Senegal an bis in die Cap-Colonie, wo es indeſſen jetzt, wegen der Verfolgungen, ſehr ſelten geworden iſt.

Obſchon in der heiligen Schrift ſchon Spuren davon vorkommen, ſo wußten doch die Griechen nichts mehr davon; die Römer aber ſahen ſie nicht ſelten in Wettkämpfen, wie ſchon früher bemerkt worden.

Auch im Mittelalter, beſonders unter den Arabern, und ſpäter kommen die 2 Hörner oft vor; dennoch hat ſich Bochart in ſeinem Werk über die heiligen Thiere, 1663, alle mögliche Mühe gegeben, dieſelben dem Nashorn abzuſtreiten, oder überhaupt kein zweyhörniges gelten zu laſſen, weil er ſchlechterdings haben wollte, daß das Reem der heiligen Schrift nichts anderes als eine zweyhörnige Gazelle ſey. Außer dem Zeugniſſe Martials aber, für die Wirklichkeit eines ſolchen zweyhörnigen Thieres, gibt es noch viele andere. Ein ungenannter griechiſcher Geograph aus der chriſtlichen Zeit, den Thomas Bartholin nach einem Manuſcript aus der mediceiſchen Bibliothek anführt (De unicornu 1645. 134.), ſagt in ſeinem Capitel über die indiſchen Thiere: er habe in Aethiopien von Ferne ein lebendiges, in der Nähe ein getödtetes und ein ganz kleines im königlichen Hofe ſtehendes geſehen und es genau abgebildet, und ſetzt hinzu: es heiße Nashorn, weil es Hörner auf der Naſe habe, ja er bemerkt ſogar, daß ſie beweglich ſeyen; wenn es herumgehe, ſchwankten ſie hin und her, wenn es aber zornig ſey, ſo ſtelle es ſie ganz ſteif und bringe das ſchwächere näher an das andere; es habe eine dicke trockene Haut, aber ohne Schildchen;

die Augen ſtehen ſehr tief an den Kiefern; es ſey ſehr fürchterlich, beſonders dem Elephanten, wenn man es gegen denſelben ſtelle.

Unter den Neuern wurde das africaniſche Nashorn zuerſt von Flacourt in der Saldagna-Bay am Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt. Relation de Madagascar. 1661. 4. 395.

Nachher hat es Kolbe aus eigener Anſicht beſchrieben; der Herausgeber ſeines Werks hat aber die Abbildung von Dürers oſtindiſchem Nashorn hinzugethan. Die Hottentotten nennen es Tu abba und Nabba. Die Haut iſt dunkelaſchgrau, ohne Haare, und ſo hart, daß man nicht wohl durchſchneiden kann, aber nicht ſchuppig, wie ſie die Maler vorſtellen, und hat auch keine Schilder, ſondern nur Runzeln und Falten, welche theils von ſeinem ungeſtümen Laufen durch das Geſträuch herkommen, wobey es von den Aeſten der Bäume zerkratzt wird, theils von ſeinem Wälzen im Koth und auf dürren Haiden; es hat auf der Naſe ein ſchwärzliches Horn, etwa 1—2 Schuh lang, von der Form eines Pflugſeches, und etwas gebogen, womit es im Zorn den Boden umackert und dabey ſchnell fortläuft, nicht achtend großer Steinblöcke oder der Bäume im Weg, welche es oft damit aus dem Grunde reißt, und wenn es ſie recht faſſen kann, hinter ſich über den Kopf wirft.

Gerade hinter dem genannten Horn hat es noch ein ganz kleines, welches bey jungen ungefähr querhandhoch iſt, bey den alten ½ Schuh. Es ſteht unten auf der Stirn oder der Hirnſchale, iſt ſo breit als die Stirn ſelber, und läuft oben gleichſam gewölbt zu. Dieſes kurze Horn ſcheint ihm mehr hinderlich als nützlich zu ſeyn, beſonders wenn es toben oder ackern will. Hieraus erhellt genugſam, daß das große Horn dicht und veſt an den Kopf gewachſen ſeyn müſſe, indem man nicht leicht eines herabbringen wird, wenn man nicht zugleich ein Stück von der Hirnſchale oder dem Kopfbein mit hinweghackt. Mit der Zeit ſchleift es ſich allmählich ab und wird ſchärfer.

Dieß Thier hat einen ſehr ſcharfen Geruch, und wenn es damit gegen den Wind etwas Lebendiges wittert, ſo rennt es in gerader Linie ſpornſtreichs darauf los, und achtet es gar

nicht, wenn auch etliche Tauſend Mann mit geladenem Gewehr es erwarten, wie es mir denn ſelbſt, und auch vielen meiner Freunde, begegnet iſt. Man kann ihm gleichwohl ſehr leicht entwiſchen, wenn man nur unverrückt ſtehen bleibt, bis es auf etwa 10 Schritt herbeygekommen iſt; dann darf man nur 4 bis 5 Schritt aus dem Wege weichen und es fortlaufen laſſen: es verliert ſogleich den Geruch, und weiß nicht mehr, wo das vorher Gerochene hingekommen iſt, kann auch, wegen der Größe ſeines Leibes, nicht leicht umkehren. Wäre ſein Geſicht ſo gut wie ſein Geruch, ſo würde ihm ſchwerlich etwas entkommen, indem es dergeſtalt ſchnell im Laufen iſt, daß es mit dem flüchtigſten Pferd nicht kann eingeholt werden. Die Ohren ſind ziemlich klein und gar nicht lang, wie doch die Größe des Leibes erfordern ſollte, in der es dem Elephanten nicht viel nachgibt, und nur wegen ſeiner kurzen Beine weniger anſehnlich iſt. — Wird es von niemand beleidigt, ſo fällt es nicht leicht an, man müßte denn ein rothes Kleid anhaben, welche Farbe ihm ſehr zuwider iſt. In der Wuth rächt es ſich nicht gleich an dem, der es gereizt hat, ſondern an allem, was ihm zunächſt vorkommt, wobey ſelbſt Steine und Bäume herhalten und ihm aus dem Wege weichen müſſen. Ertappt es einen Menſchen, ſo wirft es ihn wohl hinter ſich, tödtet ihn aber nur mit Lecken: inmaaßen ſeine Zunge ſehr rauh und ſtachelig iſt, mit welcher es die Haut und das Fleiſch bis auf die Beine wegleckt, und alſo den Menſchen lebendig zu todt martert. Daher frißt es auch wenig lindes Gras, ſondern wählt vielmehr grobe und ſtachelige Diſteln, auch rauhes Geſträuch, wie Haidekraut, welche ſeine Zunge kitzeln. Man nennt deßhalb einen kurzen Strauch, wie Wachholder, aber doch nicht ſo ſtachelig, von dem das unbebaute Land faſt allenthalben bedeckt iſt, Nashornbuſch [Stoebe rhinocerotis]. Die Stimme gleicht beynahe dem Grunzen eines Schweins, und man kann es daher weiter ſehen als hören, wenn man nicht das Krachen der Aeſte berückſichtiget, welche es auch beym gewöhnlichen Gang abbricht. Dann kann man es ſo weit hören als einen Holzhauer. Sein Fleiſch iſt grob, und man muß gute Zähne haben, vornehmlich wenn es

ein wenig geräuchert worden iſt, um es zu kauen. Viele Leute laſſen ſich aus dem Horn einen Becher drehen und mit Gold oder Silber beſchlagen, weil er, wie ſie glauben, ſogleich zerberſte, wenn Gift unter das Getränke gemiſcht wird. Gießt man Wein hinein, ſo fängt er alsbald an Blaſen aufzuwerfen, als ob er kochte [das kommt wahrſcheinlich von der Luft her, welche in den Röhrchen ſteckt]. Man fordert auch die Spähne den Drechslern ab und bewahrt ſie auf, damit man Kranken damit helfen kann. Vorgebirg der guten Hoffnung 1719. Fol. 159.

Der erſte, welcher eine mehr wiſſenſchaftliche Beſchreibung und Abbildung geliefert hat, iſt der Hauptmann Gordon, der lange in holländiſchen Dienſten in der Cap-Colonie ſich aufgehalten hat, und daſelbſt allen gelehrten Reiſenden, wie Sparrmann und Le Vaillant, ſehr an die Hand gegangen iſt. Beide hat Allamand in ſeinen Nachträgen zu Buffon, Band IV. mitgetheilt. Ein Thier alſo, das ſchon ſeit Jahrtauſenden die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich gezogen hat, das in einer Menge von Reiſen angeführt worden iſt, und über das Hunderte von Schriftſtellern ſich geſtritten haben, wurde erſt vor 60 Jahren abgebildet, und einigermaaßen richtig beſchrieben.

Die Hottentotten nennen es Nabal. Beym erſten Blick fällt einem das Flußpferd ein, von welchem es aber durch den Kopf ſehr unterſchieden iſt; es hat auch keine ſo dicke Haut, und ich habe eines auf 120 Schritt mit einer Kugel, von der 10 auf 1 Pfund gehen, getödtet; auf einer Reiſe mit dem Gouverneur Plettenberg in das Innere wurde ein Dutzend geſchoſſen, woraus man ſieht, daß die Haut den Flintenſchüſſen nicht ſo widerſteht, wie beym indiſchen. Es hat den ganzen Leib mit ähnlichem Grind oder mit Höckern bedeckt, wie das indiſche, aber nicht ſo gleichförmig, weniger mitten auf dem Leibe, und gar keine an den Enden der Füße. Die Falten ſind wenig bemerklich, und ſcheinen nur durch die Bewegung des Thiers zu entſtehen. Die alten haben eine von 3 Zoll Tiefe in den Weichen, eine andere hinter den Schultern nur 1 Zoll tief, eine

kleinere hinter den Ohren, 4 kleine vor der Bruſt und 2 kleine über der Ferſe; außerdem hat es noch 9 auf den Seiten, kaum ½ Zoll tief, welche dem indiſchen fehlen, hier aber am meiſten in die Augen fallen.

Die Jungen haben, wie die Alten, 2 Hörner, und die Einwohner wiſſen nichts von einem einhörnigen. Das größte ſteht vorn auf der Naſe, und war bey dem abgebildeten 16 Zoll lang; es gibt aber bey Thieren, die nicht größer ſind, 2 Schuh lange. Das zweyte Horn ſtand nur ½ Zoll hinter dem vorigen, und war 8 Zoll lang; beide ſind bloß an der Haut beveſtiget und ſtehen auf einer glatten Erhabenheit des Schädels. Wenn man ſie ſtark nach hinten zieht, ſo kann man ſie bewegen, was mir die außerordentliche Kraft zweifelhaft macht, womit es, nach Kolbe, Bäume, Wurzeln und Steinblöcke hinter ſich werfen ſoll. Es thut übrigens mit den Füßen eben ſo viel Schaden, als mit dem Kopf.

Seine Augen ſind noch kleiner als beym Flußpferd, die Oeffnung nur 1 Zoll, und ſtehen gleichweit von dem Maul und den Ohren. Es ſcheint ſich mehr auf Geruch und Gehör, als auf das Geſicht zu verlaſſen; die Naslöcher ſind ſehr weit, 2½ Zoll; die Ohren 9 Zoll lang, mit Haaren am Rand; auf dem Leibe einige ſchwarze, ſehr dünn zerſtreute zwiſchen den Erhabenheiten der Haut und über den Augen.

Die Farbe dunkelbraun, unter dem Bauch und in den Falten fleiſchfarbig; da es ſich aber oft im Kothe wälzt, ſo hat es die Farbe des Erdreichs, auf welchem es ſich aufhält. Gordon gibt dem Thier oben und unten 2 Vorderzähne; vielleicht hat er die kleinen Zwiſchenkiefer und die weit vorſtehenden erſten Backenzähne dafür angeſehen: denn er zählt nur 28 Zähne in allem. Der Schwanz iſt 1½ Zoll lang, und hat an jeder Seite 2 Zoll lange Haare. Das abgebildete Exemplar wurde am Urſprung des Gamka oder Löwenfluſſes getödtet, und war lang in gerader Linie 9 Schuh 3 Zoll, nach den Krümmungen des Leibes 11 Schuh, Kopf 2, Umfang hinter den Ohren 5, zwiſchen den Hörnern 3½, großes Horn 1 Schuh 4 Zoll lang, Umfang 25 Zoll, kleines Horn 8 lang, Umfang 18, Höhe des Wider-

riſtes 5 Schuh 3 Zoll, des Kreuzes 4 Schuh 8 Zoll, Umfang des Leibes 9 Schuh 9 Zoll, Breite der Sohle 9 Zoll.

Die Nashörner ſind nun 150 Stunden von der Capſtadt vertrieben, und man ſieht kaum mehr als 2—3 beyſammen; beym Gehen halten ſie den Kopf niederig, wie die Schweine; ſie laufen ſchneller als ein Pferd, und das ſicherſte Mittel, ihnen zu entgehen, iſt, ſich unter dem Winde zu halten: denn es iſt gefährlich, ihnen zu begegnen. Beym Laufen drehen ſie den Kopf von einer Seite zur andern; es ſcheint, daß ſie gern mit dem Horn die Erde aufwühlen; bisweilen machen ſie in derſelben, durch das Wanken ihres Kopfes, 2 Furchen, und dann ſpringen ſie von einer Seite zur andern, und heben den Schwanz in die Höhe. Das Weibchen hat ebenfalls 2 Hörner und die Größe des Männches; es wirft nur ein Junges. Ihr Laut iſt eine Art von Grunzen, worauf ein ſtarkes Flöten folgt. Von ihrem vorgeblichen Kampfe mit den Elephanten hört man in dieſem Lande nichts. Buffon, Suppl. VI. tab. 6., deutſch von Otto 22. 120.

Nun war gleichſam die Bahn gebrochen und das Feld der Beobachtungen eröffnet. Der Schwede Sparrmann, der Engländer Bruce und der Franzoſe Le Vaillant wetteiferten mit einander in der Naturgeſchichte dieſes Thiers.

Sparrmann machte ſeine Reiſen im öſtlichen Theile der Cap-Colonie bis an die Cafferey im Jahr 1775. Im December gieng ein Hottentott mit zwey andern, welche ihm das Standrohr tragen mußten, bey der Quelle Quammadaka, in der Nähe des kleinen und großen Fiſchfluſſes, an der Gränze der Cafferey, auf die Nashornjagd, und war ſo glücklich, 2 zu erlegen, und zwar jedes durch einen einzigen Schuß mitten in die Lunge. Sie lagen auf dem Bauche auf den Vorderknieen, und die Hinterbeine vorwärts gerichtet. Das kleinſte war 11½ Schuh lang, 7 hoch, Umfang 12. Die großen, panzerartigen Falten fehlen dieſer Gattung ganz. Die Haut war übrigens 1½ Zoll dick, rauh, aſchgrau, am Unterleib weniger dick, faſt ganz eben und gefärbt, wie die Haut des Menſchen. Kugeln, und ſelbſt Spieße gehen durch; auch pflegen die Hotten-

totten die ſchlafenden Nashörner und Elephanten zu beſchleichen, und ihnen ſchnell mehrere Wunden mit ihren Haſſagaien zu verſetzen; dann gehen ſie einige Tage der Spur nach, bis ſie ſich verblutet haben. Meiſtens vergiften ſie jedoch ihre Spieße, um den Tod zu beſchleunigen. Ein Elephant ſey auf dieſe Art in 24 Stunden geſtorben.

Die Schnauze läuft von den Seiten ſpitzig zu, faſt wie bey den Schildkröten, die Oberlippe etwas länger, die Augen klein und tiefliegend, das vordere Horn 1 Schuh lang, unten 5 Zoll dick, das hintere kürzer und 2 Zoll entfernt; beym größeren Exemplar war das vordere 2 Schuh lang und 7 Zoll dick, das hintere abgeſchliffen, was, nach Ausſage der Hottentotten, daher komme, daß das Thier nur mit dieſem hintern Horn die Wurzeln zu ſeiner Nahrung ausgrabe, und während der Zeit das große Horn auf die Seite biege; beide ſeyen ſo beweglich, daß man hören könne, wie es ſie hin und her ſchlenkere und an einander ſchlage. Es tritt mit den runden Sohlen auf, wie der Elephant. Das Fleiſch ſchmeckt ziemlich wie das Schweinenfleiſch, iſt aber viel gröber; der Darmcanal gleicht dem von einem Pferd, daher hat es auch Schmalz, und keinen Talg, wie die wiederkäuenden Thiere; Dünndarm 28 Schuh; Dickdarm 8½ Schuh; keine Gallenblaſe gleich dem Pferde; der Magen 4 Schuh lang, 2 dick, war ſtrotzend voll aus ſchwachzerkauten Wurzeln und Zweigen, von denen viele noch kleinfingerslang waren; ein großer Theil aber beſtand aus ſaftigen Gewächſen, worunter einige herbe und ſtachelige zu erkennen waren. Der Miſt gleicht dem des Pferdes, iſt aber trockener und 4 Zoll dick, enthält eine Menge Blättchen von Rinde und viele Holzfaſern, woran ihn die Jäger von dem des Flußpferdes, das bloß Gras frißt, unterſcheiden. Die Zunge iſt ganz weich, und kann daher kein Thier todt lecken. Bey dieſem und zwey andern war keine Spur von Vorderzähnen zu entdecken, obſchon eines alt zu ſeyn ſchien; auch wäre kaum Platz dafür, weil das Maul nach vorn ſo ſpitzig zugeht, daß es nur 1½ Zoll breit iſt; überdieß ſind die Lippen ſo hart, daß es Kräuter und Büſche wohl damit abſchneiden kann. Schädel lang 23 Zoll; das

kleine Horn ſteht vorn auf dem Stirnbein. Es hat ein außerordentlich feines Gehör und Geruch; beym geringſten Geräuſch wird es aufmerkſam, ſpitzt die Ohren, ſteht ſtill und horcht. In derſelben Gegend gibt es auch Flußpferde, Löwen, Hyänen, Büffel, Quagga, Strauße und eine Menge Antilopen von verſchiedenen Gattungen.

Ende Jänners lief am großen Fiſchfluſſe ein von Jägern getriebenes Nashorn nur 50 Schritt an ihrem Lager vorbey, ohne ſie zu bemerken. Es gieng, unter beſtändigem Aufheben und Niederſenken des Halſes fort, ſetzte ſich aber bald in Galopp, als einige Schüſſe fielen. Einige Tage nachher bemerkten ſie 3 Nashörner beyſammen, ein ſehr großes Männchen und ein Weibchen mit einem halberwachſenen Jungen. Als das große in den Bug geſchoſſen war, rannte es aus dem Gebüſch aufs freye Feld, wo alle Jäger zu Pferd Poſto gefaßt hatten, aber eiligſt die Flucht ergriffen. Das Nashorn lief indeß fort. An demſelben Abend fanden 2 Hottentotten eines auf der rechten Seite liegen und ſo hart ſchlafen, daß es nicht aufwachte, obſchon ſie nur 4 Schritte hinter ihm waren, als ſie es im Gebüſche bemerkten. Sie giengen um es herum, um es in den Kopf zu ſchießen. Es machte noch einige Bewegungen, während welcher Zeit ſie wieder luden, und ihm noch einige Schüſſe in die Bruſt gaben. Darauf nahmen ſie ſogleich die Eingeweide heraus, um das Fleiſch vor Fäulniß zu ſichern. Nach 3 Tagen ſah man wieder 2 Nashörner, ein Beweis, daß hier ihr eigentlicher Aufenthalt iſt.

Im Hornung waren ſie wieder auf dem Rückwege bey der Quammedaka, fanden daſelbſt die getödteten Nashörner von wilden Thieren faſt ganz aufgefreſſen, und ſahen wieder eine Mutter nebſt ihrem Jungen, welches ſchon die Größe eines kleinen Ochſen hatte, ſich aber dennoch nach allen Bewegungen der Mutter richtete. Das Alte bekam in der Entfernung von 15 Schritt einen Schuß in den Unterkiefer, worauf es etwas wankte, ſtark ſchnob und nach dem Knall hingieng, wobey ihnen das Herz ſehr zu klopfen anfieng, weil ſie bey der Flucht befürchten mußten, einem andern unter die Füße zu gerathen. Ein Hottentott

hatte aber den Muth, wieder Feuer zu geben, worauf beide neben ihnen vorbeyſtürzten und 90 Schritt auf freyem Felde ſtehen blieben und lauſchten. Das Alte bekam noch einen Schuß, worauf es wüthend den Vordertheil ſeines Leibes hin und her warf und ſtark ſchnob, aber ins Dickicht lief und entkam, weil es dunkel wurde. Reiſe 1784. S. 409. T. 9. 572.

Bruce ſtellte ſeine Beobachtungen in Abyſſinien an, im Jahr 1771, wo das zweyhörnige Nashorn, nebſt dem Elephanten und der Giraffe, in den niedrigen heißen Gegenden des Landes lebt; nach Ausſage der Eingeborenen ſoll es aber auch ein einhörniges in dem Königreich Adel, gegen das Cap Gardofan, jenſeits der Straße von Babel-Mandeb nach Indien, überhaupt in Ländern, worinn es wenig regnet, geben, ſo daß alſo doch das Nashorn, welches Chardin zu Iſpahan geſehen, aus Africa hätte kommen können. Das zweyhörnige ſoll ſeinen Aufenthalt mehr in den weſtlichen und waldigen Gegenden haben. Es ſtimmt übrigens in der Lebensart mit dem indiſchen überein, und heißt in den dortigen Sprachen Arwe-Hariſh und Auraris. Die abyſſiniſchen Jäger nehmen ſich ſelten die Mühe, das kleinere Horn abzuſchneiden, und es kommt daher nur das große auf die Märkte von Gondar, wo man ſie zu Dolchgriffen verarbeitet. Bruce hat auch ein drittes Horn, das 1 Zoll lang war, hinter dem zweyten geſehen. Die Jäger verſichern, daß ſie oft Nashörner mit einem dritten Horn, faſt ſo lang als die andern, angetroffen hätten; es fände ſich aber nur bey alten Männchen. Zum doppelten Horn reicht ein Muskel vom Stirnbein herunter.

Er wohnte von Tſcherkin aus [unter 13 Grad Nordbreite, 38 Grad Oſtlänge, nördlich dem Zana-See] einer Elephanten-, Nashorn- und Büffeljagd bey, welche ein vornehmer Mann mit mehr als 30 Pferden veranſtaltete, und mit eigens dazu beſtimmten Jägern, welche dieſen Thieren mit großer Gewandtheit die Ferſenflechſe abſchneiden, und von nichts anderem als dem Fleiſche dieſer Thiere leben. Zwey Männer ſitzen auf einem Pferde völlig nackt, damit ſie nicht an Aeſten hängen bleiben; der vordere hält den Zaum, der hintere ein breites Schwerdt. Sie

reiten auf den Elephanten los mit großem Geſchrey, wenden, wenn er ſie verfolgt, ſich hin und her; zur gelegenen Zeit rutſcht der hintere herunter und verſetzt dem Elephanten einen Hieb in die Achillesſehne, worauf der Elephant ſtehen bleiben muß, und ſodann von andern Reitern mit Wurfſpießen und Lanzen durchbohrt wird. Der Jäger ſpringt wieder aufs Pferd, und ſie reiten einem andern nach, wobey ſie jedoch oft von Aeſten, welche der laufende Elephant zurückſchnellen läßt, herunter geſchlagen werden; auch ſchlägt manchmal der Elephant das Pferd mit dem Rüſſel zu Boden, und endlich hat um dieſe trockene Jahrszeit die Erde ſo tiefe Riſſe, daß es ſtürzt. Dabey geht mancher Jäger zu Grunde. Man ſchneidet ſodann das Fleiſch in lange Streifen, wie Zügel, und trocknet ſie an Bäumen, um ſie zur Speiſe während der Regenzeit aufzuheben. Die Büffel und Nashörner wurden durch das Lärmen und Schießen ganz verſcheucht, man brachte daher die Nacht unter den Bäumen zu, und ſuchte die Elephantenzähne aus den Kiefern zu ziehen. Zu dieſem Behufe werden die letztern am Feuer geröſtet, bis der hintere, hohle und werthloſe Theil des Zahns faſt ganz verzehrt iſt. Dann laſſen ſie ſich leicht herausnehmen.

Den andern Morgen ſuchten ſie die Nashörner im dickſten Wald. Nach etwa einer Stunde brach plötzlich eines hervor und lief über die Ebene nach einem entfernten Gebüſch, wurde aber unterwegs, obſchon es ziemlich ſchnell trabte, mit 30—40 Wurfſpießen durchſtochen: dennoch lief es noch in eine Höhle, an deren Eingang es 1 Dutzend Spieße abbrach, und erſt nach einem Schuß in den Kopf fiel. Als ſich die Jäger herbeydrängten, um es mit ihren Meſſern zu zerſchneiden, richtete es ſich plötzlich auf die Knie, und es würden alle zu Grunde gegangen ſeyn, wenn nicht vorher einer die Vorſicht gebraucht hätte, ihm eine Ferſenſehne abzuſchneiden. Die Kugel hatte bloß die Spitze des vorderſten Horns weggenommen und dadurch das Thier ſo erſchüttert, daß es fiel. Dazwiſchen wurden gelegentlich noch wilde Eber und Büffel getödtet, welche letztere aber ſehr wüthend auf Pferd und Mann losgehen. Das war im Jänner 1772. IV. 297.

In dieſen Gegenden freſſen weder der Elephant und das Nashorn, noch die Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe Gras, ſondern nichts als Blätter und Zweige von ſaftigen, markigen Bäumen, deren es hier in Menge gibt. Sind dieſe abgefreſſen, ſo fängt der Elephant und das Nashorn mit den Zähnen oder Hörnern an, nah an der Wurzel den Stamm ſo hoch als möglich hinauf aufzureißen, daß Stücke von der Größe einer Latte herunterfallen. Sie nehmen ſie ſodann in ihren ungeheuren Rachen, und wickeln ſie zuſammen, wie wir etwa Salatblätter. Man findet daher oft in ihrem Unrath unverdaute Holzſtücke 3 Zoll dick. Wenn ſie ſich an zu dicke Bäume machen, ſo brechen nicht ſelten Zähne und Hörner ab, und werden von den Jägern geſammelt. Wären ſie auf Gras beſchränkt, ſo müßten ſie zu manchen Jahrszeiten verhungern, weil es dann von der Sonne verdorrt, bisweilen auch von den Einwohnern abgebrannt wird. Davon, daß die Nashörner und Elephanten in der Wildniß mit einander kämpfen, hat er nichts erzählt, auch haben ſie es nicht nöthig, da beide in den ungeheuern Wäldern Nahrung genug finden; dagegen ſagt er ebenfalls, daß die erſtern 4 Vorderzähne hätten; das hat er aber vielleicht nur andern nachgeſchrieben. Die Zweige reißen ſie mit der verlängerten Lippe oder Zunge ab; ſaftige, weiche Bäume beißen ſie ganz ab, bis auf den Stumpf. Die Zunge der Jungen iſt weich, die der Alten aber wirklich rauh, wie die Lippen, was ohne Zweifel von dem Abreißen der Zweige, welche eine rauhe Rinde haben, wie die Acacien, herrührt. Sie können allerdings einen geſchwinden und lang anhaltenden Trab laufen; es iſt aber falſch, daß ein Pferd ſie nicht einholen könnte, obſchon dieſes ſelten gelingt, weil ſie von einem Gehölz nach dem andern eilen, ſich durch das dickſte Gebüſch drängen und die dürren Bäume unter Krachen niederreißen. Sie drehen den Kopf ſelten um, und ſehen daher nichts, als was gerade vor ihnen iſt, ſo daß das Pferd leicht ausweichen kann und der Jäger Zeit hat, ihnen die Flechſe durchzuhauen.

Da die Nashörner viel Waſſer und Schlamm brauchen, ſo iſt dieſes Land, wo es 6 Monate lang regnet und das Waſſer

in Felſenlöchern und finſtern Wäldern ſtehen bleibt, beſonders für ſie geeignet. Es ſtellt ſich dann eine große Fliege ein, welche die Thiere, beſonders die Cameele ſo blutig ſticht und plagt, daß ſie oft zu Grunde gehen. Das Nashorn wälzt ſich ſodann bey einbrechender Nacht im Schlamm, in welchen der ganze ſchwarze Boden verwandelt iſt. Dadurch ſchafft es ſich eine Decke, welche beſonders in den großen und kleinen Falten veſthält und es für den andern Tag ſchützt. Indeſſen ſpringt er bald an den Schultern, Hüften und Beinen ab, welche ſodann den Stichen der Fliegen bloßgeſtellt ſind. Das Jucken treibt ſie ſodann an, ſich an den rauheſten Bäumen zu reiben, wodurch Blaſen, Geſchwüre und Cruſten entſtehen, wie beym Elephanten. Das Wälzen im Schlamm thut ihm ſo wohl, daß es dabey laut ſtöhnt und grunzt, und in der Finſterniß ſeine gewöhnliche Wachſamkeit vergißt. Die Jäger ſchleichen dem Grunzen nach, und werfen ihm die Wurfſpieße in den Leib. Mit dem Schlamm kommen allerley Inſecten und Blutegel an das Thier, woüber man ſich wohl nicht zu wundern braucht. Die Haut iſt keineswegs undurchdringlich; Kugeln gehen durch und durch, Wurfſpieße 3 Schuh tief, und die Einwohner tödten es ſogar mit den ſchlechteſten Pfeilen und zerſchneiden es mit eben ſolchen Meſſern.

Daß die Abyſſinier das Nashorn zähmten und zur Feldarbeit gewöhnten, iſt eine Fabel. Sie zähmen ſelbſt den Elephanten nicht, geſchweige dieſes unbändige und dumme Thier, welches, wenn es Hunger leidet, ganz wüthend wird und den Kopf gegen die Wand oder Krippe ſtößt, als wenn es ſich tödten wollte. Uebrigens macht ſein Fleiſch und das des Elephanten die vorzüglichſte Nahrung der Einwohner aus, das ſie ohne Salz eſſen, obſchon es einen Nebengeſchmack nach Biſam hat. Das ſchmackhafteſte iſt das an den Sohlen. Es hat bloß am Schwanze einige Haare, ſo ſtark wie dünne Saiten; 10 davon an einer Peitſche geben Hiebe, die bis aufs Blut gehen.

Eines von den geſchoſſenen war 13 engliſche Schuh lang (12 Schuh 2 Zoll Pariſer), 7 hoch; das vordere Horn 14 Zoll und rund, das hintere 13 Zoll und breit, wie ein Meſſer, der

Rücken 2 Zoll, die Schneide ¼ Zoll dick. Dieſes Thier hat übrigens Falten wie das indiſche Nashorn, und wenn das von Sparrmann beſchriebene wirklich keine hat; ſo muß es davon verſchieden ſeyn, beſonders da auch die Hörner beweglich ſeyn und ſogar klappern ſollen, ein Einfall, den einer, der jemals ein Nashorn geſehen hat, kaum für möglich halten wird. Reiſen an die Quellen des Nils. V. 1791. 92. T. 25. (**Travels** to discover the source of the Nile. 1790. 4.)

Der letzte Beobachter iſt Le Vaillant, welcher 2 Reiſen in den achtziger Jahren durch die Cap-Colonie gemacht hat. Er ſtieß zuerſt im Jänner auf Nashörner am Fiſchfluſſe, im Lande der Coraken an der Gränze der Cafferey, unter 25° Südbreite. Es war ein Paar, welches ganz ruhig in einem Mimoſenwald neben einander ſtand, mit der Naſe gegen den Wind, wie gewöhnlich, um auszuwittern, ob es geheuer; von Zeit zu Zeit ſahen ſie hinter ſich, um zu ſehen, ob ſie von allen Seiten ſicher ſind. Man ſuchte unter den Wind zu kommen oder ſie von hinten anzugreifen, als ein Eingeborener ſich ausbat, dieſelben zu beſchleichen oder zu bekriechen, während die Jäger ſich vertheilten und ein Hottentott die Hunde hielt. Er zog ſich ganz aus, rutſchte mit einer Flinte, wie eine Schlange, auf dem Boden fort, ſehr langſam, und hielt ſtill, ſobald ſie ſich umſahen. Er ſah dann aus wie ein Steinblock. Sein Kriechen dauerte über eine Stunde; endlich kam er hinter ein Gebüſch von Wolfsmilch, etwa 200 Schritt von den Thieren, wo er aufſtand und ſich umſah, ob ſeine Cameraden alle auf ihren Poſten wären; dann legte er an, wartete aber, bis ſich eines umſah, um den Kopf zu treffen. Er verwundete das Männchen, welches einen fürchterlichen Schrey ausſtieß und mit dem Weibchen wüthend nach der Gegend des Knalles lief. Er legte ſich unbeweglich auf den Boden; ſie ſchoßen neben ihm vorbey und kamen gerad auf Le Vaillant zu. Nun ließ er die Hunde los, worauf ſie einen Haken ſchlugen, aber nach und nach 3 Schüſſe von den Jägern erhielten. Sie ſchlugen fürchterlich gegen die Hunde aus, zogen mit ihrem Horn 8 Zoll tiefe Furchen in den Boden und ſchleuderten die Erde nach allen Seiten. Die Jäger rückten

näher, worauf ſie über allen Begriff wüthend wurden. Plötzlich ſtellte ſich das Männchen gegen die Hunde, das Weibchen aber ergriff die Flucht, worüber man ſich ſehr freute, weil es immer gefährlich iſt, es mit 2 ſolcher fürchterlicher Feinde aufzunehmen, was auch hier ohne die Hunde nicht wohl würde gegangen ſeyn. Blutſpuren zeigten, daß ſie verwundet waren. Das Männchen kehrte endlich auch um, lief aber auf ein Gebüſch zu, wo 3 Jäger ſtanden, welche es in einer Entfernung von kaum 30 Schritt fällten. Es ſchlug aber noch ſo heftig um ſich, daß die Steine nach allen Seiten flogen, und weder Menſchen noch Hunde ſich zu nähern wagten. Er wollte es aus Mitleiden noch durch einen Schuß tödten, wovon ihn aber die Wilden abhielten, weil ſie einen ſehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerley Krankheiten, beſonders gegen Verſtopfungen, brauchen. Als es todt war, liefen ſie hurtig herbey, ſchnitten ihm die Blaſe aus und füllten ſie mit Blut. Nach ihrer Verſicherung war es eines der größten, obſchon ſein vorderes Horn nicht länger war als 19 Zoll. Indeſſen maaß der Leib 11½ Schuh, die Höhe 7 Schuh 5 Zoll. Obſchon das Thier mit dieſem Horn tiefe Furchen macht und große Steine herumſchleudert; ſo ſitzt es doch nicht veſt auf den Knochen, ſondern hängt wirklich bloß an der Haut und läßt ſich mit derſelben hin und her ſchieben. Das hintere Horn war um ⅓ kürzer.

Sparrmann hat es gut beſchrieben, aber nicht beſonders abgebildet; Bruce noch ſchlechter, weil er ihm Falten gibt, wie ſie das einhörnige hat. Denen in Africa fehlen ſie ganz gewiß. Ob ſie die in Abyſſinien haben, iſt ſehr zu bezweifeln. [Man iſt allgemein darüber einverſtanden, und die Vergleichung beweiſt es, daß Bruce keine eigene Abbildung gegeben, ſondern Buffons Abbildung des indiſchen Nashorns Strich für Strich copiert und das zweyte Horn darauf geſetzt hat.]

Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß der Hauptaufenthalt der Nashörner an der Quammedaka ſey, als welche Gegend ſchon zu viel bevölkert iſt; gegenwärtig findet ſich dort kein einziges mehr, wie in der ganzen Cap-Colonie. Sie ſuchen unbe-

wohnte Gegenden, wo es weder Menſchen, noch viele Antilopen, Löwen u. dergl. gibt. Von einhörnigen weiß man im ganzen Lande nichts.

Das kleine Auge ſteckt einige Zoll tief, gleichſam in einer Röhre, und kann daher nur nach einer Richtung ſehen; daher ſich die Wilden auch gar nicht fürchten, wenn ſie auch dicht neben dem Thiere ſtehen, nur nicht in der Richtung des Auges. Eigenthümlichkeiten dieſes Thieres ſind: den Boden beym Laufen mit dem Horn aufzureißen, den Harn hinter ſich zu ſpritzen, auszuſchlagen und den Miſt, welchen der Elephant ganz läßt, zu zerſtampfen. Obſchon ſein Fleiſch nicht ſo gut iſt, wie das des Flußpferdes, ſo übertrifft es doch das des Elephanten; daher auch die Wilden alle Gefahren vergaßen über die Freude auf das köſtliche Mahl, welches ſie noch dieſen Abend halten wollten. Man ſchätzte das Thier zwiſchen 20 — 30 Centner. Second voyage II. l'an 4. (1796.) 4. p. 137., deutſch IV. 1797. S. 260.

Nach Lichtenſtein gibt es noch Nashörner im Roggefeld an der nördlichen Gränze der Colonie, wo die Coloniſten noch manche erlegen. Das Fleiſch überläßt man den Wilden, die Haut aber ſchneidet man in Streifen und macht daraus die bekannten Reitgerten, welche Schambok heißen, und mit 2—4 engl. Schillingen bezahlt werden, ſo daß ein Nashorn wohl den Schuß Pulver werth iſt. Auch am großen Fiſchfluß, gegen das Meer, finden ſich noch dieſe Thiere ziemlich häufig, und es werden dahin von Camdeboo und Bruynjes-Höhe aus nicht ſelten Jagden angeſtellt. Es iſt für die Reiſenden bey Nachtzeit das gefährlichſte Thier, weil es auf jedes Geräuſch mit blinder Wuth herbeyſtürzt. Man hat Beyſpiele, daß ſolch ein Ungeheuer bey Nacht einem Wagen oder den davor geſpannten Ochſen in die Seite gefallen iſt, und mit unbegreiflicher Kraft alles mit ſich fortgeſchleppt und zertrümmert hat. Die gewöhnlichſte Art, ihnen beyzukommen, iſt, daß man ihnen in mondhellen Nächten an ihren gewöhnlichen Trinkplätzen, zwiſchen hohen Felſen oder ſonſt in einem ſichern Hinterhalt, auflauert und ſie ſo nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die beſte Entfernung iſt 30 Schritt, und die Stelle, wornach gezielt wird, das Auge,

weil nur hier die Knochen ſo dünn ſind, daß die Kugel bis zum Hirn dringen kann. Verfehlt man dieſe Stelle, ſo wird man verfolgt. Auch am Oranjefluß, in der Nähe der Carreeberge, im Lande der Buſchmänner, hat er angetroffen. II. 342.

Der Aberglaube, daß Becher, aus dem Horn geſchnitzt, das Gift in dem Getränke anzeigen, herrſcht auch noch an verſchiedenen Orten der Cap-Colonie. Reiſe I. 1811. 138. 157. 583. 590. II. 342. 558. Schädel oder Skelet findet man abgebildet von Camper in Acta petrop. 1777. II. 193. tab. 5. 6., Cuvier, Ann. du Mus. V. 19. tab. 1. 2. Oss. foss. II. D'Alton Taf. 9.

Man findet nicht ſelten unter der Erde Nashornknochen in allen Ländern, vorzüglich aber in Sibirien, welche der indiſchen Gattung ſehr ähnlich ſind (Rh. antiquitatis, tichorinus), zuſammengeſtellt und abgebildet von Pallas (N. commentar. petrop. XIII. 1768. p. 436.), am ausführlichſten aber von Cuvier (Ann. du Mus. III. 32. VII. 19. Oss. foss. II.).

Pallas hat ſogar in Sibirien einen Schädel noch mit ſeinem Fleiſch entdeckt. Im ganz nördlichen Aſien, vom Don an bis zu dem Eismeer und der Beringsſtraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an deren einſchüſſigen Ufern nicht Knochen von Ungeheuern, wie Büffel, Nashörner und vorzüglich Elephanten gefunden würden, und das ſowohl in den nach Süden als nach Norden ſtrömenden Flüſſen. Es iſt ausgemacht, daß das viele Elfenbein, welches aus Sibirien in den Handel kommt, jährlich beym Aufthauen im Frühjahr an den Seiten der ſteilen ſandigen Ufern entblößt wird, an manchen Orten in ſolcher Menge, als wenn ganze Heerden wären überſchüttet worden. Was mir aber kaum jemand glauben wird, iſt die ungeheure Thatſache, daß man ein ganzes Nashorn gefunden, welches ſich durch ſo viele Jahrhunderte in dem gefrorenen Boden mit Haut und Fleiſch erhalten hat. Als ich im März 1772 nach Jakutzk kam, zeigte mir der Gouverneur des öſtlichen Sibiriens einen mit ſeiner Haut überzogenen Kopf, nebſt einem Vorder- und Hinterfuß, welche der Vorgeſetzte des Diſtricts von Jakutzk am Lena eingeſchickt hat. Das Thier wurde am ſandigen Ufer des

77 *

Fluſſes Wiluji, unter 64°, gefunden; es war 15 Spannen lang, 10 hoch und noch ganz mit der Haut überzogen. Den Rumpf und einen Fuß ließ man liegen. Den Kopf und den Hinterfuß hat Pallas nach Petersburg geſchafft, wo er in der Sammlung der Academie aufbewahrt wird. N. commentar. petrop. XVII. 1772. p. 585. tab. 15.

Viele gelehrte Theologen und Naturforſcher halten das von Hiob (Cap. 39. V. 9—12.) beſchriebene Reem für das Nashorn, andere für das eingebildete pferdähnliche Einhorn, andere endlich, wie Bochart, für eine Gazelle, weil dem Reem in der heiligen Schrift bald ein, bald zwey Hörner zugeſchrieben werden. Die letztere Meynung kam wohl daher, daß man in der neueren Zeit theils nichts mehr von einem zweyhörnigen Nashorn wußte, theils einige Gazellen, welche ohne Zweifel ein Horn abgeſtoßen hatten, für das fabulöſe Einhorn der Alten hielt.

Das Reem der heiligen Schrift, es mögen ihm ein oder zwey Hörner beygelegt werden, iſt wegen ſeiner Stärke und Unbändigkeit faſt ohne Zweifel das Einhorn. Franzius, Hist. anim. sacra, 1633. 8. pag. 109. Bochart, Hierozoicon, 1663. I. Fol. 948. Ed. Rosenmülleri, 1794. 4. II. 335.

5. G. Die Pferde (Equus)

unterſcheiden ſich von allen Thieren durch den einfachen Huf, mit deſſen Spitze ſie auftreten; ſie haben außerdem 6 Schneidzähne oben und unten, und überall 6 viereckige, gleichhohe, ebene Backenzähne mit 4 gebogenen Schmelzleiſten; zuweilen einen kleinen Eckzahn in einer großen Lücke.

Ihr Character liegt in den großen Augen.

Die ſchöne Geſtalt, die verhältnißmäßige Größe der Theile zu einander, der ſtolze edle Anſtand, die Nahrung, der Verſtand und die Gelehrigkeit der meiſten Pferdarten ſind hinlänglich bekannt, und bedürfen keiner umſtändlichen Darſtellung. Der Aufenthalt iſt in den gemäßigten und heißen Gegenden von Aſien und Africa.

Sie haben alle eine Mähne auf dem Halſe, und nur eine Zehe, welche aber vielleicht aus zwey zuſammengewachſen iſt,

wie der ſogenannte Röhrenknochen im Mittelfuß der Wiederkäuer; unter dem Fleiſch liegen zu jeder Seite die ſogenannten Griffelknochen, welche Stummeln von zwey andern Zehen ſind; innwendig über der Fußwurzel endlich die ſogenannte Warze, welche die Stelle des Daumens anzudeuten ſcheint.

a. Die africaniſchen

ſtehen in der Größe zwiſchen dem Eſel und dem gemeinen Pferd, haben Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, gleich dem Eſel, und zeichnen ſich durch helle und dunkle Querſtreifen aus.

Sie ſind ziemlich unbändig, und daher hat man noch nicht verſucht, ſie in Hausthiere zu verwandeln; vielleicht auch, weil man ſie nicht braucht, da der Eſel, das Pferd und das Cameel alle nöthigen Geſchäfte thun.

1) Das Zebra (E. zebra)

hat Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, und Haare nur an der Schwanzſpitze, beides wie der Eſel, iſt aber größer, am ganzen Leibe weiß und ſchwarz ſehr zierlich nach der Quere geſtreift.

Dieſe Thiere finden ſich bloß in den Wäldern der heißen Zone von Africa, gehen vom 7.° Nordbreite aus Aethiopien bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung, und halten ſich gewöhnlich in großen Heerden zuſammen. Die Griechen und die ältern Römer hatten keine Kunde von dieſem Thier. Man vermuthet, daß der Hippotiger, welchen Caracalla im Jahr 211 unſerer Zeitrechnung, ſo wie einen Elephanten, ein Nashorn und einen Tiger bey den Spielen auftreten ließ und ſelbſt tödtete, dieſes Thier geweſen, wofür allerdings der Name Tigerpferd ſpricht. Xiphilinus, Epitome hist. Dionis Nicaei. 1551. p. 258.

Entſchiedenes kommt aber darüber nicht eher vor, als bis auf Philoſtorgius aus Cappadocien, welcher unter Theodoſius dem Jüngern um 425 ſchrieb. Nachdem er von verſchiedenen Thieren, welche von den Quellen des Nils im Mondgebirge nach Conſtantinopel kamen, wie Elephanten, Büffel, Giraffe, verſchiedene Affen, Papageyen, Perlhühner (Garamantae)

geſprochen, fährt er fort: in dieſer Gegend gibt es aber auch ſehr große wilde Eſel, welche ſich durch ein ſehr geſchäcktes Fell von weißer und ſchwarzer Farbe nicht wenig auszeichnen; ſie haben Bänder vom Rückgrath nach den Seiten des Bauches, wo ſie ſich theilen und ſich hin und wieder vereinigen, wodurch eine wunderbare und ſeltſame Verflechtung und geſchäckte Zeichnung entſteht. Hist. ecclesiast. 1642. 4. III. cap. 11. pag. 43.

Auch die Araber reden von geſchäckten Eſeln. Damir bey Bochart (I. cap. 16. p. 869.).

Phil. Pigafetta hat zuerſt dieſes Thier aus Congo, wo es wirklich Zebra heißt, abgebildet (Descriptio regni afric. Congo. 1598. Fol.). Dieſe Abbildung wurde von Aldrovand copiert (Solipedes p. 417.). Es habe vom Rückgrath gegen den Bauch Streifen von dreyerley Farben, nehmlich ſchwarze, weiße und braune, faſt 2 Finger breit und ſehr regelmäßig geordnet. Dieſe Thiere ſeyen zahlreich in den Wäldern und liefen ſo ſchnell und anhaltend, daß ſie bey den Portugieſen zum Sprichworte geworden. Man würde ſie wohl zähmen und wie Pferde brauchen können, aber da die Einwohner keine Pferde haben und daher das Zebra nicht zu zähmen verſtänden, ſo bediene man ſich ſtatt des Viehes der Menſchen und laſſe alles auf Bahren, oder ſich ſelbſt in Sänften tragen.

Lobo, ebenfalls ein Portugieſe, ſah um das Jahr 1621 das Thier in Abyſſinien, nennt es aber bloß wilden Eſel und Zevra, und ſagt nichts weiter, als daß es ſehr groß, wunderbar ſchön ſey, und daß die ſchönſten ſich in dieſem Lande fänden. Der Herausgeber ſeines Werks, Le Grand, ſetzt hinzu: es ſey eine Art Maulthier, welches Zevra oder Zecora heiße, am ganzen Leibe ſchwarze und weiße, 2 fingerbreite Bänder habe, beym Laufen den Kopf zwiſchen die Beine ſtecke, und viel hinten ausſchlage; die Könige von Abyſſinien machen gewöhnlich einige denjenigen Fürſten zum Geſchenke, an die ſie Geſandte ſchicken. Man verwechsle dieſes Thier manchmal mit den wilden Eſeln, obſchon es davon ſehr verſchieden ſey. (Voyage d'Abissinie. 1738. 4. p. 17. 230.)

Thevenot beſchreibt 1666 eines, welches er in Cairo geſehen, genauer. Ein Geſandter aus Aethiopien brachte es als Geſchenk für den Sultan nach Conſtantinopel; zwey andere waren unterwegs geſtorben. Es hatte auf dem Rücken einen ſchwarzen Striemen und um den Leib fingersbreite weiße und caſtanienbraune Streifen, ebenſo um die Füße, den Kopf und die Ohren. Reiſe 1693. II. Cap. 68. 329. Sonſt wurde dieſes äthiopiſche Thier nicht weiter beobachtet.

Von dem in der Cap-Colonie hat man dagegen ausführliche Schilderungen. Es heißt daſelbſt, nach Kolbe, wilder Eſel, obſchon es ſo zierlich und groß iſt, daß es dieſen Namen nicht verdient, ungeachtet ſeiner großen Ohren; es wiehert und frißt Gras, wie ein Pferd. Es läuft haufenweiſe im freyen Feld herum und läßt ſich nicht ſehen. Es iſt eines der ſchönſten und anmuthigſten Thiere, das je ein menſchliches Auge beſchauen kann, von der Größe eines ungariſchen Pferdes, mit glatten Haaren und einem ſchwarzen Striemen von der Mähne bis zum Schwanz; von da gehen um den ganzen Leib abwechſelnd 2 Zoll breite, weiße und dunkelbraune Streifen, welche da, wo ſie an einander gränzen, gelblich werden, kaum ½ Zoll breit; um den Kopf, die Ohren und die Füße ſind alle Bänder ſchmäler. Sie ſind viel ſchneller als irgend ein Pferd und in einem Augenblick aus dem Geſichte. Vorgebirg 1719. Fol. 146. Taf. 3.

Sparrmann ſah ſie zuerſt bey dem warmen Bad, alſo nur einige Tagreiſen von der Capſtadt nach Oſten, wo ſie bey den Coloniſten wilde Pferde heißen. Sie gehen in großen Heerden bey einander, und ſehen in ihrem ſchwarz und weiß geſtreiften Kleide ſehr ſchön aus. Das Fell kommt bey den Kürſchnern in Europa unter dem ungereimten Namen von Seepferdhäuten vor. Ein reicher Einwohner ſoll einmal ein Paar aufgezogen und vor ſeine Kutſche geſpannt haben; ſie ſeyen aber mit ihm durchgegangen und in den Stall gelaufen. Reiſe 126. 211.

Le Vaillant ſah an demſelben Ort ganze Heerden von Zebra, Gazellen und mehrere Strauße ganz friedlich unter einander. Es heißt jetzt daſelbſt Streifen-Eſel, und wird bisweilen

mit dem Quagga, das eigentlich wildes Pferd heißt, verwechſelt. Premier Voyage I. 8. 107. Sec. Voy. II. 4. 136.

Nach dieſer Zeit ſind mehrere lebendig nach Europa gekommen. Ein vierjähriges Weibchen zu Paris war 3 Schuh 3 Zoll, lang 6 Schuh 4 Zoll, der Schwanz 2 Schuh, der Kopf 16 Zoll, die Ohren 10. Es hatte acht ſchwarze Bänder auf dem Hals, zwey auf der Schulter, zwölf um den Rumpf. Der Bauch iſt weiß, ſo wie die Mitte des Schwanzes, deſſen lange Haare ſchwarz ſind; die Mähne kurz und aufrecht. Es war ſehr mild und ließ aufſitzen wie ein Pferd. Cuvier, Ménagerie Fol. Fig. Edwards Taf. 222. (Seeligmann VII. Taf. 26.) Buffon S. 1. Taf. 1. 2. Schreber V. Taf. 316. Knorr, Deliciae II. tab. K. 8. Gray, Zool. Journal I. 1824. pag. 241. tab. 9. fig. 3. (Iſis 1830. S. 411.)

Es bringt Baſtarde hervor mit dem Eſel und dem Pferd. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 15.

2) Das Quagga (E. quagga)

gleicht in allen Theilen dem Zebra, iſt aber etwas kleiner, hat kürzere Ohren, nur Bänder auf Kopf und Hals, und iſt übrigens hellbraun, Bauch, Füße und Schwanz ganz weiß.

Man hat dieſes Thier, welches ebenfalls am Vorgebirg der guten Hoffnung vorkommt, für das weibliche Zebra gehalten. Edwards T. 223. (Seeligmann VII. T. 27.) Allein die Zeichnung und Beſchreibung, welche Gordon an Allamand in Holland geſchickt hat, veranlaßte die Naturforſcher es für eine eigene Gattung zu halten. Die Quagga ſind gelehriger, und werden von den Landleuten vor die Karren geſpannt, welche ſie ſehr gut ziehen. Indeſſen ſind ſie tückiſch, beißen und ſchlagen, beſonders die Hunde. Selbſt die Hyänen unterſtehen ſich nicht, ſie anzugreifen. Sie gehen heerdenweiſe, oft über Hundert, mit einander, und nie ſieht man ein Zebra unter ihnen. Gordon ſah an einem Tage zwo Heerden, die eine aus 10 Alten, die andere bloß aus Fohlen, welche ihren Müttern folgten; er ſprengte mit ſeinem Pferde dazwiſchen, wodurch eine Fohlen ſeine Mutter aus dem Geſicht verlor und ſogleich ſeinem Pferde folgte, was übri-

gens auch die jungen Zebra thun. Dieſes war im Lande der Buſchmänner, weit von allen Wohnungen. Ihr Laut hat Aehnlichkeit mit den Sylben quah quah. Die Hottentotten finden ihr Fleiſch gut, die holländiſchen Bauern aber fad. Buffon, Suppl. VII. tab. 7.

Sparrmann ſah ſie zuerſt bey Zwellendamm, einige Tagreiſen öſtlicher als das warme Bad, nicht weit von der Südküſte, und behauptet ihre Verſchiedenheit vom Zebra; die Zeichnung iſt bey beiden Geſchlechtern beider Gattungen gleich. Man hatte daſelbſt eines aufgezogen, welches den Menſchen nachlief, mit den Pferden des Nachts auf die Waide gieng und dieſelben vor den Anfällen der Hyäne ſchützte. In der Capſtadt ſah er auch eines mit 5 Pferden angeſpannt. Dann ſah er wieder ganze Heerden dieſer wilden, nebſt Antilopen, in Krakekamma am Schwarzkopfſluſſe, alſo ſehr weit öſtlich von der Capſtadt, immer in der Nähe der Küſte; ebenſo am Sonntagsfluſſe, am Fiſchfluſſe bey Hinterbruyntjes-Höhe, nebſt Antilopen, ſogenannten Hirſchthieren und Springböcken zu Hunderten und Tauſenden, wo ein Weibchen geſchoſſen und von den Hottentotten verzehrt wurde. Reiſe 210. 339. 387. 443.

Ein lebendiges und altes Männchen in Paris war 6 Schuh 3 Zoll lang, Widerriſt 3 Schuh 9 Zoll hoch, Kopf 1 Schuh 3 Zoll lang, Ohren 6 Zoll, Schwanz 2 Schuh 3 Zoll. Obſchon es jung gefangen war, blieb es deſſen ungeachtet ſcheu. Zwar ließ es bisweilen ſich nahe kommen und ſelbſt ſtreicheln: aber ehe man ſichs verſah, ſchlug es aus; und wollte man es aus einem Pferch in den andern führen, ſo wurde es ganz wüthend, ſuchte zu beißen, fiel auf die Knie und zerbiß alles mit den Zähnen, was es erreichen konnte. Es ſchrie ganz anders als Pferd und Eſel, beſonders wenn dieſe Thiere an ihm vorbey giengen, ſehr ſcharf uo uo zwanzigmal hinter einander, mehr wie das Heulen eines Hundes, als das Bellen. Es fraß wenig; 1 Bund Heu und etwas Haber oder Kleyen waren genug für einen Tag. Cuvier, Ménagerie Fig.

Lichtenſtein iſt dem Quagga oder wilden Pferd oft begegnet. Auf der ſogenannten Quaggafläche, zwiſchen dem Sonn-

tags- und Buſchmannfluß im Oſten der Colonie, unweit der Südküſte ſahen ſie daſſelbe in Heerden von 80—100 Stück; ſie nahmen aber im ſchnellſten Trabe die Flucht, ebenſo die Heerden der Springböcke, welche nicht ſelten aus 2000 Stück beſtehen. Man hat hin und wieder Verſuche gemacht, ſie zu zähmen, iſt aber damit nicht weiter gekommen, als ſie zum Ziehen abzurichten. Zum Tragen wurden ſie noch nicht gebracht, und überdieß ſind ſie ſo biſſig, daß die Gefahren ihrer Wartung den Nutzen weit überſteigen würden. Pferde kann man viel wohlfeiler aufziehen oder kaufen. Im warmen Bockefeld ſah er ein gezähmtes, das mit den Pferden auf die Waide gieng, und ſich auch ſtreicheln, aber ſchlechterdings nicht beſteigen ließ. Selbſt wilde kamen bisweilen, und graſten ganz ruhig unter dem Vieh der Reiſenden. Reiſe I. 564. II. 267 u.ſ.w. In der Nähe der Karrooberge bemerkten ſie, daß zwiſchen dieſen Thieren und den Straußen eine beſondere Zuneigung ſtatt finde, beide ſich zuſammenhalten und die Quaggen bey der Flucht den Straußen immer folgen, weil dieſe ein beſſeres Geſicht haben, und daher die Gefahr von Ferne wahrnehmen; dieſe dagegen halten ſich zu jenen, weil ſie in ihrem Miſte große Käfer finden.

Le Vaillant hält ebenfalls dieſes Thier für eine eigene Gattung, und beſtätigt, daß deſſen Heerden ſich nie mit denen der Zebra miſchen. Sein Geſchrey hat Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde.

Außerdem hat er ein ähnliches, aber ganz iſabellfarbenes Thier ohne alle Streifen, in dem Lande der Namaken angetroffen, wo es weißes Zebra heißt, ebenfalls in Heerden lebt, aber ſcheuer und wilder als irgend ein anderes in Africa iſt, ſo daß er nicht im Stand war, eines zu erlegen, und mit einer gekauften Haut fürlieb nehmen mußte. Er nennt es geradezu wilden Eſel. S. Voy. II. 133.

Burchell unterſcheidet 3 geſtreifte Thiere in der Cap-Colonie, das Quagga, das Zebra und das Dauw oder das eigentliche wilde Pferd (E. montanus), welches nur auf Bergen lebt, einen ſchmälern Huf hat und über und über, auch an den Füßen, mit einfachen ſchwarzen und weißen Bändern

geziert iſt, während das Zebra nur in der Ebene lebt, braun und weiß geſtreift iſt, und zwar ſo, daß die braunen Streifen doppelt oder in der Mitte heller ſind, und ſich dieſelben nicht bis auf die Beine erſtrecken, welche daher weiß bleiben. Zu dieſem wilden Pferd würden nun alle eigentlichen Zebra aus Congo, Abyſſinien und der Cap-Colonie gehören, welche bisher abgebildet worden ſind; den Namen Zebra behielte nur das von Burchell abgebildete, in der Ebene nah an der Capſtadt vorkommende, mit ungeſtreiften, weißen Beinen. Travels S. 139. T. 6. Gray, Zoolog. Journ. I. 1824. tab. 9. fig. 1. E. Burchellii.

Auf dieſe Weiſe hätten wir nicht weniger als 5 Gattungen Zebra bloß am Vorgebirge der guten Hoffnung, welche vielleicht weiter nichts als Abarten ſind.

b. Aſiatiſche Pferde.

3) Der Eſel (E. asinus), Ane; Ass,

iſt das kleinſte von allen, einförmig aſchgrau, das Männchen mit einem ſchwarzen Kreuz über Rücken und Schulter; Haarbuſch nur an der Schwanzſpitze, und Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen.

a) Der wilde Eſel (Onager)

iſt bedeutend größer und muthiger als der zahme, das Haar glatter, mehr ſilberweiß und glänzend, die Ohren aufrecht. Schreber V. T. 312.

Dieſer Eſel, von welchem die Alten ſo vieles zu ſagen wußten, iſt in der neueſten Zeit faſt ganz aus dem Gedächtniß verſchwunden, weil wir nicht Herren der Länder ſind, wo er vorkommt, und ſie daher nicht zur Verbeſſerung der europäiſchen Eſelzucht herbeyſchaffen können. Selbſt die Reiſenden gehen nur in Eile oder in Carawanen durch die Wüſten Aſiens auf den großen Straßen, deren Nähe dieſe Thiere, natürlicher Weiſe, vermeiden. Pallas war es vorzüglich, welcher wieder die Aufmerkſamkeit darauf lenkte und glaubwürdige Nachrichten darüber ſammelte. Niebuhr hörte vor 60 Jahren in Arabien, und ſelbſt Syrien, nichts mehr von ihnen, obſchon ſie zu Rauwolfs Zeiten, vor 250 Jahren, daſelbſt nicht ſelten geweſen. Einige Reiſende haben nur einzelne an orientaliſchen Höfen ge-

ſehen, und Rubruquis iſt der einzige, welcher ſie unter dem tatariſchen Namen Kulan in den Wüſten der großen Tatarey geſehen hat, ſo wie einige andere zwiſchen dem caſpiſchen Meer und dem Aral-See. Nach den Alten waren ſie durch ganz Kleinaſien, Syrien, Perſien und Arabien verbreitet. Die heil. Schrift erwähnt ihrer ſehr oft, und ſetzt ſie in die Nachbarſchaft von Paläſtina und nach Meſopotamien, wo ſie auch Xenophon in der Nähe des Euphrats angetroffen hat mit Straußen und Gazellen. Strabo ſetzt ſie nach Cappadocien, Varro und Plinius nach Kleinaſien überhaupt; Ammian Marcellin in das Land der Kurden; Plinius, Aelian und Arrian auch an die Nordküſte von Africa, von wo ſie wahrſcheinlich auf die canariſchen Inſeln verpflanzt wurden, und ſich in den Wäldern ſo vermehrt haben, daß man bey einer allgemeinen Jagd gegen 1500 tödtete.

Nach den übereinſtimmenden Ausſagen der Nomaden, der Carawanen aus der Bucharey und der aus der Sclaverey zurückgekommenen Perſonen, ſind unter dem Namen Kulan die bey allen Aſiaten bekannten wilden Eſel noch ſehr zahlreich in den Wüſten der großen Tatarey; ſie kommen jährlich heerdenweiſe in die bergigen Wälder öſtlich und nördlich des Aralſees, wo ſie den Sommer zubringen, und ſich im Herbſte zu 100, ja 1000 ſammeln, um ſüdlich nach Indien zurückzukehren. Barboza (Ramusio I. p. 300.) will ſie ſelbſt in den Bergen von Malabar und Golconda geſehen haben; aber Perſien, beſonders die Gebirge um Casbin, iſt ſicherlich ihr eigentliches Vaterland, weil man ſie daſelbſt das ganze Jahr findet. Pallas hat ſich keinen verſchaffen können, weil ſie noch weit von der ruſſiſchen Gränze bleiben, und nicht über 48° hinausgehen. Gmelin aber hat ſie in den ſiebenziger Jahren an der Oſtküſte des caſpiſchen Meeres beobachtet, und ein Paar nach Petersburg geſchafft. Die Tataren lauern ihnen verſteckt auf, und ſchießen ſie bloß um des Fleiſches willen, welches ſie eben ſo lecker finden, wie ehemals die Römer das von denen aus Phrygien und Lycaonien (Plinius Lib. VIII. cap. 44.). Die Perſer dagegen fangen ſie lebendig in Wolfsgruben und verkaufen ſie theuer in die

Stutereyen, wo man ſie zähmt und die prächtigen Eſel zieht, welche man in Perſien, Arabien und Aegypten reitet und theurer bezahlt, als ſelbſt Pferde. Man färbt ſie mit der Pflanze Kanna (Hennah, Lawsonia) roth, woraus Aelian die rothen indiſchen Mauleſel gemacht zu haben ſcheint. (Lib. XVI. cap. 9. p. 205. ed. Schneider.)

Die Thiere dieſer Zucht halten viel länger aus als die Pferde, und gehen ſchneller als die Cameele. Sie machen, nach Niebuhr, in der halben Stunde einen Weg von 3500 Schritten, das große Cameel nur 1950, das kleine höchſtens 3000. (Reiſe 311.) Das jung gefangene Weibchen in Petersburg machte den Weg von Aſtrakan bis Moskau, über 200 Meilen, hinter der Poſt, und hatte nur einige Nächte Ruhe. Es ſtarb übrigens bald, wegen ungewohnter Nahrung und des ſumpfigen Bodens, von dem der Huf weich wurde und in Stücken abfiel.

Es iſt ausgemacht, daß der Eſel das kalte und feuchte Clima weniger verträgt als das Pferd, welches in den ruſſiſchen Wildniſſen bis zum 56.° geht. Nimmt man dazu die ſchlechte Behandlung, welche der Eſel in Europa erfährt, ſo wird ſeine Ausartung begreiflich. An ſeinem verſtockten Weſen iſt wohl auch ſein feines Gehör ſchuld, welches für die Einſamkeit der Wüſten gemacht iſt, nicht aber für das Gewühl der Menſchen, wo er durch den vielerley Lärm betäubt wird; dafür ſpricht auch die Sitte der Engländer, ihm die Ohren abzuſchneiden, um ihn williger zu machen. Um unſern Hauseſel zu veredeln, müßte man ihn mit dem levantiſchen oder dem wilden ſelbſt paaren, wie denn auch die Römer, nach Varro, ihre beſten Maulthiere vom wilden Eſel und der Stute gezogen haben. Wahrſcheinlich ſind die ſtarken und muthigen Maulthiere Perſiens, welche ſelbſt Bären mit den Vorderbeinen angreifen, von einer ähnlichen Zucht (Bruyns Reiſe 139.). Die Lebensart der wilden Eſel gleicht ziemlich der des wilden Pferdes und Dſchiggetei; ſie gehen truppweiſe hinter dem größten Hengſte her, ſammeln ſich aber bey ihrer Rückkehr nach Süden, kurz nach der Zeit ihrer Paarung, in größerer Zahl. Die Hengſte beißen und ſchlagen gegen einander hinten aus. Sie ſehen, hören und riechen ſo gut, daß

es unmöglich iſt, ihnen im freyen Felde nahe zu kommen; die Jäger lauern ihnen daher verſteckt an den ſalzigen Sümpfen auf, wohin ſie, obſchon ſelten, zur Tränke kommen.

Das Weibchen zu Petersburg ſoff bey feuchtem Wetter oft 2 Tage lang nicht, und dann zog es ſchwach geſalzenes Waſſer dem ſüßen vor, fraß auch gern Brod mit Salz. Es war zutraulich und lief ſeinen Wärtern nach, widerſtand aber hartnäckig, wenn man es wider ſeinen Willen führen wollte, ließ ſich auch nicht von hinten nahe kommen, und ſchlug aus, wenn man es auf dem Kreuze berührte. Seine Länge betrug nur 5 Schuh 4½ Zoll, wovon der Kopf 1 Schuh 6½ Zoll; Widerriſt 3 Schuh 4½ Zoll; Kreuz 3 Schuh 6 Zoll; Schwanz 10½ Zoll, mit den Haaren 19 Zoll; Ohren 7½ Zoll. Während ſeines Aufenthalts zu Derpent lief es immer ans caſpiſche Meer, um zu ſaufen, ſuchte auch die Salzpflanzen auf, wie Kali, Melden, Gänſefuß und Knöterich; dann bittere Milchpflanzen, wie Löwenzahn und Lattich, endlich Klee, Eſparſette, liebte auch Gurken und dürre Erbſen; berührte aber keine wohlriechenden Kräuter, keinen Hahnenfuß, Neſſeln und überhaupt keine harten Pflanzen, wie Diſteln u. dergl., welche der zahme Eſel liebt. Die Perſer ſollen die Jungen aufziehen mit Reiß, Haber, Reißſtroh und Brod. Der Hengſt, den man mit dem Weibchen zu Casbin gekauft hatte, ſtarb unterwegs, war größer und nicht ſo willig, 6 Schuh 10½ Zoll lang, wovon der Kopf 2 Schuh; Widerriſt 4 Schuh 2½ Zoll; Kreuz 4 Schuh 6½ Zoll; Schwanz mit den Haaren 2 Schuh; Ohren 11½ Zoll, ganz aufrecht, und hatte auch das dunkle Kreuz, welches dem Weibchen fehlt.

Das Haar lind, faſt wie Wolle, ſilberweiß; Kopf, Seiten des Halſes, Rumpfes und die Hinterſchenkel blond oder blaßfalb; der braune Rückenſtreifen iſt jederſeits mit einem weißen begränzt, in welchen ein ähnlicher von den Weichen läuft, wie es ſchon Oppian angibt (De Venatione III. 183.); Mähne 4 Zoll hoch und dunkelbraun.

In der Bucharey, Aſtrakan und Perſien macht man Chagrin aus der Haut auf dem Kreuz. Man weicht ſie ein bis die Haare abgehen, ſpannt ſie ſodann auf einen Rahmen, legt

ſie auf Filz, der mit dem Samen von Gänſefuß (Chenopodium) beſtreut iſt, legt einen andern Filz darauf, tritt darauf herum und trocknet ſie im Schatten; ſchabt dann die entſtandenen Erhöhungen ab, legt ſie wieder einige Tage in Waſſer, dann auf kurze Zeit in heiße Lauge, und endlich auf Haufen, wo ſich die von den Körnern eingedrückten Gruben erhöhen. Dann wird ſie gefärbt grün, blau, roth und ſchwarz. Acta petrop. 1777. II. 258. tab. 11. 12. Zoograph. ross. I. 264. tab. 26. 27. In der neueſten Zeit hat ſie wieder Elphinſtone in der Sandwüſte von Candahar, und Ker Porter in dem alten Medien gefunden. (Travels in Persia etc. etc. 1821. 4. I. pag. 459.) **Dureau de la Malle**, Ann. sc. nat. 27. 1832. 113. (Iſis 1835. 620.)

b. Der zahme Eſel (E. asinus domesticus)

iſt durch die lange Mißhandlung, beſonders in Europa, ſo herunter gekommen, daß er ſeinen Stammeltern faſt gar nicht mehr gleicht; er bleibt nicht bloß viel kleiner, ſondern hat auch eine matte aſchgraue Farbe und längere ſchlaffe Ohren. Buffon IV. 377. T. 11—13. Schreber V. T. 313.

Der Muth hat ſich bey ihm in Widerſpänſtigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langſamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit in Dummheit, die Freyheit in Geduld, der Muth in Ertragung der Prügel. Zum Ziehen iſt er zu ſchwach; daher wird er bloß zum Tragen für ſeine Kräfte meiſtens übermäßiger Laſten gebraucht. Im Orient und in Africa wird er milder und verſtändiger behandelt; daher iſt er auch ein ſtattlicheres und edleres Thier, auf dem zu reiten ſich niemand zu ſchämen braucht. Bey uns wird er zum Tragen, meiſtens der Mehlſäcke aus den Mühlen, gebraucht, und nur ganz arme Leute ſpannen ihn vor den Karren. Er nimmt mit dem ſchlechteſten Gras und Heu, mit ſtacheligen Kräutern und mit Kleyen fürlieb, ſäuft aber nur helles reines Waſſer, und verlangt einen trockenen reinlichen Stall. Sein unangenehmes Geſchrey heißt Jahnen; er paart ſich im May oder Juny, trägt 11 Monate und wirft ein Fohlen, welches 5 Monate ſaugt, ſehr artig und luſtig, und ſchon im zweyten Jahr reif, aber erſt im

vierten Jahr ausgewachſen iſt, und ſein Alter über 30 Jahre bringt. Die Milch iſt ſehr nahrhaft, wird den Schwindſüchtigen empfohlen, und zum Verfertigen der Parmeſankäſe angewendet, das Fell zu Trommeln und Pergament.

Baſtarde.

Man hat ſchon ſeit den älteſten Zeiten Baſtarde vom Eſel und Pferde gezogen, weil ſie ſtärker als der erſte ſind, und dauerhafter, beſonders die Wallachen, als das letzte. Dieſe Baſtarde kommen bereits häufig in der Bibel vor, bey Homer, Herodot, Ariſtoteles, Plinius, Varro, Columella u. ſ. w.

a) Der Baſtard vom Eſel und der Stute heißt Maulthier (Mulus, Oreus Arist.), Mulet.

Es wird vorzüglich im wärmern Europa gehalten zum Reiten und Fahren, und zwar an Staatskutſchen, weil es höher als das Pferd wird, dauerhafter iſt und ſicherer geht. Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme ſchlagen nach dem Vater.

Unter ſich pflanzen ſie ſich nicht fort; aber vom Pferde belegt wird es bisweilen trächtig, und wirft nach 12 Monaten, wie die Stute; dieſes Junge aber pflanzt ſich nicht weiter fort. Cetti I. 53. Schreber T. 314.

Die Alten hatten noch einen Baſtarden vom Maulthier und der Stute (Ginnus). Ariſtoteles VI. 24.

b) Der Baſtard vom Pferd und der Eſelinn heißt Mauleſel (E. hinnus, Burdo, Burrichos), Petit mulet, Bardeau.

Sie ſind kleiner und ſchwächer als das Maulthier, und ſehen mehr wie Eſel aus, ſind aber braun. Sie kommen allein bey uns vor, und zwar nur in manchen Mühlen. Geßner 703. Buffon 1766. XIV. 436. Schreber T. 315.

c) Man hat auch ſchon Baſtarde vom Eſel und der Zebraſtute in England und Frankreich bekommen. Sie ſahen ziemlich aus wie der Eſel, graulich, mit dem ſchwarzen Kreuz und ſolchen Bändern auswendig aus den Beinen. Pennant I. 13. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 15.

4) Der Halbeſel (E. hemionus)

hat ebenfalls die Kennzeichen des Eſels, ſieht ziemlich aus

wie das Maulthier, hat ein Eſelskreuz, iſt aber falb, Mähne, Rückgrath und Schwanz braun.

Die Kenntniß dieſes Thiers, welches in der Mongoley Dſchiggetei (Langohr) heißt, verdankt man dem Reiſenden Meſſerſchmidt, welcher es vor etwa 100 Jahren in Dawurien entdeckte, dawuriſches Maulthier nannte und es für den Halbeſel (Hemionus) des Ariſtoteles (VI. 24.) erkannte, welcher ſich damals in Syrien fortpflanzte. Nach Plinius finden ſie ſich auch in Cappadocien (VIII. 44.), nach Aelian in Indien (XVI. 9.).

Die eigentliche Naturgeſchichte davon verdanken wir auch Pallas, welcher ſie, nach vierjährigem Suchen, an der Gränze der Tatarey, 1772, am Ende der dawuriſchen Ebene, in der Nähe des Fluſſes Argun, geſehen hat; ihr eigentlicher Aufenthalt aber iſt die Mongoley, in der Nähe von ſalzigen Seen, und die Wüſte Gobi. Von da ſchweiften ſie ehemals truppweiſe mit einem Anführer herüber in die ruſſiſchen Gränzen, jetzt aber nur einzeln und verirrt. Sie lieben vorzüglich trockene aber grasreiche Bergwaiden, und ſollen ſehr wenig ſaufen, was in ſolchen dürren Gegenden eine gute Eigenſchaft iſt. Sie laufen viel ſchneller als irgend ein Pferd oder Maulthier, laſſen ſich aber ſchlechterdings nicht zähmen, obſchon es die reitluſtigen Nomaden oft mit jung aufgezogenen verſucht haben. Sie werden jedoch häufig, um des Fleiſches willen, gejagt, aber nie im freyen Felde erreicht, ſondern nur aus einem Hinterhalt geſchoſſen, beſonders in der Nähe von Salzlecken. Erblickt der Anführer einen auf dem Boden heranrutſchenden Jäger, ſo entfernt er ſich von der Heerde, und unterſucht mit großen Umſchweifen den Gegenſtand, wobey er manchmal geſchoſſen wird; ſonſt aber kehrt er plötzlich um und treibt ſeine Heerde, von etwa 20 Stuten und Jungen, fort. Gewöhnlich ſind es jedoch nur 5—6. Sie trageu den Kopf hoch, wie die Hirſche, und wiehern faſt wie die Pferde. Die jungen Hengſte müſſen ſich ferne halten. Sie paaren ſich im Auguſt und ſollen im Frühjahr werfen. Sie beißen und ſchlagen wie die wilden Pferde, denen ſie viel ähnlicher ſind als dem Eſel.

Das Winterfell iſt blaſſer, graulichweiß und rauch, auf dem Rücken kraus. Ein dreyjähriges Weibchen glich in Größe und Ausſehen dem Maulthier, war aber viel ſchöner; der Kopf größer als der des Pferds; die Mähne nicht viel über einen Zoll hoch. Ganze Länge 6½ Schuh, davon der Kopf 1 Schuh 8½ Zoll; Widerriſt 3 Schuh 10 Zoll; Kreuz 4 Schuh 3½ Zoll; Ohren 7 Zoll; Medicinal-Gewicht 560 Pfund. Novi Comm. petrop. XIX. 1774. 394. tab. 7. Schreber Taf. 311. Fr. Cuvier, Mammifères.

Von dieſem Thier iſt noch nie auch nur ein einziges Exemplar nach Europa gekommen.

5) Das Pferd, Roß, Gaul (E. caballus, Hippos), Cheval, Horse

unterſcheidet ſich von allen ſeinen Cameraden nicht bloß durch ſeine anſehnlichere Größe und ſchönere Geſtalt, ſondern auch durch kurze aufrechte Ohren, eine fliegende Mähne und Daumenwarzen an allen 4 Füßen; kein dunkles Kreuz auf dem Rücken. Buffon IV. S. 174. Taf. 1—10. Schreber V. T. 309. 310. Ridingers Entwurf 1755. Fol.; deſſen Vorſtellung der Pferde nach ihren Hauptfarben 1770. Taf. 1—50. D'Alton, Naturg. d. Pf. 1810. Imp. Fol. T. 1—50.

Das Pferd iſt gegenwärtig, wie die Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde, über die ganze Welt verbreitet, faſt ſo weit als der Menſch ſelbſt, und daher allgemein bekannt. Es gibt auch darüber ſo viele Schriften und prächtige Kupferwerke, wie von keinem andern Thier. Man hat alle ſeine Theile, Eigenſchaften, Bewegungen, Krankheiten u.ſ.w. aufs Genaueſte ſtudiert, und ſogar ſeine äußern Verhältniſſe in eine Art von Wiſſenſchaft gebracht, faſt wie beym Menſchen.

Das Männchen heißt Hengſt (Etalon, Stallion), das verſchnittene Wallach (Hongre, Gelding), das Weibchen Stute (Jument, Mare), im verächtlichen Sinn Gurre, das Junge Fohlen und Füllen (Poulain, Colt et Fole); ein ſchlechtes Pferd heißt Mähre (Rosse), ein kleines Klepper (Bidet). Sein Geſchrey heißt Wiehern (Hinnire, Hennir).

Wir finden das Pferd gezähmt ſeit der älteſten Geſchichte

und zu allen Dienſten gebraucht, wie gegenwärtig: zum Reiten, Fahren und im Kriege. Es iſt ohne Zweifel das gelehrigſte, folgſamſte, muthigſte und ausdauerndſte, daher nützlichſte aller unſerer Hausthiere, welches zugleich mit ſeinem Begleiter, dem Hunde, zu unſerem Vergnügen dient. Die Haut gibt gutes Leder, die Schwanzhaare Angelſchnüre, Polſter und Matratzen; die Tataren leben von ihrem Fleiſch und ihrer Milch, und machen aus der letztern eine Art Branntwein, Kumys.

Zu den Zeiten des Ariſtoteles, des Plinius und Varro gab es noch wilde Pferde in allen drey Theilen der alten Welt, jetzt aber, wie es ſcheint, nur im mittleren Aſien, beſonders im ſüdlichen Rußland, öſtlich vom caſpiſchen Meere; an manchen andern Orten, beſonders in Südamerica, ſind ſie verwildert, ein Beweis, daß ſie eigentlich dem wärmeren Clima angehören.

Die gewöhnliche Farbe der Haare iſt braun und ſchwarz, es gibt aber auch weiße oder Schimmel, Apfelſchimmel, falbe, geſchäckte, gewöhnlich braun und weiß, und dann bildet das letztere gern breite Streifen um den Leib, welche an das Zebra erinnern.

Sie haben allerley Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie ſich von andern Thieren unterſcheiden; das Wiehern verſchieden nach der Verſchiedenheit ihrer Wünſche; die Vertheidigung durch Aus=ſchlagen mit den Hinterbeinen, indeſſen auch bey manchen durch Beißen; die eigene Art des Saufens, indem ſie Maul und Naſe tief eintauchen, und das Waſſer einſaugen; das Sehen im Fin=ſtern und das Finden des Weges, wo ihn kein Menſch mehr ſieht; der kurze, oft nur 2—3 Stunden dauernde Schlaf, wo ſich manche ſogar nicht einmal legen; ſie können ſich nicht er=brechen, und daher ſind Brechmittel unwirkſam; endlich können ſie viel Arſenik lecken, ohne Schaden.

Zum natürlichen Gang der Pferde gehört der Schritt (Pas), der Trab (Trot) und der Galopp. Es hat aber noch 3 andere Arten des Ganges gelernt, den Paß (Amble), wobey es, ſonder=barer Weiſe, beide Füße einer Seite zugleich vorſetzt; den Mittel=paß (Entrepas), welches eigentlich ein geſchwinder Trab iſt, bey

welchem die Füße ſich abwechſelnd bewegen; endlich den kleinen Galopp (Aubin). Die Fußwurzel des Pferdes, oder die eigentliche Ferſe, nennt man Knie, den Mittelfußknochen Röhrenbein (Canon), das erſte Zehenglied Kugel (Boulet), das zweyte Feſſel (Paturon), das dritte, woran der Huf ſitzt, Kronbein.

Im Freyen waiden ſie Gras; im Stall bekommen ſie Klee, Heu und Haber, welcher letztere ihnen beſonders nöthig iſt, wenn ſie ſtark arbeiten müſſen. In dieſem Falle bekommen ſie täglich 12 Pfund und eben ſo viel Häckſel, des Abends 5 Pfund Heu; Kutſchen- und Reitpferde kommen ziemlich mit der Hälfte aus. Man füttert ſie in der Regel dreymal, Morgens um 5 Uhr, Mittags um 11 Uhr, Abends um 7 Uhr, und gibt ihnen eben ſo oft Waſſer; bisweilen eine Handvoll Salz unter das Futter.

Die gewöhnliche Länge des Pferds beträgt 8 Schuh, wovon der Kopf 1 Schuh 10 Zoll, die Höhe des Widerriſts 4½.

Sie werden im Frühjahr roſſig, tragen ungefähr 11 Monate und ſäugen 4—5. Die Stute muß 5 Jahr alt ſeyn, der Hengſt 6—10. Die Fohlen bekommen die Größe der Stute, die Geſtalt, beſonders der Gliedmaaßen des Hengſtes.

Sie ſind bis in ihr zwanzigſtes Jahr zur Arbeit brauchbar, können aber 40 und mehr Jahr leben.

Sie bekommen überall 6 Vorder- oder Rabzähne und 6 Backen- oder Stockzähne, die männlichen auch Eckzähne in der großen Lücke oder ſogenannten Lade, zwiſchen den Vorder- und Stockzähnen, in welchem Raum das Gebiß oder die Querſtange des Zaums, ihren Platz hat. Das Fohlen bekommt ſchon nach wenigen Tagen die Milchzähne; zuerſt die zwey mittleren Vorderzähne oben und unten, bald nachher die vier andern, nach 3 oder 4 Monaten die vier letzten. Erſt nach 1½ oder 2 Jahren fallen ſie in derſelben Ordnung aus; die mittleren werden in 14 Tagen durch größere, aber etwas gelbliche, erſetzt. Ein Jahr ſpäter fallen die folgenden aus, und erſt bey einem Alter von 4 oder 4½ Jahr die äußern. Die bleibenden Vorderzähne heißen Roßzähne. Sie haben oben eine Grube mit einem ſchwarzen Flecken, welchen man die Bohne nennt, und nach der

man das Alter des Pferdes bis ins neunte Jahr beſtimmt, wenn es nehmlich Heu und Haber frißt, und nicht bloß Gras. Nach 7 Jahren iſt die Grube und der ſchwarze Flecken auf den zwey mittleren Zähnen abgekaut, nach 8 Jahren auf den folgenden und nach 9 auf den äußern. Eckzähne oder Haken kommen im vierten Jahr, bleiben ſehr ſpitzig bis zum ſechsten, werden dann ſtumpfer bis zum zehnten. Nachher läßt ſich das Alter nicht mehr genau beſtimmen. Im achtzehnten Jahr zeigen ſich graue Haare in Schweif und Mähne.

Um die Art zu verbeſſern, ſucht man vorzüglich ſtarke und ſchöne Hengſte aus dem Orient zu bekommen oder aus England, wo man von denſelben ſchon eine zahlreiche Nachzucht hat. Die jungen Pferde kann man nach dem dritten Jahr anſpannen, nach dem vierten reiten.

Man hat jetzt in den meiſten Ländern Geſtüte, wodurch für eine beſſere Pferdezucht geſorgt wird. Sie werden daſelbſt auf die Waide getrieben. Ein Hengſt reicht für 20 Stuten hin.

Die arabiſchen Pferde werden einſtimmig für die ſchönſten und beſten gehalten, beſonders zum Reiten. Die Araber ſind aufs pünctlichſte beſorgt, daß nur edles Blut mit einander gemiſcht wird, und halten deßhalb Stammbäume für die Pferde, welche bereits 2000 Jahre lang fortgeführt ſeyn ſollen.

Sie ſind von mittlerem Wuchs, mehr mager als fett, leicht, ſtolz und dauerhaft.

Auf ſie folgen die barbariſchen oder Berber, gewöhnlich grau und ſehr tauglich zu Hengſten oder Beſchellern.

Beide ſind die Stammeltern der engliſchen Pferde.

Außerdem gibt es eine Menge Arten, wie türkiſche, ſpaniſche, neapolitaniſche, frieſiſche u.ſ.w. Die polniſchen, ungariſchen und ruſſiſchen ſind klein und unanſehnlich, aber geſchwind und dauerhaft. Dann hat man wieder Jagd-, Schuß-, Kriegs-, Reit-, Pack-, Wagen-, Kutſchen- und Prachtpferde, welche alle beſonders abgerichtet werden müſſen.

Nach dem Menſchen iſt das Pferd, unter allen Thieren, den meiſten Krankheiten unterworfen, und die Viehärzte ſind im

Grunde nur Roßärzte, ſo wie die Vieharzneykunde eigentlich eine Roßarzneykunde iſt.

Was die Baſtarde betrifft, wurde beym Eſel bemerkt.

Ob es überhaupt noch irgendwo in der Welt wahrhaft wilde Pferde gibt, oder ob ſie nur verwildert ſind, läßt ſich nicht leicht ausmachen. Herodot ſetzt wilde, und zwar Schimmel, an den Hypanis (Dnieſter), Strabo nach Indien, in den Caucaſus, die Alpen, nach Iberien und Celtiberien, Plinius in den Norden, Varro nach Spanien, Leo Africanus, in ſehr ſpäter Zeit, nach Nordafrica. Diejenigen, von welchen Pallas im ſüdlichen Rußland in ſeiner Reiſe ſpricht, ſcheinen verwilderte oder Halbeſel zu ſeyn.

Azara handelt am ausführlichſten von den verwilderten Pferden in Südamerica. Es kamen zuerſt, 1535, andaluſiſche nach Buenos Ayres, welche bald den Wäldern überlaſſen wurden, weil die Einwohner nach Paraguay auswanderten. Dieſe Pferde ſind nun zerſtreut ſüdlich vom Plataſtrom bis nach Patagonien; einige leben auch nördlich vom la Plata. Sie halten ſich überall in zahlreichen Heerden zuſammen, nicht ſelten an 10,000. Sie ſind ſehr ſchädlich, nicht bloß, weil ſie viel gute Waide abfreſſen, ſondern auch, wo ſie Hauspferde ſehen, im Galopp auf ſie loslaufen, wiehern, ihnen ſchmeicheln und ſie endlich beſtimmen mitzugehen, wodurch die Reiſenden ſitzen bleiben. Man kann ſie jedoch durch vieles Lärmen vertreiben, wobey aber manchmal die ganze Heerde dicht geſchloſſen mehrere Kreiſe um die Reiſenden läuft, ehe ſie umkehrt. Bey Nacht iſt man jedoch ſicher vor ihnen. Die wilden Pampas eſſen ihr Fleiſch, beſonders von den Fohlen und Stuten; die Spanier tödten nur, wo Holzmangel iſt, bisweilen eine fette Stute, um Feuer mit dem Fett ihrer Knochen zu machen. Häufiger werden ſie gefangen, indem man drey fauſtgroße Steine mit 2½ Schuh langen Seilen an einander gebunden unter ſie wirft, worein ſich die Beine verwirren, daß man Schlingen werfen und ſie binden kann. Man beveſtigt ſie dann mit einem ledernen Kappzaum an einen Pfahl, läßt ſie 2—3 Tage hungern und durſten, wallacht ſie, und braucht ſie dann wie zahme Pferde.

Die Güter- oder Waidenbeſitzer verfolgen ſie aus allen Kräften, halten zu Pferd Treibjagden und tödten ſie mit Lanzen, was am beſten gelingt, wenn man ſie in eine Bergſchlucht jagen kann. Sie ſind eben ſo groß und ſtark, als die Hauspferde, aber nicht ſo ſchön, der Kopf und die Beine ſind dicker, Hals und Ohren länger. Sie haben keinen gemeinſchaftlichen Anführer, aber jeder Hengſt ſammelt um ſich ſo viel Stuten als er kann, und daher theilt ſich die große Heerde in viele Truppen, die aber nahe beyſammen bleiben. Sie ſind alle braun und ſchwarz, nicht geſchäckt; die letzteren jedoch ſelten, woraus man ſchließen darf, daß die urſprüngliche Farbe braun war. Die Haare ſind nicht länger als bey den zahmen, welche hier wegen des ebenen, ſteinloſen Bodens nicht beſchlagen werden. Man will einige zahme Pferde geſehen haben, welche hinter den Ohren 4 Zoll lange Hörner hatten, wie die Rinder. [Thomas Bartholin ſpricht von mehreren dergleichen, und bildet zwey ab, welche einem Pferde zu Copenhagen aus den Ohren gewachſen waren, von 1—3 Monat abfielen und wieder wuchſen. Sie glichen Hahnenſporen, waren hart, krumm, glänzend wie Perlen, ſaßen aber nur in der Haut und waren beweglich. Hist. anat. Cent. II. 1654. Nr. 10.] Auf allen Gütern läßt man 30—40 Stuten mit einem Hengſte frey laufen, ſieht nur manchmal nach denſelben und fängt ſodann die Fohlen, auch wohl die Alten, wenn man ihrer bedarf. Verwilderte Eſel gibt es ſehr wenige, und ſie haben ein ſchlechtes Ausſehen, ebenſo die Maulthiere vom Eſel und der Stute; andere gibt es nicht. Paraguay II. S. 296.

Die halbwild gehaltenen Pferde in Paraguay gewöhnt man, je nach ihrer Art, in beſondern Truppen zu leben. Sind ſie gegen 3 Jahre alt, ſo theilt man einem Hengſt in einem beſtimmten Revier etwa 12—18 Stuten zu, welche er gegen andere Hengſte vertheidigt; gibt man ihm zu viel, ſo hütet er ſie nicht mehr. Die Fohlen leben bis ins dritte oder vierte Jahr bey ihren Müttern, von denen ſie, ſo lange ſie noch ſaugen, vertheidigt werden, bisweilen ſelbſt gegen den Jaguar, und nicht ſelten gegen die Maulthiere, bey denen ſich zu Zeiten eine Art von

Mutterliebe regt, ſo daß ſie durch Liſt oder Gewalt ein Fohlen entführen und ihm ihre milchleeren Euter darbieten, wobey es natürlicherweiſe zu Grunde geht. Die Wallachen kommen in ein beſonderes Revier. Obſchon ſie jede Woche zuſammengetrieben werden, damit ſie ſich nicht zu weit entfernen, ſo brauchen doch 1000 und mehr keine Viertelſtunde, um ſich wieder in dieſelben Haufen von 10—30 Stück abzuſondern. Der Hengſt ruft durch Wiehern ſeine Stuten zuſammen, und zieht wieder auf ſeinen Waideplatz; ebenſo die Wallachen. Am liebſten halten ſich gleich-gefärbte zuſammen. Auch für ihre Waiden zeigen ſie große Anhänglichkeit, und man hat Beyſpiele, daß ſie aus einer Ent-fernung von 80 Stunden wieder dahin zurückgekehrt ſind. Zu-weilen brechen aber die Pferde einer ganzen Gegend auf, und rennen haufenweiſe davon. Das geſchieht, wenn nach anhalten-der Dürre plötzlich ein ſtarker Regen fällt; man glaubt, ſie thäten es aus Furcht vor dem Hagel, der nicht ſelten das erſte Gewitter begleitet.

Die Sinne dieſer halbwilden Pferde ſcheinen ſchärfer zu ſeyn, als die der gezähmten. Sie ſcheinen nicht weit zu ſehen, aber ſehr gut zu hören, indem ſie oft des Nachts durch die Be-wegung ihrer Ohren das Vernehmen eines Geräuſches verwahren, nach welchem der Reiter vergebens horcht. Noch ſchärfer iſt ihr Geruch, durch den ſie ſich mit ihren Umgebungen bekannt machen, indem ſie den Reiter, das Reitzeug, den Schopf beriechen. Durch ihn wiſſen ſie in ſumpfigen Gegenden die bodenloſen Stellen auszuwittern und denſelben auszuweichen, auch bey dunkler Nacht oder dichtem Nebel den Weg nach ihrer Wohnung oder ihrer Waide zu finden. Werden ſie durch einen fremden Gegenſtand erſchreckt, ſo kann man ſie am leichteſten beſänftigen, wenn man ſie daran riechen läßt. Auf die Entfernung nützt ihnen aber der Geruch nichts; einen Jaguar wittern ſie nicht auf 50 Schritt, und werden daher ihnen häufig zur Beute. Verſiegen die Quel-len, ſo kommen ſie vor Durſt um, während das Hornvieh an-dere aufſucht, und dieſelben 5—10 Stunden weit wittert. Ihr Geſchmack iſt ſehr verſchieden, die einen gewöhnen ſich leicht an das Stallfutter, welches aus Welſchkorn, Manioc und Zuckerrohr

beſteht, und lernen allerley Früchte, ſelbſt an der Sonne getrocknetes Fleiſch freſſen, während andere eher verhungern, als daß ſie außer ihrem gewohnten Gras etwas anderes berührten. Ihr Gefühl iſt endlich ſehr abgeſtumpft, theils durch das Leben unter freyem Himmel, theils durch die Mosquiten und Bremſen.

Im Allgemeinen ſind ſie gutartig, werden aber oft durch die gewaltſame Bändigung ſtörriſch und ſuchen den Reiter abzuwerfen. Iſt eines als Fohlen von einem Jaguar verwundet worden, ſo erſchrickt es vor einer jeden Vertiefung im Graſe, ja vor dem eigenen Schatten. Hat man ſie zu jung zum Anſprengen der Ochſen abrichten wollen, wobey ſie dieſelben mit der Bruſt umwerfen ſollen, ſo weichen ſie ſpäter jedem Thier aus.

Unter ihren geiſtigen Fähigkeiten iſt ihr Gedächtniß zu bewundern. Pferde, die nur einmal den Weg von Villa real nach den Miſſionen gemacht hatten, kehrten auf demſelben nach mehreren Monaten wieder zurück, obſchon er mehr als 100 Stunden beträgt. Sind zur Regenzeit alle Wege voll Pfützen und bodenloſe Stellen, ſo trägt es doch den Reiter, wenn er es ruhig gehen läßt, bey Nacht wie bey Tag ſicher fort. Sie beriechen dabey bald den Boden, bald befühlen ſie deſſen Veſtigkeit mit einem Vorderfuß. Das rührt nicht von Mangel an Muth her, denn ſie ſtürzen ſich dem wüthenden Stier und ſelbſt dem Jaguar entgegen, ſpringen vom ſchroffen Ufer in die Flüſſe und durchſchneiden in vollem Lauf die Feuerlinie eines brennenden Feldes.

Man bedient ſich ihrer bloß zum Reiten, hält ſie aber ſo ſchlecht, daß ſie in 12 Jahren ſchon alt ausſehen. Werden ſie krank, ſo ſchickt man ſie auf die Waide, wo ſie entweder von ſelbſt wieder geſund werden, oder umkommen.

Die Eſel ſind in dieſem Lande faſt ganz verkümmert, und werden daher nur von den bekehrten Indianern gebraucht. Auch die Maulthiere ſind ſchwächer als die europäiſchen, und tragen höchſtens eine Laſt von 4 Centner 4—6 Stunden weit. Rengger, Paraguay 331.

12. Zunft. Wiederkäuer.

Hufe geſpalten; drey Backenzähne gefaltet, davor oben 3, unten 2 Lückenzähne, oben kein oder höchſtens ein Schneidzahn, unten je drey mit einem angeſchloſſenen Eckzahn; meiſt 2 Hörner.

Die Widerkäuer unterſcheiden ſich auffallend durch die vollſtändige Zahl der untern Schneidzähne und den Mangel der obern, wo das Zahnfleiſch ſchwielig geworden iſt, um den Zähnen zu widerſtehen. Nur beym Cameel iſt jederſeits ein Schneidzahn vorhanden. Ueberhaupt weichen die Zähne auf eine eigenthümliche Art ab. Die Backenzähne beſtehen aus 2 Kegeln neben einander, oben ſchief abgeſtutzt und mit Querfalten bezeichnet. Vor denſelben iſt eine Lücke, wie beym Pferd, worinn oben meiſt ein ſpitziger Eckzahn ſteht. Im Unterkiefer ſchließt ſich der Eckzahn dicht an die Schneidzähne an und bekommt ihre Geſtalt; daher man dieſen Thieren unrichtiger Weiſe acht Schneidzähne gibt.

Die Hufe liegen ſo dicht an einander, daß ſie innwendig eine flache Seite bekommen und dadurch dreyeckig werden. Sie hängen am Mittel= und Ringfinger, und daher iſt der äußere kleiner. Die beiden Mittelfußknochen ſind bey der Geburt getrennt, verwachſen aber allmählich in ein einziges Röhrenbein (Canon) zuſammen. Dahinter ſtehen bey den meiſten noch die ſogenannten Afterhufe am Zeig= und Ohr=Finger, bisweilen nur in eine Warze verwandelt. Der Daumen fehlt. Die Hörner ſtehen auf den Stirnbeinen und ſind Auswüchſe derſelben, mit der Haut überzogen, welche bey den Rindern vertrocknet und das eigentliche ſogenannte Horn bildet, bey der Giraffe weich und behaart bleibt, bey den Hirſchen abfällt. Sie fehlen nur dem Cameel und dem Biſamthier.

Der Schwanz iſt bey manchen lang, wie bey den Rindern, bey andern ganz kurz, nur ein Deckel, wie bey den Hirſchen.

Der Magen iſt in vier Säcke getheilt, wovon der erſte und größte der Panſen heißt, der zweyte kleine und zellige die Haube, der dritte der Blättermagen und der vierte der

Labmagen. Das Futter kommt ganz roh in den Panſen, wird ſodann in der Haube in Ballen geformt und aus demſelben wieder heraufgetrieben in das Maul, wo es erſt gekaut und ſodann in den Blättermagen und endlich in den Labmagen kommt, wo es erſt durch das Lab oder den Magenſaft verdaut wird. Die 2 erſten Mägen ſind daher nur als Kröpfe zu betrachten, und der dritte als Vormagen.

Der Darmcanal iſt ſehr lang und der Blinddarm ſehr groß. Auch das Fett unterſcheidet ſich von dem aller andern Thiere, indem es hart wird und deßhalb einen eigenen Namen hat, Talg oder Unſchlitt.

Sie ſind durch das Nervenſyſtem characteriſiert,

was ſich ſowohl durch die Entwickelung der Sinnorgane als ihre geiſtigen Fähigkeiten ausſpricht. Sie ſind verſtändig, daher gelehrig, gehorſam und geduldig; ſie laſſen ſich durch das Wort regieren, und bedürfen nicht des Zaumes und Leitſeiles, wie das Pferd. Selten iſt es nöthig ſie anzubinden. Im wilden Zuſtande ſind ſie klug, vorſichtig und ſcheu.

Der Kopf iſt bey den meiſten wohlgeſtaltet und ſieht geſcheidt aus. Wenn man den Ochſen dumm nennt, ſo kommt es wohl nur daher, daß er nicht immer ſo geſcheidt iſt, wie wir.

Ihr Auge iſt groß, ſchön und verräth Nachdenken. Das Auge des Ochſen und der Gazellen iſt ſeit alten Zeiten berühmt. Die Ohrmuſchel iſt ebenfalls groß und beweglich; die Naſe fleiſchig, nackt und feucht, die Zunge weich und lang. Mit den Füßen ſind ſie äußerſt gewandt, klettern auf die höchſten Felſen und wiſſen auf Spitzen und ſchmalen Abſätzen zu ſtehen.

Die meiſten freſſen nichts als Gras, rübenartige Wurzeln und Getraide, manche doch auch Laub und Sproſſen.

Sie ſind für den Menſchen die nützlichſten Thiere, ſowohl wild als zahm. Jene ſind der Hauptgegenſtand alles Jagdvergnügens, und liefern außerdem Fleiſch, Felle, Leder und Hörner; dieſe ſind ſogar ſeine Hauptnahrung geworden und ſeine Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen durch die Felle, die Wolle und das Leder. Man braucht ſelbſt die Haare zu Polſtern, den Talg zur Beleuchtung, die Därme zu Saiten, die Blaſe zum

Verſchließen der Gefäße, die Hörner zu Blasinſtrumenten, Pulverhörnern und Kämmen, die Sehnen und Hufe zum Leimſieden u. ſ. w.

Sie zerfallen nach den Hörnern in 2 Abtheilungen.

A. Wiederkäuer ohne Hörner

finden ſich urſprünglich nur in Aſien und America, und weichen von den andern durch den Verluſt der Hörner und dagegen ſtärkere Zahnbildung ab. Sie haben nehmlich ſtarke Eckzähne; einige im Oberkiefer auch einen Schneidzahn jederſeits.

1. G. Die Cameele (Camelus), Chameau,

haben einen unverhältnißmäßig langen Hals, eine platte Schafsnaſe, keine Hörner, dagegen oben einen Schneidzahn, oben und unten abgeſonderte Eckzähne, und treten nicht auf die Hufſpitzen, ſondern auf die Topen oder die weichen Zehenballen.

Die Cameele weichen von den andern Wiederkäuern ab durch den Mangel der Hörner, die Mehrzahl der Zähne und die Hufe, welche nicht wie ein Stiefel die Zehen umgeben, ſondern nur obenauf liegen. Unten ſtehen drey Vorderzähne, wie bey allen andern, aber dicht dahinter ein längerer Eckzahn, ſodann ein kleiner Lückenzahn, und weit davon ein anderer an die 3 ächten Backenzähne angeſchloſſen. Oben fehlen die mittleren Vorderzähne, aber der äußere iſt vorhanden, nebſt dem Eck- und abgerückten Lückenzahn; weit dahinter 2 andere an den 3 Backenzähnen.

Ihr Stammland iſt bloß Aſien und Südamerica, wo ſie, wie der Eſel, von den ſchlechteſten Kräutern leben. Sie können auch Tage lang durſten, weil ſie, wie man glaubt, das Waſſer in den Zellen aufbewahren können, welche ſie nicht bloß in der Haube, ſondern auch in einem Blindſack des Panſens haben. Sie werden auch, wie die Eſel, bloß zum Tragen ſchwerer Laſten benutzt, womit ſie den ganzen Tag ſehr weit gehen können, aber ebenfalls ſich hinlegen, und, aller Schläge ungeachtet, nicht weiter gehen, wenn ihre Kräfte erſchöpft ſind.

a. Die americaniſchen

ſind kleiner, haben getrennte Zehen und keine Höcker auf

dem Rücken; auch fehlt oben und unten der erſte Lückenzahn (Auchenia).

Sie leben wild nur auf der höchſten Gebirgskette der Anden, von Caracas bis gegen die Magellansſtraße, vorzüglich in Peru und Chili, und breiten ſich weder weſtlich noch öſtlich gegen Paraguay aus.

Einige nehmen jetzt drey, andere nur zwo Gattungen an.

1) Das Guanaco oder peruaniſche Schaf (C. lama)

iſt ſo groß als ein Hirſch, und trägt den Kopf, wegen des langen Halſes, noch viel höher; Haare zottig, grob und hellbraun. Traill, Mém. Werner. Soc. IV. 1823. 492. Fig. Meyen, Leopoldin. Verh. XVI. 1833. S. 551. T. 40.

Es lebt wild auf den höchſten Gebirgen.

Das gezähmte heißt Lama, und wechſelt in der Färbung wie unſere Schafe. Es hat Schwielen an Bruſt und Knöcheln, und wird als Laſtthier gebraucht. Buffon, Suppl. VI. t. 27. Schreber T. 305. 306. Cuvier, Ménagerie. Fig.

2) Das Paco (C. paco), Alpaca,

wurde bald für eine Abart der Vicunne, bald des Lamas gehalten; iſt viel kleiner als das letztere, mit langer röthlicher Wolle bekleidet, die nicht ſo fein iſt, wie bey der erſtern; hat keine Schwielen. Fr. Cuvier, Mammif.

Man zieht es vorzüglich um der Wolle willen, und es ſcheint wild gar nicht vorzukommen, was ſehr dafür ſpräche, daß es nur eine Abart wäre.

3) Die Vicunne (C. vicunna), Vicogne,

hat die Größe und Geſtalt einer Ziege, iſt aber mit langen, rothbraunen Haaren und mit kurzer, ſehr feiner und falber Wolle bekleidet; Ohren kurz behaart, innwendig nackt. Buffon XIII. 28. Supplément VI. tab. 28. Schreber T. 307.

Wohnt wild ebenfalls auf den höchſten Gebirgen, und wird gefangen wegen ſeiner feinen Wolle, woraus man ſehr leichte und ſchöne Tücher macht.

a) Das Lama

wird ſchon bey der Eroberung Perus durch Pizarro, 1531, erwähnt, und zwar als eines Laſtthieres. Sechs Leguen von

Caxamalca wohnten an einem mit Bäumen umwachſenen See indiſche Hirten mit Schafen von verſchiedener Art, mit kleinen, wie die unſerigen, und mit ſo großen, daß ſie dieſelben als Laſtthiere zum Tragen ihrer Bedürfniſſe brauchten. Xerez, Conquista del Peru in Ramusio III. p. 376.

Pedro de Cieza iſt der erſte, welcher werthvolle Nachrichten über die Lama gegeben hat, und zwar mit genauer Unterſcheidung der Verwandten, der Sorte und der Gattung. Er war 17 Jahr in America, und ſchrieb ſein Buch von 1541 bis 1550. In ſeinem Capitel von den Widdern, Schafen, Guanacos und Vicunias, welche im größten Theile des Gebirges von Peru und Chili leben, ſagt er: Es gibt keinen Theil der Welt, wo man ſo ſonderbare Schafe findet, wie in Peru, Chili und einigen Provinzen des Plataſtroms. Sie gehören zu den vortrefflichſten und nützlichſten Thieren, die Gott erſchaffen hat und gleichſam aus beſonderer Sorge für die daſelbſt wohnenden Leute, welche ohne dieſes Vieh nicht im Stande wären, ihr Leben zu friſten. In den Thälern der Ebenen ſäen die Eingeborenen Baumwolle und machen ſich davon ihre Kleider; im Hochgebirge aber und vielen andern Gegenden, wie in der Provinz Callao, Sora, Charca wächst weder ein Baum noch Baumwolle, ſo daß die Einwohner nichts hätten, um ſich zu kleiden. Daher gab ihnen Gott eine ſolche Menge von dieſem Vieh, welches jedoch durch die wüthenden Kriege der Spanier ſehr vermindert worden iſt. Die Eingeborenen nennen die Schafe Lamas, die Widder Urcos. Die einen ſind weiß, die andern ſchwarz, andere geſchäckt (pardos). Sie gleichen in der Größe einem kleinen Eſel mit breiten Hüften und dickem Bauch; in dem Halſe und der Geſtalt dem Cameel, Kopf lang, im Ausſehen wie der der Schafe. Das Fleiſch dieſes Viehs iſt ſehr gut, wenn es fett iſt, beſonders das der Lämmer. Sie ſind ſehr zahm, und gar nicht widerſpenſtig. Die Widder nehmen ſehr leicht 2—3 Arroben (75 Pfund) auf den Rücken, und das Fleiſch verliert nichts von ſeiner Güte durch das Laſttragen. Es iſt wirklich ein großes Vergnügen auf dem Lande um Callao, die Indianer mit ihren Feldgeräthſchaften ausziehen und des Abends nach Hauſe zu-

rückkehren zu ſehen, mit Brennholz beladen. Die Thiere leben von den Kräutern der Felder. Wenn ſie Schmerzen haben, ſo werfen ſie ſich nieder und ächzen, wie die Cameele.

Es gibt einen anderen Verwandten von dieſem Thier, welchen ſie Guanaco nennen, von derſelben Geſtalt, aber größer. Davon laufen große Heerden völlig wild in den Feldern herum, und ſpringen mit ſolcher Leichtigkeit, daß der Hund, welcher ſie fangen ſoll, ſie kaum einholt.

Außerdem gibt es noch eine andere Sorte dieſer Schafe oder Lama, welche Vicunias heißen. Sie ſind noch hurtiger als die Guanacos, obſchon kleiner, und gehen in den Wüſten herum, um die Kräuter zu freſſen, welche ihnen Gott hat wachſen laſſen. Ihre Wolle iſt vortrefflich und ſo gut, ja noch feiner als die der Merinos-Schafe. Ich weiß nicht, ob man Tuch aus ihr machen könnte, aber dasjenige Zeug, welches für die Vornehmen dieſes Landes gemacht wird, iſt zum Verwundern ſchön.

Das Fleiſch der Vicunias und Guanacos ähnelt im Geſchmack dem Schaffleiſch, iſt aber gut. In der Stadt de la Paz habe ich geräuchertes Salzfleiſch von einem fetten Guanaco gegeſſen, das mir ſo gut ſchmeckte, wie keines in meinem Leben.

Es gibt noch eine andere Gattung von zahmem Vieh, welches Paco heißt, aber ſehr garſtig und langwollig iſt. Es hat die Geſtalt der Lama oder Schafe, iſt aber kleiner. Die Lämmer gleichen ſehr den ſpaniſchen. Dieſe Schafe werfen während eines Jahres nur einmal. Ohne dieſe Widder und Schafe wäre man nicht im Stande, die vielen Waaren von Potoſi, welches einer der größten Handelsplätze iſt, hin und her zu ſchaffen. Chronica del Peru. 1554. 8. cap. 111. p. 263.

Das erſte Lama, welches in Europa ſelbſt beſchrieben und abgebildet wurde, landete 1558 zu Middelburg in Holland, und war für den Kaiſer beſtimmt. Es maaß vom Genick an 6 Schuh, wovon der Hals 2, die Höhe 4; die Färbung röthlich oder röthlichſchwarz, Kopf ganz ſchwarz, Hals, Bruſt und die Fußenden weiß. Es war ſehr zahm; wenn man es aber hinten drückte, ſo ſchlug es nicht aus, ſondern warf Schleim oder Speiſen aus

dem Maul entgegen. Es paarte ſich mit Ziegen, aber ohne Erfolg. P. A. Matthiolus, Lib. V. Epistol.

Joſ. Acoſta, welcher um 1580 in Peru geweſen, vereinigt die Paco, Guanaco und indiſchen Schafe oder Lama in einem Capitel, und ſagt: in Peru beſteht der größte Reichthum in den indiſchen Schafen, welche die Eingeborenen Lama nennen. Sie koſten ſie faſt nichts, und liefern nicht bloß das Fleiſch und die Kleidung, wie die Schafe in Spanien, ſondern vertreten auch die Stelle des Laſt- und Zugviehs; ſie brauchen ſie nicht beſchlagen, ſatteln und mit Haber füttern zu laſſen. Dieſe Thiere dienen ihren Herren ganz umſonſt, und nehmen mit den Kräutern des Feldes fürlieb.

Es gibt zwo Arten Lama, wovon die eine Paco heißt oder Wollſchaf; die andere kurze Haare hat aber beſſer trägt. Sie ſind größer als die größten Hammel und kleiner als Kalben, und haben einen ſehr langen Hals, wie die Cameele, der ihnen auch nöthig iſt, weil ſie hoch auf den Beinen ſind. Es gibt von verſchiedenen Farben: weiße, ſchwarze, graue und geſchäckte, welche Moromoro heißen. Die Indianer hatten vielerley Aberglauben, welche Farben ſie zu den Opfern, nach Verſchiedenheit der Zeit und der Feſte, wählen müßten. Das Fleiſch iſt zwar hart, aber gut, beſonders von den Männchen; indeſſen wird nicht viel gegeſſen, weil man auf den Hauptnutzen, die Wolle ſieht und den Dienſt, welchen ſie durch Laſttragen erweiſen. Die Indianer verarbeiten jene zu ihren Kleidern, und nennen die gröbere und gemeinere Hangasca, die feinere Cumbi, und aus dieſer machen ſie Tiſchteppiche, Decken und andere ſchätzbare Dinge von langer Dauer und von ſchönem Glanz, faſt wie Halbſeide. Merkwürdig dabey iſt ihre Webkunſt; ſie machen auf beiden Seiten des Gewebes beliebig alle Arten von Arbeiten an einem ganzen Stück, ohne daß man ein Ende ſähe. Der Incas von Peru hatte große Meiſter im Weben in dieſer Art Cumbiweberey, und die geſchickteſten wohnten im Quartier von Capachica, am großen See Titicaca. Sie färben die grobe und feine Wolle in ſehr feinen und verſchiedenen Farben mit vielerley Kräutern. Im Gebirge weben alle Indianer

und Indianerinnen in ihrem Hauſe die zu ihren Bedürfniſſen nöthigen Stoffe. Sie trocknen auch das Fleiſch, welches ſich ſehr lang halten läßt und beliebt iſt.

Gewöhnlich führen ſie ganze Heerden dieſer Schafe, wie Saumthiere beladen, oft in Banden von 3—500, ja manchmal bis 1000; ſie tragen Wein, Welſchkorn, Coca [Blätter von Erythroxylon coca, welche immer gekaut werden], Chuno [Chenopodium quinoa], Queckſilber und alle Arten von Waaren, und ſelbſt die beſte von allen, nehmlich Silber; denn die Barren werden von Potoſi bis Ariqua, 70 Leguen weit, getragen, früher bis Arequipa, 150 Leguen. Ich habe mich oft gewundert, dieſe Schafheerden mit 1000 und 2000 Silberbarren, welche über 300,000 Ducaten betragen, beladen zu ſehen, ohne andere Begleitung, als einige Indianer, welche bloß die Schafe leiten, laden und abladen, und dabey höchſtens noch einige Spanier. So ſchlafen ſie alle Nächte mitten im Felde. Dennoch hat man auf dieſem langen Weg noch nie etwas verloren; ſo groß iſt die Sicherheit in Peru. Die Laſt eines Schafs iſt 4—6 Arroben (zu 25 Pfund); iſt die Reiſe lang, ſo machen ſie täglich nur 2 oder 3 Leguen, höchſtens 4. An Ruheplätzen, wo Quellen und Waiden ſind, laden ſie die Führer ab, ſchlagen Zelte auf, kochen und fühlen ſich wohl, ungeachtet der langſamen Reiſe. Beträgt die Reiſe nur einen Tag, ſo tragen dieſe Schafe 8 Arroben, und gehen damit 8—10 Leguen; das müſſen ſie jedoch bloß bey den armen Soldaten thun, welche durch Peru wandern. Alle dieſe Thiere lieben die kalte Luft, und befinden ſich wohl im Gebirge, ſterben aber in den Ebenen wegen der Hitze. Bisweilen ſind ſie ganz mit Froſt und Eis bedeckt, und bleiben doch geſund.

Die kurzhaarigen geben oft zu lachen. Manchmal halten ſie plötzlich auf dem Wege an, richten den Hals in die Höhe, ſehen die Leute ſehr aufmerkſam an, und bleiben ſo unbeweglich lange Zeit, ohne Furcht oder Zufriedenheit zu zeigen. Ein andermal werden ſie plötzlich ſcheu, und rennen mit ihrer Ladung auf die höchſten Felſen, ſo daß man ſie herunterſchießen muß, um die Silberbarren nicht zu verlieren.

Die Pacos werden oft bös gegen die Ladung, legen ſich

hin, und ließen ſich eher in 1000 Stücke zerhauen, als daß ſie aufſtünden. Dann ſetzen ſich die Indianer zu ihnen, und ſchmeicheln denſelben, bis ihr Aerger vorüber iſt und ſie ſich wieder aufrichten; es dauert aber bisweilen 2—3 Stunden. Manchmal bekommen ſie die Krätze, woran ſie ſterben. Ein Indianer, welcher ein oder zwey ſolche Schafe hat, wird nicht für arm gehalten.

Es iſt merkwürdig, daß alle dieſe einheimiſchen Thiere Bezoare im Magen haben, die eingeführten dagegen nicht. Die größten und beſten finden ſich bey den Vicunnen. Man glaubt, ſie kommen von einem gewiſſen Kraut her, welches gut gegen Vergiftung ſey. Hist. nat. des Indes. 1600. S. 203.

Faber, der Herausgeber des Hernandez, gibt die erſte Abbildung vom peruaniſchen Schaf oder Lama. Die Färbung gelblich, unten weißlich, auf dem Rückgrath ein ſchwarzer Streifen und am Halſe dergleichen Flecken; die Haare nicht kraus, wie bey den Schafen, ſondern kurz und anliegend, wie bey den Pferden, aber zart; die Ohren aufrecht, der Schwanz kurz, grau und wie eine Sichel nach unten gebogen. Gregor de Bolivar hat ihm folgende Schilderung des Thieres mitgetheilt:

Der peruaniſche Widder oder das Schaf hat ſeine eigentliche Heimath in Peru; man führt ſie zwar auch in andere Gegenden, wie Neuſpanien, aber mehr um der Neugierde als des Nutzens willen. Im Reiche Peru aber, das 4000 Quadrat-Meilen beträgt, iſt ihre Menge, von Potoſi bis Caracas, ſo ungeheuer, daß man behauptet, es würden jährlich 4 Millionen gefangen; von der Stadt Cusco bis gegen Caracas nehmen ſie ab.

Dieſes Thier iſt den Einheimiſchen eben ſo nützlich als den Fremden; jene erhalten damit faſt allein ihr Leben; dieſe aber kehren, durch ſeine Dienſte bereichert, nach Spanien zurück: denn es liefert nicht bloß gutes Fleiſch, ſondern trägt alle Waaren von einem Orte zum andern. Man legt ihm gewöhnlich 150 Pfund, von 16 Unzen, auf, dem ſtärkern wohl 250. Es macht täglich 10 Leguen 5 Tage hinter einander, und ruht am vierten oder fünften aus; ſo macht es gewöhnlich Reiſen von 500 Leguen. Es

geht ſo veſt und ſicher, daß man die Waare nur ein wenig anzubinden braucht. Am meiſten dient es zum Tragen der Silbererze von Potoſi zu den Pochwerken, und dazu ſind beſtändig 300,000 auf den Wegen. Auf dem Rückweg bringen ſie die Bedürfniſſe und Speiſen den Bergleuten.

Vom dritten bis zwölften Jahr kann es tragen: dann iſt es aber ſchon alt und ſteht um. Es iſt ſehr zahm und für die Indianer ganz gemacht. Macht man auf der Reiſe einigen Halt, ſo läßt es ſich ganz vorſichtig auf die Knie, damit die Ladung nicht abfalle; ſobald der Führer pfeift, ſteht es auf und ſetzt die Reiſe ruhig fort. Es frißt da und dort, wo es kann, aber nicht bey Nacht, welche Zeit es zum Wiederkäuen benutzt. Es ſchläft auf dem Bauche, mit untergeſchlagenen Füßen.

Unterliegt es der Laſt, ſo iſt es durch keine Schläge weiter zu bringen, und ſchlägt bisweilen den Kopf rechts und links ſo lang auf den Boden, bis ihm die Augen und ſelbſt das Hirn herausfallen. Zur Vertheidigung hat es nichts als ſeinen Speichel. Es hat am Bauche längere Wolle, und es gibt weiße, ſchwarze, graue, auch aus dieſen Farben gemiſchte, welche Moromoro heißen. Ihre Länge beträgt 8 Spannen, die Höhe 5 bis 6; der Hals bisweilen allein 5, die Ohren eine, ſind nach vorn gerichtet, der Schwanz auch eine; der Miſt wie bey der Ziege. **Hernandez, Thesaurus 1651. Fol. 660.**

Die americaniſchen Cameele gleichen den aſiatiſchen im Naturell und in der Lebensart, ſind auch eben ſo ſanft, gelehrig und brauchbar. Das Lama und das Paco tragen, wenn ſie gezähmt ſind, Laſten, und knieen nieder, um ſich auf- und abladen zu laſſen, wie die gewöhnlichen Cameele. Der Bau ihrer Füße und die Dicke des Haars machen Beſchlag und Saumſattel unnöthig. Sie gehen zwar langſam, aber mit veſtem Schritt, und ſicher auch auf den ſteilſten Gebirgswegen. Sie wenden einen guten Theil der Nacht an, das, was ſie den Tag über gefreſſen hatten, wieder zu käuen; und wenn ſie ſchlafen wollen, legen ſie die Füße unter den Bauch und ſtützen ſich auf die Bruſt. Sie ſind mit einem Ueberfluß von Fett zwiſchen Haut und Fleiſch, und mit viel mehr Blut angefüllt, als die

Thiere der Ebenen, wodurch viel Wärme erzeugt und erhalten wird. Dadurch ſind ſie in den Stand geſetzt, auf den höchſten Anden, zwiſchen Schnee und Eis, zu leben.

Sie haben ſpitzige und beſſer, als bey den Cameelen, gebildete Ohren, einen geraderen und mehr verhältnißmäßigen Hals, einen ziemlich ebenen, nur beym Guanaco etwas gebogenen Rücken, einen ſchönern und behaarteren Schwanz, beſſer gebildete und ſchnellere Füße, längeres, weicheres und der Wolle näher kommendes Haar, ſo daß das Cameel dagegen wie ein Ungeheuer ausſieht. Ihre Stimme nähert ſich dem Wiehern der Pferde. Werden ſie gereizt, ſo bedienen ſie ſich nicht der Füße oder Zähne, um ſich zu rächen, ſondern werfen dem Beleidiger den Speichel ins Geſicht. Das iſt keine Fabel, ſondern wirkliche Wahrheit. Dieſer Speichel ſoll Blattern auf der Haut hervorbringen. Zur Paarungszeit, am Ende des Sommers, laufen ſie wie raſend herum, brüllen und werfen viel Speichel aus; nachher werden ſie ſehr mager und verlieren das Haar. Sie werfen nach 5—6 Monaten ein Kalb, welches nach 3 Jahren reif iſt; ſie ſollen übrigens 30 Jahr alt werden. Das Euter hat nur zween Striche. Molina, Naturg. v. Chili. 1786. 275.

Joſephine, die Frau des erſten Conſuls, hatte zu Mal-Maiſon 2 Lama, welche im Jahr 1803 von den Cordilleren kamen und den Weg über Santa Fe de Bogota in Neu-Granada und St. Domingo machten, ohne daß ihnen die Reiſe etwas ſchadete.

Sie ſind nicht viel größer als ein Hirſch, das größte, ein Weibchen, maaß von der Bruſt an 2 Schuh 10 Zoll, Widerriſt 25 Zoll, Kopf 11½, Ohren 6, Schwanz 9; Umfang des Leibes 3 Schuh 10 Zoll; die Augen ſehr lebhaft, die Ohren aufrecht und ſehr beweglich. Die Phyſiognomie fällt ſehr auf durch die gerade Linie, welche die Stirn und der Naſenrücken bilden, durch die Verlängerung der Oberlippe über die Naſe hinaus und durch ihre tiefe Spalte.

Das Haar auf Kopf und Hals kurz, auf dem Nacken eine ſchwache Mähne von 3 Zoll langen Haaren, wie die auf dem Rücken und an den Seiten, welche etwas wollenartig und an

der Wurzel hin und her gebogen, ſonſt glatt und ſeidenartig ſind. Der Rücken hat die Geſtalt des Eſelsrückens; beym Biegen des Halſes wird der Nacken concav und liegt ½ Schuh tiefer als der Widerriſt, wie beym Cameel; das Kreuz iſt ſchwach, der Schwanz ziemlich kurz, die Wurzel ausgeſtreckt, dann gebogen. Die Färbung iſt im Ganzen dunkelbraun mit röthlichem Schimmer; am Kopf einige kleine weiße Flecken, unregelmäßig vertheilt; Bruſt und Unterleib ſehr kurz behaart, und die Füße noch kürzer und ſchwächer. Sie knieen nieder, wie das Cameel, und haben daher kleine Schwielen an Handwurzel und Knie, und eine größere am Bug.

Das jüngere Männchen iſt dicker und wolliger, graulichbraun, der Kopf dunkler. Uebrigens iſt die Färbung bekanntlich nicht immer dieſelbe, wie bey allen Hausthieren.

Von dem Guanaco ſagen die Reiſenden, daß es ſich vom Lama nur dadurch unterſcheide, daß es etwas größer ſey und gleichförmig braun; es gibt auch ſo gefärbte Lama, und ein ſolches iſt das von Schreber abgebildete Guanaco. Es iſt offenbar nur der wilde Stamm des Lamas, welcher bekanntlich in großen Heerden lebt.

Die beiden Stücke zu Mal-Maiſon haben ſich ſehr gern, ſind immer beyſammen, und wenn man eines hinter ſeinem Gitter läßt, ſo läuft das andere darum herum, und ruft es durch jeden Spalt. Ihr Laut iſt ein ſanftes Aechzen, das klingt wie hein. Während ihres Aufenthalts in Breſt haben ſie ſich mehrmals gepaart. Ihr Miſt gleicht dem der Schafe, und wird an denſelben Ort gelaſſen. Sie ſind ſehr gutmüthig und ſchlagen kaum aus, wenn man ſie noch ſo ſehr ſchlägt; im größten Zorn ſpeyen ſie auf den, der ſie plagt; ihr Speichel iſt aber nicht ſchädlich. Das Weibchen hält auch auf dieſelbe Art das Männchen ab. Sie freſſen des Tags 10 Pfund Heu, und ſaufen ſehr wenig; wenn ſie waiden, gar nicht. Da ſie nicht ſchwer und weit tragen, ſo wäre ihre Einführung in Ländern, wo man Pferde, Maulthiere oder Eſel hat, von keinem Nutzen, wohl aber hinſichtlich der Wolle und des Fleiſches; ſie werden auch bloß um des leztern willen in Neugranada gehalten. — Unter

den frühern Abbildungen iſt die von Frezier die beſte, und dann folgt die von Buffon. Cuvier, Ménagerie du Muséum 1803. Fol. Fig.

Später kamen andere nach Mal=Maiſon, welche anders gefärbt waren; im Ganzen caſtanienbraun, aber Kopf, Kehle und Fußenden weiß; auf den Backen und über den Augen hell=braune Flecken von verſchiedener Geſtalt, bey Männchen, Weib=chen und dem Jungen, welches ſie daſelbſt hervorgebracht haben. Ihre Phyſiognomie iſt nicht ſo gleichgültig und dumm, wie die der Cameele, vielmehr kühn, mit einem ſcharfen und doch ſanften Blick. Höhe des Männchens am Kreuz 2 Schuh 7½ Zoll, am Widerriſt 2½ Schuh, Länge des Kopfes 10½ Zoll, des Halſes 1 Schuh 3 Zoll, des Rumpfes 2 Schuh 4 Zoll. Fr. Cuvier, Mammifères 1821. Fig. ill.

Das ſind alle, welche man bis dahin in Europa geſehen hatte, etwa Spanien ausgenommen, wohin in der früheſten Zeit einige kamen. — Seitdem wurden aber einige herum=geführt.

Meyen ſah die erſten Guanaco auf der Hochebene von Peru 14,000 Schuh hoch, in der Nähe des Nevado de Tacora, in kleinen Rudeln von 7—10, ſelbſt 100 Stück, waidend an kleinen Bächen; ſie waren gar nicht ſcheu, giengen oft dicht vor den Pferden vorbey, ſtanden ſtill und ſahen ſie an. Ihr Lauf iſt nicht ſo ſchnell, wie man aus ihrer ſchlanken Geſtalt ſchließen ſollte; mit einem guten Pferd holt man ſie in der Ebene leicht ein, aber ſelten mit einem Hund, vor dem ſie in kurzem Galopp laufen, und wo möglich bergan; die Weibchen und Jungen voraus, oft von den folgenden Männchen mit dem Kopfe vorwärts geſtoßen. Junge ſieht man bisweilen in Häuſern zur Unterhaltung der Frauenzimmer. Die Jagd iſt den Eingeborenen und Reiſenden von großem Nutzen, weil es daſelbſt keine andern Speiſen gibt.

Die Färbung dieſer niedlichen Thiere iſt hell braunroth, die kurze Wolle mehr gelblichroth, die längeren Haare, welche von dem Rücken und den Seiten herunterhängen, mehr rothbraun; ſie werden nie ſo lang und nicht dunkel rothbraun, wie beym Lama. So hat er es bey vielen Tauſenden dieſer Thiere in den

Gebirgen von Chili und Peru gefunden. Das Haar am Unterleib iſt kurz und gelblichweiß, das Geſicht bläulichſchwarz, die Stirn und die 2 Zoll langen Augenwimpern ſchwarz, der Rand der Ohren weiß. Widerriſt 32 Zoll, Kreuz 40, Kopf 13, Ohren 5½, Hals 17. Sie ſpeyen, ſtoßen mit dem Kopfe, ſtampfen mit den Vorderfüßen und ſchlagen mit den hintern aus, ſpringen auch wohl in der Noth über ein Geländer, ſo hoch als ſie ſelbſt. Reiſe um die Erde I. 1834. 4. 454. Leopold. Verhandl. XVI. 551. T. 40.

Er ſchlägt die Wichtigkeit des Lamas für die Peruaner eben ſo hoch an, wie die des Rennthiers für die Lappländer. Sie werden in ungeheuern Heerden auf den Hochebenen von 9—10,000 Schuh gehalten und des Nachts in eine Einfriedigung von einer Steinmauer, nur 3½ Schuh hoch, geſperrt. Des Morgens läßt man ſie heraus, und dann galoppieren ſie, ohne Hirten, auf die Berge zur Waide, von der ſie des Abends wieder zurückkehren, häufig eine Strecke weit von dem Guanaco und der Vicunne begleitet. Reist jemand vorbey, ſo ſpitzen ſie ſchon von ferne die Ohren, und die ganze Heerde läuft im Galopp auf ihn zu, bleibt 30 bis 50 Schritt von ihm ſtehen, ſieht ihn neugierig an und kehrt dann wieder auf die Waide zurück. Er ſchlägt die Menge derer, welche auf der Hochebene von Tacora, am See Titicaca und auf dem Paſſe von Puno nach Arequipa gehalten werden, über 3 Millionen an. Man benutzt nur die Männchen zum Laſttragen, die Weibchen zur Zucht. Sie tragen 60—100 Pfund, aber nur 4—6 Leguen weit. Wegen ſeiner Langſamkeit wendet man jetzt beym Bergbau zu Potoſi meiſtens Maulthiere an. Daß man darauf ritte, hat er nie geſehen. Auch ſcheint die Erzählung von Acoſta, daß ſie oft plötzlich mit der Laſt auf Felſen liefen und ſich bey Mißhandlungen den Kopf einſtießen, eine Fabel.

Die Färbung iſt ſehr verſchieden; die ſchönſte hat Aehnlichkeit mit der des Guanaco, die kürzere Wolle hell gelblichbraun, die lange rothbraun. Ein ſolches iſt abgebildet.

Das Moromoro iſt eine Abart, welches ſich durch Größe und geſchäckte Färbung von weiß und ſchwarz aus-

zeichnet, und beſonders zum Laſttragen tauglich iſt; die Wolle ſchlechter.

Auch das Paco hält er nur für eine Abart, obſchon der Kopf kürzer und runder iſt und die Schwielen an Bruſt und Knöcheln fehlen, es auch nicht ſelten nur 2½ Schuh hoch wird, ſo daß die ſchuhlange Wolle bis zur Erde hängt. Sie wird 1 Schuh lang, feiner als die des Lama, und es wird hauptſächlich deßhalb gezogen. Selbſt die Eingeborenen halten alle drey nur für Abarten durch die Zucht entſtanden. Leopold. Verhandl. XVI. S. 560.

b) Das Paco

iſt eine Art von Lama, und iſt nach allen Theilen des Leibes kleiner als das Lama, beſonders in Kopf und Ohren, und daher auch ſchwächer. Es läßt ſich nicht beladen, außer wenn hin und wieder einige neben den eigentlichen Laſtthieren, nehmlich den Lama, aufgezogen werden, in welchem Falle man ſie dahin bringt, die Speiſen und Kleider der Indianer auf ihren Zügen nach den Campos zu tragen. Ihre Wolle iſt ſo reichlich, daß man bloß vom Kopf und Hals ſo viel ſcheeren kann, als von einem ganzen Schaf. Sie iſt bey manchen ſo ſchwarz, daß man ſie nicht zu färben braucht und das Tuch ausſieht wie Seide. Andere ſind nur ſchwärzlich, grau und weiß, wie bey uns die Schafe. Die Zeuge aus der Wolle ſind ſehr geſchätzt; man macht daraus nicht bloß Kleider, ſondern auch Tapeten, Schabracken, Bett- und Tiſchtücher, Damaſte u. dergl., welche länger halten als die von Wolle und Seide, und nach 100 Jahren noch ſo glänzend ſind, wie neu. Die Indianer halten ihr Fleiſch für ſchmackhafter als das des Lamas, obſchon ſie täglich von beiden eſſen. Man findet bey ihnen Bezoare, die aber ſehr klein ſind, und ohne Werth. Sie haben gewöhnlich nur ein Kalb, ſelten zwey, und es läuft gleich mit der Mutter, welche 2 kleine Euter hat. Sie befinden ſich am beſten in den kälteſten Gegenden, und bekommen in wärmern Krätze, woran ſie bald ſterben. Faber in Hernandez Thesaurus 1651. p. 663.

Buffon hielt anfangs das Paco für einerley mit der

Vicunne, wurde aber durch folgende Nachrichten von Beliardy, der in Spanien Erkundigungen eingezogen, anderen Sinnes. Nach ihm unterſcheidet man drey Arten von Lama in Peru, welche in den Provinzen Cusco, Potoſi und Tucuman eigene Benennungen haben. Das eigentliche Lama iſt etwas größer als ein Eſel, aber viel länger; der Hals 30—40 Zoll lang, der Kopf ziemlich wie ein Fohlenkopf, wird immer hoch getragen; der ganze Leib mit langer Wolle bedeckt, viel kürzer aber an Hals und Bauch. Es gibt jetzt nur noch kleine Haufen von wilden auf dem hohen Gebirge; die meiſten ſind zahm, und pflanzen ſich auch in dieſem Zuſtand fort; ſie werfen nur ein Junges. Seitdem Pferde und Maulthiere eingeführt ſind, werden ſie nicht mehr ſo viel gebraucht; eigentlich nur zur Arbeit auf dem Lande. Man bepackt ſie wie die Eſel, und ſie tragen 80—100 Pfund; ſie gehen nur im Schritt, und dienen daher vorzüglich den Frauenzimmern zum Reiten. Sie waiden frey, ohne ſich zu entfernen. Man ſcheert die Wolle ab im Juny, benutzt ſie aber nur, wie wir die Haare, obſchon ſie weich und ſchöner iſt, als die Schafwolle.

Die zweyte Art iſt das Alpaca; gleicht zwar ganz dem Lama, hat aber kürzere Füße, einen viel dickeren Leib und dichtere, feinere Wolle, die ſehr geſchätzt wird. Es iſt ganz wild, und hält ſich in Geſellſchaft mit den Vicunnen.

Die dritte Art iſt die Vicunne, ebenfalls gebaut wie das Lama, aber viel kleiner und ganz wild. Man hält bisweilen aus bloßer Liebhaberey einige in Lima, wo ſie alles freſſen, was man ihnen anbietet, Welſchkorn, Brod und Kräuter. Sie hat noch feinere Wolle, und wird bloß deßhalb gejagt. Die Wolle auf dem Rücken iſt dunkler und die feinſte. Die an den Seiten heller, die auf dem Bauche ſilberfarben und am wenigſten geſchätzt. Sie kommen abgeſondert in den Handel.

Sie halten ſich auf den höchſten Bergſpitzen auf, und kommen heerdenweiſe in die Thäler, um zu waiden. Um ſie zu jagen ſucht man ihren Miſt auf, den ſie, aus einem beſondern Trieb zur Reinlichkeit, alle an einem Orte fallen laſſen. Dann lappt man die Stellen ein, wo ſie entwiſchen könnten, jagt ſie

gegen Felſen, wo ſie ſtehen bleiben und ſich an den Hinterbeinen fangen laſſen. Man haut ſie, unklugerweiſe, alle nieder, zieht die Haut ab, und bringt oft davon 500—1000 Stück nach Hauſe. Trifft man aber zufällig ein Alpaca, ſo iſt es aus mit der Jagd. Das kühnere Thier ſpringt über den Strick, und die Vicunnen nach.

In den nördlicheren Gegenden der Cordilleren, näher gegen Quito, findet man keine von den drey Arten mehr in der Wildniß. Man hält jedoch daſelbſt das gemeine Lama zum Tragen und zu den Feldarbeiten.

Man könnte die Vicunnen wohl nach Europa verpflanzen. Man müßte aber ſuchen, ſie zu Lande nach Buenos-Ayres zu ſchaffen, weil ſie auf der Fahrt um das Cap Horn leicht zu Grunde gehen könnten. Ein Bock, welchen man von 1773 bis 1778 zu Alfort hatte, war 4 Schuh 4½ Zoll lang, der Kopf 6½ Zoll, die Ohren 4¼, Widerriſt 2 Schuh 5 Zoll, Kreuz 2½ Schuh, Bauch von der Erde 1 Schuh 8 Zoll. — Seitdem iſt kein ſolches Thier mehr in Europa geweſen. Buffon, Supplément VI. 211. tab. 28.

Molina, welcher ſelbſt in Chili geweſen, widerſpricht Buffon. Das Paco und die Vicunne paarten ſich nicht mit einander, obſchon ſie einerley Gebirge bewohnten.

Das erſte Alpaca, welches nach Europa kam, wurde von Fr. Cuvier beobachtet, beſchrieben und abgebildet. Es unterſcheidet ſich hauptſächlich durch den Mangel der Schwielen an Bruſt und Füßen, obſchon es ſich legt wie die Cameele. Die Färbung iſt gelblichbraun, Schwanz braun, Kopf grau, Naſenrücken dunkler, hinter den Backen röthlich, dahinter ein weißer Flecken. Die Geſichtshaare kurz und glatt, werden länger auf der Stirn und fallen von dem Rücken und den Seiten in langen Zotteln herunter, wie feine Wolle, oft 1 Schuh lang.

Es war ein Weibchen, ſehr ſanft, ohne beſonders zutraulich zu ſeyn; nähern ſich Fremde, ſo bläst es heftig und treibt den Speichel aus, gibt auch wohl Stöße mit einem Hinterfuß. Statt zu laufen galoppiert es, und um ſich zu legen kniet es nieder. Es miſtet immer an einem beſondern Ort, weit von

ſeiner Wohnung, und läßt bisweilen ein Blöken hören, wie ein Lama. Höhe des Kreuzes 3 Schuh, bis zum Wirbel 4 Schuh 2 Zoll. Länge des Rumpfes von der Bruſt an 3½ Schuh, Schwanz 1. Man könnte es ohne Zweifel auf den ſüdlichen Gebirgen von Frankreich einheimiſch machen. Mammifères 1821. Fig.

c) Die Vicunne.

Acoſta, welcher viele Jahre in Peru zugebracht hat, ſagt von den Vicunnen oder den innländiſchen Schafen, wie man ſie dort nennt: Sie laſſen ſich leicht behandeln und ſind ſehr nützlich. Sie ſind wild, und haben Aehnlichkeit mit den Ziegen, halten ſich auch in den Wäldern und Gebirgen auf, und finden ſich nur in Peru und Chili. Sie ſind größer als die Ziegen, aber kleiner als die Kalben; ihr Haar fällt in die Farbe der getrockneten Roſen, iſt aber etwas heller. Sie waiden und wohnen auf den höchſten Gebirgen, wo ihnen weder Eis noch Schnee ſchadet, ja vielmehr ſie friſch und munter zu erhalten ſcheint. Sie gehen truppweiſe, ſind ſehr flüchtig und furchtſam, laufen ſogleich vor andern Thieren und Jägern davon, indem ſie die Jungen vor ſich hertreiben. Sie vermehren ſich nicht ſehr, und daher haben die Incaskönige die Jagd verboten, für ihre eigenen Feſte ausgenommen. Auch beklagt man ſich, daß ſie ſich ſehr vermindern, ſeitdem die Spanier ins Land gekommen, welche dieſelben nicht ſchonen. Die Indianer ſammeln ſich bisweilen zu 1000—3000, umgeben einen großen Wald, treiben ſie zuſammen und fangen gewöhnlich 300—400, laſſen aber die Weibchen laufen.

Sie ſcheeren dieſelben, und machen aus der Wolle Decken von hohem Werth, weil ſie wie weiße Seide ausſehen, und, da ſie nicht gefärbt werden, ſehr lang dauern. Die Kleider davon ſind beſonders gut bey heißem Wetter; man thut die Wolle auch in Matratzen. Das Fleiſch iſt nicht beſonders, wird aber doch gegeſſen. Außer der Treibjagd wirft man ihnen noch Stricke mit Bley an die Beine. Man ſchätzt auch ihre Bezoare. Hist. nat. des Indes 1600. S. 201.

Nach Molina hat ſie faſt die Größe einer Ziege, gleicht

ihr auch in Geſtalt, Rücken, Kreuz und Schwanz, unterſcheidet ſich aber durch den 20 Zoll langen Hals, den runden Kopf, die kleinen aufgerichteten und ſpitzigen Ohren, die kurze offene Schnauze und die doppelt ſo hohen Beine. Der Leib iſt mit einer feinen Wolle bedeckt, die gefärbt iſt wie getrocknete Roſen, und jede künſtliche Farbe gut annimmt. Die Innwohner machen Schnupf- und Halstücher daraus, Strümpfe, Handſchuhe, Hüte u.ſ.w.; in Europa iſt ſie ſehr wohl bekannt; man macht ſehr feine Tücher und Kleider daraus, welche aber ſo theuer kommen als die ſeidenen. Man iſt noch nicht dahin gelangt, ſie zu zähmen. Humboldt Ans. d. Nat. I, 203–5.

Das Paco iſt dicker als die Vicunne, hat eine längere Schnauze und längere aber nicht ſo feine Wolle. Die Peruaner haben zahlreiche Heerden von dieſen Thieren, aus deren Wolle ſie Stoffe machen, die wie halbſeiden ausſehen. In Chili gibt es weder zahme noch wilde. Ihren Aufenthalt und die Jagd erzählt er nach Acoſta. Molina 277.

b. Aſiatiſche Cameele,

ſind größer, höher als ein Pferd, haben einen Lückenzahn mehr, verwachſene Zehen und einen buckeligen Rücken.

4) Das gemeine Cameel (C. dromedarius, arabicus), Dromadaire,

hat nur einen Höcker, ziemlich in der Mitte des Rückens. Gesner, Quadr. 1551. 172. Fig. Aldrovand, Bis. 1621. 908. Fig. Prosper Alpinus, Aeg. IV. cap. 7. tab. 12. Jonſton Taf. 41. 44. Perrault, Mém. Acad. I. tab. 7. Buffon XI. T. 9. Schreber T. 303. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. 13 & 28. Skelet, D'Altons Wiederkäuer T. 3.

Es iſt diejenige Gattung, welche die Araber halten in Syrien, Babylonien, Aegypten, Abyſſinien und in der Barbarey bis Marocco. Humboldt Ans. d. Nat. I, p. 87–91.

Eine kleinere, viel ſchnellere, Art hieß bey den Alten allein Dromedar oder der Läufer, gegenwärtig Maihari und Raguahil.

Das gemeine Cameel iſt kleiner als das Trampelthier, 5 bis 7 Schuh hoch am Widerriſt, der Höcker nicht überhängend, die Schnauze nicht ſo dick, das Haar in der Jugend ſchmutzig

weiß, ſpäter röthlichgrau, lind, wollig und ſehr ungleich, am längſten auf Nacken, Kehle und Buckel; hat, wie das Trampelthier, Schwielen am vorderen Ellenbogen und am Knie, hinten an der Knieſcheibe und am Knöchel, und eine viel größere am Bug, worauf es ſich legt. Es bringt ſie ſchon mit zur Welt. Die Augen gleichen denen der andern Wiederkäuer; ſie haben keine Thränenbälge, wie die Hirſche; die Naslöcher öffnen ſich nicht vorn in der Schnauze, ſondern dahinter; die Ohrmuſcheln klein und rundlich, die Zunge weich, das Euter mit 4 Strichen.

Man kennt das Stammland dieſer Gattung nicht; ſoll ſich noch wild finden an der ſüdlichen Gränze von Sibirien und China. Man hält ſie nicht ſo weit nördlich, wie das Trampelthier; in Perſien gibt es wenig; die Tataren haben nur das letztere; in Indien braucht man gar keines, und auch nicht mehr ſüdlich vom Senegal. Es iſt im Grunde das ausſchließliche Hausthier der Araber, und wird daher nur in den Ländern gehalten, welche ſie bewohnen. Ohne ſeine Genügſamkeit, ſein Entbehren des Waſſers, ſeinen ſchnellen Gang würden die durch Wüſten getrennten Völker nicht zu einander kommen können. Aegypten würde von Abyſſinien, die Barbarey von den Ländern jenſeits der Sahara, Syrien von Perſien, Arabien von der ganzen Welt abgeſchnitten ſeyn.

Sie tragen 700—1000 Pfund und mehr, und machen damit 10 Stunden; das kleinere, welches bloß zum Reiten gebraucht wird, 30 auf ebenem, trockenem Boden; in feuchtem ſchwellen ihm die Füße an, und es fällt. Beide gehen auf dieſe Weiſe 8—10 Tage, und freſſen nichts als trockene, ſtachelige Kräuter in der Wüſte; mitunter gibt man ihnen etwas Gerſte, Bohnen oder Datteln; ſonſt magern ſie ab, und der Buckel verſchwindet faſt ganz. Das Saufen können ſie 8 Tage entbehren. Man gewöhnt ſie beym Laden niederzuknieen. Den Sattel legt man vor den Höcker, ſo daß er ihn nicht berührt, weil er ſonſt wund und brandig würde. Sie lieben die Muſik, und gehen beſſer, wenn man ſingt.

Obſchon dieſe Thiere ſehr ſanft ſind, ſo werden ſie doch faſt wüthend zur Hitzzeit, im Hornung und März, und ſollen

ſich dann an denjenigen rächen, welche ihnen einmal etwas zu leid gethan haben. Sie beißen, ſchlagen hinten aus und tödten bisweilen Menſchen. Sie freſſen 40 Tage lang faſt gar nichts, treiben jeden Augenblick 2 große Hautblaſen aus dem Maule, mit einem unangenehmen Röcheln. Uebrigens behält man für 8 oder 10 Weibchen nur 1 Männchen, die übrigen werden verſchnitten. Nach 12 Monaten werfen ſie 1 Junges, nur 2 Schuh hoch, aber in 8 Tagen ſchon 3; ſaugt 1 Jahr lang, iſt ausgewachſen nach 6—7 Jahren, und lebt 40—50.

Das Fleiſch der Jungen iſt ſo gut wie Kalbfleiſch, und die gewöhnliche Nahrung der Araber, welche es in Gefäßen aufbewahren, mit Fett bedeckt. Man kann melken, bis die Kuh wieder trächtig iſt. Aus der Milch macht man Butter und Käſe; aus den Haaren verſchiedene Stoffe und Filze; man ſcheert ſie im Sommer, beſtreicht ſie mit Oel und läßt ſie an der Sonne liegen. Selbſt der Miſt wird gebraucht zur Feuerung; aus dem Fett, welches daraus ſchwitzt, gewinnt man Ammoniak. Sie ſind daher der Reichthum der Araber, und ihr einziger. Selbſt die ägyptiſchen Bauern haben Cameele, nicht zum Pflügen, ſondern zum Tragen ihrer Habſeligkeiten und Ziehen der Waſſerräder.

Das, welches Daubenton beſchrieben, war lang 7½ Schuh, Widerriſt 4 Schuh 8 Zoll, Kreuz 4 Schuh 7 Zoll, Kopf 1 Schuh 5 Zoll, Ohren 3½ Zoll, Hals 2 Schuh 7 Zoll, Schwanz 1 Schuh 4 Zoll, Umfang des Leibes 4 Schuh 10 Zoll, und wog 369 Pfund. Am Panſen hängt noch ein Sack, welchen die andern Wiederkäuer nicht haben. Das Waſſer wird darinn aufgehoben. Buffon XI. 211. T. 9—24.

Es kam im Jahr 1798 ein Paar von Algier nach Paris, 3 Jahre alt, 4½ Schuh hoch mit dem Buckel, faſt ganz weiß. Nach 3 Jahren war das Weibchen 6½ Schuh hoch, das Männchen 7, und beide röthlichgrau. In Aegypten hält man die weißlichen für die ſtärkſten. Es gibt auch geſchäckte, aber ſelten.

Die Härung beginnt nach der Hitzzeit im April, und dauert 2 Monate, geht aber nicht ſo raſch, wie beym Trampelthier, ſondern wie bey andern, ſo daß es nicht nackt wird. Die Haare des Buckels fallen zuletzt aus. Während der Hitzzeit

ſickert dem Männchen der Hals ebenfalls, wie beym Trampelthier, aber nicht beym Weibchen; doch ſchwellen nun die Euter an. Keines hat die Eßluſt verloren, oder die Blaſen aus dem Maule geſchoben, wie es die in heißen Ländern machen. Vielleicht ſind ſie noch zu jung. Das Männchen frißt täglich 30 Pfund Heu, das Weibchen 20; jedes ſäuft einen Eimer Waſſer. Der Miſt hat Geſtalt, Größe und Farbe wie Oliven. Das Weibchen iſt ſehr ſanft, das Männchen aber ziemlich boshaft; es ſucht die, welche es nicht leiden kann, an eine Wand zu drücken und zu quetſchen. Man ließ ſie einige Zeit eine Pumpe treiben, und gab ihnen dann etwas Haber und Kleyen. **Cuvier**, Ménagerie du Muséum 1801.

Beide Gattungen bringen ſehr brauchbare Baſtarde hervor, welche aber unfruchtbar ſind. Olearius, Reiſe I. 550.

Die Regierung von Toscana unterhält ſeit 2 Jahrhunderten auf dem Landgut San Roſſore, bey Piſa, eine Stuterey von Cameelen, ohne Zweifel eingeführt durch den, wegen Beförderung der Naturwiſſenſchaften ſo berühmten Ferdinand II. von Medicis. Anfangs hatte man nur 6 Weibchen. Im Jahr 1737 ließ man dazu noch 7 Weibchen und 13 Männchen von Tunis kommen, ſo daß man 13 Paar hatte, welche ſeitdem gut gediehen und ſich vermehrten. Das Landgut liegt in einer weiten Sandebene mit Bäumen, Sträuchern und groben Kräutern, alſo ſehr paſſend für dieſe Thiere.

Im Jahr 1789 fanden ſich daſelbſt 196 Männchen und Weibchen; im Jahr 1810 noch 170.

Sie haben nur einen Buckel, und gehören mithin zu denjenigen, welche in Arabien, Aegypten und der Barbarey, beſonders unter den Beduinen, verbreitet ſind. Ihr Leib iſt hager, die Haare weiß, aber mit verſchiedenen Schatten von Roſenroth, Grau, Braun und faſt Schwarz, kurz im Geſicht, länger an allen andern Theilen, auch am Schwanz.

Länge des Kopfes 20 Zoll, des Halſes 3 Schuh 2 Zoll, des Rumpfes 5 Schuh, des Schwanzes 18 Zoll; Höhe bis auf den Buckel 6½ Schuh, Widerriſt faſt 6 Schuh.

Die Geißen ſind reif nach 3 Jahren, die Böcke nach 4;

man läßt aber die letztern 6 Jahr alt werden. Die Paarungszeit fallt in den Hornung und März, und geſchieht wie bey andern Thieren, auch in Gegenwart der Menſchen. Beide ſind fruchtbar ungefähr 12 Jahre lang. Die Männchen ſind während der Zeit unruhig, ſchreyig und beißen ſelbſt ihre Wärter; ſie öffnen oft das Maul, treiben eine rothe, häutige Blaſe heraus, welche beym Einathmen wieder zurück trikt. Ein Männchen reicht für 20 und 30 Weibchen hin; ſind ihrer 2 zu dieſer Zeit bey der Heerde, ſo beißen und ſchlagen ſie ſich heftig herum. Nach 11—12 Monaten wird ein einziges Junges geworfen, welches aber nicht ſtehen kann, ſondern 5—6 Tage lang an das Euter gehalten werden muß, obſchon ſich die Mutter bückt.

Um die Weibchen vor Unfällen zu bewahren, bringt man ſie im erſten Monat und im letzten in einen großen Stadel, wo man ſie mit Heu füttert, ſo wie alle andern, welche arbeiten während des Winters. Im Sommer laufen ſie frey herum, und freſſen Blätter von der Eiche, der immergrünen und der Kork-Eiche, der Erle und anderen Bäumen, Geſträuch, beſonders Brombeerhecken, Haidekraut, Diſteln und andere harte und trockene Kräuter, ohne grüne und zarte Kräuter anzurühren; ſie ſaufen nur einmal des Tags, und könnten es viel länger entbehren.

Die zur Arbeit beſtimmten werden nach 4 Jahren gezähmt, indem man ihnen ein Vorderknie biegt, ein Seil daran bindet und zieht, damit das Thier auf das gebogene Knie falle. Gelingt es nicht, ſo bindet man ihm auch das andere Knie, worauf es auf beide fällt und auf die Schwiele an der Bruſt. Dabey ſchreyt man etwas, gibt ihm einige ſchwache Peitſchenhiebe und zieht es am Halfter nach unten, wodurch es ſich gewöhnt, auf dieſe Zeichen ſich zu legen. Dann legt man ihm einen Sattel auf, beladet es anfangs leicht, endlich ſchwerer und nöthigt es durch das Geſchrey des Führers aufzuſtehen und zu gehen.

Mit 4—5 Jahren trägt es 680—800 Pfund, die ſtärkſten 1000. Es iſt unrichtig, daß die Thiere durch einen Laut zu erkennen geben, wann ſie genug beladen ſind. Das hängt bloß

von der Einſicht des Führers ab. Bey einer zu ſchweren Laſt würde es nicht aufſtehen können, oder während des Tragens unterliegen. Eben ſo gewöhnt man ſie zum Reiten. Das alles geht bey einem ſo furchtſamen und wehrloſen Thier ſehr leicht und dauert nicht lang.

Beym Liegen ruhen ſie auf 7 Schwielen, 1 auf der Bruſt, 2 an jedem Vorderfuß und 1 auf den hintern; ſie bringen dieſelben mit auf die Welt.

Ihr Gang iſt hart und ſchwer, der Schritt langſam, aber weit. Sie machen in der Stunde 1½ und im Tage 15. Im Trab geht es viel ſchneller, aber man erlaubt ihnen denſelben nicht.

Die Araber machen Wallachen, um ſie auch während der 60 Brunſttage brauchen zu können, bey Piſa nicht, weil man gefunden hat, daß ſie dann zu aller Arbeit zu ſchwach ſind.

Sie leben nicht lang, die arbeitenden kaum 20 Jahre, die andern 25—30. Die Pferde werden bey ihrem Anblick ſcheu, daher die Pferdbeſitzer dieſelben eine Zeit lang in den Stall der Cameele ſtellen, um Unglück zu verhüten. Im Ganzen bringen ſie Nutzen. Sie tragen Holz, Heu, Stroh u.ſ.w. zur Stadt und anders wohin. Mit den Haaren ſtopft man Matratzen und macht auch grobe Strümpfe daraus, aus der Haut Felleiſen, Kofferdecken; ſie koſtet gegen 3 Gulden. Die Milch und das Fleiſch wird nicht gebraucht. Anfangs hat man junge Cameele für 200—250 Gulden an Güterbeſitzer verkauft. Da ſie aber Bäume und Sträucher verderben, indem ſie die Rinde abſchälen, ſo geht dieſer Handel nicht mehr. Bisweilen verkauft man eines an Thierführer für 100—150 Gulden.

Dieſe Cameele ſind alſo viel ſchwächer, als die der Araber, welche mit ihnen 20—30 Stunden machen. Sie leben dort 40 bis 50 Jahre. Santi, Ann. Mus. XVII. 1811. 320.

Die Zähmung der Cameele reicht über die hiſtoriſche Zeit hinaus.

Es kommt ſehr häufig in der Bibel vor, unter dem Namen Gamal. Hiob hatte anfangs 3000, dann 6000, und nach Moſes beſtand der Reichthum der Patriarchen zum Theil aus

dieſen Thieren. Die Midianiter und Amalekiter hatten ſo viele als Sand am Meer, und manche trugen Halsſchnüre mit goldenen Bullen. Man brauchte ſie zum Reiten, Tragen des Gepäcks, der Speiſen, Waaren und Koſtbarkeiten; ſie wurden an den Wagen geſpannt, wie es ſpäter auch Nero und Heliogabal im Circus gethan haben. Man brauchte ſie endlich im Kriege, und zwar ſehr vortheilhaft gegen die Pferde, weil dieſe vor ihnen ſcheu werden und fliehen. Auf jedem ſaßen zween Pfeilſchützen, einer vor-, der andere rückwärts. Das Fleiſch war den Juden zu eſſen verboten, wahrſcheinlich weil die Zehen ſelbſt nicht geſpalten ſind; Ariſtoteles empfiehlt es aber ſchon, ſo wie die Milch, und die Römer haben vorzüglich die Füße geſchätzt. Die jüdiſchen Kaufleute holten ihre Waaren, beſonders Gold und Weihrauch, ſchon in Caravanen mit den Cameelen. Bochart, Hierozoicon I. p. 74.

Barthema (Wartoman) zog im Jahr 1503, am 8. April, mit einer Caravane von Damascus nach Mecca. Sie beſtand aus 35,000 Cameelen und 40,000 Perſonen, und brauchte 40 Tage. Nach 3 Tagen kamen ſie nach Mezerike, wo ein Herr wohnte, welcher 40,000 Cameele und eben ſo viele Pferde hatte, womit er weit und breit die Aernten plünderte. Man ritt 22 Stunden und ruhte dann 24, um den Thieren ihre Nahrung zu geben, welche nur in 5 Gerſtenbroden beſteht, von der Größe eines Granatapfels. Dann geht es weiter die ganze Nacht und faſt den ganzen Tag, worauf man wieder ausruht. Alle 8 Tage ungefähr findet man Waſſer, entweder in Brunnen oder Ciſternen, oder indem man ein Loch in die Erde gräbt. Daſelbſt bleibt man 1—2 Tage, um die Cameele, welche ſo viel als 2 Maulthiere tragen, ausruhen zu laſſen. Die armen Thiere bekommen nur alle 3 Tage einmal zu ſaufen. Bey ſolchen Niederlaſſungen wird man immer von vielen Tauſend Arabern angefallen, welche jedoch als ein feiges Volk von den zur Bedeckung auf Pferden mitreitenden Mamelucken, nur 60 an der Zahl, leicht zurückgetrieben werden. Einmal mußten auch die wehrhaften Männer auf den Cameelen ausrücken; es waren nur ihrer 300, und dennoch erſchlugen ſie 1600 Araber, welche freylich ganz nackt zu

Pferd ſaßen. Sie verloren dabey nur 2 Perſonen. Ramusio I. cap. 7. p. 149.

Arabien iſt ganz voll von dieſen Thieren. Sie werden daſelbſt für heilig gehalten, wegen des außerordentlichen Nutzens, den ſie, bey einem geringen Aufwande, gewähren. Bey der ſparſamſten Koſt ertragen ſie die ſchwerſten Arbeiten. Man unterſcheidet 3 Arten: das türkiſche, welches das kräftigſte iſt, das Dromedar, mauriſch Egin, das edelſte; endlich ein mittleres zwiſchen beiden. Auf dieſen Cameelen beruht der ganze Reichthum, die Kraft und die Nahrung der Araber. Auf dem erſten ſchaffen ſie ihre Waaren, ihren Hausrath und ihre Kinder fort, wozu ſie ſehr ſchöne Wiegen haben. Die andern werden geſattelt und gezäumt, und darauf reitet man durch ungeheure Wüſten und über wegloſe Berge. Darauf reiten die Curriere mit ihren Briefen durch ganz Arabien ſo ſchnell, daß ſie in einem Tage ſo weit kommen, als mit einem Pferde in 4; ſind ſie ermüdet, ſo ſtellt ſie die Ruhe von einer Stunde wieder her. Von Mecca bis Memphis, eine Reiſe von 40 Tagen, kommen ſie in 10, und dabey geht es viele über Berge. Die Araber reiten auf dieſem ſchönen Thier, wann ſie ihre Bräute holen. Bey weiten Reiſen und Kriegszügen bedienen ſich auch die Türken und Könige einer Menge dieſer Thiere zum Reiten und Tragen des Gepäcks und des Waſſers. Es müſſen nehmlich immer die Caravanen der Kaufleute oder der Pilger eine bewaffnete Begleitung haben, welche vor und hinter dem Zug hergeht, Wache hält u.ſ.w. Zum Kämpfen aber im Kriege, wie die Pferde, werden ſie nicht gebraucht, wie Plinius meynt.

Die dritte Art beſteht bloß aus weiblichen Cameelen, welche man nicht mit Arbeit beſchwert, um ihre Milch zu bekommen; ſie laufen in den Wäldern herum, freſſen Geſträuch, Acacien, Wermuth u. dergl. Die Cameelmilch iſt beſonders im wüſten Arabien die vorzüglichſte Nahrung der Einwohner. Um des Fleiſches willen werden ſie ſelten getödtet, außer die ein- oder zweyjährigen in den Lagern. Aus den Haaren macht man ein Tuch, welches die Fürſten tragen und ſelbſt venetianiſche Patricier.

Die Menge der Cameele iſt ſo groß, daß auch der ärmſte wenigſtens ihrer 10 hat, viele 400 bis ſelbſt 1000. In Aegypten ſoll es über 400,000 geben, in Arabien noch viel mehr; daher ſie auch ſehr wohlfeil ſind. Zwiſchen Damascus und Babylon ſoll es dreymal ſo viel geben. Dieſes ſind Trampelthiere. **Prosper Alpin**, Aegypt. IV. cap. 7. p. 223. tab. 12.

In Aleppo wird das Fleiſch der Cameele nicht gegeſſen, wohl aber von den in der Nähe herumziehenden arabiſchen Beduinen, beſonders von jungen Thieren. Wird eines bey der Caravane lahm, ſo wird es ſogleich geſchlachtet. Man ſieht daſelbſt 4 Spielarten: das turcomaniſche, arabiſche, den Dromedar und das Trampelthier. Das erſtere iſt größer, muthiger, haariger und dunkler als die anderen; es trägt auf jeder Seite 400 Pfund, kann aber die Hitze nicht ſo gut ertragen, und muß ſorgfältiger gefüttert werden, und beſonders Gerſtenmehl und Häckſel bekommen.

Das arabiſche iſt viel kleiner und ſchlanker, nicht ſo behaart und hellbraun; es trägt ſelten über 250 Pfund jederſeits, begnügt ſich aber mit Diſteln und andern wilden Kräutern, und kann unglaublich lang durſten. Bey einer Caravane von Baſſora blieben ſie einmal 14 Tage ohne Waſſer, was jedoch für etwas Außerordentliches gehalten wurde; ſonſt finden ſie auf dieſem Wege alle 3—4 Tage Waſſer. Bisweilen iſt man aber genöthigt, kriegführenden Stämmen auszuweichen; dann kann es 6 bis 7 Tage dauern. Auf dieſe Art kam eine Caravane von Mecca in die äußerſte Noth, und ein Pilger verſicherte mich, daß in mehr als einer Stunde von der Stelle, wo man endlich Waſſer fand, die vorderen Cameele plötzlich ausʒogen, wüthend in den Teich rannten und ſo unmäßig ſoffen, daß viele auf der Stelle todt blieben. Es iſt merkwürdig, daß ſie zuweilen das Salzwaſſer vorziehen. Ich habe geſehen, daß ſie über einen Bach ſetzten und bis ans Knie ins Meer rannten, um zu ſaufen. Daran war jedoch der Durſt nicht ſchuld.

Sie machen in einer Stunde, nach **Carmichael**, 2200 Gänge oder Doppelſchritt von 5 Schuh 4 Zoll, alſo etwa eine Meile, und kommen in 324 Stunden nach Baſſora. Sie heben

zu gleicher Zeit beide Beine einer Seite auf, was ſchon Ariſtoteles gewußt hat (II. cap. 1.). Von den arabiſchen und den turcomaniſchen zieht man Miſchlinge, welche beſſer als die andern ſind und ſchneller gehen.

Das Dromedar iſt nichts anderes als eine verfeinerte Art von arabiſchen Cameelen; es iſt ſchlanker, hat einen leichtern Gang und ſoll in einem Tage ſo weit gehen, als andere in zwey bis dreyen, nehmlich wenn man auf ihm reitet, wozu man es allein verwendet.

Das Trampelthier iſt von perſiſcher Zucht, größer und haariger als das turcomaniſche, kommt aber nur bisweilen in den Caravanen von Bagdad nach Aleppo.

Das Haar, welches die Cameele verlieren, wird zu Filz verarbeitet, der Labett heißt und der Näſſe faſt undurchdringlich iſt; man ſchlägt ihn um die Waarenballen, und die Hirten bedecken damit ihre Hütten. A. Ruſſel, Naturg. von Aleppo. 1798. II. 32.

5) Das Trampelthier (C. bactrianus), Chameau,

unterſcheidet ſich durch zween Höcker auf dem Rücken hinter einander; Färbung dunkelbraun. Geßner 162. Fig. Aldrovand 907. Fig. Prosp. Alpin IV. cap. 7. tab. 13. Buffon XI. T. 22. Knorr, Deliciae II. tab. K. 6. Schreber T. 304. Cuvier, Ménag. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. Fig.

Dieſes Thier findet ſich noch in der Provinz Turkeſtan oder dem alten Bactrien, woher es ſchon vor aller geſchichtlichen Zeit bezogen wurde, und erſtreckt ſich bis Thibet und an die Gränzen von China. Es iſt am meiſten verbreitet, und erträgt alle Climate, ſelbſt ſehr kalte; denn die Buräten und Mongolen führen ſie bis an den Baikalſee, wo ſie des Winters von den Birken und andern Bäumen leben, jedoch ſehr abmagern. In Perſien dagegen, Arabien, Aegypten und im übrigen Africa bedient man ſich bloß des Cameels mit einem Höcker, und hält das Trampelthier nur wie ein anderes fremdes Thier, als einen Gegenſtand der Neugierde. Es wird auch manchmal bey uns herumgeführt, und paßt überhaupt beſſer für gemäßigte Gegenden, weil es

auch die Pflanzen auf feuchtem und ſumpfigem Boden nicht verſchmäht.

Man hatte 2 Böcke zu Paris, 40 Jahr alt, 6 Schuh 3 Zoll hoch am Widerriſt. Wenn der vordere Buckel hoch wird, ſo fällt er auf die Seite; der hintere bleibt mehr aufrecht. Jener liegt auf dem Widerriſt, der andere faſt auf dem Kreuz. Jedes frißt täglich 30 Pfund Heu oder Lucerne, bekommt aber keinen Haber; es ſäuft 4 Eimer Waſſer im Sommer. Sie ſind hitzig während des Winters, und freſſen dann faſt nichts, kaum 60 Pfund Heu in 2 Monaten, dagegen verzehren ſie gern die Streu, worauf ſie ihr Waſſer gelaſſen. Man gibt ihnen Waſſer mit etwas Mehl und Salz, wovon ſie aber des Tags nur 2 oder 3 Flaſchen nehmen. Sie ſchwitzen 14 Tage lang, und ſtinken dann ſehr arg; darauf folgt ein Ausfluß am Nacken, nicht durch eine Oeffnung, ſondern durch die Haut; es iſt eine ſchwarze, kleberige, ſehr ſtinkende Flüſſigkeit, welche die Haare ſo beſchmutzt, daß man ſie abſchneiden muß; im Sommer iſt ſie röthlich. Sie haben nicht die Blaſe, welche das einhöckerige aus dem Maule treibt, ſind aber ſehr boshaft und faſt nicht zu bändigen, beißen und ſchlagen ſeitwärts mit einem Fuß, aber nicht mit beiden hinten aus. Wenn ſie beißen, ſo ſuchen ſie ein Stück Fleiſch wegzureißen. Sie reiben ſich unaufhörlich auf verſchiedene Art, beſonders ſcheint ſie der Kopf zu jucken; denn ſie legen ſich oft mit der Naſe auf den Boden, wie ein Spürhund. Ihr Miſt gleicht nur kleinen Kugeln, wie Haſelnüſſe, und iſt röthlich, ſonſt wie beym Eſel. Sie laſſen das Waſſer eine Viertelſtunde lang; während der Hitzzeit auf den eingebogenen Schwanz, womit ſie ſodann wiederholt den Rücken beſpritzen. Am Ende verlieren ſie die Haare und werden binnen 2 Monaten ganz nackt; die Haut glatt und ſchwarz, und bedeckt ſich mit einem mehligen Ausſchlag. Darauf ſproſſen die Haare hervor, erhalten aber ihre volle Länge erſt nach 3 Monaten. Sie legen und wälzen ſich gern im Staub und ſchlafen mit offenen Augen. Cuvier, Ménag. Mus. 1801. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. 1821.

Schon die Alten rühmten die feine Wolle dieſer Thiere. Nach Cteſias gab es in Perſien Cameele, von deren feinen

Wolle die Prieſter und andere Vornehme Kleider trugen. Aelian ſetzt dieſe feinwolligen Cameele ans caſpiſche Meer, und macht ſie den größten Pferden gleich. Marco Polo fand um das Jahr 1300 im Reiche des großen Kans, namentlich in der Provinz Tangut und im Lande Gog, dieſelben feinen Tücher aus weißer Wolle und Cameelhaaren gewoben, über die man nichts Schöneres in der Welt finden könne. Sie hießen Zambilott, woraus unſer Camelot geworden iſt. (Ramusio I. cap. 63.)

Nach Duhalde gibt es noch in den Wüſten nördlich von China, im Weſten des gelben Fluſſes, wilde, ſehr ſchnell laufende Cameele (Descr. de la Chine III. 598.), und Pallas hat von den meiſten und zuverläſſigſten buchariſchen Kaufleuten erfahren, daß es noch wilde Trampelthiere in den Wüſten zwiſchen China und Indien gebe, viel größer und ſchneller als die gezähmten. (Spic. zool. XI. 1776. p. 4.)

Die Kalmucken, Kirgiſen und Buräten halten eine Menge; ſie ſind mit den ärmſten Sandwüſten zufrieden, und freſſen ſalzige und bittere Kräuter und Sträucher. Bey den Buräten und Mongolen ertragen ſie die langen Winter ohne Dach, und nähren ſich kümmerlich im Schnee von Weiden und Zwergbirken. Sie werden freylich dabey ſehr mager, hären ſich aber dennoch im April und werfen zu derſelben Zeit, obſchon es oft noch im May ſchneyt. Die Tataren und Kalmucken haben größere, pflegen ſie aber auch beſſer, bedecken ſie mit wollenen Tüchern und bauen ihnen Dächer von Rohr. Im Winter hängen die Höcker auf eine Seite, im Herbſt aber, wo ſie fett ſind, ſtehen ſie aufrecht. Sie lecken gern Salz. Sie werden hitzig vom Hornung bis zum April, und die Männchen kämpfen mit einander auf eine lächerliche Art, indem ſie in den vordern Höcker beißen und mit den Vorderfüßen ſich niederzuwerfen ſuchen; daher werden ſie auf beſondere Waiden geführt. Sie tragen 15 Mondmonate, ſäugen ein Jahr und werden im dritten wieder trächtig, faſt das ganze Leben hindurch; die Böcke aber taugen nur bis zum 20ſten Jahr. Im 6ten Jahre ſind ſie ausgewachſen und leben 40 Jahre. Im 3ten Jahre tragen ſie 2 Centner; im 4ten oder 5ten werden ſie verſchnitten. Ausgewachſen tragen ſie 600 Pfund,

auf eine kurze Strecke mehr als das Doppelte. Die Wolle iſt ſehr fein und wird gewoben; das Fleiſch der Jungen ſehr ſchmackhaft, kommt aber nur auf den Tiſch der Fürſten. Zum Reiten taugen ſie nicht, weil ſie zu ſehr ſtoßen. Die Tataren ſpannen ſie mit einem Joch an Wägen, und ſchaffen auf dieſe Art die größten Laſten im Herbſte fort, wo die Wege ganz verdorben ſind. Ueberladen oder müd werfen ſie ſich hin und gehen nicht mehr von der Stelle, ſondern beißen und werfen Schleim aus dem Magen von ſich. Des Abends hört man ihr Heulen ſehr weit. Die meiſten ſind bräunlichgrau, weiß ſelten, ſchwarz bisweilen in Taurien. Die Kalmucken ſagen, daß Baſtarde mit dem Dromedar entſtehen, mit 2 kleinen Höckern. Pallas, Reiſe II. Fig. Zoographia rossica I. 193.

2. G. Die Biſamthiere (Moschus), Musc,

gehören zu den kleinſten Wiederkäuern, und ſehen aus wie die zwergartigen Gemſen, gleichen ihnen auch in den Füßen und im Gebiß, außer daß ſie große Afterklauen, einen ungeheuer langen und hervorſtehenden Eckzahn im Oberkiefer haben und keine Hörner.

Sie ſind characteriſiert durch den Geſchmackſinn, die Eckzähne und die ungewöhnlich lange Zunge.

Sie finden ſich bloß im gemäßigten Aſien und auf den höchſten Gebirgen.

a. Bey den Böcken der einen findet ſich ein Biſambeutel hinter dem Nabel.

1) Das gemeine (M. moschiferus)

hat faſt die Größe eines Rehs und borſtige und brüchige Haare, Kehle und Mittelfuß ganz behaart; Färbung bräunlichſchwarz, in der Jugend weiß gefleckt, kein Schwanz; beym Bock hinter dem Nabel eine blaſenförmige Hauteinſackung, worinn der Biſam abgeſondert wird. Buffon XII. 361. Suppl. VI. 221. tab. 29. Pennant I. Taf. 12. Fig. 1. Schreber Taf. 242. Brandt und Ratzeburg, med. Zool. T. 7. Suppl. T. 1. 2. M. m. indicus et altaicus.

Es gibt kaum ein Thier, von welchem ſo viel geſchrieben worden, als von dem Biſamthier, weil ſeine wohlriechende Ma-

terie ſeit vielen Jahrhunderten in der Arzneykunde als ein treff= liches Mittel angewendet wird. Dennoch war es bis auf Pallas nur ſehr unvollſtändig bekannt. Verwundern muß man ſich aber, daß weder die Griechen noch die Römer etwas davon wußten, obſchon die letztern bekanntlich ganz in wohlriechende Salben vernarrt waren, welche ſie überdieß meiſtens aus Arabien und Indien erhielten. Der Gebrauch des Biſams muß daher den Indiern ſpäter bekannt geworden ſeyn. Bey den Chineſen iſt er ſeit den älteſten Zeiten in Gebrauch, und kam von da nach dem Weſten.

Die Araber machten ihn zuerſt berühmt. Avicenna ſagt ſchon ſehr richtig: Der beſte Biſam kommt von Tubet; er iſt der Nabel eines ziegenartigen Thiers, dem 2 weiße, etwas ein= wärts gerichtete Zähne, wie Hörner, hervorſtehen. — Der nu= biſche Geograph ſagt: Der tubetaniſche Biſam iſt beſſer als der aus Indien und China; das Thier ſey eine wilde Ziege und lebe auf den Bergen. Damir: Der Biſam werde aus Tubet nach Indien gebracht, obſchon man daſelbſt auch habe, aber ſchlechten; nach Maſadius iſt jener beſſer als der chineſiſche, weil das Thier in Thibet die Narde und andere wohlriechende Kräuter freſſe, und weil ihn die Einwohner in den Bälgen laſ= ſen, während ihn die Chineſen herausnehmen. Das Thier unter= ſcheide ſich vom Reh weder in der Geſtalt und Farbe, noch in den Hörnern, nur habe es Zähne wie der Elephant, nehmlich 2 gerade, breite und weiße, aus dem Kiefer hervorſpringende, ziemlich eine Spanne lang. Nach Damir gleicht es ebenfalls dem Reh, ſey ſchwarz und habe 2 weiße, auf dem Unterkiefer hervorſtehende Zähne, wie der Eber, faſt eine kleine Spanne lang. Bochart I. 942.

Der erſte Europäer, welcher das Thier in ſeinem Vaterland, viele Tagreiſen ſüdlich vom Altai, in dem Lande Tanguth, ge= ſehen hat, iſt Marco Polo. In dieſer Gegend, ſagt er, gibt es wilde Ochſen, faſt ſo groß wie der Elephant, weiß und ſchwarz, mit 3 Spannen langen weißen Haaren auf den Schultern, wie die feinſte Wolle. Man fängt ſie, und vermiſcht ſie mit den zahmen Kühen, wodurch man eine Zucht bekommen hat, welche

doppelt ſo viel arbeitet, als die andern. Ebendaſelbſt findet ſich auch der edelſte und feinſte Biſam von der Welt, bey einem Thier ſo klein wie eine Gazelle. Das Haar iſt wie beym Hirſch, aber ſehr dick; Füße und Schwanz wie bey einer Gazelle, aber keine Hörner. Es hat 4 Zähne, oben und unten 2, ſo lang als 3 Finger breit, zart und weiß; 2 ſteigen nach oben, 2 nach unten. Das Thier ſieht ſich ſchön an. Beym Vollmond wächst dieſem Thier im Nabel ein Blut-Apoſtem, und die Jäger gehen ſodann hinaus, um dieſe Thiere zu fangen; ſie ſchneiden ihnen dieſes Apoſtem mit der Haut ab, trocknen es an der Sonne, und dieſes iſt der feinſte Biſam, den man kennt. Auch das Fleiſch iſt ſehr gut, und wird in großer Menge gegeſſen. Marco Polo brachte den Kopf und die Füße dieſes Thiers getrocknet nach Venedig. (Ramusio II. lib. I. cap. 50. pap. 16.) Das war alſo ungefähr um 1300. Es iſt nicht zu begreifen, wie Marco Polo ſchreiben konnte, das Thier hätte in jedem Kiefer 2 vorragende Eckzähne. Er ſagt ferner, dieſe Thiere ſeyen in der Provinz Thebeth in ſolcher Menge, daß man den Geruch in der ganzen Gegend wahrnehme, beſonders während des Vollmonds. Sie heißen Gudderi und werden häufig mit Hunden gefangen. (Lib. II. cap. 37. p. 34.)

Geßner (S. 786) und Aldrovand hatten noch ſehr unrichtige Vorſtellungen von dem Thier, und gaben ihm die langen Zähne in den Unterkiefer, und der letztere bildet dafür ein Damkalb und eine Gazelle ab mit Hörnern (S. 573), andere haben ſogar das Elennthier dafür angeſehen. Den erſten ächten Balg beſchrieb Calceolarius (Museum 1622. Fol. 661), und die erſte leidliche Abbildung gab Seger (Miscellanea nat. cur. Dec. I. ann. 6. 1675. obs. 128). Schröck ſchrieb endlich ein eigenes Buch darüber, 1682, ohne beſondern Werth (Historia moschi 4). Die erſte leidliche Beſchreibung gab Nehemias Grew in dem Londoner Muſeo 1681, Fol. 21, und Tavernier, welcher zu Patana in Indien auf einmal 1773 aus Thibet gekommene Biſambeutel gekauft hat (Reiſe II. Buch 2. Cap. 24.); ebenſo Chardin in ſeiner Reiſe nach Perſien (II. S. 16.); eine beſſere endlich G. Gmelin in ſeiner ſibiriſchen Reiſe (II. S. 239.

Nov. Com. petrop. IV. 393.); zuletzt Schelbarth in den philoſophiſchen Transactionen (Vol. 47. p. 321. tab. 14.)

Nun trat Pallas auf, und gab eine vollſtändige Naturgeſchichte dieſes Thiers.

Das Vaterland des Biſamthiers ſind die höchſten Alpen zwiſchen dem Altai und Thibet, von welchen die größten Flüſſe Aſiens nach allen Weltgegenden abgehen. Dieſe Heimath erſtreckt ſich bis China, in die Provinz Tunkin und das öſtliche Sibirien bis zum Fluſſe Amur, nördlich bis zum 60.° Nordbreite, weſtlich nicht bis an den Ural und den Taurus, überhaupt nicht nach den Alpen von Perſien; ſüdlich, bis zum 35.°, nach Caſchemir und an die nördlichen Alpen von Indien. In Sibirien begegnet man dem Thier zuerſt auf dem mit Schnee bedeckten Altai, von den Quellen des Irtiſchs bis zu denen des Obys, und von da bis zum Jeniſei, wo es häufig iſt, beſonders jenſeits des letztern Fluſſes bis zum Mana, wo man es bisweilen in unglaublicher Menge findet; endlich auf den Gebirgen der Mongoley, und vom Amur bis zum Oſtmeer. Am zahlreichſten iſt es jedoch auf den rauhen Gebirgen um den Baikalſee, ſo wie am Lena bis Jakutzk, wo oft ein einziger Jäger des Winters über Hundert in Fallen fängt. In Kamtſchatka gibt es keine.

Es liebt vorzüglich die ſchroffen Thäler und die Tannenwälder, und ſteigt nie auf die offenen Berge und Ebenen herunter, ſelbſt nicht im Winter, wie das Reh. Sie ſtreifen ziemlich einzeln herum, und nur im Herbſt ſchaaren ſie ſich, vielleicht wegen der Zug- oder Paarungszeit.

Es läuft und ſpringt ſehr hurtig, und kann, wegen ſeiner harten und ſpitzigen Hufe, leicht auf die höchſten Felſen klettern und über Abgründe ſpringen mehrere Klafter weit. In den Wäldern ſtößt es, ungeachtet ſeiner großen Schnelligkeit, an keinen Baum; es ſchwimmt über breite Flüſſe, und läuft mit ausgeſpreitzten Hufen über den Schnee, der keinen Hund tragen würde. Es iſt außerordentlich furchtſam, und ſucht daher die abgelegenſten Wildniſſe auf. Die Gefangenen betragen ſich ſo heftig, und enthalten ſich alles Freſſens, daß ſie in kurzer Zeit zu Grunde gehen.

Nach Ausſage der Jäger fängt man ſie am leichteſten des Winters mit Flechten; Pallas fand aber im Magen faſerförmige Wurzeln von Sumpfkräutern, Blätter von Bärentraube, Alpenroſen, Preiſelbeeren und haarförmige Flechten. Zum Ausſcharren der Wurzeln unter dem Mooſe ſind ihnen wohl die Hufe am tauglichſten: denn die Zähne ſind zu ſchwach, und fehlen überdieß den Weibchen. Die Zähne brauchen ſie vielleicht nur im Kampfe während der Laufzeit im November und December, wo ſie am fetteſten ſind und häufig in Schlingen gefangen werden, voll Wunden oder Narben, bisweilen auch mit einem abgebrochenen Zahn. Sie ſammeln ſich dann, als wenn ſie auf der Wanderung wären. Sie ſollen im May, ſpäteſtens im Juny, 1—2 Junge werfen, welche im Herbſte ſchon halbgewachſen ſind, graulich rothbraun, mit blaſſen, verketteten Dupfenreihen. Pallas hat bey einem, im März geöffneten, 2 Junge gefunden. Im December wägen ſie 20 Pfund, alſo halb ſo viel als die Alten. Ihr Winterkleid iſt dann blaſſer braun als bey den letztern, und ſchön geſchäckt, mit gelblichrothen Flecken an den Seiten und Querſtriemen auf dem Rücken; die Eckzähne ſind noch nicht hervorgebrochen; der Biſambeutel iſt leer und zuſammengefallen, der kurze Schwanz noch behaart, wie bey der Ziege, aber die Schnauze ſchon dicker. Sie werden ſchon von Lausfliegen geplagt. Bey den zwey- und dreyjährigen werden die Flecken allmählich weniger und ſchwächer; im zweyten Winter ragen die Eckzähne ſchon 1 Zoll hervor, der Schwanz gleicht einer nackten Warze, und der Biſambeutel enthält nun einen Ueberzug von der wohlriechenden Salbe. Die ältern wägen 35 Pfund, ſind ganz bräunlichſchwarz, außer den weißen Streifen unter dem Halſe; des Winters graulichroth. Die Schneidzähne fangen an ſich abzureiben. Bey den ganz erwachſenen ſind die Eckzähne 3 Zoll oder querhand lang, und die Weibchen bekommen auch einen ſolchen Zahn, aber kaum 2 Linien lang. Bisweilen werden beide im höhern Alter faſt ganz weiß. Es kommen auch ſolche aus Thibet, welche ſich von den ſibiriſchen Fellen nicht unterſcheiden. Daß der Biſamgeruch zur Laufzeit ſich ändere und daß die Thiere die Materie an Baumſtämmen

oder Felſen ausdrückten, wie man behauptete, hat niemand beobachtet.

Am Jeniſei und am Baikal macht man in den Thälern Zäune mit Durchgängen, worein man Schlingen legt, in welchen ſich die Thiere bald mit dem Hals, bald mit den Füßen fangen; die beſtändig in den Wäldern herumſchweifenden Tunguſen erlegen ſie mit dem Bogen; auch locken ſie dieſelben durch Nachahmung des Blökens der Kälber mit zuſammengeſchlagener Birkenrinde herbey; nicht ſelten kommen ſtatt ihrer Bären, Wölfe und Füchſe, welche eine Beute hofften.

Der ſibiriſche Biſam wird wenig geſchätzt, und wird eben ſo wohlfeil verkauft, wie der aus China. Das Fleiſch wird meiſtens weggeworfen, obſchon das der Jungen gut ſchmeckt.

Das Fell wird dagegen zu Kappen und Winterkleidern benutzt und für $^1/_4$ Rubel verkauft; aus den meiſten macht man ſämiſch Leder, welches feiner iſt, als das von dem Reh.

Den meiſten Gewinn ziehen indeſſen die Jäger aus dem Beutel. Er liegt mehrere Zoll hinter dem Nabel, und kommt auch an derſelben Stelle bey der Kropfgemſe (A. gutturosa) vor, aber leer. Im Beutel ſind keine Drüſen, ſondern nur Runzeln und Falten, aus welchen der Biſam ſchwitzt. Das Thier heißt bey den Tataren Kabarga, und daher kommt der Name des kabardiniſchen Biſams. Der tunkiniſche ſey deßhalb beſſer, weil die Tanguten in Thibet die Thiere nur zu einer gewiſſen Jahrszeit, und ſogar nur an einem gewiſſen Tage tödten ſollen; allein in Sibirien tödtet man ſie zu allen Jahrszeiten, und doch hat man nie beſſeren bekommen. Auch das Alter macht keinen Unterſchied. Der Grund liegt ohne Zweifel im wärmern Clima und in den wohlriechenden Pflanzen. Ehmals kaufte man an dem Lena den Beutel für $^1/_{10}$ Rubel; als ſie häufiger nach China giengen, wo man den thibetaniſchen damit verfälſcht, ſtieg er auf $^1/_5$—$^1/_3$ Rubel. 26 Beutel wägen 1 Pfund Medicinal-Gewicht.

In der Größe gleicht das Biſamthier einem halbjährigen Reh, und hat auch dieſelbe zierliche Geſtalt; die Naſe nackt und vorn an der ſtumpfen Schnauze geöffnet; die Ohren ziemlich groß, an der Spitze ſchwarz; die Afterklauen ſehr

groß und berühren etwas den Boden; die Zwergantilope hat gar keine.

Der Pelz iſt etwas gröber als beym Hirſch, aber dennoch weich, ſchlaff und lang, auf Rücken, Seiten und Schenkeln 2 bis 4 Zoll lang, zerbrechlich, wie beym Reh; größtentheils graulich-weiß, an der Spitze gefärbt und glänzend; unten viel länger und graulichbraun, keine Quaſte am Knöchel. Die Farbe wechſelt; die Spitzen ſind meiſtens ſchwärzlich, die Seiten der Oberlippe, das Kinn und die Ohren innwendig weiß, Kopf und Nacken gemiſcht von braun und grau, Augenring grau; an der Kehle ein breiter, weißer Längsflecken, ſchwarz geſäumt, und darinn eine ſchwarze Binde. Die Jungen geſchäckt, mit gelblichen, ungeordneten Strichen, und darunter graue und ſchwarze; bey den zweyjährigen auf dem Rücken und an den Seiten helle Querſtriemen oder nur Flecken. Bey den dreyjährigen verſchwinden die Flecken, und nur hin und wieder bleiben einige auf dem Nacken. Die Alten ſind ganz braunſchwarz, unten grau, Kehle ſchwarz mit einem weißen Strich. Am Euter 2 Striche.

Länge 3 Schuh, Widerriſt 1 Schuh 10 Zoll, Kreuz 2 Schuh 2½ Zoll, Ohren 3⅓ Zoll, Kopf 6, Hals 6½, Schwanz 1, Umfang des Leibes 1 Schuh 11 Zoll, Länge des Beutels 2¼ Zoll, Breite 1⅓, Tiefe 1¼. Der Magen iſt zuſammengeſetzt, wie bey den andern Wiederkäuern. Der Biſam wird gewöhnlich mit geronnenem Blut und gehacktem Fleiſch verfälſcht. Pallas, Spicilegia XIII. 1779. p. 1. tab. 4—6.

Im Jahr 1772 kam ein lebendiges nach Paris, nachdem es 3 Jahre auf der Reiſe zugebracht hatte. Es lebte daſelbſt 3 Jahre, mithin 6 in der Gefangenſchaft, und befand ſich ſehr wohl, ſo daß man dieſe Thiere vielleicht bey uns einheimiſch machen könnte. Es ſtarb, wie man glaubte, an einer Haarkugel, welche durch die abgeleckten Haare entſtanden iſt; war ſehr lebhaft, und leicht in ſeinen Bewegungen; im Freyen lief es beynahe wie die Haſen, in Sprüngen. Es wurde mit eingeweichtem Reiß, Broſamen, Flechten und Zweigen von Eichen gefüttert. Die Länge war 2 Schuh 3 Zoll, Widerriſt 19½ Zoll, Kreuz 20. Die Eckzähne 1½ Zoll lang, 1½ Linien breit, nach unten ge-

richtet und etwas nach hinten gekrümmt; Ohren 4 Zoll hoch, $2^1/_3$ breit; auf der ſchwärzlichen Stirn ein weißer Stern; Färbung ſchwärzlich mit gelblichem untermiſcht, Kopf und Hals graulich. Es roch ſtark nach Biſam. Daubenton, Mém. Ac. 1772. p. 215. Buffon, Suppl. VI. tab. 29.

Der Beutel hat mit dem Nabel des Thiers nichts zu ſchaffen; er liegt einen Zoll dahinter, iſt eine Einſackung der Haut, von der Größe eines Apfels; denn er enthält innwendig noch zerſtreute Haare.

Die eingeſtülpte Haut iſt ſehr dünn und voll kleiner Längsfalten; ſie ſondert unmittelbar, ohne Drüſen, den Biſam ab. Oken in der Iſis 1826. 849. T. Brandt und Ratzeburg, medic. Zool. 45. T. 8.

b. Man rechnet noch einige andere Thierchen hieher, welchen nicht bloß das Gehörn, ſondern auch der Biſambeutel fehlt; Kehle und Mittelfuß hinten nackt.

2) Das javaniſche (M. javanicus)

iſt gegen 2 Schuh lang, 13 Zoll hoch, roſtfarben, mit ſchwarzen Flecken, Hals braun, mit 3 weißen Streifen, welche gegen die Schulter breiter werden. Unterleib weiß, Eckzähne kurz und gerad. Es heißt auf Java und Sumatra Napu, lebt im Gebüſch an der Küſte, vorzüglich von den Beeren einer Ardiſia, und wird, jung aufgezogen, ſehr zahm. Pallas, Spicil. XII. p. 18. Buffon, Suppl. VI. p. 30. Schreber T. 245. A., M. indicus. Raffles, Linn. Trans. XIII. p. 261. Fr. Cuvier, Mammifères livr. 37. Fig. Bennett, Zool. Gardens I. 1830. 41. Fig.

3) Es gibt auf Sumatra noch ein anderes, welches Kanchil (M. kanchil)

heißt, kleiner iſt, nur 15 Zoll lang, röthlichbraun, oben faſt ſchwarz, unten weiß, mit 3 ſolchen Streifen an der Kehle, welche gegen die Schulter ſchmäler werden; Eckzähne lang und nach hinten gebogen.

Es lebt in den dickſten Wäldern, vorzüglich von den Beeren der Gmelina villosa, und wird nie recht zahm, ſondern ſucht immer zu entkommen. Iſt es in der Schlinge gefangen, ſo ſtellt

es ſich todt, und läuft ſodann blitzſchnell davon, wenn es der Jäger herausgenommen hat; auch behauptet man, es ſpringe, um den Hunden zu entkommen, in die Höhe, und hänge ſich mit den Zähnen an einen Aſt; ebenſo, wenn es von Tigern verfolgt werde. Raffles, Linn. Trans. XIII. 262. Buffon XII. p. 344. Chevrotain adulte; Suppl. VI. 219. tab. 30. Chevrotain de Java.

4) Das ceyloniſche (M. meminna)

iſt kleiner als ein Haſe, kaum $1^1/_2$ Schuh lang und 6 Pfund ſchwer, das Haar weich, gelblich aſchgrau, an den Seiten und Schenkeln weiß gefleckt und geſtreift, unten weiß, Mittelfuß auswendig nackend.

Dieſes niedliche Thierchen lebt auf Ceylon und Java. Knox, Ceylon S. 21. Pennant I. 121. Taf. 16. Fig. 2. Schreber V. T. 243.

5) Das Zwerg-B. (M. pygmaeus, fulviventer)

iſt das kleinſte von allen, kaum 1 Schuh lang, oben und unten gelblichroth, mit ſchwarzen Flecken und einem ſolchen Streifen auf dem Nacken, Kinnränder und 3 Streifen an der Bruſt weiß. Buffon XII. 342. T. 42. 43, jeune Chevrotain.

Findet ſich auf den malayiſchen Inſeln, und heißt auf Sumatra Pelandoc; iſt nicht ſo hurtig und ſchlau, wie das vorige. Raffles ibid.

Man hat bisher unter dem Namen Zwerg-Biſamthier eine kleine Antilope aufgeführt, bey welcher der Mittelfuß behaart iſt, und die Afterklauen verkümmert ſind. Gray, Zoological Proceedings IV. 1836. p. 65.

Die ſogenannten americaniſchen Biſamthiere ſind nichts anderes als Hirſchkälber.

B. Wiederkäuer mit Hörnern;

der untere Eckzahn an die 6 Schneidzähne gelegt und ihnen gleich gebildet, der obere fehlt oder iſt klein und abgerückt.

a. Hörner dicht:

der Hornkolben bloß mit der Haut bedeckt, die bleibt oder abfällt.

3. G. Die Hirſche (Cervus)

ſind meiſtens ſchlanke und fahle Thiere, mit Afterklauen und Thränenbälgen, kurzen Eckzähnen, ohne Schneidzähne im Oberkiefer; die Männchen haben abfällige Hörner.

Die Hirſche finden ſich, mit Ausnahme von Auſtralien und dem ſüdlichen Africa, in allen Welttheilen und in allen Climaten, nur in den Wäldern, wo ſie von Gras und Laub leben. Sie ſind außerordentlich ſcheu und flüchtig; überall, wegen ihrer Menge, ihres guten Fleiſches und Felles, der Hauptgegenſtand der Jagd.

Eine Eigenthümlichkeit der Hirſche, wodurch ſie ſich von allen Thieren unterſcheiden, iſt das Gehörn oder Geweih, zwey üppig auswachſende Verlängerungen der Stirnbeine, anfangs mit der behaarten Haut bedeckt, welche aber endlich abſtirbt und in Fetzen abfällt oder an Zweigen abgerieben wird. Jährlich löſen ſich auch die Hörner von dem Stirnbein-Höcker, der Roſenſtock heißt, ſelbſt ab, gehen verloren, und es ſproſſen bald wieder neue hervor. Die erſten ſind einfach, die zweyten bekommen ein und den andern Zweig, welche ſich von Jahr zu Jahr vermehren und Enden heißen. Sie fehlen den Weibchen, mit einziger Ausnahme des Rennthiers. Sind ſie ausgewachſen, ſo tritt die Brunftzeit ein mit dem Anfang des Winters. Sie haben alle hinten zwiſchen den Zehen einen Balg, woraus Feuchtigkeit fließt, und, mit Ausnahme der Rehe, unter dem innern Augenwinkel eine nackte, eingeſackte Stelle, den Thränenbalg, worinn ſich fettige Materie anſammelt; am Euter 4 Striche. Weichenbälge kommen ſehr ſelten vor. Auf kein Thier wirken die Jahrszeiten ſo ſtark, wie auf die Hirſche. Außer dem Wechſel des Geweihs wechſeln ſie mit den Haaren auch die Farbe, und ſehen im Winter anders aus, als im Sommer, ſind auch in der Jugend weiß gefleckt. Das ganze Jahr äußerſt ſanft, friedlich, furchtſam und flüchtig, werden ſie zur Paarungszeit wie toll, mörderiſch und keck, kämpfen oft mit einander bis auf den Tod, und gehen auch ſelbſt auf Menſchen und Hunde los. Sie haben gewöhnlich nur 1 Junges, welches im zweyten oder dritten Jahr ausgewachſen iſt.

Ihre Geweihe beſtehen aus ächter, dichter Knochenmaſſe, ohne Zellen; unten über dem Stirnbein bilden ſie einen Wulſt mit Knoten oder Perlen beſetzt, welcher Roſe heißt, unter dem das Horn abfällt, wie durch eine Art von natürlichem Knochenfraß. Gewöhnlich ſteht gleich darüber ein wagrechter, vorwärts gerichteter Zinken der Augenſproſſen. Bey den meiſten bleiben ſie rund oder ſtangenförmig; bey einigen verfließen aber die Zweige oder Zinken in eine breite Schaufel, aus der nur ihre Spitzen hervorſtehen. Man theilt ſie daher in Zinken- und Schaufelhirſche. Unter den erſtern gibt es welche, deren Horn nur wenige Enden hat, wie die Rehe; bey den eigentlichen Hirſchen ſind die Enden viel zahlreicher, und ſcheinen ſich alle Jahr zu vermehren.

I. Zinkenhirſche:

die Stange der Geweihe iſt rundlich und die Zinken ſind nicht mit einander verwachſen.

Sie theilen ſich wieder in wenig- und vielzinkige, oder die Rehe und eigentlichen Hirſche.

1. Die Rehe

ſind kleine, ſehr niedliche und muntere Thiere, nur mit ein und dem andern Ende am Geweih. Sie halten ſich am liebſten in niedrigem Gebüſch auf und gehen gern ins Freye, um daſelbſt zu waiden.

Darunter gibt es im heißen America, deren Gehörn ganz einfach iſt, ohne alle Verzweigung.

a) Cameel- oder Lama-artige Rehe.

1) Das Catinga-Reh (C. simplicicornis, nemorivagus)

iſt das kleinſte unter den americaniſchen Rehen, nur 3 Schuh lang, der Schwanz 3 und ſtark behaart; im Winter dunkelgraubraun, unten weißlich; jedes Haar iſt dunkel, hat aber unter der Spitze ein gelblichrothes Ringel. — Das Geweih iſt ganz einfach, gerad, kaum 3 Zoll lang.

Findet ſich in ganz Südamerica, namentlich in Guyana, Braſilien und Paraguay, in den ebenen, buſchreichen Gegenden. Im Hornung hatte eines das Gehörn abgeworfen. Wied, Beytr. II. 1826. 596.

In Paraguay heißt es Guazu-bira. Der Bock wird faſt 4 Schuh lang, der Widerriſt 26 Zoll, das Kreuz 31, der Schwanz mit den Haaren 7; der Thränenbalg faſt unmerklich; Färbung braun, unten bräunlichweiß, Hinterbacken und Schwanz hellbraun, Lippen weißlich, die Hörner nicht viel über 1 Zoll lang, waren im Hornung mit dem Fell bedeckt. In der Lebensart und in dem Aufenthalt gleicht es dem Guazu-pita. Azara I. S. 86. Rengger 359. Lichtenſtein, Säugthiere T. 21.

2) Das rothe Reh (C. rufus)

gleicht in Größe und Geſtalt dem gemeinen Reh, hat aber einen, und zwar ſtark behaarten Schwanz; Färbung rothbraun, unten röthlichgelb, Kehle und Geſäß weiß und der Hals grau. Marcgrave 235. Çuguaçu-été. Länge 40 Zoll, Schwanz 6, Hörner 4.

Iſt die gemeinſte Gattung in den Wäldern von Südamerica, und heißt in Braſilien Waldhirſch.

Sie zeigen ſich einzeln oder familienweiſe, Morgens und Abends an freyen Stellen, in der Tageshitze im Dickicht und in der Nähe des Waſſers, in das ſie ſich manchmal bis an den Hals verbergen, um ſich vor den Stechfliegen zu ſchützen; auch iſt ihre Haut oft voll Beulen von den Engerlingen der Daſſeln. Ihr Gehörn iſt vom Juny bis zum September in ſeiner Vollkommenheit. Man jagt ſie mit Hunden; das Fleiſch iſt aber ſchlecht, aus der Haut dagegen machen ſich die Maulthiertreiber ihre Anzüge. Wied, Beytr. II. 587. Abbild. Hft. 9.

In Paraguay heißt es Guazu-pita (rother Hirſch), und wird daſelbſt an der Traufe der Wälder mit Wurfſchlingen, Wurfkugeln und Hunden gefangen, auch geſchoſſen. Es wird 56 Zoll lang, Schwanz 9½, Widerriſt 29, Kreuz 34, Hörner 3—5, ganz glatt. Eines hatte im October gar keine, ein anderes im December. Es bewohnt die dichteſten Wälder, und kommt nur des Nachts und in der Dämmerung heraus, um in den Feldern zu freſſen, immer nur einzeln. Die Jungen ſind weiß gefleckt. Azara I. S. 82. Rengger 356. Lichtenſtein, Säugthiere T. 20.

Andere haben einige Zinken, 2—3.

b) Biſamthier-artige Rehe; großer Eckzahn.

3) Das indiſche Reh (C. muntjac)

iſt kleiner als das unſerige, braun, hat kurze, gabelige Hörner mit einem ſehr langen, behaarten Roſenſtock, Thränenbälge und einen kurzen Schwanz; im Oberkiefer ſtehen vorragende Eckzähne, welche einigermaaßen an das Biſamthier erinnern. Marsden, Sumatra 1783. S. 117. Fig. Buffon, Suppl. V. tab. 17. VI. tab. 26. Schreber T. 254. Horsfield, Zool. Res. VI. Fig.

Sie finden ſich häufig auf den moluckiſchen Inſeln und auf Ceylon, heißen malayiſch Kijang, ſind nicht 4 Schuh lang und nur 2 hoch, der behaarte Roſenſtock 3 Zoll, das Horn 4, tief gefurcht, unten mit einem Wulſt und gleich darüber in 2 Spitzen getheilt, wovon die untere einwärts ſteht, die obere aufrecht, nach hinten umgebogen. Das Haar iſt ſehr fein und glänzend röthlichbraun, unten heller, Lenden innwendig, Geſäß, Schwanz unten und Unterkiefer weiß. Es ſcheint nicht alle Jahr das Gehörn zu wechſeln, was bey allen Hirſchen heißer Länder der Fall zu ſeyn ſcheint. Der erſte Spieß fällt bald ab, der zweyte aber bleibt, und wird nicht wieder erſetzt, wenn er zufällig iſt abgeſtoßen worden. Raffles, Linn. Trans. XIII. 1821. 265.

c) Hirſch-artige Rehe; Eckzahn ſehr kurz oder fehlt.

4) Das gemeine Reh (C. capreolus), Chevreuil; Roe,

iſt des Sommers braunroth, des Winters röthlichgrau, und hat immer einen weißen Bürzel, nur etwa 2 Zinken, mit einer Gabel am Ende, keinen Schwanz und keine Thränenbälge.

Es findet ſich in ganz Europa, und geht bis ins ſüdliche Schweden und Schottland, ſoll ſich aber nicht mehr in Norwegen finden; in Deutſchland häufiger als der Hirſch, gern in trockenen Wäldern, wo viel niedriges Gebüſch iſt. Sie halten ſich an der Traufe auf, um leicht auf die Felder mit Getraide, Erbſen, Linſen u. dergl. kommen zu können, nicht in großen Rudeln, wie die Hirſche, ſondern nur ein Bock mit 1—3 Geißen nebſt ihren Jungen. Sie ſuchen ihre Nahrung, welche in Kräutern und Gräſern, in Laub der Pappeln, Weiden, Brombeerſtauden und des Ginſters beſteht, des Morgens und Abends auf, wobey

immer der Bock vorangeht. Des Sommers ſchaden ſie den Feldern, und des Winters den jungen Obſtbäumen durch Abnagen der Rinde.

Die Länge beträgt gegen 4 Schuh, die Höhe 2½, der Schwanz nur 1 Zoll, die Ohren 5, keine Eckzähne. Das Gehörn iſt kurz, aufrecht, rundlich, knotig und roſtfarben. Es bricht im ſiebenten Monat als 2 kurze Spieße hervor (Spießer), welche beym jährlichen Wechſel bloß länger werden, im vierten Jahr 2 Enden bekommen, welche nach und nach ſich bis auf 6 oder 8 vermehren können. Nach der Brunſt wird es abgeworfen, und im dritten Monat ſteht ſchon wieder das neue fertig da. Im Hornung und März wird die vertrocknete Haut oder der ſogenannte Baſt an Bäumen abgefegt. Durch unvorſichtiges Anſchlagen entſteht ein mißgeſtaltetes Geweih.

Werden ſie ſtutzig, ſo laſſen ſie ein lautes Bellen hören, welches man Schmälen nennt, und dann laufen ſie ſtumm und eilig davon. Die Brunftzeit dauert vom Ende des Novembers bis zur Mitte des Jänners, wobey die Jungen weggeſcheucht werden. Nach 21 Wochen werden im May oder Juny meiſtens 2 Junge geworfen im dichten Gebüſch, welche roth und weiß gefleckt ſind, nach einigen Tagen mit der Mutter (Ricke) laufen und 4 Monate ſaugen. Sie erreichen ein Alter von 16 Jahren.

Es gibt bisweilen ganz weiße, ſchwarze und geſchäckte. Es wird, wegen ſeines guten Fleiſches, häufig gejagt; die Felle braucht man als Fußdecken, Satteldecken u. dergl. Bechſtein I. 487. Buffon VI. 198. Taf. 32. 33. Riedinger, jagdbare Thiere T. 9. Schreber V. 252. A. B.

Es findet ſich auch in Polen, der Ukräne, Krimm, im Caucaſus, Ural, Altai und im jenſeitigen Sibirien bis an den Lena und in die große Tatarey, vom 58.° bis nach Armenien und Perſien, wo ſich Wälder finden.

Das katariſche Reh (C. pygargus),

gleicht dem unſerigen, iſt aber größer, hat längere Haare und dreyendige, ſtruppige Hörner.

Pallas hält es nur für eine geringe Abart des gemeinen Rehs, und tadelt ſich ſelbſt, daß er es in ſeiner Reiſe (I. S. 97)

für eine beſondere Gattung angeſehen habe. Es iſt etwas größer, faſt wie der Damhirſch, wiegt 70 Pfund und lebt unter dem vorigen. Pallas, Zoogr. ross. I. p. 219. 221. Schreber V. T. 253.

5) Das weiße Reh (C. campestris)

hat in der Geſtalt, Größe, Farbe und Geweih viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Reh, unterſcheidet ſich aber durch den Schwanz; Unterleib, Geſäß und Schwanzſpitze weiß. Marcgrave 235. Çuguaçu-apara.

Iſt ein Bewohner von Südamerica, vorzüglich von Braſilien und Paraguay, wo es zu ſeinem Aufenthalte nicht Wälder, ſondern weite, mit hohem Gras und einzelnen Hecken bewachſene Anger wählt, gewöhnlich in kleinen Rudeln. Sie ſind ſehr ſcheu, wittern den Jäger weit, und entfliehen ſodann, mit großen Sprüngen, flüchtiger als irgend ein anderes. Man jagt ſie zu Pferd mit Hunden, auch mit Schlingen und Wurfkugeln. Fleiſch und Leder wird zwar gebraucht, iſt aber nichts beſonderes. Das Geweih wird höchſtens 8 Zoll lang, und endigt gewöhnlich in 3 Zinken. Wied, Beytr. II. 583. Iſis 1821. S. 649. Abbild. Veado campeiro. Lichtenſtein, Säugth. T. 19.

In Paraguay heißt es Guazu-ti (weißer Hirſch), auch Guazu-y (kleiner Hirſch), und bewohnt ebenfalls nur die offenen Anger von da bis in die Pampas von Buenos-Ayres. Es iſt das leichteſte und hurtigſte von allen, und nicht mit einem Pferd einzuholen; man muß ihm daher den Rank abſchneiden, oder es mit vielen Pferden einſchließen. Das Fleiſch der Jungen iſt ſehr gut, das der Alten aber riecht ſchlecht. Die Böcke geben auf der Flucht einen ſolchen Geſtank von ſich, daß man ihn auf 400 Schritte riecht. Die Ottern ſollen deßhalb fliehen und ſterben. Länge 51 Zoll, Schwanz 5¾, Höhe 29, Ohren 5½, Roſenſtock 1, Geweih 10⅔, bald glatt, bald rauh, Augenſproſſen 3½ und am Ende eine Gabel.

Die Färbung iſt röthlichbraun, bey den Jungen mehr roth, mit ſchwarzen und weißen Flecken in einer Reihe.

Sie gehen familienweiſe, und ſammeln ſich manchmal in Heerden von Hundert, welche nie in die Wälder gehen, außer

etwa im October, wo ſie von den Mucken geplagt werden. Azara I. 77.

Sie ſetzen ihr Junges bald im Frühjahr, bald im Herbſt, d. h. im October oder May, und beide beſchützen es vor jeder Gefahr, folgen auch dem Jäger, wenn er das Junge nimmt, auf Schußweite eine halbe Stunde weit. Die erſten Spieße kommen nach dem erſten Jahr, und ſind 3 Zoll lang; die zweyten 7 Zoll, mit 2 Zinken; die dritten 10 Zoll lang, mit 3 Zinken, ſelten mit 4. Das Abwerfen hat keine beſtimmte Zeit, fällt jedoch meiſtens in das Ende des Winters, nehmlich in den Auguſt und September. Rengger 350. Cuvier, Oss. foss. IV. tab. 3. fig. 46—48. Geweih.

6) Das Ganges-Reh (C. axis)

iſt faſt ſo groß als ein Damhirſch, hellroth, überall mit 14 Reihen weißen Flecken, Geweih klein, mit einem Augenſproſſen und 2 Enden. Buffon XI. T. 38. 39. (Schreber Taf. 250.)

Es kommt ſehr häufig aus Indien, und auch von den Molucken, nach Europa, wo es nicht ſelten zahm gehalten wird und ſich fortpflanzt.

Die Schriftſteller über Indien haben ſo ſelten von dieſem Thiere geſprochen, daß man über ſein Vaterland in Ungewißheit war. Das von Daubenton beſchriebene führte den Namen Gangeshirſch; eines im Thiergarten in Holland den des bengaliſchen Hirſches, und ein Weibchen, welches die Madame Bonaparte lebendig hatte, kam ſicher aus Indien, ſo daß man an dem Vaterlande nicht zweifeln darf. Cuvier ſagt Folgendes von demſelben:

Es iſt weiß gefleckt, wie der Damhirſch, aber etwas größer und hat ein rundes Geweih, wie der gemeine Hirſch, jedoch mit weniger Enden.

Die geweihloſen Weibchen ſind indeſſen ſchwerer von den Damweibchen zu unterſcheiden. Bey beiden iſt Rücken, Seiten, Schultern und Schenkel fahl und weiß gefleckt; hinten auf den Schenkeln läuft ein weißer Streifen, beym bengaliſchen rein weiß, beym Damhirſch gelblich. Auf dem Rückgrath bey beiden

ein dunkelbrauner Streifen; bey jenem dunkler und weiß gefleckt, bey dieſem heller und nur gefleckt an den Rändern; hier iſt der Kopf bräunlichgrau, dort ſteht noch ein dunkelbrauner Flecken auf der Stirn, und ein ſolcher Strich auf dem Naſenrücken. Beym Damhirſch ſind Kehle und Unterſeite des Halſes bräunlichgrau; beym bengaliſchen rein weiß, der Hals aber hinten fahl, wie auf dem Rücken. Jener unterſcheidet ſich von allen andern durch weiße Hinterbacken, von einem ſchwarzen Bande begränzt; der Schwanz oben ſchwarz, unten weiß. Beym bengaliſchen jene fahl und gefleckt, wie der Rücken; der Schwanz oben fahl, unten weißlich mit einer ſchwärzlichen Gränze. Die Färbung der Hintertheile bleibt bey allen Hirſchen gleich.

Beym Hirſch, der im Winter ganz braun iſt, im Sommer fahle Flecken bekommt, iſt der Schwanz und ein großer Flecken auf dem Kreuze immer hellfahl.

Der Damhirſch im Sommer fahl und weiß gefleckt, im Winter braun und ohne Flecken, iſt hinten immer weiß, mit 3 ſchwarzen Bändern.

Das Reh iſt hinten immer ganz weiß.

Beym bengaliſchen iſt die Unterſeite weißlich, die Füße blaßbraun, am Ende weiß. Die Ohren auswendig bräunlichgrau, innwendig ſchwarz, unten weiß. Endlich härt er ſich zweymal des Jahrs, wie der Damhirſch, wechſelt aber die Farben nicht, was ziemlich bey allen aus heißen Gegenden der Fall iſt.

Beym männlichen bengaliſchen Hirſch hat man 2 Enden am Geweihe bemerkt, das größte am Grunde, das kleinere am Ende.

Dieſe Thiere pflegen oft den Hals zu ſtrecken und ganz umzudrehen, wie der Wendehals. Sie haben einen ſehr guten Geruch, und freſſen angehauchtes Brod nicht mehr; übrigens werden ſie ſehr zahm. Plinius hat dieſes Thier ſchon gekannt und ihm den Namen Axis gegeben (VIII. 21.). Perraults Axis von Sardinien (Mém. ac. III.) iſt nichts anderes als der Damhirſch. Cuvier, Ménagerie 1801. Fig.

Auf Sumatra heißt es Rusa, und wird oft 4 Schuh hoch; graulichbraun, unten dunkler, die hintern Theile und der Schwanz

röthlich, das Kinn und die Lenden innwendig weiß. Die Hörner ſind bisweilen 2 Schuh lang mit 3 Zweigen. Es wird auch daſelbſt häufig zahm gehalten, und es gibt noch kleinere Abarten. Raffles, Linn. Trans. XIII. 263. Zool. Gardens. I. 253. Fig.

2. Die eigentlichen Hirſche

ſind größere Thiere mit runden, vielendigen Geweihen. Thränenbälgen und Eckzähnen im Oberkiefer.

d) Giraffen-artige Hirſche.

7) Der Roth- oder Edelhirſch (C. elaphus), Cerf commun; Stag, Deer,

wird gegen 7 Schuh lang, 4 hoch, Schwanz 10 Zoll; im Sommer röthlichbraun, im Winter röthlichgrau, Bürzel und Schwanz fahl. Gesner, Quadrup. p. 374. Fig. Ridingers jagdbare Thiere Taf. 4. 5. Rare Hirſche Fol. Buffon VI. T. 9. 10. 12. Schreber V. T. 247. A—E.

Dieſer Hirſch iſt das ſchönſte und größte Wild, und der Hauptgegenſtand der Jagd großer Herren. Er findet ſich in ganz Europa und im mittleren Aſien, nördlich bis Schonen und in Norwegen bis Drontheim und Bergen. Er geht von Griechenland bis zum 64.° Nordbreite, und in Aſien bis zum Lena, gewöhnlich in dichten und hohen Wäldern. Im eigentlichen Rußland findet er ſich nicht, wohl aber am Terek und am ganzen Caucaſus, bis an den Fluß Cuma: ferner am Baicalſee, Altai und von da in ganz Sibirien, bis zum Lena. Er hält ſich in Rudeln zuſammen, die ſich nach dem Alter abſondern; das Weibchen oder die Hindinn (Biche) mit dem Jungen (Faon) bis ins dritte Jahr, dann die drey- und vierjährigen beiderley Geſchlechts, und endlich die alten männlichen Hirſche. Im Winter liegen ſie dicht beyſammen, um ſich zu wärmen, und kommen auch von den höhern Bergen herunter. Sie gehen des Abends trabend oder trollend auf die Waide, im Frühjahr gern auf die junge Saat, oft mehrere Stunden weit, und kehren des Morgens langſam zurück; ſie ſchwimmen ſehr leicht über Flüſſe. Sie freſſen Gras, Sproſſen von Bäumen, im Winter auch Beeren, Eicheln, wildes Obſt u. dergl. Dann legen ſie ſich irgendwo

hin, um wiederzukäuen, was mit einem lauten Ruckſen geſchieht. In der Brunftzeit freſſen ſie ſehr wenig, und nehmen ſelbſt mit Pilzen fürlieb.

Das Geweih wird jährlich abgeworfen, bey alten Ende Hornungs, bey den jüngern erſt vom März bis May. Es ſproßt anfangs als einfache Spieße hervor, die alle Jahr einige Zinken mehr bekommen. Schon nach 5 Tagen entſteht auf dem kurzen Roſenſtock ein weicher, mit der Haut bedeckter Knorpel, der nach 14 Tagen ſchon eine harte Stange bildet 6 Zoll lang, unten mit dem erſten, wagrechten und vorwärts gerichteten Zinken, dem Augenſproſſen; nach einem Monat iſt es einen Schuh lang, bekommt mehrere Enden und iſt nach 10—14 Wochen ausgewachſen, aber noch mit der Haut bedeckt, welche ſehr empfindlich iſt, ſo daß der Hirſch immer mit hängendem Kopfe geht, um nicht an den Aeſten anzuſtoßen. Solch ein Gehörn heißt Kolben, das Thier Kolbenhirſch. Im July oder Auguſt ſind die Enden hart, die Haut ſtirbt ab, vertrocknet und dann fegt ſie der Hirſch an Geſträuch und Bäumen ab, bisweilen in einem Tag. Anfangs ſind die Hörner weiß, dann gelb, nach 14 Tagen braun. Der untere, dickere Theil des Horns heißt Roſe, die Knöpfe daran Perlen, der nächſte Zinken Augenſproſſen, der folgende Eisſprießel, die oberen Enden Krone. Nach dem erſten Jahr kommen bloß einfache Spieße, nach dem zweyten meiſt eine Gabel, nach dem dritten 6—8 Enden, nach dem vierten wieder ſo viel, dann 10 u.ſ.f. bis zum achten Jahr, wo die Zahl unbeſtimmt wird, und bey einem Horn bis auf 32 gehen kann. Man zählt die Enden von beiden Hörnern zuſammen, und ſpricht daher von Zwanzig-Endern u.ſ.w. Das Geweih kann 2, ſogar 3 Schuh hoch werden und 20—30 Pfund wägen. Wird es während des Wachsthums verletzt, ſo bekommt es gern eine Mißgeſtalt; wird das Thier verſchnitten, ſo bleibt das Geweih ſtehen, wie es war, oder bleibt weg, wenn keines da geweſen.

Es ſind von Natur ſanftmüthige und geſellige Thiere, mit ſcharfem Geſicht, Gehör und Geruch, und haben einen ſchönen Anſtand und Gang; ſie ſind ſehr neugierig, beſehen den Men-

ſchen, wenn er keine Flinte bey ſich hat, kommen auf das Pfeifen oder den Klang des Waldhorns herbey; ſobald ſie aber Gefahr merken, fliehen ſie ſchnell, und in der Noth mit liſtigen Seitenſprüngen, davon. Werden ſie doch eingeholt, ſo wenden ſie ſich um und greifen mit ihrem Geweih an.

Die Brunftzeit beginnt bey den alten mit dem September, bey den jüngern im October, und dauert 6 Wochen. Die Hirſche laufen dann melancholiſch umher, um die Hindinnen aufzuſuchen. Dabey legen ſie ihre Sanftmuth ab und treiben die jüngern fort, kämpfen auch oft wüthend mit einander, wobey es viele Wunden gibt. Sie ſchreyen dann Morgens und Abends ſo laut, daß man es eine Stunde weit hört, ähnlich dem Geplärre der Kühe; nicht ſelten bekommen ſie davon einen Kropf. Die Hindinnen haben nur einen bellenden Laut, welchen man Schmälen oder Melden nennt. Ein Hirſch reicht oft für 20 Hindinnen hin. Dann gehen ſie wieder zu ihren Rudeln. Nach 40 Wochen, gewöhnlich im May, wird ein Kalb geſetzt, welches nach einigen Tagen der Mutter folgt, und ein Jahr lang ſaugt. Bis zum dritten Monat iſt es weiß gefleckt. Im Auguſt zeigen ſich ſchon die Hörner, welche im September noch weich ſind und mit der Haut bedeckt. Das weibliche oder Wildkalb heißt bis gegen das dritte Jahr, oder die Zeit ſeiner Reife, Schmalthier; das männliche oder Hirſchkalb heißt, nachdem es Spieße bekommen, Spießer, im zweyten Jahr Gabler, im ſiebenten jagdbarer Hirſch; im achten Jahr iſt er ausgewachſen. Ihr Alter können ſie auf 40 Jahre bringen. Sie werden ſehr von den Engerlingen in der Haut und der Naſe geplagt.

Die Jagdzeit dauert vom May bis zur Mitte Septembers, der Schmalthiere und Kälber bis Weihnachten. Die jagdbaren Hirſche müſſen wenigſtens 10 Enden haben und gegen 3 Centner wägen. Das Fleiſch wird bekanntlich geſchätzt, die Haut zu Beinkleidern, Handſchuhen, Degenkoppeln u.ſ.w. verarbeitet, die Haare zum Ausſtopfen der Sättel und Stühle, die Geweihe zu Heften von Meſſern und Hirſchfängern, zu Gallert, Schwärze und Hirſchhorngeiſt. Die weichen Hornkolben geben einen treff-lichen Salat. Der Schaden, welchen ſie durch Abbeißen des

jungen Holzes den Wäldern, durch Wegfreſſen der Saat und des Kohls den Feldern und Gärten verurſachen, iſt ſehr groß; daher werden ſie auch in wohl eingerichteten Staaten in Thiergärten eingeſchloſſen. Bechſtein I. S. 453. Mellin, Wildbahn 1800. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1794.

Die ruſſiſchen ſind etwas größer, 7 Schuh 8 Zoll lang, 4½ Schuh hoch, Kopf 1½ lang, Ohren 8⅓ Zoll, Schwanz 4. Pallas, Zoogr. ross. I. pag. 216. In der Bibel kommt der Hirſch vor unter dem Namen Aial.

8) Der Sumpfhirſch (C. paludosus, dichotomus)

gleicht ziemlich dem Edelhirſch, iſt aber etwas ſchmächtiger; Färbung bräunlichroth, unten, ſo wie die Lippen, gelblichweiß, Mittelſtrich an der Bruſt, Fußenden und Unterſeite des Schwanzes ſchwärzlichbraun; Geweihe kleiner als bey dem unſerigen, und mit weniger Enden, höchſtens 5.

Er ſcheint ſich im ganzen heißen America zu finden, namentlich im Innern von Braſilien, wo er Veado-galheiro heißt, und in Paraguay, wo man ihn Guazu-pucu (großer Hirſch) nennt. Er bewohnt nur die offenen, ſumpfigen Gegenden und die alten Fluß- oder Meeresbetten, welche gewöhnlich überſchwemmt werden, und geht daſelbſt nicht in die Wälder. Länge 69 Zoll, Schwanz 7, Höhe 48, Ohren 7, Geweih 22. Sie werfen in der Mitte des Octobers ein Junges, welches gleich die Farbe der Alten hat, ohne weiße Seitenflecken. Die Geweihe werden zu verſchiedenen Zeiten abgeworfen. Einer hatte im October einen Kolben 4 Zoll lang; einem andern fiel das Geweih Ende July ab; ein anderer war Ende Decembers ohne Geweih; ein vierter hatte Ende Hornungs einen halb ausgewachſenen Kolben: wahrſcheinlich iſt daher die gewöhnliche Zeit des Abwerfens die Mitte des Auguſts. Sie werfen es aber nicht alle Jahre ab; man ſieht zu gleicher Zeit welche mit altem Geweih und andere mit halbgewachſenem. Ihre Brunft iſt nicht ſo heftig wie in Europa, und das gilt von allen in America. Sie gehen alle gern an die Salzlecken. Azara I. 70.

Nach dem erſten Jahr kommt ein Spieß von 6 Zoll, nach dem zweyten eine Gabel 9½ Zoll, dann ein Geweih mit 3 Zin-

ken, 16 Zoll; dann eines mit 4 Zinken, 17 Zoll; endlich eines mit 5 Zinken oder 10 Enden, 22 Zoll. Die einen ſtoßen ſie im Herbſt ab, die andern im Frühling; die Böcke haben Eckzähne im Oberkiefer. Sie gehen in die Wälder nur bey Ueberſchwemmungen, und folgen dem Waſſer, ſobald es fällt. Sie halten ſich in Familien zuſammen von 3—5 Stück, meiſt 2 Geißen bey einem Bock. Untertags liegen ſie im Gras oder Schilf verborgen, Abends und Morgens freſſen ſie Gras und Sumpfpflanzen; bey Gefahr fliehen ſie in die Sümpfe, wo ſie kein Feind erreicht; ſie ſind vortreffliche Schwimmer. Säuglinge trifft man an bald im Frühling, bald im Herbſt. Man jagt ſie nur während der Ueberſchwemmungszeit, indem man ſie vom Waſſer abſchneidet, und ihnen vom Pferde Schlingen oder Kugeln zuwirft. Man darf ſich aber nur mit Vorſicht nähern, weil ſie ſich mit dem Geweih und den Vorderfüßen herzhaft vertheidigen. Das Fleiſch ſchmeckt ſchlecht, und wird nur von den Indianern gegeſſen. Das gegerbte Fell zu Reitdecken. Jung aufgezogen werden ſie ſehr zahm, und folgen den Menſchen wie Hunde. Rengger, Paraguay 344. Lichtenſtein, Säugthiere T. 17.

In Nord-America gibt es zween Hirſche, wovon man den einen mit dem Dam-, den andern mit dem Rothhirſch vergleicht.

9) Der virginiſche Hirſch (C. virginianus, leucurus), der americaniſche Damhirſch,

iſt kleiner als der unſerige, röthlichfahl im Sommer, röthlichgrau und länger im Winter, Schwanz ſchwarz, Spitze und Kehle weiß; die Geweihe aus- und einwärts gebogen, mit 5—6 Enden nach hinten.

Sie leben ſehr zahlreich in Virginien und Louiſiana, erſtrecken ſich aber von Canada bis an den Orenoco, und ſind für die Indianer von großer Wichtigkeit, indem dieſe das Fleiſch für den Winter aufbewahren und die Felle verkaufen; ſie werden häufig nach Europa gebracht.

Bey dem Uebergang des Sommerkleides in das des Winters entſteht eine bläuliche Miſchung, und dann ſind die Felle am werthvollſten. Bey allem Wechſel bleibt der Unterkiefer, das

Innere der Ohren, die Kehle, der Bauch und ein Flecken auf dem Geſäße weiß; die Schnauze ſchwarz, mit einem weißen Flecken jederſeits. Die Eckzähne fehlen. Die Geweihe fegen im October, und fallen ab im Jänner. Bennett, Zool. gard. I. 1830. 205. Fig. fem. Pennant I. 110. Taf. 15. Fig. 2. Catesby S. 28. Fallow-deer. Buffon XII. 347. T. 44. Cariacou fem. Schreber T. 247. H. Say in Longs Exped. to the Rocky Mountains I. 104. Fr. Cuvier, Mammif. L. 2 & 48. Say in Longs Exped. cap. 11. C. macrotis. Richardson, Fauna I. n. 76. tab. 20.

10) Der canadiſche Hirſch (C. canadensis, major), Wapiti, Elk,

iſt viel größer als der unſerige, 7½ Schuh lang und ebenſo gefärbt, Bürzel blaß; Geweih ſehr groß und äſtig, mit zurückgeſchlagenen Enden, die Augenſproſſen abwärts gerichtet. Catesby S. 28. Stag. Perrault, Mém. ac. II. p. 65. tab. 45. Warden, Etats unis V. 537. Red Deer. V. 638. Wapiti. Lewis und Clark, Miſſouri. 1816. II. 167. Elk; Schreber Taf. 246 A. 247. F und G., C. strongyloceros; Fr. Cuvier, Mammif. livr. 20. Harlan, Fauna americ. 1825. 236. Richardson I. n. 75.

Sie ſind ſehr gemein in Nordamerica, vorzüglich in Canada und am Miſſouri, wo ſie familienweiſe leben, nur ein Bock mit einer Geiß und den Jungen, deren gewöhnlich 2 im Juny geſetzt werden. Hat man eines geſchoſſen, ſo werden die andern traurig, bleiben in der Nähe und ſind leicht zu bekommen. In der Brunftzeit, im September, werden die Böcke ſehr wüthend und ſchreyen ſehr laut und lang, faſt wie das Bellen der Hunde. Das Geweih wird im März abgeworfen; es iſt 3½ Schuh lang. Sie ſind den Wilden von großem Nutzen, ſowohl wegen des Fleiſches und des Felles, als weil ſie, jung aufgezogen, ſehr zahm werden, und ſich ſogar vor den Schlitten ſpannen laſſen.

II. Schaufelhirſche:

die Enden des Geweihs ſind an der Wurzel in eine breite Tafel mit einander verwachſen.

e) Rinder-artige Hirſche.

11) Der Damhirſch (C. dama, Platyceros), Daim; Fallow-Deer,

iſt kleiner als der Rothhirſch, hat aber dieſelbe Geſtalt und trägt Hals und Kopf hoch; Färbung im Sommer rothbraun, mit kleinen weißen Flecken, im Winter dunkelbraun, ohne Flecken; Unterleib und Bürzel immer weiß, der letztere ſchwarz geſäumt, Schwanz oben ſchwarz, unten weiß; Geweih mit einer langen runden Stange, oben breit und handförmig getheilt. Geßner 335. Buffon VI. 167. Taf. 27—31. Ridinger, jagdbare Thiere Taf. 7. Schreber V. Taf. 249. A. B. Bonaparte, Fauna XV.

Dieſer zierliche Hirſch lebt wild in der Barbarey, iſt aber ſeit mehreren Jahrhunderten im ganzen gemäßigten Europa, mit Ausnahme von Schweden und Rußland, theils frey in den Wäldern, theils in Thiergärten, in kleinern Parken, wo er außerordentlich zahm und der eigentliche Hirſch der Damen iſt, während mit dem Rothhirſch ſich die Männer beſchäftigen. In den Wäldern ſind ſie außerordentlich ſcheu und flüchtig, in kleinern Gärten aber ſo zutraulich, daß ſie auf den Ruf kommen und das Brod aus den Händen nehmen, ſich aber deſſen ungeachtet nicht anfaſſen laſſen.

Die Länge iſt über 4 Schuh, die Höhe 3, das Gewicht 2 bis 2½ Centner. Die Geweihe werden, je nach dem Alter, vom April bis zum Juny abgeworfen. Das Fleiſch iſt zarter als beym Rothhirſch, und das Fell gibt feinere Handſchuh, Beinkleider u.ſ.w. Bechſtein I. 445. Mellin, Berl. Schriften II. 162; Wildbahn 151.

Er kommt ſchon bey Ariſtoteles unter dem Namen Prox vor; bey Plinius unter dem Namen Platyceros (XI. Cap. 38).

Der Graf v. Mellin hat in ſeinem Thiergarten bey Reval in Eſthland die beſten Beobachtungen über dieſes Thier anzuſtellen Gelegenheit gehabt.

Die Damhirſche finden ſich nur in den gemäßigten Himmelsſtrichen, in Spanien, Frankreich, Italien und beſonders in Eng-

land, auch hin und wieder im ſüdlichen Deutſchland, aber meiſt nur in Thiergärten. In Brandenburg wurden ſie erſt vor 150 Jahren in die Wälder verſetzt, wo ſie übrigens gut gediehen; diejenigen, welche nördlicher gehalten werden, wie in Lievland, müſſen des Winters in einem Stall gehalten werden. Was man in America ſo nennt, iſt der virginiſche Hirſch. Mit dem Rothhirſch verglichen, hat er, außer der geringeren Größe, einen kürzeren Hals, kürzere Ohren und Füße, aber einen längeren Schwanz und mehr Fleiſch; es kann einer 3 Centner wägen, mithin ſo viel als ein fünfjähriger Rothhirſch mit 10 Enden. Ein dreyjähriger, im September geſchoſſen, alſo noch nicht völlig ausgewachſen, wog 150 Pfund, Länge 4 Schuh 5 Zoll, Widerriſt 2 Schuh 8 Zoll, Kreuz 2 Schuh 11 Zoll, Umfang 3 Schuh 7½ Zoll, Kopf 1 Schuh, Gehörn 1 Schuh 5½ Zoll, Ohren 5½ Zoll, Schwanz 7, mit den Haaren 10; ein altes Weibchen, im November geſchoſſen, wog 144 Pfund, Länge 3 Schuh 10 Zoll, Widerriſt 2 Schuh 5 Zoll, Kreuz 2 Schuh 8 Zoll, Umfang 2 Schuh 10 Zoll, Kopf 9½.

Nach dem erſten Jahr kommen die Spieße 4—8 Zoll lang und zuſammen 6 Loth ſchwer; nach dem zweyten eine Gabel, beide ½ Pfund ſchwer, unten der Augenſproſſen, darüber der Eisſprießel und am Gipfel noch 2 platte Zinken; nach dem dritten Jahr wiegt das Geweih 1½ Pfund; es kommt über dem Eisſprießel ein Zinken nach hinten, und die Schaufel erhält einige Ausſchnitte; nach dem vierten wiegt es 2 Pfund und die Schaufel hat hinten mehr Ausſchnitte; nach dem fünften iſt der Hirſch in ſeiner vollen Kraft, das Geweih wiegt über 2½ Pfund, iſt 2 Schuh lang und die Schaufeln 6—7 Zoll breit, jede mit 7 kurzen Enden, außer den 3 tiefer unten an der Stange; in der Folge wird das Geweih nur dicker und 4 bis 4½ Pfund ſchwer; im Alter wird es kleiner und zuletzt kommen wieder Spieße, was jedoch der Hirſch ſelten erlebt.

Die Alten werfen im May ab, die Spießer erſt im Juny, doch nicht beide zu gleicher Zeit, ſondern nur 2—3 Tage nach einander. Der Roſenſtock iſt nun mit rother Haut bedeckt, und nach 8 Tagen erheben ſich wieder die Kolben, welche ſo empfindlich

ſind, daß er ſich verbirgt, zum Theil auch wegen der Fliegen. Sie wachſen in 24 Stunden $^1/_2$ Zoll. Die Brunſt fällt in die Mitte des Octobers, und dann ſuchen ſie einander auf, während ſich beide Geſchlechter abgeſondert gehalten haben. Am Ende dieſer Zeit fangen ſie an, des Nachts ſo laut zu rufen, daß man es eine halbe Stunde weit hört; es dauert aber nur 3 bis 6 Tage, und in der Mitte November iſt alles geendet. Bisweilen kämpfen ſie heftig mit einander. Man muß in einem Thiergarten nur drey- oder vierjährige Schaufler dulden, weil bey den ältern viele Schmalthiere gelte bleiben. Ein Hirſch reicht für 8 Thiere hin. Man hat indeſſen beobachtet, daß auch ſchon Spießer belegen können. Nach 8 Monaten wird im Juny 1 Kalb geſetzt, höchſt ſelten 2. Das Kalb kann erſt nach dem zweyten Tage gehen; die Mutter jagt kleinere Thiere fort, vor größeren geht ſie aber langſam her, um ſie abzuleiten. Nach 4 Wochen geht es mit der Mutter auf die Waide, ſaugt aber ein ganzes Jahr.

Sie lieben vorzüglich kleine Thäler mit abwechſelnden Anhöhen, welche mit kurzem Graſe dicht bewachſen ſind; auf naſſer Waide gedeihen ſie nicht; ſie zupfen auch das Laub von den jungen Bäumen, und ſchälen im Winter die Rinde ab. Vom Auguſt bis zur Mitte Octobers ſind ſie am feiſteſten; des Winters gibt man ihnen Heu, wilde Caſtanien, Eicheln und Erdäpfel. Sie halten ſich im Gebüſch dicht beyſammen, und ziehen im Schnee hinter einander her nach der Waide. Im März trennen ſich die alten Schaufler vom Rudel, bleiben aber im Gebüſch und werfen ab. Die übrigen ziehen nun gern auf die Saat- und Erdäpfelfelder. Im Juny trennen ſich die alten Weibchen von den jüngern, und es bleiben bloß die Schmalthiere und die neuangehenden Spießer und Gabler beyſammen. Im Auguſt vereinigen ſich die Weibchen wieder mit denſelben.

Ihr Gang hat etwas Anmuthiges; ſie traben, hüpfen, galoppieren und ſpringen über eine 6 Schuh hohe Wand, ſchwimmen auch gut. Sie legen ſich immer auf ihre 4 Füße und nicht auf die Seite; ſie knieen mit dem Vorderleib, ſtehen zuerſt mit dem hintern auf und miſten dann ſogleich, wie der Rothhirſch

und das Reh, in ihr Lager. Ihr Miſt iſt ſehr gut für die Bäume und die Kohlgärten.

Wo möglich muß ein Thiergarten 50 Morgen Land betragen und mit Laubholz beſetzt ſeyn; dann kann man 60 Stück hineinſetzen und jährlich 8 ſchießen. Die Spießer und Schmalthiere haben das beſte Fleiſch, welches dem Rothwildprett vorgezogen wird. Sie erreichen wohl höchſtens ein Alter von 20 Jahren. Berliner Schriften II. 1781. 162. T. 4—7.

12) Das Rennthier (C. tarandus), Rhenne, Ranglier,

iſt zwar ſo dick als unſer gemeiner Hirſch, hat aber kürzere Beine, einen kürzeren Hals und trägt denſelben wagrecht; Färbung braun, des Winters weiß; Geweihe bey beiden Geſchlechtern, ſehr dünn und vielendig, mit kleinen Schaufeln. Ridingers wilde Thiere T. 35. Buffon XII. 79. T. 10—12. Supplém. III. tab. 18. Schreber V. Taf. 248. A—E. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 31. Bennett, Zool. Gardens I. 241. Fig. Perrault, Mém. Ac. I. 179. tab. 14.

Die Rennthiere kommen wild nur jenſeits des Polarkreiſes vor, werden aber von den Lappländern, Grönländern und den nordiſchen Völkern in Rußland in großer Menge zahm gehalten, und ſind ihr einziges Hausthier, welches die Stelle unſerer Schafe, Rinder und Pferde vertritt, indem es ihnen Kleidung, Milch und Fleiſch liefert, und zugleich im Schlitten dient zum Reiſen und zur Herbeyſchaffung der Bedürfniſſe.

Der älteſte Schriftſteller, welcher ohne Zweifel vom Rennthier redet, iſt Julius Cäſar. Im hercyniſchen Wald, ſagt er, gibt es einen Ochſen von der Geſtalt des Hirſches, dem mitten auf der Stirn ein viel größeres Horn ſteht, als bey uns bekannt ſind; ſein Gipfel breitet ſich handförmig in viele Zweige aus. Das Weibchen hat eben ſolche Hörner (Bellum gallicum VI.). Plinius nennt es zuerſt Tarandus, miſcht aber deſſen Eigenſchaften mit denen des Elennthiers zuſammen, indem er ſagt: der ſcythiſche Tarandus wechſelt die Farben; Größe des Ochſen, Kopf wie beym Hirſch, aber größer, Hörner äſtig, Klauen geſpalten, Haar ſo groß wie beym Bären. Sein Rückenfell iſt ſo hart, daß man Bruſtpanzer daraus macht. Es nimmt

die Farben aller Sträucher, Bäume und Blumen an, wo es ſich verſteckt, iſt furchtſam und wird daher ſelten gefangen (Lib. VIII. cap. 34.). Aelian wußte ſchon, daß die wilden Scythen auf gezähmten Hirſchen wie auf Pferden ritten. Albertus Magnus hat nicht viel mehr in Erfahrung gebracht, als die Alten.

Der erſte, welcher ſeines Wohnorts und ſeines Aufenthaltes wegen genauer unterrichtet ſeyn konnte, war Olaus Magnus, Biſchof zu Upſala in Schweden. Er hat um 1530 geſchrieben: In den nördlichen Theilen beider Bothnien und in Lappland gibt es ein dreyhörniges Thier aus dem Geſchlechte der Hirſche, aber viel größer, ſtärker und ſchneller; es heißt Rangifer aus zwey Urſachen: einmal, weil die Hörner wie Aeſte einer Eiche ausſehen, und dann, weil das Geſchirr, welches ihm die Innwohner an die Hörner und die Bruſt legen zum Ziehen der Wägen, Rancha und Locha heißt. Zwey größere Hörner ſtehen wie beym Hirſch, ſind aber größer und äſtiger, haben manchmal 15 Aeſte. Ein anderes Horn ſteht in der Mitte des Kopfes und dient zur Vertheidigung gegen die Wölfe. [Dieſes iſt offenbar nichts anderes als das vorwärts gerichtete Paar Eisſprießel, und ein merkwürdiges Beyſpiel, wie Mißverſtändniſſe entſtehen können.]

Seine Nahrung beſteht, beſonders des Winters, in einem weißen Bergmoos, welches es unter dem Schnee hervor ſcharrt, wie das wilde Pferd; des Sommers frißt es ſtehend und gehend Blätter und Sproſſen der Bäume lieber als Gras, wegen der vorwärts gerichteten Hörner. Es hat eine Mähne auf dem Halſe, geſpaltene, faſt runde Hufe, womit es auf dem Schnee, ſelbſt mit einem Reiter, durch Berg und Thal läuft.

Dieſe Thiere ſind, gezähmt, ihren Herren von größtem Nutzen durch Milch, Fell, Sehnen, Knochen, Klauen, Hörner, Haare und Fleiſch. Manche beſitzen deren 10, 30, 100, ja 300 und 500 Stück, welche von den Hirten auf die Waide und wieder in den Stall geführt werden, wegen der vielen Wölfe. In ferne Länder geführt, beſonders übers Meer, halten ſie nicht lang aus, wegen des veränderten Climas und der ungewohnten Nahrung. Es wurden einmal 6 Stück dem Herzog von Holſtein

geſchickt, bey dem ſie aber bald ſtarben. Auch verehrte der König von Schweden, 1533, einigen Herren aus Preußen 10 Stück; ſie ließen ſie frey laufen; was aber daraus geworden iſt, hat man nicht erfahren.

Die wilden dienen zur Vermehrung und zur Jagd; die zahmen ziehen die ſchwerſten Wägen mit Fellen, Tüchern und Fiſchen beladen, wovon die Lappländer vorzüglich leben. Sie fahren damit am häufigſten nach Norwegen, weil dort der Handel beſſer geht. Die Fuhrleute machen mit ihnen in ebenen Thälern, wenn es nöthig iſt, jeden Tag 50,000 Schritte oder 30 gothiſche oder deutſche Meilen. [Wenn römiſche Schritt gemeynt ſind, ſo beträgt dieſer Weg nur 10 deutſche Meilen, was auch hinlänglich iſt.] Des Winters werden ſie vor Schlitten geſpannt, deren Boden mit Rennthierfellen überzogen iſt, die Haare nach außen und hinten gerichtet. Damit machen ſie ſehr weite Reiſen an verſchiedene Handelsplätze, und jagen auch wilde Rennthiere, die ſie mit Pfeilen erlegen.

Die Milch wird im Hauſe gebraucht, die Molken getrunken; das Fell zu Kleidern und Betten, Sätteln, Säcken und Blasbälgen; die Sehnen als Schnüre zur Zuſammenfügung der Schiffe, weil das Eiſen fehlt, und als Zwirn, da kein Lein wächst; die Knochen und Hörner zu Bogen und Pfeil, die Haare zum Ausfüttern der Sättel und zu Polſtern; die Klauen gegen Krämpfe; das Fleiſch iſt ſehr gut und geſund, hält, eingeſalzen und an der Luft getrocknet, mehrere Jahre; man ißt jedoch auch friſches. De gentibus septentrionalibus. 1562. 8. 133. Fig.

Ungeachtet dieſer richtigen Angaben, wußte ſich doch Geßner, 1551, nicht zu helfen, und verwechſelte oder vielmehr vermiſchte, durch die alten Schriftſteller verleitet, das Rennthier mit dem Elennthier (pag. 156 & 950. Tarandus & Rangifer. Fig.). Aldrovand dagegen unterſcheidet beide ſehr wohl (Bisulca 1621. Fol. 857. 863. Rangifer).

In dem Werk über die Jagd, von Jacques du Fouilloux, einem Edelmann im Diſtrict Gaſtine in Poitou, welcher unter Carl IX., alſo zwiſchen 1560 und 1574, gelebt hat, wird die Jagd des Rennthiers beſchrieben. Er ſagt, ſie ſtamme von

Gaston de Foix et Bearn, welchen man Roy Phoebus nannte, und ſey ſchon frühzeitig abgedruckt worden; wann und wo, kann ich nicht finden. Dieſer Gaſton Phoebus aber war, nach Bayles und Morerys Dictionnaire historique, ein Prinz, welcher 1348 die Tochter Philipps III., Königs von Navarra, heirathete, und 1391 zu Orthez ſtarb. Er hatte Anwartſchaft auf das Königreich Navarra, ſiegte in mehreren Schlachten, hielt oft Jagden in den Pyrenäen, und ſchrieb ſelbſt mehrere Werke über die Jagd, worinn der Hirſch, Damhirſch, das Reh, nebſt Bären, Wölfen, Dachſen u.ſ.w., kurz einheimiſche Thiere vorkommen. Darunter aber auch das Rennthier (Ranglier), und zwar ſo deutlich characteriſiert, daß es nicht zu verkennen iſt. Selbſt Buffon wurde dadurch veranlaßt zu glauben, daß das Rennthier damals noch in Frankreich gelebt habe, alſo noch nicht vor 500 Jahren. Abgeſehen von der Unglaubhaftigkeit der Sache an ſich, wie wäre es möglich, daß dieſes Thier dem viel ältern Vincenz v. Beauvais und dem Albertus Magnus, dem ſpätern Conrad Geßner und Belon unbekannt geblieben wäre! Keiner weiß etwas Ordentliches vom Rennthier überhaupt, noch weniger etwas von demſelben in Frankreich, und Vincenz ſagt ausdrücklich, der Rangifer wohne in Norwegen, habe auf dem Kopfe 3 Reihen Hörner wie Zweige, 2 große wie der Hirſch, 2 in der Mitte des Kopfes und dann noch einige kurze Zweige daneben. Speculum naturale liber XX. cap. 103. Bey dem Artikel Tarandus repetiert er den Plinius, und bey Parandrus den Solinus. Wie kann alſo von einem Rennthier in Frankreich die Rede ſeyn? Gaſton de Foix hat daher wahrſcheinlich ſeine Rennthierjagd aus nordiſchen Nachrichten abgeſchrieben. La Vénérie de J. du Fouilloux. Rouen, 1650. 4. p. 97.

Im Jahr 1675 hat Scheffer von Straßburg ein eigenes Werk über Lappland geſchrieben. Er ſelbſt war zwar nicht im Lande, hat aber gute Mittheilungen ſchriftlich, beſonders von Pfarrern, erhalten.

Die Lappländer halten keine Pferde, Eſel, Rinder, Schafe und Ziegen, ſondern nur Rennthiere, und verbeſſern die Zucht

dadurch, daß ſie Rennthierkühe zu den wilden laſſen. Die Jungen davon werden viel höher und ſtärker, und paſſen daher beſſer an den Schlitten, obſchon ſie bisweilen ſtößig werden, ſich gegen den Fuhrmann kehren und mit den Füßen auf denſelben losſchlagen, wobey dem letztern nichts übrig bleibt, als den Schlitten umzuwenden und ſich darunter zu verſtecken. Die Brunft fällt in den Herbſt, um Matthäi (21. Sept.), zu welcher Zeit das Fleiſch übel riecht. Nach 40 Wochen werfen ſie, im May, ein Junges, wann ſie ſich an der Sonne und dem Graſe erquicken können. Die Jungen folgen ihren Müttern, und erkennen die ihrige unter Hundert andern. Sie ſind anfangs röthlich, und werden gegen Jacobi ſchwärzlich. Allmählich freſſen ſie Gras, Kräuter und Laub. Im zweyten Jahr werden diejenigen, welche entweder zum Laſttragen oder zum Schlitten beſtimmt ſind, verſchnitten, weil ſie ſich dann beſſer behandeln laſſen; man behält auf 100 weibliche kaum 20 männliche. Im vierten Jahr ſind ſie ausgewachſen. Sie werden des Tags nur einmal, und zwar um 3 Uhr Nachmittags, gemolken, freyſtehend oder an einen Pfoſten gebunden. Die Milch iſt dick und ſehr nahrhaft. Man braucht ſie zu allerley Speiſen und zum Käſe, welcher ſo groß wie ein Teller und zween Finger dick iſt. Butter wird keine gemacht.

Sie verlangen viele Sorge bey Tag und Nacht, und müſſen, wegen der wilden Thiere, immer gehütet werden. Zum Melken werden ſie in ein Gehöfte getrieben, oder in ein Gehäge im Wald, oder, wo kein Holz iſt, an einen Pfahl gebunden. Sie freſſen kein hartes Gras, ſondern nur weiche Pflanzen und Sproſſen, des Winters Flechten, welche ſie mit den Klauen aus dem Schnee hervorſcharren, wovon ſie im Herbſt ſehr fett werden, im Sommer aber, ſowohl wegen der Hitze als wegen der vielen Engerlinge in der Haut, ſehr abmagern. Bisweilen befällt ſie eine Art Peſt, woran ſie alle wegſterben. Ein jedes hat ſein beſonderes Zeichen an den Ohren, damit man ſie wieder erkennt, wenn ſie ſich unter andere Heerden verlaufen haben. Sie werden nicht über 13 Jahre alt. Im Herbſt und Frühling jagen die Männer die wilden, indem ſie zur Brunftzeit

ein zahmes Weibchen im Wald an einen Baum binden, und ſo-dann die ſich nähernden Hirſche mit Bogen oder Büchſen ſchießen; im Frühjahr gehen ſie mit ihren Schneeſchuhen hinaus, um die-ſelben zu erlegen. Man fängt ſie auch mit Hunden und in Fall-ſtricken, und endlich treibt man ſie zwiſchen zwey langen Zäunen fort, bis ſie in eine Grube fallen. Nach der Rennthierjagd iſt die Bärenjagd die wichtigſte, weil das Fleiſch ſehr hoch geſchätzt wird. Lappland 1675. 4. S. 256. 363.

Nachher hat Linne eine Schilderung nach eigener Beob-achtung gegeben.

Die ganze Haushaltung und Lebensart der Lappländer beruht auf den Rennthieren. Das Geweih unterſcheidet ſich von dem des Damhirſches dadurch, daß die Stange nicht zu-ſammengedrückt iſt, ſondern nur an den Enden breit, was auch von dem über die Stirn hinliegenden Augenſproſſen der Fall iſt. Lappland zerfällt in 2 Theile, in das Alpen- und Waldland; jenes theilt Norwegen von Schweden, und geht bis ans weiße Meer, oft in einer Breite von 12 Meilen. Der öſtliche waldige Theil iſt von Norrland durch einen ſehr ſteinigen, unfruchtbaren Tannenwald getrennt, deſſen Erde mit weißen, die Bäume mit fadenförmigen, ſchwarzen Flechten bedeckt ſind. Zwi-ſchen dieſem Wald und den Alpen liegt Lappmark, eine 30 bis 40 Meilen breite Wüſte mit ſandigen Ebenen, Sümpfen, Wäl-dern und Bergen, der Boden mit dem weißen Rennthiermooſe bedeckt, ſo wie die niedrigern Alpen. Daſelbſt hält ſich, wäh-rend des Winters, das Rennthier auf; im Sommer aber zieht es, wegen der Hitze, der Schnaken, der Bremſen und vorzüglich der Daſſeln, auf die Alpen.

Das zahme Rennthier iſt 2 Ellen lang und 1½ hoch. Die Haare ſind anfangs braun, werden gegen die Hundstage grau und endlich faſt weiß. Dieſe Farbe hat beſtändig das Maul, der Schwanz, der Bürzel und ein Ring über den Hufen; ein ſolcher um die Augen ſchwärzlich; unter dem Hals eine Art Mähne. Die Haare ſtehen ſo dicht, daß man die Haut nur mit Mühe zu ſehen bekommt. Sie fallen auch nicht wirklich aus, ſondern brechen nur an der Wurzel ab. Die Geweihe ſind

$1\frac{1}{4}$ Elle lang und zurückgebogen; der Augenſproſſen oft ſo lang als der Kopf, vorn zuſammengedrückt und verzweigt. Sie ſtehen oben ſo weit aus einander, als ſie lang ſind. Sie brechen im Frühjahr hervor, ſind weich und wachſen an der Spitze, nicht am Grunde wie die einfachen Hörner. Im Herbſt, vor der Brunſt, werden ſie abgefegt, und nach derſelben abgeworfen, am Ende des Septembers. Das Weibchen behält ſie bis zum Setzen, verliert ſie aber im Winter, wenn es nicht trägt; die verſchnittenen ums Neujahr. Schwanz $\frac{1}{4}$ Elle lang. Die wilden werden viel größer.

Der Lappländer braucht kein Heu einzuführen, weil es die Rennthiere nicht mögen; ihre Wieſen ſind die mit Schnee bedeckten Wüſten, wo ſie, wie die Schweine, ihre Nahrung heraus wühlen; dazu iſt ihre Haut an Naſe und Füßen ſehr hart. Beginnt aber der Winter mit Regen, daß der Boden mit einer Eisrinde überzogen wird, ſo entſteht für den Lappländer die größte Noth, und er iſt gezwungen, die alten Tannen zu fällen, um ſeine Thiere mit Baumflechten kümmerlich vor Hunger zu ſchützen, woran indeſſen doch viele zu Grunde gehen.

Da das Rennthier auf dieſe Weiſe ſeine Nahrung ſelbſt ſucht, ſo muß der Eigenthümer mit der Heerde Sommers und Winters herumwandern. Indeſſen ſchützen ihn die Rindthierpelze vor der Kälte, die hellen Nächte halten ihn munter und das Spiel der Hunde vertreibt ihm die Zeit. Des Sommers bewohnt er jedoch Häuſer auf den Alpen; im December aber, Jänner und Hornung hält es ſelbſt kein Thier aus, außer dem Schneehuhn, Lemming und weißen Fuchs. Die Waldlappen haben auch ihre Häuſer, aber weit von einander und kleinere Heerden, kaum von 100 Stück, während die Alpenlappen 300, bisweilen 1000 beſitzen.

Das Rennthier ſetzt in der Mitte May, und gibt Milch bis Ende Octobers. Die Heerde wird Morgens und Abends nach Hauſe getrieben und gemolken; jedes gibt etwa ein Pfund Milch, welche man durch Lab von Kälbern, oder aus den Därmen der Aeſche (Fiſch) zum Gerinnen bringt, um Käſe zu machen; Butter wird nicht gemacht. Sie werden ſelten über 16 Jahre

alt, und daher ſchlachtet man ſie früher, beſonders vor der Brunftzeit, wo ſie noch fett ſind. Das Fleiſch wird getrocknet oder geräuchert und für den Winter aufbewahrt; im Frühjahr und Sommer lebt man von Fiſchen, im Herbſte von Schneehühnern. Aus der harten Haut an Stirn und Füßen macht man vortreffliche Schuhe, aus den Hörnern Leim, aus dem Fell alle Kleider und Mäntel, die man nach Schweden verkauft; aus den Sehnen Zwirn zum Nähen. Beym Gehen klappern die Hufe wie Nüſſe. Man hat ehemals behauptet, ſie könnten nicht wiederkäuen, was unrichtig iſt.

Des Winters zieht das Rennthier den Schlitten an einem Seil, das zwiſchen den Beinen durchgeht; das Leitſeil am Geweih. Es kann nur eine Perſon, nebſt etwa 10 Pfund, ziehen, 6—7 Meilen weit. Wird es getrieben, ſo macht es 10 bis 12 Meilen, aber dann muß man es ſchlachten, weil es vor Müdigkeit ſterben würde. Wegen des ſchwachen Rückens kann man es nicht reiten; man bindet ihm aber wohl bey den Wanderungen eine ſchwache Laſt auf.

Die wilden ſind noch einmal ſo groß als die zahmen, aber auf den bewohnten Alpen ausgerottet; nur in den unbewohnten dalekarliſchen gibt es noch Heerden von 100 Stück.

Die reichen Lappländer haben 500—1000 Rennthiere, werth ſo viel Gulden, und damit gewinnen ſie die Hälfte. Amoenitates academicae IV. 1759. p. 144.

Holſten, der 20 Jahr in Lappmarken Pfarrer geweſen, ſagt ausdrücklich, daß es nicht ſchreye wie andere Hirſche, ſondern nur bisweilen grunze; es rieche das isländiſche Moos 2 bis 4 Schuh tief unter dem Schnee; lege im Schlitten 10 Meilen zurück in eben ſo viel Stunden, wenn man es nur dann und wann verſchnaufen und etliche maulvoll Schnee nehmen laſſe; wird es müd, ſo ſieht es ſich oft um, und wirft ſich endlich nieder; dann muß man es eine Stunde lang waiden laſſen. Kommt man auf Eis mit Waſſer oder weichem Schnee, ſo muß man es führen. Eine Gemeinde von 200 Haushaltungen hatte 30,000 Rennthiere, und es werden jährlich eben ſo viel Häute ausgeführt, welche aber meiſtens von den Engerlingen durch-

löchert ſind. Sie gewöhnen ſich dermaaßen an ihre Wälder, daß ſie oft 15—20 Meilen zurück machen, wenn ſie durch Handel oder Erbſchaft an einen andern Ort gebracht worden ſind. Schwed. Abh. 36. S. 129.

Südlich dem 61.° gibt es in Schweden keine Rennthiere mehr. Nilsſon, Skandinavisk Fauna I. 288. Brookes, Sweden. 1823.

Nach Martens finden ſie ſich auch auf Spitzbergen; er hat aber nur jüngere geſehen, mit wenig Enden, und nennt ſie daher Rehe. Sie ſind ſehr ſcheu, werden aber doch von den Walfiſchfängern nicht ſelten geſchoſſen. Reiſe 72. T. O.

Es iſt merkwürdig, daß der alte Torfäus unter den grönländiſchen Thieren, welche er alle namentlich aufführt, das Rennthier gar nicht erwähnt (Gronlandia antiqua 1715.). Auch Anderſon ſchweigt darüber (Nachrichten ꝛc. 1746.), während die andern Schriftſteller über dieſes Land ſie daſelbſt gefunden haben, jedoch bloß wild.

Die größten ſind wie ein zweyjähriges Rind, von brauner oder grauer Farbe mit weißen Bäuchen; der Pelz ſehr dicht und über 1 Zoll lang; das Geweih iſt grau, oben eine Hand breit, und wird im Frühling abgeworfen; dann ſind die Thiere mager, die Haare kurz und dünn und das Fell wenig werth; im Herbſt liegt 3 Finger dicker Talg darunter, daher ſie die grimmige Kälte leicht aushalten können. Des Sommers waiden ſie in den Thälern das kleine Gras ab; des Winters ſuchen ſie unter dem Schnee die weißen Flechten hervor. Ehmals gab es in gewiſſen Gegenden viele Rennthiere; ſie wurden aber durch Klopfjagden, wobey Weiber und Kinder ſie umringten, geſchoſſen oder ins Meer getrieben und mit Harpunen erſtochen, und dadurch ſehr dünn gemacht. Indeſſen verſäumen noch viele mit dieſer Jagd den einträglichern Fiſch- und Seehundsfang, bloß um ein Paar Felle zum Staat zu haben. Je weiter man nordwärts kommt, deſto weniger findet man Rennthiere; es gibt jedoch noch auf dem Disko-Eiland. Cranz, Grönland 1765. I. 95. Edwards Vögel Taf. 51.

Auf Island gab es keine; es wurden aber vor etwa 60

Jahren 3 Stück aus Norwegen eingeführt und 1777 wieder 30. Sie haben ſich ſeitdem in der Wildniß ſo vermehrt, daß man ſie auf 5000 Stück anſchlägt, und man nicht ſelten Heerden von 60—100 begegnet. Sie nützen aber den Einwohnern nichts, weil ſie Kühe und Schafe genug haben, und zu arm ſind, um Pulver und Bley zu kaufen. Troils Briefe über Island; Hookers Reiſe.

In Rußland heißen ſie Oleen, wodurch zum Theil die Vermengung mit dem Elenn entſtanden iſt, und finden ſich nicht bloß in der Nähe des Eismeers; ſondern auch noch heerdenweiſe auf den höchſten Alpen von Sibirien, ſelbſt im Weſten des Urals, an den Quellen des Cama, ja noch an dem Ufa, unter 55 Grad, wo ſie von den Baſchkiren gejagt werden; auch in den ungeheuern Wäldern am nördlichen Oby, und von da bis zu den Tunguſen und dem Baikalſee, endlich auf den mongoliſchen Alpen zwiſchen dem Amur und Nau.

Zahm werden ſie in großen Heerden gehalten, nicht bloß von den Lappländern, ſondern auch den Samojeden, Oſtiaken, Tunguſen, Jukagiren, Tſchuktſchen und beſonders den Koräken. Im Frühjahr kommen große Mengen aus dem Norden übers Eis, wahrſcheinlich aus Nordamerica. Niemand pflegt ſie beſſer als die Koräken, welche 40—50,000 Stück haben und dieſelben ſo kennen ſollen, daß ſie die verirrten und die wilden, welche zur Brunftzeit ſich unter die Heerde gemiſcht haben, erkennen. Das letztere ſehen ſie gern, weil ſich die Zucht dadurch verbeſſert. Sie brunften im September, ſetzen im Frühling, die ältern oft zwey, die jüngern nur eines. Nach 2 Jahren ſind ſie ſchon reif, und ſetzen jedes Jahr; daher ihre ſchnelle Vermehrung. Nur bey den Koräken und Tſchuktſchen fallen weiße Kälber mit kleinen ſchwarzen Flecken, aus deren Fellen man ſehr zierliche und theure Laternen macht. Man ſpannt ſie paarweiſe, mit einem Querholz unter dem Halſe, an Schlitten, und dann braucht man die daran gewöhnten nur zu rufen, um ſie ſogleich aus der Heerde kommen zu ſehen. In Rußland wird die Milch nicht gebraucht, auch ſelten das Fleiſch, weil man wilde genug bekommen kann. Des Winters legt man die getödteten in

Gruben, um ſie für das Frühjahr aufzuheben, weil ſie in dieſer Zeit mager ſind. Um die zahmen zu ſchlachten, macht man einen Einſchnitt in die Haut und das Zwerchfell, ſteckt die Hand hinein und verletzt das Herz, damit man alles Blut bekommt, welches man mit Wurzeln kocht und als Würſte aufbewahrt. Auch die verdauten Speiſen im Magen werden mit Löffeln gegeſſen; mit den geraſpelten Hörnern gekocht, gibt dieſe Maſſe einen ſehr guten Leim zu den Pfeilbogen und Pantoffeln. Leber, Nieren, Hirn und Mark werden roh und gefroren für Leckerbiſſen gehalten, und das letztere kommt bloß in den Mund der Reichen. Aus den Fellen der Säuglinge macht man Kleider, aus den ältern Fußmatten und Decken für die Hütten; die abgehaarten Felle geben Sommerkleider; die Riemen von den Füßen werden zu Winterſtiefeln zuſammengenäht; aus den Hörnern macht man Werkzeuge und Waffen. Dieſe Völkerſchaften leben bloß von den Rennthieren, die Jukagiren bloß von der Jagd der wilden. Die Samojeden, Oſtiaken und Koräken ſpannen ſie an Schlitten; nur die Tunguſen reiten auch darauf, legen aber den Sattel nicht auf den Rücken, ſondern auf die Schulter. Des Winters haben die Hirſche keine Geweihe, die Hindinnen aber werfen ſie erſt 5 Tage nach dem Setzen ab; ſie bleiben aber immer kleiner. Auch die verſchnittenen bekommen jährlich Geweihe, welche jedoch immer mit der behaarten Haut bedeckt bleiben. So lang ſie knorpelig ſind, werden ſie von den Nomaden geröſtet und in Scheiben gegeſſen.

Sie freſſen nur des Winters Flechten von verſchiedener Art, im Sommer Sproſſen von Bäumen und Sträuchern, auch Pilze, ſelbſt den Fliegenpilz, wovon ſie aber eine Zeit lang betrunken werden. Des Winters freſſen ſie Schnee, ſtatt des Getränks. Dem Salz und dem Harn gehen ſie gierig nach. Sie werden von Engerlingen in der Haut und im Gaumen geplagt; hören ſie die Fliege ſummen, ſo fliehen und ſchütteln ſie den Leib wie toll.

Sie laufen nicht ſpringend, wie die Hirſche und wie man ſie abbildet, ſondern trabend mit großen und geſchwinden Schrit-

ten; werden jedoch bald müd, und daher muß man bey Reiſen immer welche leer mitlaufen laſſen.

Die wilden gehen immer in großen, ſehr langen Heerden dicht beyſammen, daß man von ferne glaubt, einen beweglichen Wald vor ſich zu haben. Sie wandern des Sommers aus den offenen Gegenden auf die waldigen Berge, um den Daſſelfliegen zu entgehen; des Winters kehren ſie zu den nordiſchen Ebenen zurück, wo es viele Flechten gibt, und ſchwimmen jährlich an derſelben Stelle über die Flüſſe Anadyr, Lena, Jeniſey und Oby, ſo daß am Ufer Pfade, wie Gräben, entſtehen; dabey werden viele von den Jägern in den Schiffen mit Spießen erlegt. Zuerſt kommen die Kühe mit den Jungen, dann die Männchen. Auch fängt man ſie mit Netzen und Schlingen. Ihre Hauptfeinde ſind Wölfe, Vielfraße und Bären. Pallas, ſtralſundiſches Magazin I. 1769. 394. Fig. Zoographia I. 206.

Außer ihrem Vaterlande gehen die Rennthiere gewöhnlich zu Grunde, und vertragen ſelbſt nicht das Clima von Stockholm und Petersburg. Indeſſen hat doch einmal der Markgraf von Schwedt mehrere aus dem ruſſiſchen Lappland nach Stettin bekommen, wo ſie in einem Park mehrere Jahre lebten. Ein dreyjähriges Männchen war Ende Septembers, nachdem es gefegt hatte, 6 Schuh lang und 3 hoch. Im Anfang des Jänners warf es das Gehörn ab, und bekam bald wieder Kolben, welche im Anfang des Auguſts die Haut oder den Baſt verloren. Die Stange der Geweihe iſt ſehr lang, ohne Perlen und Furchen; die Augenſproſſen kurz, die Eisſprießel dagegen ſehr lang, aufwärts gekrümmt, am Ende breit und verzweigt. Das Rennthier braucht alſo, ohne Zweifel wegen der ſchlechten Nahrung im Sommer und wegen der Engerlinge in ſeiner Haut, 8 Monat zu Vollendung ſeines Geweihes, während der Rothhirſch im März abwirft und im July fegt, alſo binnen 4 Monaten. Nachdem es gefegt hatte, bekam es ein ſchönes, ſehr dichtes und kurzes Haar, dunkel ſchiefergrau, auch am Bauch, heller an den Keulen, an Kinn und Naſe aber weiß; dann ſetzte es Feiſt an und trat Ende Septembers in die Brunft; unten am Hals hatte es eine handbreite Mähne, Hufe ſo breit wie beym Ochſen.

Des Sommers wurde es nur des Morgens herausgelaſſen und an heißen Tagen mit Waſſer begoſſen. Es bekam täglich eine Metze Gerſte, etwas Heu und waidete überdieß Klee, nahm auch von den Vorbeygehenden Brod, Zwetſchen und Aepfel an; Haber fraß es nicht. Isländiſches Moos, das man bisweilen ſammelte, fraß es mit großer Begierde.

Das lappländiſche iſt kleiner als das ruſſiſche, und ſie verhalten ſich zu einander faſt wie der Damhirſch zum Rothhirſch; jenes nur 4 Schuh 8 Zoll lang, 2 Schuh 11 Zoll hoch; dieſes 5 Schuh 8 Zoll lang, 3½ Schuh hoch. Auch die Geweihe ſind bey jenem kleiner. Sie werfen es am Ende ihres Winters, alſo Ende May, ab; es wächst aber ſchon wieder nach 8 Tagen hervor, und fegt in der Mitte des Octobers. Es hat Augenſproſſen und Eisſprießel, womit es ſich, ſo wie mit dem ganzen Gehörn und den Vorderhufen, kräftig vertheidigt. Der Hirſch wirft im Jänner ab, die Geiß aber erſt kurz vor der Setzzeit. Das Junge iſt nicht gefleckt, ſondern ganz braun, unten heller. Es bekommt ſchon nach 8 Tagen Kolben, welche nach 6 Wochen ½ Schuh, im October 1 Schuh lang ſind und eine Gabel haben, alſo lange bevor es reif iſt. Im Winter darauf wird es weiß und ſehr feiſt. Die Milch iſt ſehr fett und gibt viel Butter. Die Brunſt fällt in die Mitte des Octobers und währt bis Ende Novembers, und ſie benehmen ſich dabey ziemlich wie die Rothhirſche.

Bey jedem Tritt hört man ein lautes Knacken, welches durch das Zuſammenſchlagen der Hufe entſteht. Mellin, Berliner Schriften I. 1780. IV. 1783. S. 128. Taf. 5—8, Junge und Alte.

In America gehen ſie viel weiter ſüdlich, faſt bis Quebeck; am häufigſten aber ſind ſie zwiſchen 63 und 66 Grad.

Es gibt eine kleinere und größere Abart, wovon jene 1 Centner wiegt, dieſe mehr als 2. Es iſt merkwürdig, daß die größeren im höchſten Norden leben. Der Pelz iſt ſo dick, daß man kaum die Haut zu ſehen bekommt, wenn man ihn aus einander macht; ſelbſt die Naſe iſt behaart. Wer ſolch ein doppeltes Kleid anhat, kann ſicher auf dem Schnee während des

Winters ſchlafen. Es heißt daſelbſt Caribou, wird nicht gezähmt, ſondern nur als Gegenſtand der Jagd betrachtet. Richardson, Fauna boreali-americana I. n. 73. (Iſis 1832. 162.) Denys, Amér. I. 202. Charlevoix n. France III. 129. Dobbs, Hudsonsbay 20. Hearne, Reiſe 1797. 181. Rothwild. Franklins Reiſe 240.

12) Das Elch, Elenn oder Elennthier (C. alces), Animal magnum, Machlis; Elan; Elk,

iſt größer als ein Pferd, und hat beſonders hohe Beine, trägt aber den Hals wagrecht; Pelz lang, rauh und dunkelgrau; das Geweih, faſt ohne Stange, bildet eine große, dreyeckige Schaufel, mit ſehr vielen Enden. Perrault, Mém. acad. I. 179. tab. 25. Buffon X. 179. Taf. 7. Suppl. VII. Taf. 80. Schreber T. 246. A—D. Brandt und Ratzeburg, med. Zool. T. 5. Fr. Cuvier, Mammif. l. 34. 39.

Dieſes iſt der größte von allen Hirſchen, und findet ſich im Norden beider Welten, ſüdlicher als das Rennthier, aber bey weitem nicht ſo zahlreich. Es gibt Thiere, welche 12 Centner wägen, ein einziges Horn ½ Centner, bey einer Länge von 2½ und einer Breite von 1 Schuh. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes Thier ehmals in Deutſchland gelebt hat; denn Julius Cäſar ſpricht zu deutlich davon: es gibt im hercyniſchen Wald Alces, den Ziegen in Geſtalt und Verſchiedenheit der Färbung ähnlich, aber größer und ohne Hörner; die Füße ohne Gelenke. Sie legen ſich auch nicht, um zu ruhen, und können nicht aufſtehen, wenn ſie gefallen ſind. Um zu ſchlafen, lehnen ſie ſich an Bäume; daher graben ſie die Jäger ſo aus oder hauen ſie ſo ab, daß ſie leicht umfallen ſammt dem Thier, wenn es ſich daran lehnt. Bellum gallicum, Lib. VI. cap. 26. Plinius wiederholt ziemlich daſſelbe, ſetzt aber hinzu, daß es eine große Oberlippe habe und daher rückwärts waiden müſſe. Lib. VIII. cap. 15. Pauſanias ſetzt hinzu, daß die männlichen Elenne, im Lande der Celten, Hörner hätten, die weiblichen keine. Ariſtoteles hat es noch nicht gekannt. Unter Gordian wurden 10 Stück nach Rom gebracht. Im Mittelalter kommen hin und wieder noch Spuren von ſeiner Anweſenheit in Deutſchland vor.

In einer Urkunde des Kaiſers Otto des Großen, vom Jahr 943, ſteht: Es darf niemand, ohne Erlaubniß des Biſchoffs Balderich, in den Forſten der Landſchaft Drenthe (am Niederrhein, jetzt in Holland) Hirſche, Bären, Rehe, Eber und diejenigen Beſtien jagen, welche in der deutſchen Sprache Elo (Elg) oder Schelo (Schelg) heißen. Heda de episcopis ultraject. 1643. p. 83.

Daſſelbe ſteht in einer Urkunde Heinrich II., vom Jahr 1006, für einen Biſchoff von Utrecht, und in einer dritten Conrads II., vom Jahr 1025, für einen andern. Ebd. S. 101. 114. Das Wort Schelch kommt bekanntlich auch in dem Nibelungen-Liede vor. Schlözers Briefwechſel I. Hft. 2. 1776. S. 79.

Albertus Magnus vermengt es mit dem Rennthier. (Hist. anim. XXII.)

Der erſte, welcher etwas mehr davon wußte, iſt ebenfalls Olaus Magnus, der Biſchoff von Upſala. Sie ſchwärmen, wie die Hirſche, heerdenweiſe in den großen Wildniſſen umher, und werden häufig von den Jägern in ausgeſpannten Netzen oder in Klüften gefangen, worein ſie durch große Hunde getrieben und mit Spießen und Pfeilen erlegt werden; ja das Hermelin ſpringt ihnen manchmal, wenn ſie auf dem Boden ruhen oder auch aufrecht ſtehen, an die Kehle, und beißt ſie dermaaßen, daß ſie verbluten. Man bindet dieſes blutdürſtige Thierchen oft an eine Schnur, und läßt es die jungen Vögel aus den Neſtern der Schwalben, Tauben und Hühner holen. Die Elennthiere kämpfen mit den Wölfen, und ſchlagen ſie oft mit den Hufen todt, beſonders auf dem Eiſe, wo ſie veſter ſtehen, als die Wölfe. Er nennt es auch wilden Eſel (Onager), und damit hängt wohl die Sage zuſammen, daß es Eſel gebe mit geſpaltenen Hufen. De gentibus sept. 1562. p. 135.

Geßner hat zwar eine Abbildung davon gegeben, aber ſeine Naturgeſchichte nicht erweitert. Quadrupeda 1551. p. 1.

Daſſelbe iſt der Fall bey Aldrovand, der überdieß vieles vom Rennthier einmengt. (Bisulca. 1621. p. 866. Fig.)

Gegenwärtig findet es ſich nur noch in den niedrigen und ſumpfigen Wäldern von Oſtpreußen, Litthauen, Polen, Lievland,

Finnland und in ganz Rußland, vom weißen Meer bis zum Caucaſus, in Sibirien bis zum Lena, am Altai und Baikalſee; in Schweden erſtreckt es ſich ſüdlich bis Südermannland, iſt häufiger in Herjedalen und Dalarne; in Norwegen in Oſterdalen und Hedemarken; es gibt nur wenige im ſüdlichen Lappland, und ſie hören ziemlich da auf, wo das Rennthier anfängt.

In Rußland und Polen heißt es Loß, bey mehreren ſibiriſchen Völkerſchaften das große Thier. Es findet ſich nur in Waldgegenden, und fehlt daher in Kamtſchatka und bey den Tſchuktſchen, ſo daß man nicht begreift, wie ſie über die Beringsſtraße nach America gekommen ſind. Des Sommers halten ſie ſich gern an den Flüſſen auf, in denen ſie oft bis an die Naſe ſtecken, um ſich vor den Daſſeln und Bremſen zu ſchützen und das Schwingelgras (Festuca fluitans) zu freſſen; des Winters lieben ſie die Sproſſen und Rinden der Aſpe und der Vogelbeeren. Zur Brunſtzeit, im September und October, kämpfen ſie heftig mit einander, und ſind dann dem Jäger, wenn er ſie bloß verwundet, ſehr gefährlich. Die Thiere ſind reif nach 3 Jahren, und werfen 1 oder 2 Kälber ungefähr nach 9 Monaten. Die Hirſche werfen die Hörner im December ab, und das erſte Mal im dritten Jahr; im Frühjahr kommen die neuen. Man kann das Alter nicht darnach ſchätzen. Das Fleiſch der jüngern iſt beſſer als Hirſchfleiſch, und wird auch, ſchwarz geräuchert, roh gegeſſen, beſonders die Zunge. Die Felle ſind dicker, und werden beſonders zum Reiten untergelegt; die Völkerſchaften Sibiriens müſſen daher dergleichen als Steuer liefern, die übrigen werden gekauft.

Am meiſten fängt man in Wolfsgruben, zu welchen man, durch Fällung der Bäume, Gaſſen macht. Ende Winters, wo der Schnee eine Eiscruſte hat, in welche das Thier einfällt, braucht man ſie kaum eine Meile weit mit Schneeſchuhen und Hunden zu verfolgen, um ſie ganz ermattet zu erreichen und zu erſtechen. Im Sommer ſchießt man ſie im Waſſer. Häufig werden ſie von Rudeln Wölfen, auch von Bären und dem Vielfraß, der von einem Baum auf ſie ſpringt, getödtet. Man ſagt auch, das Hermelin krieche ihnen, während des Schlafes, in die Ohren,

und beiße ſie ſo, daß ſie in der Wuth ſich irgendwo den Kopf einſtoßen oder über einen Abgrund ſtürzen. In Lievland hat ſie 1752 die Rindvieh-Seuche auch befallen und viele getödtet.

Ein jüngeres Männchen aus dem Altai iſt größer als ein Pferd, hat einen langen Kopf mit zuſammengedrückter Schnauze, einer knorpeligen, ganz behaarten Naſe und einer überhängenden, dicken Oberlippe, keine Eckzähne; Augen klein, mit einem ſehr kleinen Thränenbalg; unter der Kehle ein ſchwarzer Bart und auf dem Halſe ein Kamm; die Ohren kleiner als beym Hirſch. Im Auguſt hat die Schaufel 3 Enden mit dem Fell bedeckt, welches überhaupt rauh und graulich iſt, dunkler am Bart und auf dem Nacken; faſt ganz ſchwarz an Bruſt, Seiten und auswendig an den Schenkeln; ſchmutzig weiß am Bauch und innwendig an den Füßen. Schwanz nur 2 Zoll lang mit ſchwarzer Spitze; Kopf ebenfalls grau, Unterlippe und Naslöcher ſchwarz. Länge 8 Schuh 10 Zoll, Schwanz 2¹/₄ Zoll, Widerriſt 5 Schuh 6¹/₂ Zoll, Lenden 5 Schuh 8 Zoll, Kopf 2 Schuh 2¹/₃ Zoll, Ohren 10¹/₃ Zoll, Stange der Geweihe 6 Zoll, Schaufel 1¹/₂ Schuh. Am Euter 4 Striche. Pallas, Zoogr. I. 201. tab. 14.

Ueber das preußiſche Elennthier hat zuerſt J. Hagen in Königsberg die genaueren Nachrichten mitgetheilt. Sie hielten ſich vor ungefähr 50 Jahren noch ganz in der Nähe dieſer Stadt auf, in der kaporniſchen Haide, nur 2 Meilen entfernt; ferner am friſchen Haff, auf den Haiden und Brüchern bey Kutten und Ogonken unweit Angerburg, auf der großen Haide bey Johannisburg, Ortesburg und Soldau. Es iſt vollkommen ſo groß als ein Pferd, und faſt wie ein Mauleſel geſtaltet und gefärbt, beſonders hinſichtlich des Kopfes; und daher kommt auch wohl die alte Benennung: wilder Eſel (Onager). Es koſtet zu Königsberg im Jägerhofe 10—12 Thaler; die Schaufeln, welche man in den Wäldern abgeworfen findet, kaufen die Adeligen, um dieſelben auf ihren Höfen in den Vorſälen aufzuhängen und ſie als Leuchter zu benutzen. Die Naslöcher ſind ſo weit, daß man eine Fauſt hineinſtecken kann; die Bruſt iſt auffallend breit; die eſelsgrauen Haare ſind faſt einen Finger lang, und ſo dick wie Schweinsborſten.

Dieſe Thiere ſind ſehr dumm und einfältig; ein Kalb ſtellte ſich einmal vor das Ofenloch, bis ihm das Fell verbrannte, woran es ſtarb; es iſt auch ſehr ſchüchtern, pflegt nur hin und wieder zu blöken, und fängt nie von ſelbſt Streit an. Die Kälber folgen der Mutter 2—3 Jahre; jung aufgezogen werden ſie ſehr zahm, und gehen mit dem andern Vieh auf die Waide. Ungeachtet ſeiner großen überhängenden Oberlippe waidet es doch nicht rückwärts, wie man vorgegeben hat. Es liebt, als ein melancholiſches Thier, bloß die Einöden, und geht immer in Geſellſchaft von 2 und 3 auf die Waide, welche aus Sumpfkräutern beſteht und aus Baumrinden, vorzüglich der Aſpe und Aeſche. Wegen ihrer hohen Beine laufen ſie ſo ſchnell, daß ihnen weder Jäger, noch Hunde oder Wölfe nachkommen können, ſelbſt durch Moräſte, und ſchwimmen über die größten Flüſſe und Seen. Sie ſchlafen nicht ſtehend, ſondern liegend, wie andere Thiere, und von ſeiner fallenden Sucht weiß niemand etwas. Die Jagd geſchieht entweder mit der Flinte oder mit Netzen und bedeckten Gruben. Gewöhnlich fällt es nicht gleich, und ehe es ſtirbt, ſchlägt es gewaltig mit den Vorderfüßen um ſich, daher ſich der Jäger nur von hinten nähern darf; man hat auch ſchon Beyſpiele, daß es ſich gegen denſelben gewendet, und ihn mit den Vorderfüßen eine Strecke fortgeſchleppt hat. Obſchon man ſie in den Wäldern leicht auffinden kann, ſo iſt doch die Jagd ſehr beſchwerlich, weil ſie durch Brücher und Sümpfe geht. Das Fleiſch wird auf dem Lande ſehr häufig ſtatt des Rindfleiſches gegeſſen. Die Klauen wurden ehmals gegen die fallende Sucht und den Schlagfluß gebraucht; man ſieht jetzt noch Fingerringe daraus, welche mit Gold umgeben ſind, auch Becher; aus der dicken Haut machten die alten Preußen Bruſtharniſche; die Haare zu Polſtern. Daß man ſie zum Pflügen, Tragen und Reiten gewöhnen könne, iſt eine Fabel. Berliner Mannigfaltigkeiten II. 79. 80. Es iſt noch daſelbſt. Bujack, Naturg. 1837. 82.

Die genaueſten Beobachtungen über die Lebensart dieſes Thiers hat der Herr v. Wangenheim zu machen Gelegenheit gehabt, weil er 8 Jahr lang Oberforſtmeiſter in Preußiſch-

Lithauen geweſen und dieſe Thiere zum Gegenſtand ſeiner beſondern Forſchungen gemacht hat, was ihm um ſo leichter geworden, da 27 Forſtbediente unter ihm ſtanden, wovon manche ihre ganze Lebenszeit in den Elchwäldern zugebracht haben.

So ſehr ſich der Edelhirſch durch ein ſchönes Verhältniß ſeines Körperbaus und deſſen Leichtigkeit auszeichnet, eben ſo ſehr ſticht das Elch durch ſeine plumpe Geſtalt dagegen ab; ſie verhalten ſich zuſammen wie Pferd und Eſel. Der Edelhirſch liebt Gebirge und trockene Waldungen, Gras, junges Laub, grüne und reifende Saat, hält ſich daher zu dieſer Zeit gern in den Vorhölzern auf, fürchtet die Nachbarſchaft der Menſchen nicht, und bleibt in den bewohnteſten Gegenden. Das Elch dagegen ſucht einſame, niedrige und naſſe Wälder mit Sümpfen, wo Schilf, Werftweiden (Salix incubacea), Birken, Erlen, Aſpen, Aeſchen und andere Laubholzarten wachſen. Sobald dieſe wilden Gegenden bewohnt und die Brücher ausgetrocknet werden, zieht es ſich zurück. Das iſt auch in Nordamerica der Fall, wo ſie noch vor 50 Jahren unter dem 40.° in Neu-York und Neu-England vorkamen. In Lithauen ſtehen ſie gegenwärtig in den Forſten von Schorell, Ikenhorſt, Tzulkin und Skalis. Der Stand iſt indeſſen nach den Jahrszeiten verſchieden. Während des Sommers bleiben ſie in den Brüchern; vom September, nach der Brunft, bis zum April, kurz vor der Setzzeit, ziehen ſie ſich in höhere Gegenden, wo Laubwälder ſind, in denen man ſie, bey unfreundlicher Witterung, in den Dickichten, bey ſchöner dagegen und ſcharfem Froſte auf lichten Plätzen antrifft. Ihre Nahrung beſteht in den Sproſſen und Blättern der weichern Holzarten, auch des Nadelholzes, in der Rinde derſelben, welche ſie mit den Zähnen von unten nach oben abſchälen, in Haidekraut, Porſt (Ledum palustre), Gras und Schilf. Vom Getraide freſſen ſie nur die junge Saat, welche ſie ſehr verwüſten, auch die Leinſaat; ſobald aber der Halm hart wird, rühren ſie es nicht mehr an. Es iſt unrichtig, daß ſie mit dem Maule den Boden nicht erreichen könnten; ſie ziehen die Vorderläufe zurück und biegen den Körper vor; auch legen ſie ſich, und ſtehen eben ſo leicht auf, wie der Rothhirſch. Sie ſind übrigens wahre

Waldverwüſter, theils durch das Abbeißen der Sproſſen, theils durch das Abſchälen der Rinden junger Bäume im Frühjahr. Die hohen Stangen drücken ſie mit dem Kopfe nieder und brechen die Krone ab. Die Sträucher ſehen dann aus, als wenn ſie unter der Scheere gehalten würden. An ruhigen Orten gehen ſie bey Tag und Nacht auf die Aeßung; wo aber Viehheerden ſind oder Menſchen Geſchäfte treiben, nur während der Nacht; ſie gehen nicht gern weit auf die Waide.

Eine Familie beſteht, nach der Setzzeit, aus einem alten Thiere, zwey ausgewachſenen, die im Herbſte brunftig werden, zwey Schmalthieren und zwey Kälbern.

Gegen die Brunftzeit ziehen ſich mehrere Familien zuſammen, die aber ſelten mehr als 15—20 Stück betragen. Die Kälber und Schmalthiere, welche brunften, verlaſſen dann die Mutter, kommen aber nachher wieder zurück. Ebenſo die Spießer im dritten Jahr, gegen die Setzzeit, ſo wie die ſtarken Hirſche bis zur Brunftzeit; nach derſelben vereinigen ſich aber wieder alle in ein Rudel. Die Brunft geht Ende Auguſts an, und dauert einige Wochen; die Setzzeit von Mitte May bis Mitte Juny. Die Tragzeit iſt daher gegen 9 Monat. Gegen Ende Auguſt treibt der Hirſch mehrere Thiere zuſammen, wobey es nicht ſelten ſolche Kämpfe gibt, daß Geweihe abgebrochen werden. Er ſchreyt bisweilen kurz, wie der Damhirſch, aber nicht ſo viel und ſtark, wie der Rothhirſch. Zu dieſer Zeit werden ſie ſehr mager, und bedürfen des Waſſers zur Abkühlung.

Zur Setzzeit zieht ſich das Thier in dunkle, einſame und bruchige Gegenden zurück, und wirft das erſtemal ein, dann immer zwey Kälber, welche erſt nach 3 oder 4 Tagen der Mutter folgen können. Sie ſind nicht gefleckt, wie beym Hirſch und Reh, ſondern was bey der Mutter ſchwarzbraun iſt, iſt bey ihnen röthlichbraun. Sie ſaugen, bis keine Milch mehr vorhanden iſt, alſo bis tief in den Winter. Da ſie ſchnell wachſen, ſo legen ſie ſich, bey zunehmender Größe, auf die Knie, und ſpäter ſelbſt auf den Rücken. Sie werden von der Mutter ſehr beſchützt. Wurde eines in der Mitte May geſetzt, ſo brunftet es erſt in der Mitte Septembers des dritten Jahrs, d. h. nach

2 Jahr 4 Monat, und ſetzt alſo am Ende des dritten Jahrs. Bey reichlicher Nahrung ſchon nach 2 Jahren, aber dann bleiben ſie ſchwach, ſo wie ihre Kälber. Es gibt auch gelte Thiere durch verſchiedene Zufälle, und dieſe werden ſodann ſehr fett.

Bey einem männlichen Kalb zeigt ſich bald nach der Geburt der Roſenſtock, welcher bis Ende Septembers einen Zoll hoch iſt; im zweyten Jahr kommt der Spieß, bey guter Aeßung einen Schuh lang; im dritten Jahr meiſt eine Gabel; im vierten 6 Enden und ſchon etwas breit; im fünften, wo es ausgewachſen iſt, kleine Schaufeln, die von Jahr zu Jahr breiter werden, aber nicht über 28 Enden bekommen. Gut genährte Hirſche werfen im December und Jänner ab, ſchlechte im Hornung und März; die Spießer im April und May. Der erſte hat ſchon Ende Juny gefegt, die andern im July und Auguſt. Während ſie Kolben haben, bleiben ſie im hohen Gras oder in Weidenbüſchen; ſie freſſen den Baſt oder die abgeriebene Haut nicht, wie der Rothhirſch. Das ſtärkſte Geweih wiegt 36 Pfund. Die Hirſche ſind am feiſteſten von der Mitte Anguſts bis zur Brunft; die Thiere im October. Sie bekommen jedoch nie ſo viel Fett wie der Rothhirſch, und geben ſelten 20—25 Pfund Talg. Das Alter bringen ſie nicht über 18 Jahre; dann verlieren ſie die Schneidzähne und verkümmern. Man kann daher in einem Stand von 100 Stück jährlich nicht mehr als 10 oder 12 ſchießen.

Ungeachtet der weiten Naslöcher haben ſie doch eine ſchlechte Witterung; dagegen ein beſſeres Geſicht und Gehör. Sie fahren beym geringſten Geräuſch in die Höhe, ſehen ſich aber um, und traben erſt fort, wenn ſich jemand nähert; werden auch nicht flüchtiger durch den Knall einer fehlenden Flinte, ſo daß man noch einmal laden kann, wenn man wie Bauersleute, zu Wagen oder Pferd, langſam nachgeht. Daher werden ſie leicht von Wilddieben erlegt. Die Wölfe ſuchen ſie gewöhnlich auf das Eis zu treiben, wo ſie ſtürzen und überwältigt werden, weil ſie nicht mehr aufſtehen können, obſchon ſie heftig um ſich ſchlagen, und beſonders mit den Hinterfüßen vorwärts greifen; daher die

Sage, daß ſie die fallende Sucht bekämen und ſich hinter den Ohren kratzten, um ſich davon zu befreyen.

Ein Hirſch von 16 Enden iſt lang 6 Schuh, Hals 1 Schuh 11¼ Zoll, Widerriſt 6 Schuh 2 Zoll, Kreuz 6 Schuh, Umfang 5 Schuh 10 Zoll, Kopf 2½ Schuh, Ohren 1, Vorderfüße 3, Hinterfüße 4, Hufe 4½ Zoll, Schwanz 3½, mit den Haaren 6¼, Haare des Leibes 2 Zoll 9 Linien, der Mähne 7½ Zoll, der Beutel an der Kehle 7, mit den Haaren 13.

Das Thier hat mithin eine auffallende Geſtalt, indem es höher iſt als lang, und vorn höher als hinten; Bruſt breit, der Hals kurz, der Kopf ſehr lang und unförmlich, beſonders durch die 4 Zoll langen Naslöcher und die 3 Zoll überhängende Oberlippe.

Den häutigen Beutel an der Kehle hat bloß das Männchen, und er fängt erſt nach dem dritten Jahr an zu wachſen; die Mähne ſteht nur hinten auf dem Halſe. Berl. neue Schrift. I. 1795. S. 1. T. 1, ill.

In Nordamerica heißt es bey den Franzoſen Orignal, bey den Engländern Moose Deer.

Es findet ſich vom atlantiſchen Meer bis ans Rockygebirg, und von da bis zum 69. Grad Nordbreite, an der Mündung des Mackenzie; öſtlicher nur bis zum 65. Grad, gegen den Coppermineſluß, wegen Mangel der Aſpen und Weiden. Ehemals gieng es ſüdlich bis an den Ohio, und war häufig auf der Inſel von Cap Breton; gegenwärtig findet es ſich nicht mehr in dem Staate Maine, aber in Menge an der Fundybay; weſtlich dem Rockygebirg hat man nur ſelten einige geſehen. In Canada bilden ſie kleine Heerden, nördlicher aber leben ſie einſam. Sie ſind ſcheuer als irgend ein anderer Hirſch, und ihre Jagd gehört daher zu der größten Geſchicklichkeit der Indianer, beſonders im Winter; im Sommer dagegen werden ſie ſo von den Mosquiten geplagt, daß ſie die Annäherung des Jägers kaum bemerken. Zur Brunftzeit legen ſie ihre Schüchternheit ab, und greifen Thiere, ſelbſt Menſchen an. Sie werden dann durch Pfeifen und Kratzen auf einem Elennthier-Schulterblatt gelockt, indem ſie auf ihren vermeynten Nebenbuhler blind-

lings losſtürzen. Ihr Fleiſch iſt ſehr beliebt, beſonders die Schnauze und die Zunge. Die Männchen werden oft 11 bis 12 Centner ſchwer, das Geweih 60 Pfund; das Leder wird zu Winterkleidern und Halbſtiefeln verarbeitet. Beym Laufen hält es die Naſe in die Höhe, daß das Geweih wagrecht auf den Rücken kommt; daher ſieht es nicht recht auf den Boden, und ſtürzt nicht ſelten, woher der Glauben entſtand, daß es die fallende Sucht habe. Richardson, Fauna boreali-americana I. 1829. 4. Nro. 73.

Der Baron von La Honton brachte den ganzen Winter von 1686, mit einem Trupp Wilden und Negern, auf der Jagd dieſer Thiere in Canada zu. Statt Schneeſchuhen hat man daſelbſt Schneeraketen. Sie reisten aus der Gegend von Montreal, unter 46°, 40 Stunden, vom Lorenzfluſſe nach Norden, an einen kleinen See, wo ſie den Schnee wegſcharrten und ſich Hütten von Baumrinden bauten. Unterwegs ſchoßen ſie Haſen und Birkhühner, um davon zu leben. Dann giengen die Wilden ringsum, 2—3 Stunden weit, um die Spur der Orignale aufzuſuchen. Hatten ſie dieſelbe entdeckt, ſo kam einer zurück, um es der Jagdparthie anzuzeigen. Sie gehen ihrer 5, 10—20 zuſammen, und fliehen, ſobald ſie jemanden bemerken, werden aber bald von den Hunden eingeholt und aufgehalten, ſo daß man bey gefrorenem Schnee nach einer Viertelſtunde ſchießen kann. Können ſie nicht mehr entkommen, ſo kehren ſie nicht ſelten um, und ſchlagen mit den Vorderfüßen den Jäger todt, wenn er ſich nicht hinter einen Baum verſtecken kann. Hat man hinlänglich getödtet, ſo baut man ſich auf derſelben Stelle neue Hütten, macht Feuer an, zieht die Thiere ab, trocknet die Häute, läßt ſich das Fleiſch ſchmecken, und bleibt ſo lang, als man zu eſſen hat. Dann zieht man weiter und weiter, bis der Schnee ſchmilzt; worauf man wieder von Haſen und Rebhühnern lebt. Indeſſen näht man die Häute der Orignale zuſammen, verſchmiert die Nähte mit Letten und macht daraus kleine Boote, in denen man auf den Flüſſen nach 3 Monaten zurückkehrt. Sie hatten 70 Stück geſchoſſen, und hätten 2—3mal ſo viel bekommen können, wenn es nicht bloß eine Luſtparthie geweſen

wäre. Des Sommers werden ſie beſchlichen, und auch in Schlingen gefangen. Sie ſind ſo groß wie ein Maulthier, das Haar lang und braun; ſie ſchreiten nicht, ſondern traben, faſt wie der gemeine Hirſch, und können dieſes, nach Ausſage der Wilden, 3 Tage und Nächte fortſetzen; nach denſelben ſoll es Geweihe geben, welche 3—4 Centner wägen. Voyages I. 1705. pag. 83.

Die ältern Schriftſteller darüber ſind: De Mont, nouv. France 1604. Sagard, Canada 1636. Charlevoix, nouv. France 1744. Umfreville, Hudsonsbay 1790.

4. G. Die Giraffe (Camelopardalis)

hat zween gerade Hornzapfen, mit Haut und Haar bedeckt, welche lebenslänglich bleiben.

Der Character liegt in den Ohren.

1) Die gemeine (C. giraffa)

iſt das höchſte Landthier, wenn man vom Kopfe herunter mißt; der Hals ungewöhnlich lang, der Widerriſt viel höher als das Kreuz; die Färbung grau, voll eckiger, gelblichrother Flecken; auf dem Halſe ein kurzer Kamm.

Dieſes iſt eines der ſonderbarſten, ſchönſten und zugleich ſeltenſten Thiere, welches gegenwärtig nur im heißen Africa vorkommt, von Aethiopien an bis an die Cap=Colonie, etwa bis zum 28.°. Wenn es aufrecht ſteht, ſo iſt die Höhe vom Kopf bis auf den Boden 17 Schuh, der Hals 6 Schuh 4 Zoll, der Kopf 1 Schuh 8 Zoll, der Rumpf 7 Schuh, der Widerriſt 10, das Kreuz 8½, woraus man die ſonderbaren Größenverhältniſſe ermeſſen kann. Die Hörner ſind 1 Schuh lang, und dazwiſchen ſteht noch auf einem Zwickelbein eine Erhöhung von etwa 3 Zoll.

Die Ueberſetzer der heiligen Schrift haben das Wort Zemer (Deuteronom. XIV. 5.), welches mit Hirſchen, Büffeln und Steinböcken unter den erlaubten Speiſen aufgeführt wird, mit Giraffe oder Camelopardalis gegeben. Bochart vermuthet aber mit Recht, daß es eine Ziegenart ſey, weil Moſes nicht nöthig hatte, ein Thier zu erlauben, das mehrere Hundert Stunden von Aegypten und Arabien entfernt lebte, und weil ſelbſt Alexan=

der und Ariſtoteles, 1200 Jahre nach Moſes, noch keine Kenntniß davon hatten. Man findet übrigens die Giraffe unter den Abbildungen der ägyptiſchen Tempel. Lambert et Jomard, Description de l'Egypte. Sculptures cap. 8. Planches d'antiquités 95. Vol. 1.

Der erſte, welcher davon ſpricht, war Agatharchides unter Ptolemäus Philometor, dem 6ten griechiſchen Könige von Aegypten, 180 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Nach demſelben wird es wieder von Artemidorus, unter Ptolemäus VIII., 117 vor unſerer Zeitrechnung, erwähnt bey Strabo. Er nennt es ſehr geſchwind, dem aber Strabo widerſpricht und es ziemlich gut beſchreibt: es lebt mit Elephanten und Nashörnern in Aethiopien, hat keineswegs Aehnlichkeit mit dem Panther, ſondern die Haut iſt geſchäckt, wie die eines Hirſchkalbes; das Kreuz niederer als der Widerriſt, und jenes ſo hoch als ein Rind; Hals gerad und aufrecht, ſo daß der Scheitel höher iſt als beym Cameel. Wegen dieſes Mißverhältniſſes der Theile kann es unmöglich ſehr geſchwind ſeyn. Geogr. ed. Casaub. 1707. Fol. II. l. 16. p. 775.

Horaz, welcher ohne Zweifel die Giraffe geſehen, die Julius Cäſar 708 (45 Jahr vor unſerer Zeitrechnung) zum erſten Mal in Rom hat auftreten laſſen, ſagt von ihr, ſie ſey ein Gemiſch von Panther und Cameel (Diversum confusa genus Panthera Camelo. Epist. II. 1. vers 194). Diodorus Siculus ſpricht auch von derſelben (II. S. 163).

Plinius Secundus war aber der erſte, welcher etwas mehr darüber ſagt: Mit dem Cameel hat einige Aehnlichkeit der Strauß und das Thier, welches die Aethiopier Nabu nennen; im Hals ähnlich dem Pferd, in den Schenkeln und Füßen dem Rind, im Kopfe dem Cameel, ausgezeichnet durch weiße Flecken auf dem röthlichen Fell, daher man es Cameelparder (Camelopardalis) nannte. Es wurde zuerſt in den circenſiſchen Spielen des Julius Cäſars zu Rom geſehen. Seitdem ſah man es noch einigemal; es zeichnet ſich mehr durch ſeine Geſtalt als ſeine Wildheit aus, und hat daher

auch den Namen wildes Schaf erhalten (Lib. VIII. cap. 18. 27. Ed. Harduin).

Oppian, im zweyten Jahrhundert, unter Caracalla, hat zuerſt die Hörner erwähnt. Das Thier hat ein ſchönes geflecktes Fell, wie der Panther, und einen langen Hals, wie die Cameele, kurze Ohren, Vorderfüße länger als die hintern. Auf dem Kopfe entſpringen 2 Hörner, aber kein ächtes Horn, ſondern nur kleine Spitzen auf den Schläfen, mitten auf dem Kopfe; es hat ein weiches weites Maul, wie der Hirſch, und weiße Zähne, feurige Augen und einen kurzen Schwanz, wie die Rehe, am Ende mit ſchwarzen Haaren (De Venatione III. 461. Ed. Schneider).

Aelian erwähnt es nicht in ſeiner Thiergeſchichte.

Philipp I. brachte im Jahr 248 zehn Giraffen in die Spiele zu Rom; ebenſo Domitius Aurelianus, 274, bey dem Triumphzuge mit der unglücklichen Zenobia (Hieronymus in Chronico Eusebii). Heliodorus im vierten Jahrhundert, unter Theodoſius, erzählt, daß die Abyſſinier einem König von Aethiopien eine Giraffe geſchenkt hätten, und bemerkt ſchon, daß ſie einen Paßgang habe, nehmlich beide Füße einer Seite zugleich vorſetze; ſie ſey auch ſo gutmüthig, daß man ſie mit einer Schnur am Kopfe führen könne. (Aethiopica V. 1611. cap. 10. pag. 509.)

Cosmas, der Indienfahrer, ſah um 535 an einem königlichen Hofe Junge Milch und Waſſer ſaufen; ſie konnten, wegen der Höhe ihrer Schultern, nur auf den Boden reichen, wenn ſie die Vorderfüße aus einander ſpreizten. Man findet ſie nur in Aethiopien. (Monfaucon Antiquités II. Lib. 11. p. 335.)

Unter den Arabern nennt Alcamus das Thier Zurapha; es habe Aehnlichkeit mit dem Cameel, dem Rind und dem Panther; nach Alcazuin hat es einen Kopf wie das Cameel, Hörner, Füße und Klauen wie der Ochs, ein Fell wie der Panther, Hals ſehr lang, ſo die Vorderfüße, die hintern kurz.

Nach Albert dem Großen, im 13ten Jahrhundert, ſchickte ein Sultan aus Aegypten dem Kaiſer Friedrich II., nach 1212, eine Seraphe, welcher er auch den Namen Orasius gibt. (De Animalibus 578.)

Pachymerus ſagt ausdrücklich von einer Giraffe, welche

Michael Paläologus, nach 1260, der Kaiſer von Conſtantinopel, hatte, daß ſie keine Hörner gehabt hätte, woraus man ſchließen wollte, daß ſie ihr abfielen, wie dem Hirſch. (Mich. Palaeolog. III. cap. 4.)

Marco Polo ſagt, vor 1300, daß die Einwohner auf der Inſel Zenzibar (an der Küſte von Zanguebar, nördlich der Cafferey) Giraffen haben, ein Thier ſchön anzuſehen, mit einem ziemlich regelmäßigen Leibe, die Vorderfüße hoch, die hintern nieder, Hals ſehr lang, Kopf klein, Färbung ganz weiß, mit runden rothen Flecken; es iſt ein ſehr ruhiges Thier. Ramuſio II. S. 58.

Im Jahr 1486 hatte Lorenz von Medicis eine Giraffe zu Fano, im Herzogthum Urbino, welche Antonius Conſtantius beſchrieben hat; ſie ſey ſchneller als ein Pferd gelaufen, und zwar, indem ſie beide Füße einer Seite zugleich vorſetzte; auch hat er die Hörner bemerkt. (Epigrammata 1502.)

Dieſe hiſtoriſchen Nachweiſungen finden ſich bey Geßner 1551. 160. Fig., bey Bochart I. 1663. 904, und Mongez, Ann. Sc. nat. XI. 225.

Belon hat eines um 1515 zu Cairo geſehen, und unter dem Namen Zurnapa beſchrieben (Obs. 118.); Proſper Alpinus, 1581, ein anderes zu Alexandrien. (Aegyptus 236. tab. 14. fig. 4.) — In dem Namen Zur-napa, ſteckt offenbar das Nabu des Plinius.

Seit dieſer Zeit kommt nichts mehr über dieſes Thier vor, bis auf Haſſelquiſt, welcher aber nur ein Fell im Orient geſehen und beſchrieben hat. Er bemerkt jedoch ausdrücklich, daß die Hörner einfach, kurz, rund und mit Haaren bedeckt ſeyen, und daß dazwiſchen noch eine Erhöhung ſtehe. Das Fell war 24 Spannen lang; der Kopf 4, der Hals 10, die Hörner kaum eine, die Haare 3 Zoll; es lebe in den Laubwäldern von Sennaar und Aethiopien. Reiſe 282.

Man hat es erſt durch die Reiſen ans Vorgebirg der guten Hoffnung beſſer kennen lernen.

Es iſt merkwürdig, daß Kolbe in ſeiner Beſchreibung des

Caps nichts von dieſem Thiere geſagt hat; auch Sparrmann hat es nicht angetroffen.

Der erſte, welcher es genauer beſchrieben hat, iſt der Major Gordon, Commandant vom Cap. Er ſchoß eines in dem Diſtricte Anamaca, welches vom Scheitel bis zur Erde 15 Schuh 2 Zoll hoch war, Widerriſt 10 Schuh, Kreuz 8 Schuh 2 Zoll, von der Bruſt bis auf den Boden 5½ Schuh, Kopf 2, Hals 6, Rumpf 5 Schuh 7 Zoll, Hörner 7 Zoll, etwas kürzer als die Ohren, ſchwach nach hinten geneigt, mit einer Haarquaſte. Die Oberlippe iſt größer und dicker, als die untere, und beide behaart, die Augen groß und ſchön. Die Grundfarbe weiß, mit großen, dicht beyſammen ſtehenden, röthlichen Flecken, welche im Alter dunkler werden; der Schwanz dünn, ziemlich kurz mit einem Zopf von ſchwarzen Haaren, wie Roßhaar; die Afterhufe fehlen, ſo wie die Thränenbälge.

Es geht im Schritt und im Galopp, und neigt dann bey jedem Schritt den Hals nach hinten; dennoch iſt es ſo hurtig, daß es kaum von einem Pferd eingeholt wird. Es zupft gewöhnlich das Laub von den Bäumen, kann aber auch graſen, und biegt dann ein Knie, wie die Pferde. Es iſt ſehr gutmüthig, und ſelbſt bey Verwundungen zeigt es weder Wuth noch Rache, obſchon es ſtark ſtrampelt. Die Hottentotten tödten es mit vergifteten Pfeilen; ſie eſſen das Fleiſch, obſchon es nicht beſonders ſchmeckt, und machen Schläuche aus der Haut zur Aufbewahrung des Waſſers. **Buffon, Supplément III. p. 320. tab. 44. 45.**

Patterſon traf ſie 1778 an im Lande der Namaken, am Löwenfluſſe. Ein geſchoſſenes Männchen war hoch vom Huf bis zur Spitze der Hörner 14 Schuh 9 Zoll, Widerriſt 9 Schuh 7½ Zoll, Kreuz 8 Schuh 7½ Zoll, Vorderfüße 5 Schuh 7 Zoll, hintere 5 Schuh 6½ Zoll, Hals 5 Schuh 3 Zoll, Mähne eben ſo lang, Rumpf 5 Schuh 9 Zoll, Hörner 1 Schuh, Schwanz 2 Schuh 9½ Zoll, mit den Haaren 4 Schuh 10½ Zoll. Die Färbung iſt röthlich oder dunkelbraun und weiß; doch gibt es ſchwarze und weiße; der Schwanz gleicht dem eines Ochſen, aber die Haare ſind ſtärker und gewöhnlich ſchwarz, die an der Mähne

3—4 Zoll lang und röthlich; 4 Striche am Euter, keine Afterklauen. Sie laufen zwar nicht ſchnell, aber ſehr anhaltend, und ſind daher ſchwer einzuholen, beſonders da der Boden ſo uneben iſt und daher die Pferde bald ermüden. Es gibt in derſelben Gegend viele Zebra, Nashörner, Kudu, Hyänen und Klippendachſe, Löwen, Elephanten und Flußpferde. Reiſen 1790. 128.

Le Vaillant ſah in den achtziger Jahren, in der Nähe des Löwenfluſſes, im Lande der Namaken, im nordweſtlichen Theile der Cap-Colonie, eine Hütte ganz mit einer Giraffenhaut bedeckt, und bekam nun Hoffnung, das Thier ſelbſt zu Geſicht zu bekommen. Endlich bemerkte man wirklich eine in einem Mimoſen-Wald. Sie trieben ſie ins Freye, mußten ihr aber 3 Stunden im Galopp vergebens nachreiten, obſchon ſie nur in einem mäßigen Trab floh. Am folgenden Morgen trafen ſie wieder 5 Stück an, welche ſie den ganzen Tag verfolgten, ohne eines zu bekommen. Den andern Tag aber, am 10. November, ſtießen ſie wieder auf 7 Stück, wovon eines durch die Hunde von den andern getrennt und weit verfolgt wurde. Endlich blieb es ſtehen, ſchlug hinten aus und wurde von ihm geſchoſſen, worüber er eine gränzenloſe Freude hatte. Das Fell nahm er mit nach Europa, das Fleiſch wurde gegeſſen und ſehr ſchmackhaft gefunden.

Ihre gewöhnlichſte Nahrung iſt das Laub von einer Mimoſe, welche die Coloniſten Cameeldorn (Acacia giraffae) nennen; Gras freſſen ſie ſelten. Der ſchönſte Theil iſt der Kopf, das Maul klein, die Augen groß und lebhaft, die Zunge rauh wie eine Raſpel, die Füße fein und die Knie von Haaren entblößt, weil das Thier zu knieen pflegt, wann es ſich legt; an der Bruſt eine Schwiele; die Hörner waren nur ſo groß wie ein Hühnerey, und dazwiſchen ſtand noch ein Knollen. Auf dem Hals ſteht eine Mähne, wie ein Kamm. Die Vorderfüße ſind nicht viel höher als die hintern, und die größere Höhe des Vordertheils kommt bloß vom Widerriſt her, der 11—12 Zoll höher iſt, als das Kreuz. Sieht man das Thier von vorn, ſo erſcheint es wie ein abgeſtorbener Baumſtamm, weil man den Hinterleib nicht bemerkt. Der Gang iſt nicht ungeſchickt; das Traben aber

ſieht lächerlich aus, weil das Thier den langen Hals beſtändig von vorn nach hinten bewegt, wie in einem Scharnier. Er iſt um 4 Zoll länger als die Beine, und der Kopf kann daher ſehr wohl den Boden erreichen, um zu graſen, ohne daß es nöthig hätte, die Beine auszuſpreitzen oder zu knieen. Ihre Verthei-digung beſteht bloß im Ausſchlagen mit den Hinterbeinen; ſie wehren ſich nie mit den Hörnern, ſelbſt nicht gegen die Hunde. Beide Geſchlechter ſehen ſich gleich, und beide haben Hörner mit einer Quaſte. Das Fell iſt in der Jugend fuchsroth, wird aber im Alter bey den Weibchen fahlbraun, bey den Männchen ſchwarz-braun; die Flecken ſind ſehr verſchieden, ſowohl in Geſtalt als Vertheilung. Sie haben am Euter 4 Striche, und ſollen nach 12 Monaten ein Junges werfen. Reiſe 1797. II. 33. T. 5. 6. IV. 114. T. 7, Kopf.

Lichtenſtein ſtieß zuerſt auf Giraffen im Lande der Beet-juanen, in der Nähe des Oranienfluſſes an der Cafferey, unge-fähr unter 29° Südbreite. Eine Mutter waidete mit ihrem erwachſenen Jungen ruhig, und zwar ganz in der Stellung an-derer Thiere, keineswegs knieend, wie man behauptet hat. Man verfolgte ſie zu Pferde und ſchoß das Junge. Die Flucht ſah ſehr lächerlich aus; es war kein Trab, ſondern ein ſchwerfälliger, lahmer und plumper Galopp, wobey ſie, um das Gleichgewicht zu erhalten, den langen Hals immer vor- und rückwärts bewegte, dabey aber doch ſchnell fortkam, weil jeder Sprung um 12 bis 16 Schuh förderte; indeſſen kann man ſie mit einem guten Jagdpferd einholen, beſonders wenn es eine Anhöhe hinauf geht. Das Fleiſch wurde gegeſſen und ſehr ſchmackhaft gefunden. Die Höhe von der Spitze der Hörner bis auf den Boden 13 Schuh 4 Zoll, wovon der Hals 5 Schuh, der Widerriſt 8, das Kreuz $6^1/_2$, die Länge des Rumpfes 7. Ein ausgewachſenes Männchen wiegt 10 Centner. In derſelben Gegend gibt es große Heerden von Quagga, Hirſchgemſen, Baſtardelenne, Büffel, Löwen, Strauße, Perlhühner und Repphühner. Reiſe II. 451.

Der Reiſende Denham hat ſie auch am See Tchad mitten in Africa angetroffen, ziemlich zahlreich, in Rudeln von 2 bis 6 Stück. Travels 1826. 4. App. n. 6. (Iſis 1829. 1263.)

Das Stück, welches Rüppell nach Frankfurt geſchickt hat, war von der Sohle bis zur Spitze der Hörner 15½ Schuh hoch, Widerriſt 9, Kreuz 7 Schuh 9 Zoll, Vorderfüße 6½ Schuh, hintere 6, Kopf 2 Schuh 3½ Zoll, Hörner 7 Zoll, der Knollen in der Mitte 3½, ſteht auf einem Zwickelbein, Ohren 7, Hals 6 Schuh, Rumpf 5 Schuh 3 Zoll.

Die Grundfarbe iſt fahl, mit braunen Flecken bedeckt von verſchiedener Geſtalt, und etwas dunkler in der Mitte, beſonders an Hals und Rumpf; kleiner und rund, wie Dupfen, am Hinterhaupt, auf Backen und Unterkiefer; Scheitel und Hörner hellbraun, am Ende mit einer ſchwarzen Quaſte; die vorderen und hinteren Knöchel oder ſogenannten Knie faſt haarlos, Schwanz dünn, endigt in eine Quaſte von langen, dicken und ſchwarzen Haaren. Dem Weibchen fehlt der Knollen oder das mittlere Horn; es hat 4 Warzen am Euter. Rüppell hat in Nubien und Kordoſan 2 Männchen und 3 Weibchen erhalten. Es lebt in allen Wüſten, ſüdlich von Simrie, in kleinen Geſellſchaften, auch öſtlich vom Baſſar-Asrak (weißer Nil), und häufig in den Wüſten von Darfur; es heißt daſelbſt Serafa. Die Hornzapfen ſind vom Stirnbein durch eine Naht getrennt, unten hohl, oben zellig, und ihre Höhle ſteht mit der des Stirnbeins in Verbindung. Cretzſchmar in Rüppells Atlas III. 1827. 23. T. 8. 9.

Vor wenigen Jahren kamen mehrere lebendige Exemplare nach Paris, London und Wien, wo ſie aber nicht lang lebten, ſondern bald, meiſtens an Knochenkrankheit, ſtarben. Sie wurden von armen Leuten, zwiſchen Sennaar und Darfur, mit Cameelmilch ernährt, vom gegenwärtigen Vice-König Mehemed Ali gekauft und nach Europa als Geſchenke geſchickt. Sie machten die Reiſe zu Fuß bis nach Siout, dann auf dem Nil nach Alexandrien, und das nach Paris beſtimmte kam am 4. November 1826 in Marſeille an, 22 Monat alt, wo es, wegen des Winters, bis zum 20. May 1827 blieb, und dann von Geoffroy St. Hilaire abgeholt wurde. Man machte damit ſehr kleine Reiſen, und kam erſt am 5. Juny zu Lyon an. Es war

ein Weibchen, und das erſte, welches man lebendig in Frankreich geſehen.

Man konnte ihm, natürlicher Weiſe, auf dem Schiffe kein Zweige geben, und daher gewöhnte man es an gequetſchtes Welſchkorn, Gerſte, Saubohnen und Milch, wobey man auch blieb; es wurde ſehr zähm und behielt ſeine Stärke und Geſundheit. Warf man ihm jedoch Acacienzweige auf den Boden, ſo ſpreitzte es die Vorderbeine aus einander, bog das Knie, umfaßte ſie mit ſeiner langen, ſchmalen, ſchwarzen Zunge und fraß ſie auf. Geoffroy hat an einem jungen Schädel vom Cap ebenfalls geſehen, daß die Hörner abgeſonderte Knochen ſind. Ann. sc. nat. 1827. 210. tab. 22, das Thier und der Schädel. Isid. Geoffroy, Dict. classique.

Das nach Wien gekommene Exemplar ſtarb 1829 an der Knochenkrankheit. L. Fitzinger, Iſis 1830. S. 368.

b. Hörner hohl.

5. G. Das Hornvieh (Pecus)

hat Stirnzapfen von einer vertrockneten, hornartigen und haarloſen Haut bedeckt; die Afterklauen meiſtens verkümmert, oben keine Eckzähne.

Sein Character liegt in den Augen.

Die Hörner beſtehen aus 2 Theilen, dem ſogenannten Zapfen und dem eigentlichen Horn, welches wie ein Futteral darüber gezogen iſt. Die Hornzapfen ſind Auswüchſe der Stirnbeine welche die Haut ebenſo mitnehmen, wie beym Hirſch. Dieſe verliert aber ſogleich bey der Entſtehung die Haare und vertrocknet. Das hohle Horn wächst daher immer nur an der Stelle, wo es an die Haut ſtößt, ganz ſo wie ein Fingernagel. Bey den Hirſchen ſondert ſich nicht bloß eine abſterbende Haut ab, wie hier, ſondern auch eine abſterbende Knochenmaſſe, welche abfällt. Bey ihnen ſind auch die Afterklauen ſo ſtark entwickelt, daß ſie faſt auf den Boden reichen und klappern, indem ſie an die ächten Klauen ſchlagen; bey dem Hornvieh dagegen ſind ſie meiſtens zu bloßen Warzen verkümmert.

Die Hörner ſind immer einfach, aber von manchfaltiger Größe und Geſtalt, bald kürzer, bald länger als der Kopf, bald

vor=, bald rückwärts gebogen, bald aus= und bald einwärts, bald beides zugleich, und auch wohl noch vor= oder rückwärts; endlich ſind die meiſten rund, manche jedoch auch zuſammengedrückt mit einem Grath oder mit Kanten; manche auch gedreht und ge=wunden; endlich gibt es glatte und mit Ringen oder Wülſten umgeben.

Die einen haben eine dicke Schnauze oder Muffel, vorn nackt und feucht und von den Naslöchern durchbohrt, wie bey den Rindern; bey andern iſt ſie dünn und behaart, und die Naslöcher öffnen ſich hinter der Lippe, wie bey den Schafen. Die einen haben einen kurzen Schwanz oder Deckel, wie die Hirſche, die andern einen langen mit vielen Haaren; die einen endlich haben einen dicken, plumpen Leib, mit einem kurzen wag=rechten Hals, während die andern ſchlank ſind und den langen Hals hoch tragen. Mehrere haben am Hals eine Wanne oder ein Haarbüſchel, und bisweilen eine Mähne oder einen Bart.

Die Zahl der Striche am Euter iſt bald 2, bald 4. Viele haben Thränenbälge unter dem innern Augenwinkel, wie die Hirſche; viele ähnliche Bälge zwiſchen den Zehen; manche endlich auch in den Weichen.

Die Thiere dieſes Geſchlechts ſind die allernützlichſten für den Menſchen, viel nützlicher und nothwendiger als das Pferd, theils weil ſie in allen Climaten aushalten, und mithin ein Eigenthum faſt des ganzen menſchlichen Geſchlechtes geworden ſind; theils aber, weil ſie uns nicht bloß ihre Kräfte leihen zum Tragen, Pflügen und Fahren, ſondern auch Leder liefern, Kleider, Polſter, Milch, Butter, Käs und Fleiſch, und zwar im eigentlichen Sinn für das ganze menſchliche Geſchlecht; denn die Pferde, Cameele, Lamen und Rennthiere dienen doch nur einem kleinen Theile der Menſchen. Man erweist dieſen ſonſt ſo ver=ächtlich und undankbar behandelten Thieren nicht zu viel Ehre, wenn man anerkennt, daß die ganze Haus= und Feldwirthſchaft auf ihnen beruht, mithin die Nahrung und Erhaltung der Fa=milien, die Möglichkeit und der Beſtand der meiſten und größten Völker ſeit dem Anfang der Geſchichte. Kaum gibt es ein Haus, worinn nicht Wohnungen für das Hornvieh eingerichtet

wären, gewöhnlich größer und zahlreicher als für die Herrſchaft; kaum ein Dorf, worinn nicht Heerden von Kühen, Schafen oder Ziegen täglich von eigenen Hirten auf die Waide geführt würden, von welcher ſie Abends den Gewinn veredelt und dem Menſchen genießbar nach Hauſe tragen. Sie verwandeln für uns das Gras, das Laub und die ſaftigen Wurzeln in thieriſche Nahrung, und ſind auf dieſe Art die Vermittler zwiſchen Pflanzenreich und Menſch.

So weit die Geſchichte reicht, ſind dieſe Geſchöpfe Hausthiere. Schon die Bibel erklärt ſie für den Reichthum der erſten Menſchen, und ihr Beſitzthum wird nach den Heerden geſchätzt. Es gab damals, ſo zu ſagen, nichts als Menſchen und Heerden, welche letztere faſt alle Beſchäftigung der erſtern in Anſpruch nahmen, ſo daß wenig Zeit zum Studium für Ackerbau, Häuſerbau und noch weniger für Künſte und Wiſſenſchaften übrig blieb. Dieſe Thiere begleiten die Cultur des Menſchen, oder tragen ſie vielmehr. Ohne ſie wäre er in dem Zuſtand der Wildheit geblieben, oder der Sclave der Erde, die er mit ſeinen Händen hätte umgraben müſſen, alſo mit allen Vieren auf dem Boden gehen, wie die Thiere. Durch ihre Hilfe hat er die Hände und die Augen frey bekommen zu Arbeiten der geiſtigen Cultur, der Künſte und der Wiſſenſchaften.

Man hat dieſe Thiere theils nach der Geſtalt des Leibes, theils nach der der Hörner, in 4 Abtheilungen gebracht:

Die Schafe haben eckige Hörner, ſchneckenförmig gedreht, und keinen Bart;

bey den Ziegen ſind ſie auch eckig, aber einfach nach hinten gebogen, und der Bock hat einen Bart;

bey den ſchlanken Antilopen oder Gemſen ſind ſie gewöhnlich rund, geringelt und manchfaltig gebogen; ſie haben keinen Bart, aber meiſt Thränenbälge, wie die Hirſche;

bey den plumpen Rindern ſind ſie rund, glatt, aus- und vorwärts gebogen; ſie haben eine Wamme unten am Hals; der Schwanz iſt lang und ſtark behaart, während er bey den drey vorigen größtentheils kurz iſt und mit kurzen Haaren bedeckt, wie bey den Hirſchen. Noch hat man gefunden, daß bey den

meiſten Antilopen die Hornzapfen dicht ſind, bey den andern dagegen voll Zellen, wie die Stirnbeine.

Indeſſen gehen dieſe Thiere ſo in einander über, daß es oft ſchwer wird, zu entſcheiden, in welche Abtheilung ſie gehören, und man daher wieder angefangen hat, die Schafe und Ziegen zu vereinigen; anderſeits ſind die Antilopen ſo ungemein zahlreich und ſo ſehr von einander verſchieden, daß man ſie in mehrere Geſchlechter getrennt hat. Lichtenſtein hat ſie in langſchwänzige getheilt, mit Mähne oder Wamm, und in kurzſchwänzige; dieſe wieder in ſolche, wo beide Geſchlechter Hörner haben, oder nur die Böcke. Dieſe Abtheilungen ſcheinen uns der Berückſichtigung am meiſten werth zu ſeyn. Wenn es auch gleich gewagt ſeyn mag, ſie, unſern Grundſätzen gemäß, nach den 5 Geſchlechtern ihrer Zunft zu ordnen; ſo wollen wir doch den Verſuch, um der Einfachheit und der Geſetzmäßigkeit willen, damit machen.

a. Es gibt demnach Cameel- oder Lama-artige; nehmlich die oft langhaarigen Schafe und Ziegen, deren Hörner zuſammengedrückt ſind, oder einen und den andern Grath haben.

b. Es gibt Biſamthier-artige; die kleinen niedlichen Gemſen, mit einem kurzen Schwanz und geraden oder einfach gebogenen, runden Hörnern, meiſt kürzer als der Kopf, und in der Regel bloß bey den Böcken. — Gemſen.

c. Es gibt Hirſch-artige; die mäßigen Antilopen, mit Thränenbälgen, aufrechtem Hals, einem kurzen Schwanz und leyer- oder ſchraubenförmig gebogenen Hörnern bey beiden Geſchlechtern, gewöhnlich länger als der Kopf. — Gazellen.

d. Es gibt Giraffen-artige; große Antilopen, mit runden, geraden oder krummen Hörnern, meiſt bey beiden Geſchlechtern, einem langbehaarten Schwanz, einer Mähne oder Wamme, aber ohne, oder nur mit einer Spur von Thränenbälgen. — Rieſengemſen.

e. Endlich gibt es eigentliches Hornvieh; plumpe Thiere, mit geradem Hals, glatten, auswärtsgebogenen Hörnern bey beiden Geſchlechtern, einem langen behaarten Schwanz, einer Wamme, aber ohne Thränenbälge. — Die Rinder.

A. Das Cameel- oder Lama-artige Hornvich — Geißen.
Hörner zuſammengedrückt mit einem Grath, meiſt gedreht.

1. Die Geißen (Capra)

haben zuſammengedrückte Hörner, mit einem oder mehreren Grathen, oder ſchneckenförmig gewunden, und meiſt einen kurzen Schwanz.

Man kann ſie theilen in Lama-artige oder Schafe, in Vicunnen-artige oder Ziegen, und in Cameel-artige oder Gemſen mit gedrehten Hörnern.

a. Die Schafe (Ovis)

haben ſehr zuſammengedrückte und ſchraubenförmig gewundene Hörner, keinen Bart und keine Thränenbälge, Drüſenlöcher zwiſchen den Klauen und meiſtens einen gewölbten Naſenrücken oder eine Ramsnaſe.

In der Regel haben nur die Widder Hörner; ſie fehlen den weiblichen Schafen, oder ſind wenigſtens ſehr klein.

1) Das gemeine Schaf (Capra ovis)

theilt ſich in das wilde und das zahme.

Das wilde hat man wieder unterſchieden in das europäiſche, aſiatiſche und americaniſche, und jedem einen beſondern Namen gegeben.

Sie zeichnen ſich aus durch Hirſchhaare, worunter aber eine kurze, krauſe Wolle verborgen liegt; durch ſchlanken Leib, lange Füße, ſchnellen Lauf, ungeſtümmen Sprung und eine Art von ſtolzer Wildheit, woraus man, bey Betrachtung des Hausſchafes, mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ſchließen darf, daß es ſeit Jahrtauſenden der Zähmung unterworfen worden und wohl das erſte iſt, welches der Menſch in ſeine Geſellſchaft aufgenommen, und zu ſeinem Nutzen verwendet hat. Kein Thier läßt ſich ſo leicht behandeln, wie das Schaf, und von keinem kann man Heerden bilden, die in viele Tauſende gehen und ſich leicht zuſammenhalten laſſen. Es war daher den erſten mittel- und kunſtloſen Menſchen leichter, dieſes ſchwache, wehrloſe Thier zu bändigen, als irgend ein anderes.

a) Das europäiſche oder ſardiniſche (Ovis musmon), Muſſione; Mouflon,

hat die Größe und faſt die Geſtalt eines Rehs, mit dreyeckigen, quergeſtreiften Hörnern, welche dem Weibchen fehlen oder ſehr klein ſind; eine Spur von Thränenbälgen. Buffon XI. 352. T. 29. Schreber T. 286. Fr. Cuvier, Mammif. Fig. Varro III. Cap. 12. Oppian II. 326. Plinius VIII. Cap. 49. Gesner 934.

Dieſes Thier findet ſich im wärmern Europa, vorzüglich auf den felſigen Gebirgen von Sardinien, Corſica, der europäiſchen Türkei, Creta (Bélon, Obs. 54. Fig.), Cypern (Damper, griechiſche Inſeln 50. Brandt und Ratzeburg, med. Zool. S. 54. T. 9.), und im Königreich Murcia in Spanien (Bory, Iber. Halbinſel 1827. 60.). Sie ſammeln ſich bisweilen in Heerden von Hundert und mehr, denen ein alter und muthiger Widder voraus geht, zur Laufzeit trennen ſie ſich in kleine Rudel aus mehreren Schafen und einem Widder, wobey es nicht ſelten Kämpfe gibt, wenn ſich zwey Rudel begegnen. Nach 5 Monaten, gegen den April, werfen ſie 1 oder 2 behaarte Lämmer mit offenen Augen, welche ſogleich blöken und ſpringen können. Sie werden von der Mutter geführt und vertheidigt, und ſind nach 3 Jahren ausgewachſen. Jung gefangen werden ſie zahm, doch bekommen die älter gewordenen Widder manchmal eine üble Laune, und greifen ſelbſt Menſchen an, beſonders im Herbſt, zur Laufzeit. Plinius nennt die auf Sardinien Ophion, die in Corſica und Spanien Musmon, die Jungen mit dem zahmen Schaf Umbri. In Sardinien heißen ſie Muffione, in Corſica Muffolo.

Es ſind furchtſame und ſchüchterne Thiere, welche ſehr gut hören und riechen, bey der geringſten Gefahr fliehen und ſich von den Felſenſpitzen auf die Hörner herunter ſtürzen, wie man ſagt. Sie ſind ein Gegenſtand der hohen Jagd, und werden von dem Jäger durch Blöken herbey gelockt. Das Fleiſch wird dem der Hirſche vorgezogen. Cetti, Sardinien I. 142. T. 3. 4.

Die Länge beträgt 3½ Schuh, die Höhe 2⅓, Kopf 10 Zoll, Ohren 4, Horn 1 Schuh 9 Zoll, Schwanz 5 Zoll, Vorderfüße 19 Zoll, hintere 24.

Färbung fuchsroth ins Grauliche, Kopf aſchgrau, Schnauze, Augenbrauen, Bürzel, Rand des Schwanzes, Fußenden und Unterſeite weiß, Rückgrath meiſtens dunkelbraun. Die Haare 1 Zoll lang, ziemlich ſtraff, fuchsroth, andere ſchwarz; die Unterwolle aſchgrau; das Winterkleid dunkler, ins Caſtanienbraune, Rückgrath ſchwärzlich, der Kopf länglich; die Schnauze zuſammengedrückt, Stirn gewölbt, Ohren mäßig, aufrecht und ſpitzig; Hörner groß, lang, dreyeckig, bilden etwas mehr als einen und einen halben Kreis, anfangs nach oben, dann nach hinten, unten, wieder nach oben und nach innen; unten ſehr dick; die hintere Seite am breiteſten; ſie haben etwa 40 Ringe; im Schwanz nur 12 Wirbel, beym Hausſchaf 19—20, die Afterklauen klein. In der Regel fehlen die Hörner den Weibchen, oder ſind nur 2 bis 3 Zoll lang, wie eine ſchiefe Pyramide. Bonaparte, Fauna italica Fol. 45. Fig.

Nach dem jüngern Gmelin und Pallas findet ſich daſſelbe Thier auch in Perſien, in den Felſengebirgen öſtlich vom caſpiſchen Meer, im Lande der Turcomanen, häufiger auf den ceranniſchen oder Donnerbergen Perſiens, und wahrſcheinlich noch ſüdlicher. Die Hörner haben 3 ſchärfere Grathe, als beym Argali, und ſtehen mit der Spitze nicht auswärts; der Schwanz länger. Gmelins Reiſe III. 1774. 486. Taf. 56. Pallas, Zoogr. I. 230. tab. 19.

b) Das aſiatiſche oder ſibiriſche (O. ammon), Argali,

iſt größer und hat ähnliche Hörner, welche aber auch bey den Weibchen ziemlich groß, doch mehr zuſammengedrückt ſind; auf dem Bürzel ein heller Flecken; die Spitze der Hörner nach außen. Schreber T. 288.

Dieſes Thier, welches zuerſt durch des ältern Gmelins Reiſe (I. 368. Novi Commentarii petropol. IV. 388) bekannt geworden iſt, findet ſich in den unbewohnteſten Gegenden auf dem waldloſen Alpenzuge, mitten durch das gemäßigte Aſien bis an das öſtliche Meer, von der großen Tatarey bis nach Indien und China, auch in dem ziemlich kalten öſtlichen Sibirien; ehemals war es auch um die Quellen des Irtiſchs, Jeniſeys, in Dawu-

rien und jenſeits des Baikalſees, hin und wieder zwiſchen dem Onon und Argun, wo es dem Pallas geglückt iſt, ein Paar Alte und ein Junges zu bekommen. Häufig ſind noch in den Gebirgen der Mongoley, Songarey, in den Wüſten der Tatarey, öſtlich dem Lena bis zum 60.°, und von da bis Kamtſchatka, wo auch der Steinbock vorkommt; ſie ſollen ſich auch auf den Curilen finden und den Aleuten.

Sie gehen in Rudeln, und werfen im März ein oder zwey Lämmer, hären ſich im May. Die Jungen ſind grau und kraus, bekommen nach 2 Monaten ſchwarze Hörner, wie Dolche, welche endlich einzeln über 15 Pfund ſchwer werden, und womit ſie heftig gegen einander kämpfen und ſich in Abgründe ſtürzen. Bey den Weibchen werden ſie nicht ſo als bey den Jungen, und ſehen nur aus wie eine Sichel. Die Widder werden bisweilen 3 Centner ſchwer, die Schafe kaum 2.

Des Sommers freſſen ſie in den Thälern Alpenkräuter und Sträucher, werden im Herbſte fett; des Winters ſteigen ſie aber auf die Felſenſpitzen, welche durch den Wind vom Schnee gereinigt werden, und begnügen ſich daſelbſt mit vertrocknetem Gras, Moos und Flechten, ſo daß ſie im Frühjahr ganz mager ſind. Sie purgieren ſich mit Küchenſchellen und andern ſcharfen Anemonen, wie die zahmen Schafe; auch ſuchen ſie gern Salzlecken auf. Die Jagd am Irtiſch iſt ſehr gefährlich, weil ſie ſich auf die höchſten Gipfel zurückziehen; man fängt ſie indeſſen auch in Gruben. Die Mongolen und Tunguſen in Dawurien umkreiſen ſie mit Pferden und Hunden, welchen ſie aber dennoch oft entgehen, theils, indem ſie auf Felſen zu gelangen ſuchen, theils, weil ſie den ganzen Tag laufen können und Widergänge machen. Die Mütter treiben die Jungen voraus. Nach Steller ſchickt der Jäger in Kamtſchatka den Hund hinter das Thier, weil es ſich gegen denſelben ſtellt, und der Schütze Zeit hat, heranzukommen. Auch ſtecken ſie ihre Kleider auf eine Stange, welche das Thier beſtändig anſieht, ohne den herrutſchenden Jäger zu bemerken; endlich ſtellt man ihnen geſpannte Bogen auf ihre Pfade, wodurch ſie ſich ſelbſt erſchießen. Oft ſpringen ſie über fürchterliche Abgründe, und fallen auf die Beine. Es gehen

dabey jährlich viele Jäger zu Grunde. Das Fleiſch iſt ſehr gut, ebenſo der Talg; das Fell gibt warme Winterkleider und Decken, die Hörner Löffel, Becher u.ſ.w. Jung gefangen werden ſie ſehr zahm.

Es hat die Größe einer kleinen Hirſchkuh; die Hörner zuſammengedrückt und dreyeckig, ſehr runzelig, machen höchſtens 1½ Windung. Das Haar gleicht dem der Hirſche und iſt graulichbraun, um den Schwanz gelblich; der Kopf graulich, Unterſeite weißlich. Im Winter röthlichgrau, Keulen weißlich, ſo wie der Schwanz, die Schnauze weiß. Gewicht eines Widders 310 Medicinal-Pfund. Länge 5 Schuh 10 Zoll, Hörner 3 Schuh 11 Zoll, Umfang am Grunde 1 Schuh 3 Zoll, Breite 5½ Zoll. Das Gewicht des Weibchens 210 Pfund. Länge 5 Schuh 3 Zoll, Widerriſt 3 Schuh 4 Zoll, Kreuz 3 Schuh 5½ Zoll, Kopf 1 Schuh, Ohren 4¾ Zoll, Hörner 1 Schuh 4 Zoll, Umfang an der Wurzel 6¾ Zoll. Rippen 13 Paar, Schwanzwirbel 7. Pallas, Spicilegia. Fasc. XI. 1776. p. 3. tab. 1. 2. Zoogr. rossica I. 231. tab. 20. 21.

c) Das americaniſche (O. montana)

ſieht aus wie der Argali, nur ſind die dicken Hörner faſt ganz kreisförmig gebogen. Geoffroy, Ann. Mus. II. p. 360. tab. 60. Schreber T. 234. D.

Dieſes Thier findet ſich in Nordamerica, und iſt vielleicht nur eine Ausartung des eingewanderten ſibiriſchen Argalis. Schon Hernandez ſpricht von dieſem Thiere in Mexico. Die Miſſionäre Piccolo und Salvatierra fanden es 1697 in Californien (Phil. Trans. Nro. 318. p. 232); Lewis und Clark fanden es am Rockygebirg, und nannten es Dickhorn (Big-horn), die canadiſchen Reiſenden Cul blanc et Grosse Corne.

Richardſon hat es am Makenziefluß beobachtet. Es bewohnt die höchſten Bergſpitzen von 68—40° Nordbreite, in Rudeln von 3—30 Stück, iſt ſehr wild und warnt durch einen Pfiff, paart ſich im December und ſetzt im Juny oder July. Es iſt größer als ein Hausſchaf; die Hörner ſehr groß, krümmen ſich nach hinten, unten, vorn und oben in einen vollkommenen Kreis, unten dreyeckig und die obere Seite quer gefurcht; die

des Weibchens viel kleiner und faſt aufrecht. Das Haar, wie beym Rennthier, holzbraun, Kopf und Kreuz weiß, die Widder im Frühjahr faſt ganz weiß. Länge 6 Schuh, Widerriſt 3 Schuh 5 Zoll, Horn 2 Schuh 10 Zoll. Fauna boreali-americana I. 1829. 4. Nro. 80. (Iſis 1832. 168.)

Aus dem Mufflon und Argali ſind ohne Zweifel unſere zahmen Schafe entſtanden, und zwar, meynt man, aus dem europäiſchen die mit längerem Schwanz und hornloſen Weibchen, aus dem aſiatiſchen die mit kürzerem Schwanz und Hörner tragenden Weibchen.

d) Das Hausſchaf (C. aries), Brebis; Pecora; Sheep,

iſt kleiner als die wilden, 2 Schuh hoch, über 3 lang, meiſtens mit Wolle bedeckt, die Füße ausgenommen; der Widder hat große, zuſammengedrückte, mondförmige Hörner, welche den Schafen meiſtens fehlen. Widder (Aries, Belier); Hammel oder Schöpſs (Mouton); Schaf (Brebis); Lamm (Agneau). Buffon V. 1. T. 1. 2. Mayers Thiere I. T. 51.

Das zahme Schaf iſt gegenwärtig, wie der Hund, über die ganze Erde verbreitet, und gedeiht in den heißeſten und kälteſten Gegenden, ſelbſt noch auf Island. Es hat auch eben ſo große Veränderungen erlitten, ſowohl in der Geſtalt als in der Farbe, Länge und Feinheit der Haare, und ſelbſt in der Zahl der Hörner, welche bald fehlen, bald auf 4 und 6 ſich vermehren. Schon in der Bibel kommen große Heerden davon vor; der Widder Ajil, das Lamm Immar und Chebes. Die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller reden viel von ihnen, und handeln ihre Zucht umſtändlich ab.

Ihr mildes und folgſames Naturell, ihre Schwäche, Dummheit, Furcht und Unbehilflichkeit ſind hinlänglich bekannt; ihr ganzes Leben beſteht in Gleichgültigkeit, und nur als Lämmer haben ſie Luſt, Poſſen zu machen. Die ganze Heerde folgt dem Leithammel, ſammelt ſich auf einen Pfiff oder auf das Mahnen des Hundes. Untertags treibt man ſie bekanntlich auf die Waide, wo ſie mit dem ſchlechteſten Futter fürlieb nehmen, nur darf es nicht naß ſeyn, oder in Sümpfen wachſen; des Nachts ſchließt man ſie auf dem Felde in Hürden oder Pferche ein, des Win-

ters in den Stall, und füttert ſie mit Heu, Stroh und Klee, hin und wieder mit Kohl, Rüben und Getraide. Sie müſſen des Tages 2—3mal Waſſer bekommen und manchmal Salz.

Zur Fortpflanzung müſſen ſie 3 Jahr alt ſeyn, und ein Widder reicht für 30 Schafe hin; ſie dauern aber nicht viel länger, als bis ins achte oder neunte Jahr. Sie tragen 21 Wochen und werfen anfangs März 1, bisweilen 2 Lämmer, welche gleich laufen können; im zweyten Jahr macht man Hammel. Sie ſind vielen Krankheiten unterworfen und Eingeweidwürmern, beſonders in der Leber und im Hirn, wovon ſie die Drehſucht bekommen, in der Luftröhre, wodurch Kröpfe und Huſten entſtehen, auch werden ſie von den Engerlingen in der Naſe, von Lausfliegen und Zecken geplagt.

Die Lämmer bekommen noch im erſten Jahr die 8 Vorderzähne, welche aber ſpitzig ſind, Hundszähne heißen, und erſt ſpäter den breitern oder Schaufeln Platz machen. Im zweyten Jahr fallen die zween mittleren aus, im dritten die zween anſtoßenden, im vierten die zween folgenden und im fünften endlich die äußerſten, welche den Eckzähnen entſprechen. Man kann mithin das Alter bis ins ſechste Jahr beſtimmen. Im achten fallen meiſtens die gelben Vorderzähne aus. Sie leben ſelten über 14 Jahre, und liefern nur 7 Jahr lang Nutzen.

Der Nutzen dieſer Thiere iſt hinlänglich bekannt; er beſteht vorzüglich in der Wolle, in welche ſich die Mehrzahl der Menſchen kleidet. Man ſcheert ſie im Juny, bisweilen zweymal, im May und September. Ein Hammel gibt 6—7 Pfund, ein Schaf 4—5.

Das Hammelfleiſch iſt eine allgemeine Speiſe; die Milch iſt ſehr nahrhaft, wird aber in der Regel nicht benutzt, weil es hauptſächtlich auf die Zucht der Lämmer ankommt; die Schafkäſe ſind übrigens berühmt; die Lämmerfelle geben geſchätzte Pelze, beſonders die aus Rußland kommenden ſogenannten Baranjen; die Haut gibt weiches Leder und Pergament, der Talg Lichter und Seife, die Därme Saiten; der Miſt iſt ein ſehr guter Dünger, und daher hat man es ſehr gern, wenn die Schäfer ihre Pferche auf einem Acker aufſchlagen.

Die Schafe zerfallen in Woll- und Haarſchafe, welche letztere in heißen Ländern vorkommen.

Die Wollſchafe theilen ſich wieder in gewöhnliche und ungewöhnliche; die erſtern in grobe und feine.

Zu den Schafen mit grober Wolle gehören:

Die Landſchafe oder Bauernſchafe (Ovis rustica, brachyura, Pallas, Spicilegia XI. p. 61. Schreber T. 290. A. B. O leptura), faſt in ganz Europa; und darunter gibt es noch eine kümmerliche Art auf den Haiden, die ſogenannten Haidſchnucken in der Lüneburger Haide.

Die Schafe mit feiner Wolle ſind auf den ſpaniſchen Gebirgen entſtanden, und heißen daſelbſt Merino (Ovis hiſpanica).

Man hat ſie nun auch ins übrige Europa verpflanzt und gefunden, daß ſie faſt überall gedeihen, beſonders in Sachſen, wo die Electoralwolle berühmt iſt. Man ſucht ſie vorzüglich zu erhalten und zu verbeſſern durch Widder, welche man aus Spanien kommen läßt, weil von ihnen hauptſächlich die Feinheit der Wolle abhängt. In Südamerica ſind ſie ganz verkümmert und haben grobe Wolle bekommen.

Ueber die Schafzucht ſind zu vergleichen:

Germershauſen, das Ganze der Schafzucht. (1789.) 1818.

Laſteyrie, Geſchichte der Einführung feinwolliger Schafe. 1804.

Teſſier, über die Schafzucht. 1811.

Petri, das Ganze der Schafzucht. 1815. T. 2—8.

Walther, in den Wetterauer Annalen II.

Elsner, veredelte Schafzucht. 1828.

Schmalz, Thierveredelungskunde. 1832. S. 221. T. 8—13.

Zu den ungewöhnlichen Schafen gehören:

Das vielhörnige Schaf (Ovis polycerata) mit grober Wolle und 3—5 kurzen Hörnern, auf Island und Gothland. Aldrovand 397. Fig. Buffon XI. 354. 387. Taf. 31. 32. Pallas, Spicilegia XI. 71. tab. 4. fig. 2. tab. 5. fig. 5., aus der kirgiſiſchen Steppe. Schreber S. 289.

Das Zackelſchaf (O. strepsiceros)

mit aufrecht ſchraubenförmig gewundenen Hörnern; auf Creta, in Griechenland, der Wallachey und Ungarn. Bélon, Observations 21. Fig. Aries cretensis. Buffon III. T. 7. 8. Schreber T. 291. A. B.

Das langſchwänzige (O. dolichura)

mit einem magern Schwanz bis faſt auf den Boden. In Circaſſien am Caucaſus, in Kleinrußland und Syrien. Pallas, Spicil. XI. 60.

Das breitſchwänzige (O. laticauda, platyura),

mit einem langen, an der Wurzel ſehr fetten Schwanz.

Sie finden ſich an ſehr verſchiedenen Orten, in der Bucharey, Krimm, woher die ſchönen, bläulichgrauen und krauſen Lämmerfelle kommen, im Caucaſus, in Perſien, jenſeits des Oxys, in Syrien, Paläſtina, auch in Abyſſinien und Mauritanien. Der Schwanz iſt oft über 1 Schuh lang und 20—30 Pfund ſchwer, ſo daß ihn das Schaf kaum ſchleppen kann, und man ihm daher ein Brett auf Rädern unterbindet. Pallas, Spicilegia XI. 78. Zoogr. I. 234. Ruſſel, Aleppo II. 8. Buffon XI. 355. Taf. 33. Mouton de Barbarie. Schreber Taf. 293. Ovis macrocerca.

Auf Madagascar gibt es ähnliche, welche aber ſtatt der Wolle nur Haare haben. Der Schwanz wird als ein Leckerbiſſen betrachtet. Flaccourt S. 3 und 151.

Das fettſchwänzige (O. steatopyga)

iſt ſehr groß, 5 Schuh lang, und gegen 200 Medicinal-Pfund ſchwer; der Schwanz iſt kurz, hat nur 3 Wirbel, aber ſtatt derſelben liegen 2 Fettklumpen auf dem Hintern, welche etliche 30 Pfund ſchwer ſind. Beide Geſchlechter haben Hörner, und die Widder manchmal 3—5, bisweilen 6—8. Die Nomaden in den Wüſten des mittleren Aſiens haben eine große Menge, beſonders die Kalmücken, Kirgiſen und Mongolen, wo ſie ſo groß wie ein Eſel werden. Sie haben Fleiſchtrotteln am Halſe, wie die Geißen. Sie kommen auch in Perſien und China vor, und ſelbſt am Vorgebirg der guten Hoffnung, aber eingeführt. Pallas, Spicilegia XI. 63. 80. tab. 4. Zoogr. I. pag. 234.

Schreber Taf. 292. Olearius, Reiſe 568. Osbecks Reiſe 245. Kolbe 480. Pennant I. 39. T. 4.

* Die Haarſchafe (O. guineensis)

haben Hörner, hängende Ohren, lange Beine und Schwanz, Trotteln und eine Mähne unter dem Halſe, und finden ſich in Guinea, Angola, am Senegal und in Indien. Buffon XI. Belier des Indes. 359. Taf. 34—36. Suppl. III. tab. 10. Morvan. Schreber Taf. 294. A—C. Fr. Cuvier, Mammif. Mouton à longues jambes. Leo Africanus II. 752. Adimain. Margrave Bras. 234. Fig.

b. Die Ziegen (Capra)

haben eine gewölbte Naſe, zuſammengedrückte, ſehr nahe ſtehende, nach hinten gebogene, runzelige Hörner, meiſt ſtraffe Haare, an der Kehle 2 Fleiſchtrotteln und das Männchen mit einem Bart.

Dieſe Thiere lieben die gemäßigtern Gegenden und die höchſten Gebirge, nähren ſich vorzüglich von Laub und Knoſpen, während die Schafe das Gras vorziehen, ſind muthiger, luſtiger, hüpfen und klettern gern, kämpfen auch mit einander und wehren ſich gegen Angriffe. Das Männchen heißt Bock (Bouc), das Weibchen Geiß und Hattel (Chèvre), das Junge Zicke und Kitzlein (Chevreau).

Sie theilen ſich in die Steinböcke und die eigentlichen Ziegen; die Hörner der erſten gerad nach hinten gebogen, mit ſtumpfen Kanten und ſtarken Wülſten; bey dieſen meiſt etwas geſchweift, mit ſcharfem Grath und ſchwachen Wülſten.

Von jenen unterſcheidet man den europäiſchen, caucaſiſchen, barbariſchen und americaniſchen.

1) Die Steinböcke (Ibex)

haben ſehr große, knotige, auf den Rücken gebogene Hörner mit 3 ſtumpfen Kanten.

a) Der europäiſche St. (Capra ibex), Boucestain, Bouquetin,

iſt der größte von allen, 4½ Schuh lang, 2½ hoch, und hat 2½ Schuh lange, vorn faſt viereckige und ſehr knotige Hörner. Färbung hell, erſt grau, nach den Seiten braun, Bauch

weiß; der Bart ſehr klein und kurz. Geßner 331. 1099. Buffon XII. 136. T. 13. 14. Knorr, Deliciae II. tab. K. 5. fig. 2. Römer und Schinz, Säugthiere der Schweiz. 1809. S. 343.

Lebte ehmals auf dem ganzen Alpenzug durch Deutſchland, jetzt nur noch in Savoyen, iſt jedoch ſehr ſelten geworden, ferner in Sibirien, und bisher glaubte man, auch auf den Pyrenäen.

In Salzburg und Tyrol wurden ſie ſchon vor mehr als 100 Jahren ausgerottet. Sie fanden ſich zuletzt auf den Bergen des Zillerthales, wo ſich noch gegenwärtig viele Gemſen finden. Sie hießen daſelbſt Fahlwild. In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte die Jagd der Steinböcke den Herren v. Keutſchbach; ſie wurde aber, da damals jedes Stückchen von einem Steinbock ein theures Heilmittel war, von einer Menge Wilddieben verdorben, ſo daß 1561 ſich ein Keutſchbach an ſeinen Fürſten, den Erzbiſchof von Salzburg, wendete, welcher endlich 1584 die Jagdgerechtigkeit ſelbſt bekam. Die Erzbiſchöfe thaten nun alles mögliche, um ihre Ausrottung zu verhindern; ſie vervierfachten die Zahl der Jäger, ſetzten Wildhüter in kleine Hütten auf die höchſten Gebirge, ließen Junge fangen, um dieſelben in die Gegend von Radſtett zu verſetzen, und 1615 in den Thiergarten von Hellbrunn bey Salzburg. Achtzig bis neunzig der geſchickteſten und muthigſten Jäger waren vom April bis zum Juny beſchäftigt, um dieſelben, wann ſie beym Schneeſchmelzen herunter in die Nähe der Sennhütten kamen, mit Garnen zu fangen; dennoch bekam man in 3 Sommern nicht mehr als 2 Böcke, 4 Geißen und 3 Kitzen. So gieng es das ganze Jahrhundert fort, weil die Erzbiſchöfe dieſe Thiere zu Geſchenken an auswärtige Höfe benutzten. Man zahlte damals für jeden Herzknochen der Steinböcke einen Ducaten, für ein gefundenes Horn 2 Reichsthaler, für eine Gemskugel 2 fl. Deßhalb waren 1666 im Zillerthal nur noch 60 Gemſen übrig. Von nun an durfte niemand mehr einen Steinbock ſchießen, ohne einen vom Biſchof eigenhändig unterſchriebenen Befehl, und man gab den Alpenbeſitzern jährlich 100 Thaler, damit ſie kein Vieh mehr auf die oberſten Waiden führten, wo ſich die Steinböcke aufhielten.

Bis 1694 hatten ſie ſich wieder auf 72 Böcke, 83 Geißen und 24 Junge vermehrt, die Gemſen auf 375. Als aber die Wilddieberenen wieder zunahmen, ſo ließ man wieder einfangen, um ſie zu verſetzen oder zu verſchenken. Im Jahr 1706 wurden noch 5 Böcke und 7 Geißen gefangen, und ſeitdem ſah man keine mehr. Im Jahr 1784 hatte man zwar wieder 15 Stück Steinwild zu Hellbrunn, aber ſie ſtammten aus Piemont. Schrank in ſeinen und Molls naturhiſtoriſchen Briefen II. 1785. S. 55.

Die Steinböcke in Wallis und Savoyen waiden des Nachts in den höchſten Wäldern, doch nie weiter als eine Viertelſtunde von der Spitze des Bergs. Bey Sonnenaufgang ſteigen ſie waidend höher, und lagern ſich endlich an den wärmſten und höchſten Plätzen nach Oſten oder Süden; Nachmittags ſteigen ſie wieder waidend herunter in die Wälder, um daſelbſt die Nacht zuzubringen. Hier iſt auch ihr Aufenthalt wann es ſchneyt und während des Winters. Gegenwärtig ſind nur wenige beyſammen, ehmals aber in kleinen Heerden von 10—15 Stück. Alle Widder, welche über 6 Jahr alt ſind, nehmen höhere Plätze ein, ſondern ſich immer mehr ab, und werden auch gegen die ſtrengſte Kälte unempfindlich; ſie ſtellen ſich oft ganz oben gegen den Sturm gewendet, wie Bildſäulen, wobey nicht ſelten die Spitzen der Ohren erfrieren. Ihre Laufzeit fällt in den Jänner, wobey es oft Kämpfe gibt; ſie werfen nach 5 Monaten, Ende Juny, 1 Junges, welches gleich mit der Mutter davon läuft. Oft waiden Steinböcke, Gemſen, Ziegen und Schafe nahe beyſammen; aber nie hat man gehört, daß ſie ſich mit einander paarten.

Die beſte Jagd iſt am Ende des Sommers und im Herbſt, weil ſie dann am fetteſten ſind; ſie iſt aber eine der gefährlichſten, und fordert einen kühnen, geſchickten und ſtarken Mann, der Beſchwerden, Gefahren, Hunger und Kälte ertragen kann. Die entſchloſſenſten Steinbockjäger findet man im untern Wallis, beſonders im Dorfe Servan, wo faſt jeder Bauer dieſes Gewerbe treibt; ſie gehen ſelbſt über die Berge ins Thal von Aoſta, gewöhnlich 2—3 mit einander, mit Büchſen von 2 Schlöſſern hinter einander und einem kleinen Sack mit Lebensmitteln.

Gezwungen auf Felſen in beträchtlicher Höhe zuzubringen, machen ſie ſich einen Schlupfwinkel von Steinen oder Waſen, indem ſie ohne Decke und Feuer ſchlafen; überfällt ſie während der Verfolgung eines Steinbocks die Nacht, ſo kann es geſchehen, daß ſie nicht mehr aus den Felſen kommen, und ſtehend, einander um den Leib haltend, die Nacht zubringen müſſen.

Da dieſe Thiere mit dem früheſten Morgen waidend in höhere Gegenden ſteigen, ſo muß man vor ihnen dort ſeyn: dann kommen ſie manchmal dem Jäger auf 30—40 Schritt nah, ohne ihn zu wittern, obſchon ſie einen feinen Geruch haben, wahrſcheinlich weil dann die Luft wegen der Erwärmung immer aufwärts zieht. Sind ſie vor dem Jäger oben, ſo ſpüren ſie ihn, fliehen, und ſtehen erſt in großer Entfernung ſtill; und alles Nacheilen wäre vergebens. Sonderbar iſt es, daß das Thier ſich nur dann flüchtet, wenn es den Jäger riecht, nicht aber, wenn es ihn ſieht; dann ſteht es auf, thut einen Pfiff und ſchaut ihn an. Die Mutter verläßt nur in der höchſten Noth ihr Junges, und verbirgt ſich dann in Felſenlöchern, kommt aber nach der Gefahr zurück, ruft und ſucht es auf. Bleibt ſie zu lang aus, ſo geht es aus ſeiner Höhle, ruft die Mutter, läuft ängſtlich herum und verbirgt ſich anderswo. Findet es ſie verwundet, ſo flieht es, ſo bald es ihr Blut riecht, kommt aber und flieht wieder. Daſſelbe thun auch die Alten, wenn einer ihrer Cameraden verwundet iſt. Wölfe und Lämmergeyer verfolgen die Jungen.

Daß der Steinbock und die Gemſe, vom Jäger in die Enge getrieben, auf denſelben losrennten, um ihn in den Abgrund zu ſtürzen, iſt irrig und geſchieht nur durch Zufall, wenn das Thier keinen andern Ausweg hat. Auch iſt es ein Irrthum, daß er ſich auf ſeine Hörner ſtürze; er ſpringt, wie andere Thiere, auf ſeine Beine; da er faſt 2 Centner ſchwer iſt, ſo würde ihm der Fall auf die erſte Art ſehr ſchlecht bekommen. Die Weibchen wägen 70—90 Pfund. Das Fleiſch ſchmeckt wie das der Schafe, iſt aber ſaftiger; das Fell wird von den Weißgerbern verarbeitet. Aus den Hörnern macht man Becher und Taſſen. Jetzt kann einer 4 Carolin koſten.

Ihre Nahrung ſind gewürzreiche Pflanzen, im Winter Stein-

flechten und Sproſſen, beſonders von Weiden und Alpenroſen; lecken auch ſehr gern Salz. Gegenwärtig gibt es nur auf den Savoyer und Walliſer Bergen, und auch hier nur ſehr ſparſam; nur im Thal von Cormayeur, im Süden des Montblancs, zwiſchen dieſem Berge und den Walliſer Gränzen, im Savaranche-Thal, aber am häufigſten auf den Bergen des Cogne-Thals, in der Nähe von Aoſta, immer nur auf dem mittäglichen Abhang; in Wallis ſelbſt ſoll er ſich noch zwiſchen dem Seria- und Vieſcher-Thal finden; vor 40 Jahren waren noch in Faucigny; es iſt daher jetzt nirgends mehr ein Gewinn von der Jagd zu erwarten, und nur alte Gewohnheit oder Uebermuth treibt manchen noch dazu, obſchon ſehr viele verunglücken und ihre Familien in Armuth ſtürzen.

Jung eingefangen werden ſie zahm, und kommen herbey, um ſich kratzen zu laſſen; wollen ſie ſtoßen, ſo erheben ſie ſich auf die Hinterbeine und ſtoßen von der Seite. Sie leben mit den Ziegen, von deren Milch man ſie in der Jugend ernährt hat, ſehr geſellig, ſpringen luſtig auf Mauern und Dächern herum, und können ſich ſogar auf Thürflügeln erhalten; ohne Anlauf ſpringen ſie ganz ſicher auf ihr Ziel; um auf einen 15 Schuh hohen, ſenkrechten Felſen zu kommen, machen ſie 3 Sätze, indem ſie die Wand des Felſens zweymal berühren, ſo daß man kaum begreift, wie ſie einen Wiederhalt haben finden können. Ein dreyjähriger war lang 3½ Schuh, Widerriſt 2 Schuh 8 Zoll, Kreuz 2 Schuh 11 Zoll, Hörner 1 Schuh 4 Zoll, Umfang unten 9 Zoll, der Bart 1½. Die größten Hörner haben 20—30 Knorren. Das Alter ſchätzt man auf 30 Jahre. Von wilden Ziegen weiß man nichts in den Alpen. Berthoud von Berghem in Höpfners Magazin IV. 1789. 334. T. 1.

Gegenwärtig findet ſich dieſes Thier nur noch in Savoyen und auf den Gebirgen zwiſchen Wallis und Piemont, meiſtens auf dem höchſten Grath. Der Grund ihrer Verminderung liegt theils in der Verfolgung durch die Jäger, theils in dem Schnee, welcher ſeit 50—60 Jahren auch da liegen bleibt, wo ſonſt Waiden geweſen ſind. Sie ruhen untertags an der Sonnenſeite unter Felswänden, und ſteigen des Abends herab auf die

Waiden, wo ſie die ganze Nacht zubringen. Die Männchen von 7—8 Jahren halten ſich geſellig zu den Weibchen und den Jungen; die alten Böcke aber leben abgeſondert, und kommen nicht ſo tief herunter; ſie freſſen vorzüglich Wermutharten, Muttern (Phellandrium mutellina) und Riedgräſer, des Winters Mooſe und Flechten an Tannen. Nie kommen ſie in die bewohnten Thäler herunter, wie bisweilen die Gemſen, mit denen ſie nicht gern etwas zu thun haben.

Die Laufzeit fällt in den Jänner, und die Setzzeit nach 5 Monaten in den Juny; das Junge läuft gleich mit der Mutter, und wird von ihr gegen die Adler vertheidigt. Sie geſellen ſich gern zu den Hausziegen, wodurch Baſtarde entſtehen. (Es iſt zu bedauern, daß keine Beyſpiele aufgeführt werden.)

Die Jagd iſt ungemein beſchwerlich und gefährlich, und wird daher jetzt faſt gar nicht mehr unternommen. Sie iſt am günſtigſten im September, und dennoch muß der Jäger ſich auf 8—14 Tage gefaßt machen, Tag und Nacht, fern von allen menſchlichen Wohnungen, in ſehr kalten Gegenden unter dem freyen Himmel zu bleiben. Es gehen gewöhnlich 2—3 mit einander, welche, um ſich nicht zu beſchweren, kaum ſo viel Lebensmittel tragen können, daß ſie vor dem Verhungern geſchützt ſind. Nur um an den Ort zu kommen, müſſen ſie 8—10 Stunden klettern und dann unter einem Felſen übernachten, wobey ſie aber nicht ſelten, um ſich bey dem heftigen Winde zu erwärmen, aufſtehen, herumlaufen und Steine hin und her tragen müſſen. Kommt Nebel, ſo dürfen ſie ſich nicht von der Stelle entfernen, um ſich nicht zu verirren oder in einen Abgrund zu ſtürzen. Endlich müſſen ſie mehrere Tage über die Felſen und Gletſcher gehen, auf und ab klettern, ehe ſie die Spur von einem Thier entdecken. Sie können es aber nur ſchießen, wenn es mit Tagesanbruch wieder von der Waide in die Höhe ſteigt. Sind ſie auch ſo glücklich eines zu treffen und wirklich zu bekommen; ſo müſſen ſie es auswaiden, und, da ſie in demſelben Tage nicht mehr ins Thal herunter kommen können, noch eine Nacht warten, und dann erſt die ſchwere Laſt über die gefährlichſten Felſen herunter

tragen. Da ſie meiſtens in einem fremden Revier jagen, ſo müſſen ſie überdieß jeder bewohnten Gegend ausweichen, um nicht Händel zu bekommen, oder gar die Beute zu verlieren. Es iſt ein wahres Wunder, wenn ſie nach ſo vielen Gefahren und Mühſeeligkeiten wieder glücklich, und ohne Arm und Füße zu brechen, nach Hauſe kommen. Ein ausgewaideter Steinbock kann noch 2 Centner wägen. Meisner, Muſeum V. 1811. Nr. 5. Fig.

Im September wurden 2 Junge geſchoſſen im Thal von Aoſta und in der Nachbarſchaft des Bergs Cenis, nachdem ſie 6 Tage lang verfolgt worden waren. Das Männchen war, nach dem Gebiß, erſt ein Jahr alt, aber 3½ Schuh lang, 2 hoch, die Hörner 8 Zoll, mit einem einzigen Knoten, Färbung röthlichgrau. Das Weibchen ungefähr 3 Jahr alt, 3 Schuh lang, 2 Schuh 1½ Zoll hoch, Hörner 7 Zoll. In der Gefangenſchaft wurden ſie bald zahm und zutraulich, und zeigten überhaupt viele Gutmüthigkeit.

Im vierten Jahr ſind ſie ausgewachſen, und ſollen 30 Jahr alt werden; ſie bekommen endlich gegen 20 Knoten an den Hörnern. Ebendaſelbſt 1807. Nr. 1. Fig.

Auch in Sibirien ſind ſie ſelten geworden, und nicht mehr im Ural zu finden, wohl aber auf den rauheſten Gebirgen, welche ſich vom Taurus, zwiſchen der Tatarey und Sibirien, nach Oſten erſtrecken, jenſeits des Lena und in Kamtſchatka, aber nirgends häufig. Pallas, Spicil. XI. pag. 31. tab. 3. tab. 5. fig. 4. Zoogr. I. 224. tab. 15. fig. 1. 2. Schreber T. 281.

Er iſt übrigens etwas vom ſavoyiſchen verſchieden, wie ein Exemplar in der Züricher Sammlung zeigt. Der Leib, und beſonders die Hörner, ſchlanker. Schinz, wilde Ziegen. Neuenburg. 1837. 4. T. 1. Capra pallasii.

Der Steinbock der Pyrenäen iſt von dem der Alpen ganz verſchieden; ſieht zwar demſelben gleich in Geſtalt und Färbung, hat aber ganz andere, ſchwach gerunzelte, viel kürzere Hörner, nicht gerad nach hinten gebogen, ſondern hin und her geſchwungen, am Ende platt und mit einem ſcharfen Grath am innern Rand, alſo wie bey den Ziegen. Es iſt kürzlich einer in die

Sammlung der Univerſität Zürich gekommen. Schinz, wilde Ziegen. Taf. 1—3. Capra pyrenaica. Nach Ramond findet er ſich noch an der Nordſeite des Pyrenäen-Grathes, zwiſchen den Thälern Bareges, Cauteres und Oſſau, in der Nähe von Pragneres. Mont Perdu. 1801. 212.

b) Der caucaſiſche (C. caucasica)

unterſcheidet ſich durch mehr dreyeckige Hörner. Güldenſtädt, Acta petrop. 1779. II. tab. 16. 17. Schreber T. 281. B.

c) Der barbariſche (Ovis tragelaphus, ornata)

weicht am meiſten ab, iſt röthlich, und hat unter dem Halſe lange Haare, wie eine Mähne, auch an den Knöcheln. Er findet ſich auf den Gebirgen der Barbarey und Aegyptens. Pennant I. S. 49. T. 5. Geoffroy, Egypte 23. 201. tab. 7. fig. 2. Mouflon à Manchettes. Schreber T. 288.

d) Der americaniſche (Capra lanigera, americana)

iſt größer als ein Schaf, mit ganz weißen, langen Haaren bedeckt und einem langen Bart; Hörner 5 Zoll lang, ſchwach nach hinten gebogen, unten mit 3 Ringeln.

Er findet ſich in Nordamerica, vom Obernſee bis zu der Hudſonsbay und dem ſtillen Meer. H. Smith, Linn. Trans. XIII. 1821. p. 38. tab. 4.

Lewis und Clark haben ihn auf den höchſten Spitzen des Rockygebirgs angetroffen, und er findet ſich vom 40.—80.° Nordbreite. Sein Betragen iſt ganz wie das der gemeinen Ziege; die Wolle 1½ Zoll lang und ſehr fein, aber mit harſchen Haaren untermiſcht, das Fleiſch hart und trocken, aus den Fellen machen die Indianer Sättel und Kappen. Richardſon, Fauna I. n. 79. Fig. (Iſis 1832. 168.) Schreber T. 287. D. Blainville, Bulletin phil. 1816. p. 80. Rupicapra americana; Ord. Journ. philad. I. 1817. Ovis montana.

2) Die eigentlichen Ziegen (Capra)

haben viel kürzere, meiſt geſchwungene und zuſammengedrückte Hörner mit einem ſcharfen Grath. Sie theilen ſich in wilde und zahme.

a) Die wilde (C. aegagrus, bezoartica)

zeichnet ſich durch große Hörner aus, vorn mit einer Schneide.

S. Gmelin hat ſie im Caucaſus entdeckt, und davon eine leidliche Abbildung gegeben. Reiſe durch Rußland. 1774. III. 493.

Pallas hat zuerſt gezeigt, daß unſere zahme Ziege von dieſem Thiere abſtamme, und daß es einerley iſt mit der indiſchen Bezoarziege, welche in Perſien Paseng heißt. Indeſſen läßt er auch zu, daß manche Hausziegen Baſtarde ſeyn können von der wilden Ziege und dem europäiſchen und auch dem caucaſiſchen Steinbock, woraus ſich vielleicht die großen Abweichungen unter den Ziegen erklären laſſen.

Die wilde Ziege lebt truppweiſe auf den höchſten Alpen, welche vom Caucaſus zum caſpiſchen Meer, und von da ſüdlich nach Indien ziehen, auf dem Caucaſus ſelbſt und auf dem tauriſchen Gebirg. Sie iſt etwas kleiner als der Steinbock und der Argali, aber viel größer als der zahme Bock; Färbung graulichroth, mit ſchwarzem Rückgrath und Schwanz; der Kopf röthlichbraun, vorn ſchwarz, der Bart groß und braun. Die Hörner ſind bräunlichgrau, gleichförmig nach hinten gebogen, ſehr zuſammengedrückt, vorn mit einem ſcharfen Grath und ungefähr 4 entfernten Knoten, innwendig flach, auswendig gewölbt und voll Runzeln, 2 Schuh 3 Zoll lang, und dennoch beide nur 3 Pfund 7 Loth ſchwer, unten dicht beyſammen und 3 Zoll breit. Spicilegia 1776. XI. p. 43. tab. 5. fig. 2. 3. Zoogr. I. 226. tab. 16. fig. 3—5. Ridingers jagdbare Thiere V. Nr. 71. Steinbock. Schreber T. 282.

Zween Böcke, eine Ziege und ein Junges kamen nach Paris unter dem Namen Steinbock. Die Verkäufer ſagten, ſie wären am großen St. Bernhard in Savoyen gefangen worden. Cuvier hat ſie unter dem Namen der wilden Ziegen beſchrieben.

Sie hatten die Größe, Geſtalt und Farbe des Steinbocks, aber andere Hörner, nehmlich ſehr zuſammengedrückt, vorn mit einem einzigen Grath, wie beym zahmen Bock und der wilden Ziege in Perſien, während die des Steinbocks faſt viereckig ſind,

vorn mit einer Fläche zwiſchen 2 Grathen. Die Baſtarde vom Steinbock und der Ziege haben die Farbe des erſtern, aber die Hörner der letztern. Dergleichen gibt es viele auf Candia; ob aber auch in wildem Zuſtand, iſt nicht wahrſcheinlich, beſonders da die wilden Ziegen in Aſien in Menge vorkommen. Ob die verkauften wirklich wilde ſind oder Baſtarde, ließ ſich nicht ausmachen. Die Männchen waren ſtärker als der Bock mit glattem Haar und einem Bart, das eine grau, das andere fahl. Länge 5 Schuh, Widerriſt 2 Schuh 6 Zoll.

Das graue iſt etwas größer, unten, ſo wie die Füße und der Bart, ſchwärzlichbraun und eben ſo ein Band von der Naſe bis zum Schwanz, eines quer auf den Schultern und eines vorn am Schenkel; Geſäß weiß, Schwanz ſchwarz.

Das fahle Stück hat dieſelben braunen Bänder, aber ſchmäler, Hörner nach der Krümmung 2½ Schuh, ohne Wülſte; bey dem grauen aber 8 Zoll. Sie lebten alle friedlich mit einander, und brachten ein Junges hervor.

Der ſibiriſche Steinbock iſt etwas über 4 Schuh lang, 2½ hoch, Schwanz kurz; Färbung ſchmutzig grau, unten weiß, Bart, Schwanz am dritten Streifen ſchwarz. Der ſchweizer Steinbock iſt fahlgrau, im Winter röthlichgrau, Bart ſchwarz, Schwanz braun, unten wie das Geſäß weiß, Länge nur 3½ Schuh, Höhe 2 Schuh 8 Zoll. Der Steinbock des Caucaſus hat dreyeckige Hörner, iſt hirſchfahl, unten weißlich, Kopf grau, Schnauze, Füße und Bruſt ſchwarz, Rückenſtreifen braun. Keiner hat alſo das ſchwarze Kreuz der wilden Ziege, und dieſe iſt unten nicht weiß. Vielleicht iſt ſie der ächte Bezoarbock aus Aſien oder Paſeng, welchen Namen Buffon ſpäter einer africaniſchen Antilope gegeben hat. Cuvier, Ménag. 1803. Fig. — Römer und Schinz halten dieſe Thiere für verwilderte Ziegen. Säugthiere der Schweiz 377.

Man hält jetzt allgemein dafür, daß das Bezoarthier (Animal bezoarticum)

in Perſien und Indien, welches man ſonſt zu den Gemſen ſtellte (A. bezoartica), nichts anderes ſey als die wilde Ziege.

Die Nachrichten darüber ſind aber ſo ungenau, daß man nicht weiß, woran man iſt.

Nach Garcias ab Horto findet ſich der Bezoarſtein in dem Magen eines Widders in Perſien, von mäßiger Größe und braunrother Farbe, mit Namen Pazan. Er kommt aber auch in Malacca vor und auf der Kuhinſel, wo er jedoch nicht ſo gut iſt. Dazu hat Cluſius ein Horn, das er aus London bekommen, abgebildet, welches rund, etwas nach hinten gebogen, unten viel dicker und von Höckern umgeben iſt. Es gleicht offenbar mehr dem Horn einer Ziege als einer Gemſe. **Clusius, Exotica. 1605. 215. Fig.**

Der portugieſiſche Miſſionär P. Teixeira erzählt, daß man um des Bezoars willen auf der Kuhinſel, zwiſchen Ceylon und Coromandel, viele Ziegen ernähre. Als ſie 1585 überſchwemmt wurde, habe man die Ziegen anderswohin gebracht, und dann hätten ſie aufgehört, Bezoare zu erzeugen, weil daſelbſt andere Kräuter wuchſen; daher habe man ſie nach einigen Jahren wieder auf die Inſel geſchafft.

Bontius ſetzt hinzu, die den Bezoaren zugeſchriebenen Kräfte, um derenwillen man alle den Königen von Perſien abliefern müſſe, ſeyen von keinem großen Werth. Dieſe Ziegen ſeyen den europäiſchen ſehr ähnlich, hätten aber aufrechte und längere Hörner, und das Fell ſey bey einigen ſchön tigerartig geſchäckt, wie er es an 2 Ziegen ſehe, welche er täglich in Batavia vor Augen habe. Uebrigens gibt es auch Bezoare im Magen der Affen. **Hist. nat. in Pisonis India. 1658. p. 47.** Aus dieſen Stellen geht hinlänglich hervor, daß es Ziegen und keine Gemſen ſeyn müſſen, weil man ſie ſonſt nicht von einer Inſel hin und her ſchaffen könnte.

Rumpf ſagt, die Indier lachen, wenn die Europäer ſagen, daß die Bezoarſteine im Magen der wilden Ziegen entſtänden, und behaupten, ſie fänden ſich bey den Affen. Gewiß iſt es, daß ſolche Steine von Borneo kommen, wo es bekanntlich viele Affen gibt (**Amboin. Rarit. p. 301.**). In ihrer Mitte findet man immer einen Kern von Pflanzentheilen oder Haaren, um welchen ſich dann Blätter legen von einer kleberigen Materie;

bisweilen enthalten ſie auch Dattelſteine und Kürbſenkerne. Seba II. 130.

Kämpfer war der erſte, welcher das Thier, in deſſen Magen man die ehmahls ſo berühmten Bezoarkugeln findet, genauer beſchrieb, und zwar unter dem Namen Ziegenhirſch (Capricerva).

Daß die Bezoarziege wirklich zu den Ziegen gehört, und nicht zu den Gemſen, ergibt ſich unwiderſprechlich aus der Beſchreibung und Abbildung Kämpfers, wie aus ihrem Aufenthalte auf den höchſten Felsſpitzen. Sie ſcheint aber eher ein Steinbock, und zwar der ſibiriſche zu ſeyn, als die wilde Ziege. Kämpfer fand ſie auf dem Berge Benna, in der perſiſchen Provinz Laar, unweit des perſiſchen Meerbuſens, welchen er einen Eisberg nennt, und im Juny 1686 beſtieg, aber erſt nach 6 Stunden auf die Höhe kam. Er ſchildert den Weg ſchlimmer als auf dem Caucaſus. Das iſt mithin eine Höhe, auf welcher man noch nie Antilopen angetroffen hat, mit Ausnahme der Alpengemſe. Er ſah daſelbſt eine große Menge dieſer Ziegen, welche die Jäger Paſen nennen und hinter Felſen auf ſie lauern. Sie ſind außerordentlich ſcheu und furchtſam, und fliehen beym erſten Schuß ſo weit als möglich. Am erſten Tag bekamen ſie nichts, und mußten in einer Felſenhöhle übernachten. Am zweyten Tag wurde ein Bock geſchoſſen, der einen Bezoar enthielt, walzig, 1 Zoll lang und ſchwarz. Sie blieben noch 3 Nächte, und bekamen noch 2 kleine Bezoare aus einem Magen.

Das Thier hat die Größe der Hausziege, kurze, graulichrothe Haare und einen Bart; die Geiß keine oder ſehr kurze Hörner, der Bock dagegen um ſo viel längere, mit großen Ringeln, 11—12, was aber ſchon ſelten iſt. Die Geſtalt des Körpers, die Farbe und Hurtigkeit iſt übrigens wie beym Hirſch. Sie kommen höchſt ſelten in die Felder herunter. Es gibt zwar auch noch in andern Gegenden von Perſien, welche aber keine Bezoare liefern, außer die in Coraſſan, wahrſcheinlich wegen der verſchiedenen Nahrung. Bey den Böcken findet man mehr und größere als bey den Geißen, und zwar bey den magern, welche der Heerde vorausgehen. Amoenit. exot. 1712. 4. fasc. II. 381.

fig. 2. Nach dieſer Abbildung hat die Geiß keine Hörner, aber einen Bart, wie der Widder, und dieſer ſieht vollkommen aus wie ein Steinbock, mit rundlichen, ſtarkgebogenen Hörnern, die bis auf das Kreuz reichen, auf der vordern Fläche voll ſtarker Querwülſte, ohne einen ſcharfen Grath, wie bey den ächten Ziegen.

Es gibt übrigens noch andere Thiere, worinn man Bezoare findet, namentlich in der gleichfalls perſiſchen Ziege Ahu (welches wahrſcheinlich A. subgutturosa iſt). Sie hat viel Aehnlichkeit mit dem Hirſch, mit Ausnahme des Barts und der einfachen Hörner, wodurch ſie ſich den Ziegen beygeſellt. Die letztern ſind ſchwarz, mit runden Ringeln bis über die Hälfte umgeben, und glatt, wie gedrechſelt, beym Weibchen klein, beym Männchen 1 Schuh lang, aufrecht, in der Mitte ſchwach nach außen gebogen, an der Spitze gerad, jedoch etwas gegen einander geneigt. (Nach der Abbildung leyerförmig.) Ibid p. 403. fig. 1.

Auch in Indien gibt es Ziegen, welche Bezoare liefern, ſo diejenige, welche Bontius im Schloß von Batavia geſehen hat. Ich habe eine ähnliche ebendaſelbſt geſehen, welche aber vom Ahu gar nicht verſchieden war, außer daß ihr ganzer Leib mit weißen Flecken bedeckt war, wie bey 2 Rehen [ohne Zweifel Axis] und zwey Damhirſchen, die in demſelben Hofe waren. Aehnliche Bezoarziegen findet man in den Gebirgen von Malabar und am Vorgebirg Comorin.

Endlich gibt es zahme Ziegen auf der bataviſchen Kuhinſel (Isla de Vacas) bey Ceylon, wie Garcias bezeugt. Aehnliche Steine, mit Namen Pedra bugia, finden ſich auch in Affen in Indien, in Stachelſchweinen auf Ceylon (Pedra de Porco). Ibid p. 395.

b) Die zahme Ziege (C. hircus)

iſt kleiner, und hat kürzere Hörner mit einem weniger ſcharfen Grath.

Sie findet ſich auf der ganzen Erde verbreitet, faſt in eben ſo vielen Abarten als das Schaf, mit kurzen und langen Haaren, die ſo fein ſind wie Wolle.

Zu den kurzhärigen

gehört die gemeine Ziege, welche überall in Europa gehalten wird. Sie ſieht mager aus, iſt 4 Schuh lang und 2 hoch, und hat gewöhnlich 2 Fleiſchtrotteln an der Kehle. Sie iſt meiſtens weiß oder braun, mit einem ſchwarzen Rückgrath; es gibt aber auch ganz ſchwarze, graue und geſchäckte. Der Pelz beſteht aus kurzer, weißer Unterwolle und aus 4—5 Zoll langen Haaren, welche auf dem Rücken einen Kamm bilden, und an den Hinterſchenkeln am längſten ſind; Kopf, Hals, Füße und Schwanz ſind mit kurzen, ſteifen Haaren bedeckt. Die Hörner der Böcke ſind bisweilen 2 Schuh lang, bey den Geißen viel kürzer und fehlen auch wohl.

Es ſind muthwillige und launige Thiere, bald freundlich, bald tückig und ſtößig, ſpringen und hüpfen gern, klettern auf Berge und mäckern unaufhörlich. Man kann daher keine großen Heerden zuſammen halten, wie bey den Schafen, ſelten mehr als 40 oder 50, weil ſie über Gräben und Zäune ſpringen und den Bäumen ſehr ſchaden. Am liebſten zupfen ſie Knoſpen und junges Laub, freſſen jedoch auch trockene Kräuter, Moos und Steinflechten. Hitze, Regen und Thau können ſie wohl aushalten, aber nicht Kälte und ſumpfigen Boden. Des Winters bringt man ſie in den Stall, meiſt zu anderem Vieh, und füttert ſie mit Heu, Kohl, Rüben u. dergl.

Bey uns hält man ſie vorzüglich um der Milch willen, welche beſonders ſchwächlichen Kranken ſehr gut bekommt, aber einen eigenthümlichen Geruch hat, der vielen Menſchen zuwider iſt. Die Käſe ſind ſehr beliebt. Aus den Fellen macht man feineres Leder, Corduan, Saffian, Juften, Pergament u. dergl., beſonders im Orient, auch Schläuche für Waſſer und Wein; das Fleiſch der Zicklein wird geſchätzt.

Sie ſind reif nach dem zweyten Jahr, bocken im Herbſt und werfen nach 21 Wochen 1—3 Zicken, welche ſchon im zweyten Monat Hörner bekommen. Das Zahnen verhält ſich wie bey den Schafen, und man kann darnach das Alter beſtimmen. Der Bock iſt 5 Jahre, die Geiß 7 gut; ihr Alter erſtreckt ſich

nicht über 12 Jahre. Bechſtein I. 408. Geßner 270. Fig. Buffon V. S. 59. Schreber T. 283.

In Spanien gibt es hornloſe (C. h. ecornis), mit ziemlich langen Haaren. Schreber T. 287. B.

In Africa, in dem Reiche Whidaw, gibt es mit umgekehrten Hörnern (C. h. reversus), nehmlich mit der Spitze nach vorn gebogen. Buffon XII. 154. T. 20. 21. Suppl. III. t. 13. Bouc de Iuida. Schreber T. 286. A. B.

In der Levante, namentlich in Sirien, findet ſich die ſogenannte Mambrinziege (C. h. mambricus), mit kleinen zurückgelegten Hörnern und ſehr langen hängenden Ohren. Buffon XII. 152. Taf. 10. Schreber Taf. 285. Proſper Alpin, Aeg. I. 229. Ruſſell, Aleppo II. S. 12.

In Africa findet ſich die Zwergziege (C. h. depressus) mit kurzen, dicht hinter den Kopf gelegten Hörnern. Buffon XII. 154. T. 18. 19. Schreber T. 287.

Zu den woll- oder ſeidentragenden Ziegen gehört:

Die angoriſche (C. h. angorensis).

Die Hörner ſind lang, ſchneckenförmig gewunden und ſtehen wagrecht nach den Seiten heraus; die Ohren lang und hängend; das Haar 8 Zoll lang, wie ſeidenartige Locken, in der Regel glänzend weiß.

Sie wird um Angora, in Kleinaſien, in großen Heerden gehalten, und macht den Reichthum der Innwohner aus. Aus dem Haar macht man das Cameelgarn, das türkiſche Garn zu Camelot. Von Smyrna ſollen jährlich über 3000 Ballen von dieſen Haaren nach Europa gehen. Man hat nun dieſe Thiere in verſchiedenen Ländern, auch in Deutſchland, einzuführen geſucht; es ſcheint aber nicht viel daraus geworden zu ſeyn. Tournefort, Voy. II. 185. Fig. Buffon V. 71. T. 10. 11. Schreber T. 284. 287. A. Plinius VIII. Cap. 76. Aelianus XVI. Cap. 30. Fr. Cuvier, Mamm.

Die Kaſchemirziege (C. h. laniger)

hat gerade, ſchneckenförmige Hörner, hängende Ohren, gerade, ſehr feine, graue Haare. Fréder. Cuvier, Mamm. livr. VI.

Aus den Haaren macht man die theuern Kaſchemir-Shawle, wozu aber auch Cameelhaare kommen ſollen.

Im Jahr 1819 hat A. Jaubert eine ganze Heerde in den Steppen des Urals, unter 52°, gekauft, und 400 davon nach Frankreich gebracht, wo ſie zu gedeihen ſcheinen, und aus deren Haaren man bereits Zeug macht.

Die thibetaniſche Ziege (C. h. thibetanus)

iſt wenig verſchieden, hat ähnliche Seidenhaare, aber größere Hörner und längere hängende Ohren, Färbung braun. **Fréder. Cuvier, Mamm.**

Die Haare dieſes Thiers ſind noch länger, oft 1—1½ Schuh lang, und hängen in Locken vom Rücken herunter. Sie werden ebenfalls zu feinen Zeugen verarbeitet, und deßhalb hat man dieſe Ziegen auch nach England und Frankreich verpflanzt.

c) Man kann vielleicht auch hieher ſtellen die Gemſen oder Antilopen, deren Hörner einen oder mehrere Grathe haben und gedreht ſind; — die Weibchen hornlos.

Die Antilopen haben viel Aehnlichkeit mit den Ziegen, ſind aber ſchlanker und ihr Haar iſt kürzer; ſie gleichen in der Geſtalt dem Hirſch, und haben auch oft Thränenbälge unterhalb der Augen; die Hörner rund und meiſtens glatt, die der Ziegen eckig mit dicken Querwülſten; der Hornzapfen meiſt ohne die Zellen, womit er bey den andern angefüllt iſt. Sie leben meiſtens geſellig, oft in großen Heerden in den Wüſten von Africa, mehrere auch in den Gebirgen von Aſien, beſonders Indien; in Europa nur die gemeine Gemſe und die Saiga; in America ſehr abweichende, in Auſtralien gar keine.

1) Der Buſchbock (Antilope sylvatica)

iſt kleiner als der Riedbock, über 3½ Schuh lang und 2½ hoch, dunkelbraun, unten weiß, auf den Lenden weiße Flecken, die Hörner 10 Zoll lang, ziemlich gerad, dreyeckig und gedreht; keine Thränenbälge.

Lebt paarweiſe in Wäldern an der Süd- und Oſtküſte des Vorgebirgs der guten Hoffnung und in der Cafferey. In der Nähe des Großvaterwaldes klagt man ſehr über den Schaden, den er des Nachts den Kohlgärten und Reben zufügt. Er iſt

ziemlich ſchwerfällig, und läßt ſich daher bisweilen mit Hunden fangen, wehrt ſich jedoch heftig, fällt auf die Knie und verwundet die Hunde mit den Hörnern. Sparrmanns Reiſe 249. 517. T. 6. Buffon, Suppl. V. p. 37. VI. 192. tab. 25. Schreber T. 257. B.

2) In den buſchigen Bergthälern von Abyſſinien, am Dembea-See, lebt eine ähnliche (A. decula)

ebenfalls paarweiſe, iſt aber 4½ Schuh lang, 2¼ hoch; die Hörner 8½ Zoll, ziemlich ebenſo geſtaltet, die Färbung rothbraun, auf dem Rücken 2 weiße Längsbänder durch 3 Querbänder verbunden, wie ein Roſt, auf den Lenden eine Reihe weißer Dupfen; keine Thränenbälge und Kniequaſten, aber 2 Weichenbälge und 4 Striche am Euter. Sie freſſen Blätter und die Früchte der wilden Sycomore-Feigen; paaren ſich im May und werfen im October ein Junges. Rüppell, Wirbelthiere S. 11. T. 4.

3) Der bunte Bock (A. scripta)

iſt größer als der Buſchbock, 3½ Schuh lang, rothbraun mit einem doppelten weißen Roſt auf dem Rücken, nehmlich jederſeits 2 Längsſtreifen mit 5—6 Querſtreifen und Flecken auf den Lenden; die Hörner gerad, 9 Zoll lang mit gedrehten Kielen.

Nach Kolbe ſind ſie etwas größer als der Blaubock, und haben ihren Namen von den roth, weiß und braun vermiſchten Flecken. Er hat im Jahr 1708 ſchon beym warmen Bad am Vorgebirg der guten Hoffnung eine unglaubliche Menge, mehr als 1000 auf der Waide angetroffen. Bey ſeiner Annäherung that ihre Schildwacht einen Schrey, auf welchen alle zuſammen liefen, ſich ordentlich in Reih und Glied ſtellten, nur 2 als Officiere voraus. Er ritt mit mehreren andern dicht an ihnen hin, und erſt als ſie vorbey waren und einen Schrey thaten, liefen ſie zerſtreut ins nächſte Thal davon. Die Hörner ſind gegen 1 Schuh lang und etwas nach hinten gebogen, der Bart ſehr groß und dunkelroth; das Fleiſch ſchmeckt gut. Die Jungen werden leicht zahm, verlieren aber den Wildpretgeſchmack. Beſchreibung des Vorgebirgs 1719. Fol. 142. 281. 390.

Man begegnet ihnen zuerſt in der Nähe des warmen Bads, öſtlich vom Cap, und trifft ſie an bis Zwellendamm. Man hat ſie auch am Senegal und bey Tombuktu angetroffen. Die Weibchen ſind hornlos. Sparrmann 125.

In der Capcolonie ſind ſie jetzt ſelten, und nur noch in den waldreichen Gegenden der Südküſte. Lichtenſtein, Berliner Magaz. VI. 170. Buffon XII. 305. Taf. 40. 41. Guib. Schreber T. 258.

4) Die geſtreifte Gemſe oder das Kudu (A. strepsiceros)

iſt ziemlich von der Größe eines Hirſches, 4½ Schuh lang, 3 hoch, röthlichgrau; ein weißer Streifen auf dem Rückgrath, von dem jederſeits 4 Querſtreifen abgehen; 2 ähnliche Streifen am Kopfe, wie ein Halfter; die Hörner 3—4 Schuh lang, ſehr zuſammengedrückt, aufrecht und dreymal ſchneckenförmig gewunden. Keine Thränenbälge.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung, am Sonntagsfluß und bey Hinterbruyntjes-Höhe ebenfalls paarweiſe und ſelten, jetzt nur noch außerhalb der Gränzen der Colonie, zwiſchen den Carreebergen und an dem Oranienfluß. Das Weibchen iſt viel kleiner und hat keine Hörner. Das Fleiſch iſt ſchmackhafter als das vom Hirſch. Ungeachtet der hohen und dünnen Beine ermüden ſie doch bald, und werden von den Hunden eingeholt, gegen die ſie ſich jedoch tapfer wehren. Kolbe (142, Bock ohne Namen T. 2. F. 2) ſagt ausdrücklich, daß der Bock einen ziemlich langen Bart habe, und bildet ihn auch ab; Sparrmann aber hat keinen geſehen. Reiſe 511. Houttuyn, Syst. Linn. III. tab. 26. Buffon XII. 101. Taf. 39. Condoma. Suppl. XV. p. 192. Pallas, Spicil. XII. p. 67. Schreber 267. Pennant I. S. 82. Taf. 10. Lichtenſtein in Berl. Mag. VI. 1814. 172.

C. Die Biſamthier-artigen oder Zwerg-Gemſen

ſind gewöhnlich nicht größer als ein Hirſchkalb, meiſt braun, haben ziemlich kurze und runde Hörner, gerad oder nur ſchwach gebogen, einen ſehr kurzen Schwanz, oft Thränenbälge und Knie-

quaſten, aber weder Mähne, noch Bart, noch Wamme. Die Weibchen ſind meiſtens hornlos.

Hieher gehören die kleinſten gazellenartigen Thiere, oft nicht viel größer als ein Haſe, welche faſt alle nur Bewohner des ſüdlichen Africas ſind.

a. Africaniſche Zwerggemſen,

mit ganz geraden, kaum geringelten Hörnern. Dieſe Thierchen ſind ſich ſo ähnlich, daß man ſie faſt für bloße Arten einer Gattung anſehen möchte.

1) Die Zwerggemſe oder das Buſchböcklein (Antilope pygmaea)

iſt die kleinſte von allen, kaum größer als ein Haſe, 2 Schuh lang, 1 Schuh hoch, röthlichbraun, mit 2—3 Zoll langen, ſchwarzen, unten geringelten Hörnchen, auch bey den Weibchen, die einzige Ausnahme; keine Kniequaſten.

Findet ſich in Guinea, wo ſie Guevei heißt, und in den waldreichern Gegenden, an der Südküſte der Capcolonie, wo ſie den Namen Urebi hat, am häufigſten in der Cafferey. Sie ſoll im Stande ſeyn, über eine 12 Schuh hohe Mauer zu ſpringen; wird ſehr zahm, iſt aber wegen ihrer Zärtlichkeit noch nicht nach Europa gebracht worden.

Sparrmann ſah ſie nur einmal flüchtig in einem Walde von Sizikamma, wo ſie von den Coloniſten Ervetje und Gnometje genannt wird. (S. 256.)

Nach Le Vaillant gehören ſie zu den wenigen, welche ſich am liebſten in dickem Gebüſch aufhalten; ſie ſind 12—15 Zoll hoch mit handhohen Hörnern, machen außerordentliche Sprünge, und ducken ſich, wenn man ihnen zu nahe kommt. Ihr Geſchrey gleicht dem Lärm von Rollſchellen, und das Fleiſch wird für das ſchmackhafteſte aller Antilopen gehalten. Er traf ſie in der Cafferey und im Lande der Hutniken; die Hottentotten nennen ſie Numetjes. Reiſe I. 340. Bosmanns Reiſe 236. Adanſons Reiſe 135. Seba I. T. 43. F. 3. Buffon XII. 315. T. 43. F. 2. Chevrotain de Guinée. Schreber Taf. 260. B. Lichtenſteins Säugthiere T. 16.

2) Die grimmiſche (A. grimmia)

iſt nicht größer als ein halbjähriges Damkalb, 2 Schuh 7 Zoll lang, 1½ hoch, von ſehr zierlicher Geſtalt, Färbung grau, hinten ins Braune, unten weiß, Schwanz 3 Zoll lang, weiß, mit einem ſchwarzen Strich. Die Hörner des Bocks kaum 3 Zoll lang, ſchwarz, gerad, gefurcht, unten mit 4 Ringen.

Von dieſem niedlichen Thier aus Guinea hat Seba die Hörner abgebildet (Thesaurus I. tab. 43. fig. C. D.), Buffon den Kopf (XII. 307. Taf. 41. Fig. 2. 3.), und es für das von Grimm beſchriebene Thierchen gehalten, welches er ſchon vor anderthalb Hundert Jahren beſchrieben hat (Ephem. nat. cur. Decuria II. ann. IV. 1686. Obs. 57.); ſpäter zeigte es ſich aber, daß es nur das Junge vom Ducker (A. mergens) geweſen.

Pallas hat von dem gegenwärtigen zween Böcke im Haag geſehen. Sie ſind ſehr furchtſam und hurtig, gehen ſehr zierlich und hüpfen wie Rehe, horchen mit einem aufgehobenen Fuße und ſehen umher, kratzen ſich mit den Hinterfüßen und laſſen ſich gern um die Hörner kratzen, fürchten ſich ſehr vor dem Donner, und laſſen kaum einen Laut hören. Man gab ihnen Brod, Möhren und Erdäpfel, welch letztere ſie am liebſten fraßen. Um das Brod zu erreichen, ſtellten ſie ſich auf die Hinterbeine. Die Thränenbälge ſind ſehr groß, und haben eine tiefe, kahle Furche, woraus viel Oel ſchwitzt, welches faſt wie Biſam riecht, und ſpäter erhärtet und ſchwarz wird. Die Naſe iſt nackt und feucht; an den Knöcheln keine Quaſte. Pallas, Spicilegia I. p. 38. tab. 3. (Merkwürdige Thiere. 1778. I. 47.) Fr. Cuvier, Mammif. fig. mas. 1821.

In Abyſſinien gibt es 2 ähnliche, welche Madoqua heißen.

3) Die größere (A. saltiana)

iſt 2 Schuh 8 Zoll lang, 2 Schuh hoch, Schwanz 4½ Zoll, röthlichgrau, Kopf braunroth, keine Thränenbälge, Naſe nackt, Fußenden ſchwarz, Hörner 3 Zoll, ſo wie die Ohren.

Findet ſich in Abyſſinien, und wurde ſchon von Ludolph vor 150 Jahren erwähnt (Hist. aeth. I. cap. 10. 73), auch von

Bruce (Travels Ed. 3. VII. 360. tab. 36), aber erſt von Rüppell genauer beobachtet. Sie lebt in buſchreichen Berggegenden 5—8000 Schuh hoch, paarweiſe und ſehr flüchtig; Thränenbälge groß; iſt vielleicht einerley mit der ſogenannten grimmiſchen Antilope (A. grimmia, Pallas, Spicil. I. p. 38. tab. 3. Vosmaer, Juffer-Bokje 1766. Schreber Taf. 260. Fr. Cuvier, Mamm.) am Senegal und in Guinea. Diejenige, welche Grimm vor 160 Jahren (Ephem. nat. cur. Dec. II. ann. 4. n. 57.) vom Cap beſchrieben hat, iſt nur ein junger Ducker (A. mergens). Rüppell, Wirbelthiere VII. 1836. 22. T. 7. F. 2.

4) Die kleinere (A. hemprichiana)

iſt fein, weiß und braunroth meliert, hat eine behaarte Naſe, große Thränenbälge und etwas vorgebogene Hörner.

Ziemlich häufig in den Wäldern des Gebirges Gedam, bey Arkiko, aber paarweiſe, ſehr neugierig und hurtig, frißt Gras, wirft im May, und das Fleiſch ſchmeckt gut. Ehrenberg, Symbolae I. Fol. aa. tab. 7. Cretzſchmar in Rüppells Atlas Taf. 21. A. saltiana. Lichtenſteins Säugthiere Taf. 16.

5) Die kurzſchwänzige (A. montana, brevicaudata)

von den Hochebenen Sennaars, iſt hellbraun, faſt ganz ſchwanzlos, und hat in der Jugend oben einen Eckzahn, den man noch bey keiner andern Gattung bemerkt hat. Rüppells Atlas T. 3. Wirbelthiere S. 25.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung gibt es noch über ein halbes Dutzend dergleichen kleine Gemſen.

6) Das Steinböcklein (A. tragulus, rupestris)

iſt über 3 Schuh lang, Hörner 4 Zoll, Ohren länger; Färbung dunkel braunroth, an den Seiten ſilbergrau überflogen, ein ſchwarzer Streif auf der Naſe, keine Kniequaſte. Lebt paarweiſe auf trockenem Boden im Gebüſch, das Fleiſch ſchmackhaft. Lichtenſteins Säugthiere T. 14.

7) Der Bleichbock (A. scoparia)

unterſcheidet ſich durch große Kniebüſchel, einen ſchwarzen

Schwanz und einige weiße Flecken im Geſicht. Lichtenſteins Säugthiere T. 13. Schreber T. 261.

8) Der Greisbock (A. melanotis)

von derſelben Größe, braunroth mit untermiſchten weißen Haaren, Kopf und Hörner auffallend kurz, Ohren ſehr lang und ſchwarz, keine Kniequaſten, aber Thränenbälge.

Iſt wegen ſeines zarten Fleiſches in den weſtlichen und mittleren Gegenden der Capcolonie ſehr geſchätzt. Lichtenſteins Säugthiere T. 12.

9) Der Klippſpringer (A. oreotragus),

von derſelben Größe, Haare grob, dunkel gelbbraun, Hörner nur halb ſo lang als der Kopf, aufrecht und geringelt, keine Kniequaſten.

Sieht ziemlich aus wie eine Ziege oder Gemſe, iſt jedoch viel kleiner, nur 3½ Schuh lang und 1 Schuh 9 Zoll hoch; lebt auch nur auf den unzugänglichſten Klippen, über die er mit unglaublicher Geſchwindigkeit ſpringt. Die Hufe ſind ſehr hoch und das Haar ſehr dick, elaſtiſch und ſtruppig, daß das Thier bey einem Fall von einem Felſen dadurch vor bedeutendem Schaden bewahrt wird; das Fleiſch iſt ſchmackhaft; das Haar braucht man zu Polſtern. Lichtenſtein im Berl. Magaz. VI. 1814. 175. Säugthiere T. 15. Buffon, Suppl. VI. tab. 22. Schreber Taf. 259. Forſter in Le Vaillants Reiſe II. 264. Taf. 4.

10) Der Ducker (A. mergens)

iſt ſo groß wie ein Reh, aber ſchmächtiger, 3½ Schuh lang, faſt 2 hoch, Hörner 3¼ Zoll, Färbung dunkel gelblichbraun, Kopf ſchmal, an beiden Seiten ein nackter Streifen, Naſenrücken und Füße ſchwarz, keine Kniequaſten.

Auf den Vorhügeln der Gebirge, im weſtlichen Theil der Capcolonie, wo er ſich am liebſten zwiſchen mannshohem Gebüſch aufhält, bey der Verfolgung darüber ſetzt, und ſich dann plötzlich hinter einem Buſch niederduckt, um den Augen des Jägers zu entgehen. Das von Grimm vor mehr als 100 Jahren vom Cap gebrachte und beſchriebene Thier (Ephem. nat. cur. Decuria II. Ann. IV. 131. fig. 13.), welches Pallas die grim=

miſche Antilope genannt hat, iſt nur das Junge oder das Weibchen vom Ducker. Die von Pallas genannte grimmiſche Gattung ſtammt aus Guinea, und iſt verſchieden. Lichtenſteins Säugthiere T. 11. Barrows Reiſe T. 36. Blainville, Bull. philom. 1816.

11) Der Riedbock (A. eleotragus, arundinaceus, isabellina)

gleicht in Größe und Geſtalt dem Damhirſch, gegen 5 Schuh lang, 2½ hoch, Hörner 8 Zoll, etwas nach vorn gekrümmt und unten geringelt, Färbung graulichroth, Schwanzſpitze weiß, Naſe nackt, keine Kniequaſten.

Sie leben gern in der Nähe des Waſſers von Sumpfpflanzen, paarweiſe, in der Capcolonie, im Namakenland, am häufigſten aber in der Cafferey. Lichtenſteins Säugthiere Taf. 9. 10. Buffon, Suppl. V. tab. 13. 14.

12) Die Rehgemſe (A. capreolus)

iſt faſt ſo groß wie der Riedbock, aber ſehr ſchlank und hager, rothgrau, Schwanzſpitze weiß, Naſe nackt, Hörner ſo lang als der Kopf, gerad und dünn, Thränenbälge, keine Kniebüſchel.

In den unbewohntern Gegenden der ganzen Capcolonie in Rudeln von 4—6 Stück mit einem einzigen Bock, am liebſten auf den ſumpfigen Abhängen der Gebirge. Die Haare ſind ſehr fein, ſtehen aber dünn, und daher werden die Felle wenig gebraucht; auch das Fleiſch ſchmeckt fad. Lichtenſtein, Berl. Magaz. VI. 174. Säugthiere T. 8. Kolbe 164. T. 5. F. 4. Le Vaillants Reiſen von Forſter I. 71.

b. Aſiatiſche Zwerggemſen.

13) Die himalayiſche (A. goral)

iſt eine kleine, niedliche Gemſe, 3 Schuh lang, 2 hoch, mausgrau, unten blaſſer, Kehle weißlich; Thränenbälge; Hörner nur 4½ Zoll lang, glatt, unten mit 6 ſchwachen Ringeln, oben etwas nach hinten gebogen; Weibchen ohne Hörner.

Sie lebt im Himalaya und auf den Bergen an der Gränze von Nepal in zahlreichen Heerden, welche ſich bey der Flucht zerſtreuen und auf Felſen flüchten, wo kein Hund hinkommen

kann. Sie ſind außerordentlich furchtſam und ſchnell, und ſpringen faſt über 9 Schuh hohe Zäune. Hardwicke, Linn. Trans. XIV. 518. tab. 14.

14) Die vierhörnige (A. chickara)

iſt etwas kleiner als der bunte Bock, 2 Schuh 9 Zoll lang, Schwanz 5½ Zoll, Widerriſt 2½, hellbraun, unten weißlich, Naſe nackend, unterſcheidet ſich von allen andern durch 4 Hörner, wovon die 2 hintern glatt, aufrecht, ſehr ſchwach nach vorn gerichtet und 3 Zoll lang ſind; die vordern zwiſchen den Augen nur ¾ Zoll; das Weibchen hat keine.

Dieſes artige und ſonderbare Thierchen lebt in den Hügelwäldern im weſtlichen Bengalen, Behar und Oriſſa, nicht in Nepal, iſt ſehr hurtig und wild, beſonders zur Laufzeit, wo es auf Hirſche, Ziegen und ſelbſt den Menſchen rennt; ein aufgezogenes Paar brachte Junge hervor, und zwar 2 auf einmal. Th. Hardwicke in Linn. Trans. XIV. 3. 1825. pag. 520. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 44. 1824.

b. Gazellen-artige: Hörner leyerförmig.

* Weibchen hornlos.

15) Die ſcythiſche (A. scythica, saiga)

hat die Größe des Damhirſches, 4 Schuh lang, Hörner 11 Zoll, ziemlich gerad und geringelt, die Schnauze ſehr dick und die Naslöcher vorn; die Sommerhaare kurz, oben gelblichgrau, unten weiß, auf dem Kreuz ein brauner Flecken; die Winterhaare rauch, blaßgrau.

Das Thier hat Thränen- und Weichenbälge, und Quaſten an den vordern Knöcheln; das Weibchen keine Hörner.

Es lebt im ſüdlichen Rußland, zwiſchen Polen und dem Altai; und zwiſchen den Carpathen, dem Caucaſus; dem caſpiſchen und Aral-See und dem 55.° Nordbreite in den ebenen Steppen, wo faſt nichts als Salzpflanzen wachſen und Wermuth, welchen ſie beſonders lieben; ſie lecken ſehr gern Salz und werden im Sommer ſehr fett. Ihre Laufzeit fällt in den Herbſt; dann ſammeln ſie ſich in großen Heerden, und ziehen ſüdlich gegen das caſpiſche Meer.

Im Frühjahr kommen ſie in einzelnen Truppen zurück an

die Wolga, den Jaik, Irtiſch, und ſind in der tatariſchen Steppe ſo häufig, daß man ihnen täglich begegnet, beſonders in der Nähe der Flüſſe, wo viele Waide iſt. Bey den gezähmten bemerkt man, daß nicht alle zur gleichen Zeit ſchlafen, ſondern immer einige herumgehen, als wenn ſie Wache hielten. Legen ſie ſich, ſo ſteht ein anderes auf. Daſſelbe geſchieht auch im Freyen, und iſt ihnen wegen der Wölfe und des kurzen Geſichtes ſehr nöthig. Manchmal kommen ſie bis an den Wagen der Reiſenden, und ſelbſt auf der Flucht ſehen ſie ſich bald um, und legen ſich wieder träg nieder, wenn ihnen niemand folgt. Indeſſen holt ſie kaum ein Pferd oder ein Hund ein, wenn der Weg nicht weit iſt; ſie werden bald müd und kommen außer Athem. An Wunden ſterben ſie leicht, ſelbſt von dem ſchwachen Biß eines Hundes. Viele werden von den Wölfen zerriſſen; dann ſammeln die Coſaken die Hörner und verkaufen ſie wohlfeil nach China. Die Kirgiſen machen Pfade in das Schilf und ſchneiden die Halme kniehoch ab, dann treiben ſie zu Pferd ganze Heerden von Saigen dahin, wo ſie ſich ſelbſt ſo verwunden, daß ſie ſterben. Gewöhnlich werden ſie jedoch geſchoſſen, und auch mit abgerichteten Adlern (Falco fulvus) gefangen, welcher überhaupt, nächſt den Wölfen, ihr größter Feind iſt.

Ihr Geruch iſt ſehr gut, und ſie wittern ſchon den Feind auf eine halbe Stunde. Dann laufen ſie zuſammen, ſehen ſich zitternd um und fliehen dann in einer langen Reihe. Man hört keinen Laut; auch pfeifen ſie nicht bey Gefahr, wie man es von den Gemſen der Alpen erzählt. Die Heerden haben aber auch keinen Anführer; gewöhnlich geht ein Bock mit mehreren Geißen. Die Jungen zu Hauſe blöcken wie Schafe. Zur Laufzeit, im November und December, kämpfen die Böcke mit einander. Sie werfen im May ein einziges Zicklein, welches nicht gleich der Mutter folgen kann, und daher oft von den Nomaden weggenommen wird. Die Hörner der Böcke treiben ſchon im erſten Monat, und haben im vierten ſchon die halbe Größe.

Jung aufgezogen werden ſie ſehr zahm, und folgen wie

Hunde, ſelbſt ſchwimmend durch Flüſſe. Sie fliehen vor den wilden, und kehren des Abends von ſelbſt in den Stall zurück. Heu, Gras und Sproſſen mögen ſie nicht. Sie ſitzen ganz voll von Daſſeln (Oestrus), ſo daß ſie bisweilen zu Grunde gehen, indem die ganze Haut brandig wird. Das Fleiſch iſt ſchlecht und riecht übel. Man trifft bisweilen an mit 3 Hörnern und auch nur mit einem. Beym Saufen ziehen ſie das Waſſer nicht bloß durch das Maul, ſondern auch durch die Naſe ein, was ſchon Strabo gewußt hat.

Dieſer nennt das Thier Colus, und ſetzt es nach Scythien (II. S. 312). Geßner bildet es zuerſt ab (Quadrupedes 361.) nach einer Zeichnung, die er von Herberſtein bekommen hat. — Gmelin hat es zuerſt in ſeinem Vaterlande beobachtet, aber ſchlecht beſchrieben (Novi Comm. petrop. V. 1760. 345. XIV. 512). Pallas, Spicilegia XII. 1777. p. 1. tab. 1. 3. Buffon XII. 1764. S. 198. T. 22. F. 2.

16) Die Kropfgemſe (A. gutturosa)

hat die Größe und Geſtalt der indiſchen Gazelle (A. cervicapra), graulich roſtfarben, unten weißlich, Geſäß und Schwanz weiß, die Spitze braun; Hörner ziemlich aufrecht, etwas nach hinten gebogen, gelblich mit 20 Ringeln, Spitze glatt; Thränenbälge ſehr klein; Kehle kropfartig verdickt; keine Quaſten an den Knöcheln. Das Weibchen ohne Hörner, viel kleiner.

Die Länge beträgt 4 Schuh 4 Zoll, die Höhe 2 Schuh 7 Zoll, Hörner 9½ Zoll, Schwanz 5; das Gewicht 90 Pfund.

Dieſes Thier lebt von Europa ſo entfernt, daß man nur von den ältern Miſſionären in China, welche den Jagden in der mongoliſchen Wüſte beywohnten, einige Nachrichten unter dem Namen der gelben Ziege erhalten hat. Sie heißen daſelbſt Dseren. Sie finden ſich aber nicht bloß in der Mongoley, ſondern auch in allen Wüſten zwiſchen Thibet und China, von dem Altai bis zu dem Amur und dem öſtlichen Meer, ſehr häufig in der Wüſte Gobi und in Dawurien, um den Onon und Argun, aber nicht am Baikal. Sie lieben die freyen, trockenen und ſteinigen Waiden, und ſteigen auch auf die Berge, wenn ſie nicht mit Wäldern bedeckt ſind; des Sommers in kleinen Trup-

pen, im Herbſt in Heerden von Hunderten, und waiden bisweilen mit den Kühen, obſchon ſie ſehr furchtſam und flüchtig ſind; des Winters nähern ſie ſich den bewohnten Gegenden. Sie laufen viel beſſer als die Saigen, und ſpringen 3—4 Klafter weit. Ihr Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. Sie paaren ſich ſpäter als die Saiga und werfen erſt im Juny. Die Jungen werden eben ſo zahm, gehen ins Freye zu den wilden, kommen aber wieder nach Hauſe. Sie knieen nieder, wie die Cameele, was übrigens auch andere Antilopen thun.

Eine Stimme hört man nicht von ihnen. Man hat ſie waſſerſcheu genannt, was ſie auch in hohem Grade ſind. Werden ſie in Dawurien im Herbſte durch reitende Jäger zuſammen und an einen Fluß getrieben, ſo bleiben ſie daran ſtehen, und dringen eher durch den Lärm der Menſchen und Hunde. Wenn jedoch das ſteile Ufer unter ihnen weicht, daß ſie ins Waſſer fallen, ſo ſchwimmen ſie ohne weiteres hindurch. Eben ſo ungern gehen ſie in die Wälder, und treibt man ſie hinein, ſo ſtoßen ſie an alle Bäume und kommen ſo in Angſt, daß ſie fallen und faſt mit Händen gefangen werden. Schon Ende Octobers bekommen ſie das aſchgraue und rauche Fell, und ſehen von fern ziemlich weiß aus. Sie haben keine Daſſeln in der Haut, aber im Gaumen, und die Lausfliege, wie die Schafe und das Biſamthier. Die Böcke ſind im dritten Jahr ausgewachſen. Sie haben an derſelben Stelle, wie das letzte Thier, eine Art Biſambeutel, der aber leer iſt, oder nur etwas ſchmalzartige Materie enthält, ohne Geruch. Pallas, Spicilegia XII. 1777. p. 46. tab. 2. 3.

17) Die kleinkröpfige (A. subgutturosa),

faſt ebenſo und aus denſelben Gegenden, vielleicht nur eine Abart; graulich braun, unten weiß und der Seitenſtreifen gelblich.

Vorzüglich in Perſien, zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer, ziemlich zahlreich, frißt gern Wermuth und ſetzt im May; das Fleiſch ſchmackhaft. Man hält ſie für Kämpfers Ahu. Güldenstaedt, Acta petrop. 1778. I. 251. tab. 9. Schreber T. 270. B.

18) Die thibetaniſche (A. chiru, hodgsonii) iſt faſt ſo groß als ein Hirſch, gegen 5 Schuh lang und gegen 3 hoch, Hörner 2½, leyerförmig gebogen, mit 20 Ringeln; Färbung hirſchgrau; keine Thränenbälge und Kniequaſten; das Weibchen ohne Hörner.

Man hält dieſe in der thibetaniſchen Ebene häufig vorkommende Gemſe für diejenige, welche in Oſtindien die Sage vom Einhorn veranlaßt hat. Das Fell hat zweyerley Haare, wie alle Thiere in Thibet, ſelbſt Hunde, Pferde und Rinder, nehmlich grauliche Unterwolle und Stachelhaare, wie der Hirſch. Der Hornzapfen hat Höhlungen, und weicht mithin von dem der andern Gemſen ab. Der lange Hals wird gebogen und wagrecht getragen, Schwanz 8 Zoll lang, Naſe behaart, erweitert ſich am äußern Rande in eine ſonderbare Hautanſchwellung, ſo groß wie ein Hühnerey. Sie leben in Heerden von 100 Stück, ſind ſehr wild und ſcheu, aber nicht furchtſam: man darf ſelbſt den jung aufgezogenen nicht trauen. Sie lieben ſehr die Salzlecken, können aber die Hitze nicht ertragen, nicht einmal die mäßige Wärme des Nepalthales. Vier Striche am Euter. Man hielt ſie für den Cemas des Aelians (XIV. 14. XXVII. 26.), der aber in der Barbarey in Wäldern lebt und einen weißen Schwanz hat; daher wohl die barbariſche Kuh (A. bubalis) iſt. Zool. Proceedings I. 1830. pag. 52. (Iſis 1834. 823. 1835. 546. 1038.)

* Weibchen gehörnt.

c. Gemſen-artige.

19) Die gemeine Gazelle (A. dorcas) hat die Größe und zierliche Geſtalt des Rehs, 3½ Schuh lang, 1 Schuh 10 Zoll hoch, Hörner 10 Zoll lang und geringelt, Schwanz 8, fahl, unten weiß, mit braunen Streifen an den Seiten des Leibes und des Kopfs; Thränenbälge; 2 Striche am Euter.

Dieſe ſeit den älteſten Zeiten berühmte und häufig in der Bibel, unter dem Namen Tſebi, erwähnte Gemſe bewohnt das ganze nördliche Africa, in Heerden zu 100 und mehr Stück, in den ſandigen Flächen von Aegypten, dem ſteinigen Arabien, in

Nubien, Kordofan, Sennaar und längs der abyſſiniſchen Küſte bis Maſſaua; ſie heißt bey den Arabern Gaſal. Bey den arabiſchen Dichtern werden die ſchönen Augen eines Mädchens mit denen der Gazelle verglichen. Sie ſind außerordentlich hurtig, und ſchwer mit Hunden zu erreichen; man fängt ſie mit Netzen, übrigens werden ſie ſehr zahm. Ihr Fleiſch wird gegeſſen. Shaws Reiſe 152. 357. Buffon XII. 201. T. 23—25.

Iſt eine der zierlichſten und häufigſten Gemſen im Orient, und beſonders in Nubien, wo ſie in großen Geſellſchaften lebt. Sie wurde von den meiſten alten Schriftſtellern beſchrieben, von Plinius (VIII. 58. XXVIII. cap. 11.), Aelian (X. 23. XIV. 14.); Oppian verſteht unter dieſem Namen das Reh. Bey den Aegyptiern war ſie der Iſis geweiht, und kommt daher häufig unter den Hieroglyphen vor, die Jungen als Opferthiere (Egypte I. tab. 59. fig. 5.). Aehnlich iſt der capiſche, aber viel größere Springbock (A. euchore), und die ruſſiſche kleinkröpfige Gemſe (A. subgutturosa). Lichtenſtein, Berl. Acad. 1824. 231. Taf. 5.

Man hat daſſelbe Thier, aber etwas kleiner, auch am Senegal gefunden, wo es Kevel heißt. Buffon XII. 204. Taf. 26.

Endlich kommt eben daher ſehr häufig ein noch kleineres Thier, unter dem Namen Korin, durch die Thierführer nach Europa, aber nur das weibliche Geſchlecht, ſo daß man es allgemein für das Weibchen der Gazelle hält. Buffon XII. 205. T. 27 und 31. F. 3—5.

Cuvier hat eine, welche man lang in Paris lebendig hatte, genauer beobachtet.

Die Corinne, der Kevel und die Gazelle ſind kaum von einander verſchieden; jene hat dünne und faſt glatte Hörner, der zweyte etwas zuſammengedrückte, die Gazelle runde und etwas dickere.

Die Höhe der Corinne iſt nur 20 Zoll, der Rumpf eben ſo lang, der Hals 8, der Kopf 7, die Hörner eben ſo viel. Färbung falb, an den Seiten etwas brauner, unten weiß, Schwanzſpitze

ſchwarz, an jeder Seite des Kopfes ein weißer Längsſtreifen und an den Knöcheln ein braunes Haarbüſchel.

Sie wurde bey Conſtantine in Algier gefangen, und war 3 Jahr alt, ſehr ſanft und zutraulich, hüpfte und ſprang nach Herzensluſt, und ließ bisweilen einen Laut hören, wie ein Caninchen. Es war ein Weibchen, welches ſich zweymal härte, ohne die Farbe zu ändern; es war ſehr reinlich, und fraß des Tags nur 1½ Pfund Brod oder Gerſte und Heu, und ſoff nur ein Glas Waſſer. Der Miſt wie bey den Schafen.

Dieſe Gazellen ſind ſehr gemein in der Barbarey, und gehen von da einerſeits bis an den Senegal, anderſeits bis nach Syrien und Arabien. Sie laufen gewöhnlich in unzählbaren Heerden auf den Ebenen, drängen ſich dicht an einander, wenn man ſich nähert, und halten die Hörner vor, mit denen ſie im Nothfall zu verwunden wagen. Sie ſind aber die gewöhnliche Beute der Löwen und Panther. Man jagt ſie mit Hunden und dem kleinen Leopard oder Unze; die reichen Leute in Syrien mit dem Falken, welcher ſie an der Kehle faßt und die großen Blutgefäße aufreißt. Ihr Fleiſch iſt ziemlich ſchmackhaft. Die Araber führen die Gazellen oft in ihren Schriften an als Symbole der Sanftmuth, der Artigkeit und Schönheit, und beſonders werden die Augen geprieſen. **Cuvier, Ménagerie. 1803. Fig.**

20) Die arabiſche (A arabica)*

gleicht der vorigen, iſt aber dunkler gefärbt, der Schwanz und ein Flecken auf der Naſe ſchwarz, an den Seiten des Kopfes ein weißer, ſchwarzgeſäumter Streifen; Hörner 9 Zoll lang, dünn und wenig geſchweift; Thränenbälge, Weichenbälge und Kniequaſten. Lichtenſteins Säugthiere T. 6.

Wie die Gazelle im nördlichen Africa von der Gränze Arabiens bis in die Barbarey ſich erſtreckt, ſo dieſe dagegen von Aegypten an nach Oſten durch Arabien, wahrſcheinlich Syrien bis nach Perſien und Indien, in ähnlichen großen Heerden. Man hat beide früher für einerley gehalten. Sie zeigen ſich gewöhnlich in Rudeln mit einem Bock; ſie fliehen anfangs ſehr ſchnell, bleiben dann ſtehen und der Bock läßt den Jäger näher kommen, ſtampft ſodann auf die Erde und ſchnaubt, worauf die

Flucht aufs Neue beginnt. Sie zeigen ſich zuerſt zwiſchen Suez und Tor, ſüdlich bey Giſan, nördlich bey Balbeck in Syrien. Sie heißt ebenfalls Gaſal. Paßt beſſer zu des Plinius Dama als eine andere, und iſt Shaws Lidmee, welches aber el Idma geſchrieben werden ſollte. Ehrenberg, Symbolae I. Fol. r. tab. 5.

Shaw ſagt, die Lidmee (Lidmih) habe die Geſtalt und Farbe der gemeinen Gazelle oder Antilope, aber die Größe des Rehs und zween Schuh lange Hörner; er halte ſie daher für des Plinius Strepsiceros, welche in Africa Addace (XI. 27.) heiße, mit aufrechten, geringelten und glatt geſpitzten Hörnern. Voyages 1743. 4. I. 314.

Das iſt wahrſcheinlich die Gazelle, welche Haſſelquiſt bey Nazareth mit dem Edelfalken hat jagen ſehen. Ein Araber ſtieg zu Pferde mit dem Falken auf der Hand, den er los ließ, ſobald er eine auf einem Hügel bemerkte. Er flog wie ein Pfeil darauf zu, und ſchlug die Klauen des einen Beins in einen Backen, die andern in die Kehle. Sie ſprang 2 Mann hoch, wodurch der Falke abgeſchüttelt wurde. Er folgte aber dem verwundeten Thier, ſchlug nun alle Klauen in die Kehle und hielt ſich veſt, bis der Jäger herbey kam, der Gazelle die Gurgel abſchnitt und dieſelbe dem Falken vorhielt, um ihm das geronnene Blut zu geben. Dann that er daſſelbe zum Unterricht mit einem jungen Falken. Sie lieben außerordentlich den Tabacksrauch, und die gefangenen kommen, ungeachtet ihrer Furcht, herbey, um denſelben einzuathmen. Reiſe 284.

21) Der Bläßbock (A. pygarga, personata)

iſt größer als ein Ziegenbock, 5 Schuh lang und 3 hoch, mit ſeidenartig glänzenden, gelblichbraunen Haaren, die Seiten dunkelbraun, unten, Stirn und Bürzel weiß; die Hörner runzelig, leyerförmig mit aufrechten Spitzen.

Findet ſich häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung, ſelbſt in bewohntern Gegenden, um Zwellendam und am breiten Fluß in Rudeln von 7—8 Stück; im Norden von der Colonie noch zahlreicher. Houttuyn, Systema Linnaei III. tab. 24.

fig. 1. Schreber Taf. 273. Lichtenſtein, Berl. Mag. VI. 1814. 166.

22) Der Spring- oder Prunkbock (A. euchore, marsupialis),

wie die Gazelle, aber größer, hat auf dem Bürzel ein weißes Feld, von einer beweglichen Hautfalte umſchloſſen; keine Thränenbälge.

Die erſte Nachricht über dieſes merkwürdige Thier haben wir auch dem Capitän Gordon zu verdanken. Er ſchickte 12 nach Holland an den Prinzen von Oranien, wovon aber nur eine ankam und von Allamand beſchrieben wurde. Sie gleicht ſehr der gemeinen Gazelle, hat eben ſo geringelte und geſchweifte Hörner und ähnliche Färbung, iſt aber ein wenig größer und hat auf dem Rücken, vom Schwanz an, einen weißen Streifen, der nichts beſonderes zu ſeyn ſcheint. Man wird daher ſehr betroffen, wenn man beym Laufen der Gazelle dieſen Streif ſich auf einmal erweitern und in einen großen weiten Fladen ausbreiten ſieht, der ſich beynahe nach beiden Seiten über das ganze Kreuz verbreitet. Dieſes geht ſo zu: Das Thier hat nehmlich auf dem Rücken eine Art von Beutel durch Hautfalten gebildet, welche ſich von den Seiten her faſt wie Lippen berühren; der Grund deſſelben iſt mit weißen Haaren beſetzt, welche zwiſchen den Lippen erſcheinen. Im Laufen öffnet ſich der Beutel, wodurch der ganze weiße Grund zum Vorſchein kommt, und ſich wieder verſchließt, ſobald das Thier ſtill ſteht. Sie war ſehr zahm und furchtſam, und wurde durch das geringſte Ding erſchreckt; ſie lebte leider nur einige Monate. Buffon, Suppl. IV. 1778. 142. tab. 60. Gazelle à bourse sur le dos.

Um dieſelbe Zeit hat ſie Sparrmann in den neuen ſchwediſchen Abhandlungen (I. 1780. 262. Taf. 9.), und bald darauf in ſeiner Reiſe beſchrieben.

Es iſt eine der ſchönſten Gazellen am Vorgebirg der guten Hoffnung, und zeichnet ſich beſonders durch ihre feurigen und ſchönen Augen aus; iſt auch eine der häufigſten, und man ſieht an manchen Orten weit mehr beyſammen, als von allen andern Gattungen zuſammengenommen, beſonders zwiſchen den beiden

Fiſchflüſſen, wo ſie ſich auf den Fluren in größern und kleinern Schaaren zerſtreut finden, ſo weit als das Auge reicht; während einer Tagreiſe zu Pferd kommt man vor mehreren Tauſenden vorbey. Schießt man unter einen Haufen, ſo breiten ſie ſich in eine Reihe aus, ſchwenken ſich, als wenn ſie einen umringen wollten, und laufen dann nach allen Seiten davon. Auf dem ſogenannten Bockefeld und Rotheſand finden ſie ſich auch in Menge, und viele werden wegen ihres niedlichen Ausſehens in der Capſtadt gehalten.

Eines Abends, im December, kam eine Heerde von etwa 2000 an die Quammedacka-Quelle, ſüdlich von Hinterbruyntjes-Höhe, wobey eine Geiße geſchoſſen wurde. Ihre Länge beträgt 4 Schuh, Höhe 2½, Schwanz 1 Zoll, Ohren 6½, Hörner 7, aufrecht, dann aus- und einwärts, jedoch mit Abweichungen, und bey beiden Geſchlechtern gleich. Die Hauptfarbe hellbraun, Bauch und Kreuz weiß; die Haare nur ½ Zoll lang, außer den braunen am Rande des Beutels, wo ſie 2—3½ Zoll lang ſind, und daher viel zur Bedeckung des weißen Fleckens beytragen, welcher 6—9 Zoll breit wird, wenn das Thier Sprünge macht. Um dieſes ſchönen Schauſpiels willen ſetzt man oft die Heerden in Bewegung, wobey es gar angenehm und auffallend zu ſehen iſt, wie ſie oft 2—3 Ellen hoch über einander weghüpfen und den weißen Hintern ſehen laſſen. Sie ſind ſehr ſchnell, und ein Pferd holt ſie kaum ein. Sie zerſtreuen ſich nach allen Seiten, daß man zuletzt nur 2—3 zu verfolgen hat. Sind ſie aber etwas voraus, ſo macht die ganze Schaar halt, und ſieht den Verfolger an. Uebrigens ſind ſie nicht ſcheu, und laſſen den Jäger ſo nahe kommen, daß er ſie treffen kann. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhafter als bey andern Gazellen. In dürren Jahren ſollen ſie in unzählbarer Menge aus dem Innern von Africa in die Colonie wandern, bis ans Meer, und dann auf dem alten Wege, von vielen Löwen verfolgt, zurückkehren. Sie haben viel Aehnlichkeit mit dem Bläßbock und dem ſogenannten Hirſchthier. Reiſe 1784. 396. T. 8. A. pygarga.

Ebenfalls zu derſelben Zeit hat Reinhold Forſter dem Herrn v. Buffon eine Zeichnung nebſt Beobachtungen mitge-

theilt. Sie wohnen in den innern Gegenden von Africa, und nähern ſich der Capcolonie nur, wenn ſie Mangel an Waſſer und Futter leiden. Dann ſieht man ſie in Heerden von 10,000 bis 50,000, verfolgt von Löwen, Leoparden, Luchſen und Hyänen. Der Vortrab iſt gut bey Leibe, der Haufen weniger und der Nachtrab ſo mager, als wenn er vor Hunger umkommen möchte; in dieſen ſteinigen Gegenden bleibt ihm faſt nichts als die Wurzeln übrig. Bey der Rückreiſe verhält es ſich umgekehrt: dann wird der frühere Nachtrab fett und der Vortrab mager. Wenn ſie in Haufen beyſammen ſind, kommt man weder mit Peitſchen noch Schlagen durch ſie hindurch. Jung aufgezogen werden ſie ſo zahm, daß ſie das Brod aus der Hand holen. Sie freſſen gern Taback, was übrigens auch die Ziegen thun. Die Böcke bleiben indeſſen immer muthwillig, und ſtoßen, wenn man ſie plagt. Sie haben die Größe des bengaliſchen Hirſches, ſind aber noch feiner gebaut und höher; die Hörner 1 Schuh lang, ſchwarz und mit 12 Ringen. Wenn es ſchlecht Wetter geben will, ſo macht die ganze Heerde eine Menge Sprünge, wobey ſie ihr weißes Kreuz ſehen laſſen und die Tauſende von braunen Thieren ſich plötzlich in eine ſchneeweiße Fläche verwandeln, welche ſogleich wieder verſchwindet. Dieſes prächtige Schauſpiel hat zur Benennung Prunkbock Veranlaſſung gegeben. Buffon, Suppl. VI. tab. 120. Schreber Taf. 273. Vosmaër, Pronkbock 1784. Le Vaillant von Forſter I. 235. III. 99. 372. Lichtenſtein, Reiſe I. 525. Säugthiere T. 7.

d. Rieſengemſen-artige.

23) Die Damgemſe (A. dama), Nanguer,

iſt faſt ſo groß wie ein Damhirſch, ſehr ſchlank und zierlich, weiß, Schulter und Hals rothbraun, auf der Kehle ein weißer Flecken; Hörner etwas länger als Kopf, geringelt, etwas zurück und auswärts gebogen, die Spitze nach vorn, im Ganzen mehr wie bey der gemeinen Gazelle als bey der Alpengemſe.

Adanſon hat dieſes Thier zuerſt am Senegal, wo es Nanguer heißt, beobachtet. Es war noch jung, 3½ Schuh lang, 2½ hoch, und gleicht in der Färbung ziemlich dem Reh; die Hörner 7 Zoll lang und die Spitze nach vorn, faſt wie

bey der Alpengemſe. Es ſind ſehr artige Thierchen, welche ſich leicht zähmen laſſen. Es iſt wahrſcheinlich die Dama des Plinius, weil er derſelben ähnliche Hörner gibt (VIII. Cap. 53. XI. Cap. 37.). Buffon XII. 213. Taf. 33. Fig. 1. Taf. 34. Geßner 1551. 334.

Kürzlich wurde dieſelbe auch in Nubien und Darfur von Ehrenberg und Hemprich entdeckt, ſo daß ſie wahrſcheinlich ſich quer durch ganz Africa findet; ſie lebt in Rudeln. Länge 5 Schuh 4 Zoll, Höhe 3 Schuh, Kopf 8 Zoll, Schwanz 9, Hörner bey beiden Geſchlechtern 12, Ohren 6. Sie heißt im Arabiſchen Addra. Man findet ſie auch abgebildet auf einer antiken Connee bey Caylus (Recueil d'Antiquités IV. tab. 48. fig. 1.) Lichtenſtein, Berl. Ac. 1824. 226. T. 3. 4. Säugthiere. 1827. T. 3. 4.

Auch Rüppell hat ſie heerdenweiſe in den Wüſten von Sennaar, Nubien und Cordofan gefunden; ſie wird daſelbſt in Schlingen gefangen und nur ſelten mit Pferden gejagt. Die Gemſe, welche Mhorr in Marocco heißt (Bennett, Zool. Proceedings. 1833. pag. 2.), iſt nicht davon verſchieden. Atlas Heft VI. 1827. S. 39. T. 14. Wirbelthiere VII. S. 25.

Ehrenberg glaubt nicht, daß es die Dama der Alten ſey, weil ſie als ein Thier des heißen Africas den Römern, welche viel davon reden, wohl nicht bekannt geweſen ſey. Da ſie Plinius über das Meer herkommen läßt, ſo könnte es die arabiſche Gazelle ſeyn, welche bey Damir, dem arabiſchen Schriftſteller, Adm heißt [woraus vielleicht die Römer Dama gemacht haben]. Die Dama des Martials (Epigr. I. 50.) wurde in Spanien gejagt, und war daher wahrſcheinlich der Damhirſch oder ein Spießer. Es wurden im ſüdlichen Dongola, wo ſie, wie andere, meiſtens von Acacien lebt, mehrere Stücke erlegt; das Fleiſch wird von den Arabern gegeſſen und kommt getrocknet um Kauf. Vor dem 20.° Nordbreite ſieht man keine, und dann erſcheinen ſie plötzlich in großer Menge, aber nie in der Nachbarſchaft des Nils; ſie wird auch nie in die Thierhöfe von Aegypten gebracht, wo man doch ſehr häufig die Schrauben- und Spieß-Gemſen (A. addax et leucoryx) ſieht. Adanſons Nan-

guer vom Senegal war ein junges Thier, und daher ſo klein. Symbolae I. 1828. Fol. u. tab. 6.

e. Rinder-artige: Hörner ſchraubenförmig.

* Weibchen hornlos.

24) Die indiſche (A. cervicapra)

hat Aehnlichkeit mit unſerm Damhirſch, iſt aber etwas kleiner, unten, um die Augen und der Schwanz am Rande und am Ende ſchneeweiß; die Geiß ohne Hörner, oben graulichfahl, längs dem Rücken jederſeits ein weißlicher Streifen, vor den Augen ein ſchwarzer Strich; ebenſo die jungen Böcke, die alten braun, Wirbel, Ohren und Hals roſtfarben, ein Strich auf den Schultern und der Schwanz oben ſchwarz. Länge 4 Schuh, Höhe 2 Schuh 7 Zoll. Schreber Taf. 268. Fr. Cuvier, Mamm. 1824.

Dieſes Thier findet ſich häufig in Indien, und wurde ehmals für des Plinius Strepsiceros gehalten. Aldrovand hat es zuerſt abgebildet (Bisulca 756.) unter dem Namen Bezoar-ziege. Bey den Engländern wurde es Antilope ſchlechtweg ge-nannt. Perrault hat es anatomiert (Mém. Ac. III. 1. p. 93. tab. 11. 12.) unter dem Namen Gazelle.

Thevenot ſagt: Es gibt zu Agra viele Leute, welche allerley Thiere auferziehen, um ſie mit einander ſtreiten zu laſſen. Da Elephanten und Löwen zu viel koſten, ſo ſuchen ſie ihr Vergnügen an den Kämpfen der Hähne, Wachteln, Widder, Böcke, Hirſche und Gazellen. Die letztern ſind in Indien an-ders beſchaffen, als in andern Ländern, kühner und mit andern Hörnern, wenigſtens 1½ Schuh lang, ſchwarz und ſpiralförmig von unten bis oben ſchlangenartig gewunden, während ſie bey den gemeinen Gazellen grau und nur halb ſo lang ſind. Die Fakire und ſogenannten Heiligen tragen gewöhnlich zwey der-gleichen, mit den untern Enden neben einander durch 2 eiſerne Querzapfen verbunden, als einen kleinen Stock. Buffon bildet ein ſolches Inſtrument ab (XII. S. 273. Taf. 36. Fig. 3.). Bis-weilen ſind ſie auch von andern Gattungen und durch Silber verbunden. Will man zu ihrem Fang keinen zahmen Leoparden brauchen, ſo führt man einen zahmen Gazellenbock mit, bindet

an deſſen Hörner einen Strick mit verſchiedenen Schlingen und knüpft die beiden Enden unter dem Bauche zuſammen. Sieht man einen Trupp Gazellen, ſo läßt man ihn dazu laufen. Der Bock des Trupps geht ſogleich auf ihn los, widerſetzt ſich mit ſeinen Hörnern und verwickelt ſich dermaaßen in den Strick, daß ſich der Jäger leicht deſſen bemächtigt und ihn fortführt. Mit dem Einfangen der Geißen geht es nicht ſo leicht. Reiſe 1693. III. 1. Cap. 21.

Pallas ſah ein Paar im Thiergarten beym Haag in Holland, welches aus Bengalen gekommen war, und ſich fortpflanzte. Der Bock blieb immer ſehr wild, die Geiß aber war ſehr zahm und lief den Leuten wie ein Hund nach, um Brod zu bekommen, wobey ſie ſelbſt auf die Hinterbeine ſtand, wie die Damhirſche. Gab man es ihr aber nicht, ſo wurde ſie ſehr bös und pflegte zu ſtoßen. Die Jungen blieben wild, wie der Bock. Sie waideten mit einander, flohen aber ſchon in der Ferne, zuerſt im Trabe, dann hüpfend und endlich mit ungeheuern Sprüngen, wie die Hirſche oder die gemeinen Gemſen. Sie ließen keinen Laut hören, und ertrugen den Winter ziemlich gut. Sie tragen faſt 9 Monate, und werfen zu verſchiedenen Jahrszeiten 1 Junges, welches 8 Tage im Stall bleibt und ein Jahr lang bald an dieſer, bald an einer andern Mutter ſaugt. Die Geißen ſind nach 2, die Böcke nach 3 Jahren ausgewachſen, und die letztern bekommen gegen das Ende des zweyten Jahres Hörner, welche nach dem dritten ſchon zwo Windungen und zehen Ringe haben; an Kopf, Schultern und Rücken ſchwärzlich, am Nacken rothbraun werden und die hellen Streifen längs dem Rückgrath verlieren; nach dem fünften Jahr iſt Leib und Geſicht braun, Seiten des Halſes und Schultern ſchwarz, Nacken graulichbraun, die Ringe und die Augen weiß. Aus den Weichenbälgen ſchwitzt ein ſtark riechendes Fett. Pallas, Spicilegia I. 1767. pag. 18. tab. 1. 2; das Skelet bey Buffon XII. T. 35.

Es iſt die gemeinſte Gazelle in Indien, und ohne Zweifel diejenige, deren Schönheit ſo oft in den indiſchen Gedichten geprieſen wird. Sie kommt in Africa nicht vor. Lichtenſtein, Berl. Magaz. VI. 172.

* Weibchen gehörnt.

25) Die Schrauben-Gemſe (A. addax)

hat die Größe und Geſtalt des Eſels, eine weiße Farbe, Kopf und Oberhals bräunlich, vor den Augen ein weißes Querband, Schwanzquaſte weiß; Hörner ſehr lang und ſchraubenförmig gewunden in beiden Geſchlechtern; auf der Stirn und unter der Kehle ein Schopf.

Lebt in den offenen Gegenden von Aethiopien in Rudeln, und iſt 6 Schuh lang, Schwanz 1, Höhe 3, Ohren 6 Zoll, das Haar kurz und grob, die Hörner 27 Zoll, ſchmutzig gelb, Umfang 5, ſchraubenförmig gewunden und geringelt, Spitze glatt. In der Mitte 12 Zoll von einander, dann nur 9 und an der Spitze 20. Im Nacken ein Haarwirbel und ein Schopf an der Kehle; Hufe ſehr breit.

Plinius nennt dieſes Thier ſchon Strepsiceros et Addax (VIII. 53. XI. 37.), welcher erſte Name ſpäter andern Gattungen beygelegt wurde, dem cretiſchen Schaf, deſſen Hörner aber nicht aufrecht ſtehen, der indiſchen (Cervicapra), deren Hornſpitzen nicht glatt ſind, dem capiſchen Kudu mit ungeringelten Hörnern, ohne gerade Spitze.

Das Thier erſcheint unter den ägyptiſchen Hieroglyphen und die Hörner auf den Köpfen der ägyptiſchen Gottheiten, Prieſter und Könige; man nennt ſie Mendes-Hörner.

Bey den Jungen mit allen Milchzähnen und von etwa 4 Schuh Länge ſind die Hörner gerad, 9 Zoll lang, ohne Ringe, aber hin und wieder aufgetrieben und faſt parallel; ſie kommen ebenfalls unter den Hieroglyphen vor, auf der bembiniſchen Iſistafel. (Pignorius T. 1. F. 2.)

Die Thränenbälge ſind klein, wie beym Oryx, auch fehlen beiden die Kniebüſchel und die Leiſtengruben. Lichtenſtein, Berl. Acad. 1824. 215. T. 2. Säugthiere 1827. T. 2. Gesner, Icones quadrupedum p. 37. Strepsiceros caji. Buffon XII. 275. T. 36. F. 2.

Der Großherzog von Toscana bekam dieſe Gemſe unter dem Namen Zaccar aus Aegypten. Sie war 4 Schuh 5 Zoll lang, Höhe 2 Schuh 8 Zoll, Hörner 1 Schuh 7 Zoll und dreymal

gebogen, Ohren 7 Zoll, Schwanz 9; keine Kniequaſten, Thränen- und Weichenbälge. Färbung ſchwärzlich, an den Seiten ins Fahle, unten, die Keulen, Vorderfüße, ein Querſtreifen vor den Augen und ein Flecken dahinter weiß, Naſe behaart. Das Thier hält gehend und ſtehend den Kopf niedrig, wie die Büffel, und trägt die Hörner nach hinten geworfen, als wenn ſie ihm zu ſchwer wären, ſpitzt beym geringſten Verdacht die Ohren, und läuft im Trab und Galopp; ſie ſcheut ſich nicht vor den Menſchen, und läßt ſich im Stalle ſelbſt ſtreicheln, iſt aber launiſch, und weist oft unverſehens die Hörner, ſelbſt dem Wärter; nach einiger Zeit wird ſie wieder ruhig, und leckt ſogar den, welchen ſie hat ſtoßen oder ſchlagen wollen; es ſcheint daher nur Spiel zu ſeyn. Sie ſtößt nicht von oben nach unten, ſondern umgekehrt; läuft zuerſt mit zurückgeſchlagenen Hörnern gerad auf den Gegner los, ſtemmt ſich dann mit den Vorderfüßen auf den Boden, wendet die Hörner nach vorn und hebt den Kopf in die Höhe, um zu ſtoßen; niedere Dinge, wie ein Hut, kann ſie nicht treffen, ſtößt auch nicht mit den Knieen darnach, wie der Büffel, ſchlägt aber mit allen Füßen vor- und rückwärts. Die Stimme iſt eine Art Grunzen, bisweilen ein ſchwaches Plärren, wenn ſie Korn haben will. Ihr Futter beſteht in Heu und Haber; der Miſt gleicht dem der Schafe. Savi, Osserv. sopra tre Antilopi. 1828. 8. Fig. A. gibbosa. (Iſis 1832. 502.)

Rüppell hat ſie in zahlreichen Heerden in den ſandigen Steppen von Nubien angetroffen, vom 16.—20.° Nordbreite. Leib 4 Schuh 4 Zoll lang, Höhe 3 Schuh, Schwanz 1, mit einer kleinen Quaſte; die Hörner in gerader Linie 2 Schuh 2½ Zoll, beym Weibchen 1 Schuh 10 Zoll. Keine Thränen- und Weichenbälge, aber eine Art Mähne an der Kehle. Vier Striche am Euter. Sie wird des Sommers von den Arabern mit Pferden todt gehetzt. Cretzſchmar in Rüppells Atlas Heft III. 1827. S. 19. T. 7. Neue Wirbelthiere Hft VII. 1836. S. 25.

Ehrenberg und Hemprich haben ſie bloß an den Gränzen der äthiopiſchen Provinz Sennaar angetroffen, aber nicht in Abyſſinien. Die Länge war über 5 Schuh, Höhe faſt 3, Schwanz 9½ Zoll, mit der Quaſte 12, Hörner 2 Schuh 7 Zoll, der Bart

an der Kehle 3 Zoll, die Mähne 1¼. Ehrenberg hält es nicht für ausgemacht, daß ſie der Addax des Plinius ſey. Symbolae I. 1828. Fol. o. t. 4.; A. suturosa, Otto in Act. leop. XII. 1825. p. 519. tab. 48.; A. addax, Fr. Cuvier, Mamm. livr. 57. 1827.; A. nasomaculata, Blainv.; Ham. Smith in Griffiths an. Kingd. A. mytilopus.

C. Hirſch-artige.

Mäßige Gemſen mit hakenförmigen Hörnern und kurzem Schwanz; keine Mähne und Wamme. — Eigentliche Gemſen.

1) Die gemeine Gemſe (A. rupicapra), Cemas; Chamois; Camozzo,

iſt dick und plump, 3 Schuh 2½ Zoll lang und 2 Schuh hoch, mit einem kurzen Schwanz und glatten aufrechten Hörnern, mit einem Haken nach hinten; Haare grob und lang, grau oder ſchmutzig braun; keine Thränenbälge, aber hinter jedem Ohr eine Oeffnung in der Haut, aus welcher nichts abgeſondert wird; 4 Striche am Euter. Plinius VIII. Cap. 53. XI. Cap. 37. Bélon, Obs. 54. Geßner 1551. 319. Fig. Perrault, Mém. I. p. 203. tab. 29. Ridingers Thierbuch 1738. Nr. 72. Wilde Thiere Nr. 25. Buffon XII. 148. 177. T. 16. 17.

Findet ſich auf allen Alpen von Europa, den Pyrenäen, wo ſie Ysard heißt, den Alpen der Schweiz und Deutſchlands, auch auf dem caucaſiſchen und tauriſchen Gebirge.

Die Gemſe iſt eine der größten Merkwürdigkeiten der Alpen von Deutſchland und der Schweiz, weil außer ihr keine verwandte Gattung in Europa vorkommt; ſie iſt nützlich und ganz unſchädlich. Es iſt aber, wegen ihres Aufenthaltes, ihrer Wildheit und Menſchenſcheue, ſehr ſchwer in die Geheimniſſe ihrer Lebensgeſchichte einzudringen. Sie bewohnen bekanntlich die höchſten Bergſpitzen, und kommen nur des Winters den Wohnungen näher. Im Frühjahr ſind ſie weißgrau, im Sommer roth, im Herbſte dunkelbraun, ja faſt ſammetſchwarz, und dann am fetteſten; ſehr ſelten gibt es gefleckte und ganz weiße. Sie bleiben immer in der Nähe des Schnees und der Gletſcher, und gehen mit Anbruch des Tages auf die Grasplätze zwiſchen den

Felſen, kehren aber bald wieder zurück in die wilden Schluchten, wo ſie ausruhen und ſich gern auf dem Schnee herumwälzen, auch denſelben freſſen und daher wenig Waſſer nöthig haben. Gegen Abend ziehen ſie wieder auf die Waide und übernachten ſodann unter Felſen, nicht in Höhlen oder beſondern Lagern, welche man Neſter nennen könnte. Gegen den Winter rücken ſie näher herunter in die Tannenwälder, unter deren niedern Aeſten ſie vor Wind und Wetter, Schnee und Kälte geſchützt ſind. Ihre Nahrung beſteht dann in Waldgras und Haarflechten an den Bäumen, wobey ſie bisweilen mit ihren Hörnern an den Aeſten hängen bleiben und zu Grunde gehen. Sie wählen gewöhnlich die Sonnenſeite der Berge. Das Frühjahr iſt für ſie die ſchlimmſte Zeit, weil ſie dann die Wälder verlaſſen und über den weichen Schnee laufen, in welchen ſie einſinken, um dem jungen Gras in den tiefern Thälern nachzugehen. Ein Jäger will einmal geſehen haben, daß von ſieben, welche in einer Reihe im Schnee ſtaken, die hinterſte auf den Rücken der vor ihr gehenden ſprang, über den Rücken aller andern ſetzte, an der Spitze ſtill ſtand, worauf die vorletzte daſſelbe that u.ſ.w., ſo daß ſie in einem Augenblick über den Schnee weg waren.

Sie leben geſellig, und man hat ſchon 60 beyſammen geſehen; ſie ziehen, waiden und fliehen bald mit einander, bald zerſtreut, je nach den Umſtänden. Auf einem höhern Felſen ſteht gewöhnlich eine Wache, welche jeden Augenblick den Kopf empor hält, die Gegend durchſchaut, wittert, und ſobald ſie etwas merkt, die andern mit einem durchdringenden Pfiff warnt, und weg iſt in einem Huy die ganze Geſellſchaft. Uebrigens iſt jede wachſam, und ſelbſt in ihrem Lager haben ſie den Kopf immer aufrecht; keinem Thier kann man richtiger nachſagen, als ihnen, daß ſie mit offenen Augen ſchlafen. Alte, weißgraue Böcke mit langen Haaren trifft man gewöhnlich zerſtreut und einſam an, meiſtens in Erlenbüſchen.

Sie lecken ſehr gern Salz, und finden ſich faſt täglich in großer Menge an den ſchieferigen Kalkfelſen ein, wo Bitterſalz auswittert, oder auf den Alpen, wo man den Schafen Salz gibt. Dabey werden ſie am leichteſten geſchoſſen.

In ihrer Lebensart und Geſtalt gleichen ſie ſehr den Ziegen, Hals jedoch und Füße ſind länger. Sie paaren ſich zu derſelben Zeit, klettern gern auf Felſen, machen aber viel kühnere und größere Sprünge, wobey ſelten eine zu Grunde geht. Sie ſollen 20—30 Jahre alt werden, und es gibt faſt ganz weiße Böcke mit ſehr langen Haaren, welche unter dem Kinn wie ein Bart erſcheinen.

Ihre Brunftzeit fällt in das Spätjahr, um Martini, wobey ſie ſich abſondern und nicht ſelten mit einander kämpfen. Nach 20—22 Wochen, Ende Aprils oder Anfangs May, werfen ſie 1, ſelten 2 Junge unter einem überhängenden Felſen. Das Junge folgt bald der Mutter und ſaugt 6 Monate. Die Mutter lehrt es über Felſen ſpringen, indem ſie voraus ſpringt und mäckert. Macht es vergebliche Verſuche, ſo ſpringt ſie zurück und wieder hinüber. Im dritten Jahr ſind ſie ausgewachſen. Die Zähmung hat man noch nicht verſucht; auch würden ſie um die wärmern Wohnungen nicht gedeihen.

Außer der Krätze, welche vom vielen Salzlecken herzukommen ſcheint, kennt man keine Krankheiten; dagegen haben ſie Feinde am Wolf, Luchs und Bären, die Jungen am Bartgeyer, welcher ſelbſt bisweilen die Alten von Felſen herunter ſtürzt; viele gehen auch unter Schneelavinen zu Grunde.

Ihr größter Feind iſt übrigens der Menſch, obſchon die Jagd ſehr gefährlich iſt und ſelten ein Gemſenjäger eines natürlichen Todes ſtirbt oder mit unverſtümmelten Gliedern aus der Welt geht. Er muß ein vortrefflicher, verwegener Schütze ſeyn, mit Fußeiſen über die ſteilſten Klippen, neben den ſchrecklichſten Abgründen, über ſchlüpferige Schneefelder und geſpaltene Gletſcher gehen, ohne je Schwindel zu bekommen. Ueberfällt ihn ein Nebel, ſo darf er ſich nicht von der Stelle bewegen, ohne in Lebensgefahr zu kommen. Hat er einmal geſchoſſen, ſo entfliehen alle Gemſen, und er kann den ganzen Tag keinen Schuß mehr thun. Ueberraſcht er ſie an einem Orte, der nur einen Ausgang hat; ſo ſtürzen ſie alle auf denſelben los, wobey er in den Abgrund geſtoßen werden kann, wenn ihm das Ausweichen unmöglich iſt; daher lauert ihnen der Jäger, wo möglich, Morgens

und Abends auf, wo ſie zur Waide oder Salzlecke gehen. Junge fängt man bisweilen in Schlingen. Und was iſt von all dieſen Gefahren der Gewinn? Höchſtens 10—15 Gulden. Das Fleiſch beträgt etwa 50 Pfund, und für das Fell, welches gute Beinkleider gibt, bezahlt man 6—9 Gulden. Die alten Böcke haben oft Gemſenkugeln, aus Wurzeln, Kräutern und Haaren zuſammengeſetzt, im Magen, welche ehmals mit 4 Kronen bezahlt wurden, weil ſie als Bezoare gegen verſchiedene Krankheiten gut ſeyn ſollten. Während ſo der Jäger mehrere Tage lang herumirrt, lebt ſeine Familie in der ſchrecklichſten Angſt und Entbehrung des Schlafes. Man hat Beyſpiele, daß Großvater, Vater und Sohn umgekommen ſind. Sehr oft bekommen ſie auch Händel mit Gemſenjägern aus andern Dörfern oder Ländern, wobey ſie etweder ihre Beute verlieren oder gar verwundet werden. Ulyſſes von Salis-Marſchlins in Höpfners Magazin II. 1788. 112. Saussure, Voyage II. 1786. §. 666. 736. Steinmüller über die Gemſenjagd. Alpina II. 1807. 130. Römer und Schinz, Säugthiere der Schweiz 1809. 309.

2) Die Gabelgemſe (A. furcifer)

ſieht aus wie die Alpengemſe, iſt aber größer, 5 Schuh 8 Zoll lang, 3 Schuh hoch, fuchsroth unten, Bürzel und Schwanz weiß; keine Thränenbälge; die Hörner 11 Zoll lang, ziemlich glatt, zuſammengedrückt und etwas nach hinten gebogen, haben 2 Zoll vor der Spitze einen kurzen Zweig nach vorn, eine Bildung, welche ſich bey keiner andern Gattung des Hornviehs findet.

Dieſes Thier lebt im ganzen innern Nordamerica auf Gebirgen, und erſtreckt ſich weſtlich bis an den obern Miſſuri, wo es zuerſt von Lewis und Clark entdeckt wurde. Es kommt des Winters, wo es ganz weiß iſt, in die Ebenen. Es iſt außerordentlich flüchtig. Die canadiſchen Reiſenden nennen es Cabrit. H. Smith, Linn. Trans. XIII. p. 28. tab. 2. Prong-horned Antilope.

Des Sommers gehen ſie nördlich bis zum Fluß Saskatchewan, unter 53° Nordbreite, an beiden Seiten des Rockygebirgs bis zum Columbiafluß, und halten ſich am liebſten auf

freyen Wieſen und niedern Hügeln mit Gebüſch auf. Oeſtlich einer Linie von der Mündung des Makenziefluſſes unter 135 W. L. bis zum Durchſchnitt von 100 Länge mit 53 Breite gibt es weder Ziegen, noch Schafe, noch Antilopen. Die einzigen Wiederkäuer ſind hier Renn- und Elennthiere und Biſamochſen, welche letztere bis gegen den 60.° gehen; das Elennthier lebt in den Wäldern, das Rennthier wandert.

Am Saskatchewan trifft man ſie bald einzeln, bald in Rudeln von 10—12 Stück; ſie freſſen des Sommers Gras, des Winters Blätter, ſind ſchneller als alle anderen Thiere der Gegend, und werfen im Juny 1—2 Junge. Ein Bock maaß 4 Schuh 4 Zoll, Widerriſt 3 Schuh, Schwanz 4½ Zoll; Haar wie beym Rennthier. Das Weibchen hat ſtatt der Hörner nur eine kurze Erhöhung des Stirnbeins ohne Hornſubſtanz. Die americaniſchen Schriftſteller behaupten jedoch, daß es auch Hörner habe. Das Fleiſch wird nur gegeſſen, wenn es an Hirſchen und Rindern fehlt; auch ſind die Felle kein Handelsartikel. Es heißt bey den canadiſchen Reiſenden Cabree, bey den Pelzhändlern Goat (Geiße). Man glaubt auch, es ſey das von Hernandez (Cap. 15. S. 324) als Hirſch beſchriebene Mazame. Richardſon, Fauna I. Nr. 78. (Jſis 1832. 167.) Blainville, Bull. phil. 1816. pag. 80. C. hamatus. Ord, Journal de Physique 1818. Antilocapra americana. Schreber T. 279. A.

3) Die rothe (A. redunca), Nagor,

hat die Größe eines einjährigen Hirſches, 3 Schuh 9 Zoll lang, 2 Schuh 9 Zoll hoch, röthlichgelb, auf den Schläfen ein grauer Flecken, Hörner 9 Zoll, nach vorn gebogen; Weichenbälge, aber keine Thränenbälge und Kniequaſten.

Dieſes Thier war ſchon früher vom Senegal durch Adanſon, aber unvollſtändig, bekannt. Rüppell hat es in Abyſſinien wieder entdeckt, ziemlich häufig auf der Hochebene von Woggera und in den grasreichen Niederungen des Dembea-Sees, 6—8000 Schuh hoch, in Rudeln von 4—6 Stück, ſehr ſcheu. Das Weibchen hat 4 Striche am Euter und keine Hörner. Wirbelthiere Taf. 7. Fig. 1. Buffon XII. T. 46. Schreber Taf. 265.

4) In Abyſſinien gibt es eine ähnliche (A. defassa)

von der Größe einer Kuh: röthlich mit grauen Haaren untermiſcht, am Kopfe mehrere weiße Streifen; Hörner faſt 2 Schuh, fehlen dem Weibchen. Rüppells Wirbelthiere H. I. Taf. 3.

D. Giraffen-artiges Hornvieh.

Große Gemſen mit Mähne, Wamme und langem Schwanz mit Quaſte; Hörner meiſtens bey beiden Geſchlechtern; keine Thränenbälge. — Rieſengemſen.

a. Ziegen-artige.

1) Das Nyl-Gau (A. picta, tragocamelus)

iſt 4 Schuh hoch, der Rumpf 4 lang, die Hörner 7 Zoll und etwas nach vorn gebogen, Ohren 7 Zoll, der Widerriſt gewölbt; Mähne, Bart an der Kehle und Quaſte des langen Schwanzes ſchwarz; Färbung dunkelgrau, über den Hufen zween weiße Flecken. Mandelslo, Reiſe I. 122. Biggel. Parson, Philos. Trans. 40. N. 476. tab. 3. Pennant I. S. 78. T. 9. Schreber T. 263. Fr. Cuvier, Mammif. 1824.

Sie leben im Innern von Indien, zwiſchen Delhi und Lahor, gegen Caſchemir, und, wie man glaubt, auch in Hindoſtan, und wurden von den ältern Reiſenden unter dem Namen der grauen Ochſen des Mogols erwähnt. Sie ſind daſelbſt ein Gegenſtand der hohen Jagd, und werden in Menge von den Fürſten in Netzen gefangen. (Bernier, Cachemire IV. 1664. 47.)

Ehmals waren ſie ſehr ſelten; nun kommen ſie aber oft nach Bengalen und von da nach Europa, wo man ſie bey Thierführern ſehen kann. Im Jahr 1767 kam ein Paar nach England. Sie ſtehen in der Größe und Geſtalt zwiſchen dem Hirſch und dem Ochſen; Rumpf, Hörner und Schwanz wie beym letztern, Kopf, Hals und Beine wie beym erſtern. Die Haare ſind ſteif, ſchwarz und weiß, wodurch die graue Farbe entſteht. Sie freſſen Gras und Heu, ungern Haber, aber ſehr gern Weizenbrod; der Miſt beſteht aus Lorbeeren. Sie ſollen ſehr wild ſeyn und mit einander kämpfen. Dabey fallen ſie auf die Vorderknie, rücken gegen einander, ſpringen dann plötzlich auf und ſtoßen aufeinander. Ein eingeſperrtes, das gereizt wurde, ſtieß

mit ſolcher Gewalt an das Pfahlwerk, daß es ein Horn abbrach und bald darnach ſtarb. Das ſcheint aber nur zur Zeit der Brunft ſtattzufinden. Die in England waren übrigens ſehr ſanft, nahmen das Brod aus der Hand und leckten dieſelbe. Ihr Geruch iſt ſehr fein; ſie beriechen alles, und freſſen nichts, was übel riecht. So oft man ſich ihnen näherte, fielen ſie auf die Knie, aber nicht, um zu ſtoßen, ſondern bloß aus Gewohnheit und um ſich zu vertheidigen. Das Weibchen war viel kleiner, mehr gelblich, und hatte 4 Striche am Euter und keine Hörner. Sie werfen alle Jahr bald 1, bald 2 Junge, und ſcheinen 9 Monat zu tragen. In Bengalen ſelbſt finden ſie ſich nicht, ſondern kommen nur als Geſchenke dahin; die meiſten von Surate und Bombay, woraus man ſchließen darf, daß ſie auch in Guzerate vorkommen. Hunter, Phil. Trans. 40. 61. 1771. p. 170. tab. 5.

Im Jahr 1774 kam auch ein Paar nach Paris. Sie haben die Größe eines Hirſches, laufen aber nicht ſo zierlich und ſchnell, weil ſie hinten niederer ſind als vorn, und tragen den Schwanz wagrecht. Das Weibchen war ebenfalls ohne Hörner, kleiner aber hinten höher. Sie hatten große Anhänglichkeit zu einander, leckten ſich oft und trennten ſich ſelten, obſchon ſie frey im Garten laufen konnten. Buffon, Suppl. VI. p. 101. t. 10. 11.

Im Jahr 1819 wurde eines in Deutſchland herumgeführt und von J. Wolf abgebildet. Abbild. II. S. 57. T. 16.

Lichtenſtein ſagt ausdrücklich, daß auch das Weibchen Hörner habe (Berl. Magazin VI. 1814. 173.); Ogilby dagegen nennt es hornlos; es ſey des Ariſtoteles Hippelaphus Zool. Proceedings. 1836. 138.

2) Auf Sumatra gibt es eine (A. interscapularis, sumatrensis), Cambing-Outang,

von der Größe der Ziege, ſchwarz mit einer weißlichen Mähne, Hörner 6 Zoll lang und etwas zurückgebogen. Lebt in den Wäldern, iſt ſehr ſchnell, wild und kühn. Marsden, Sumatra 93. Pennant I. 98.

3) Die platthörnige (A. depressicornis)

ſieht aus wie ein junger Büffel, Leib dick, 5½ Schuh lang,

Füße kurz, Hörner 10 Zoll, gerad, ſpitzig, unten niedergedrückt und runzelig; Färbung dunkelbraun, Schwanz 6 Zoll lang mit einer ſchwarzen Quaſte, 4 Striche am Euter.

Sie leben in den Wäldern der Inſel Celebes, ſind ſehr wild und können mit ihren Hörnern ſtark verwunden. Quoy, Ann. sc. nat. XIV. p. 423. tab. 20. (Iſis 1834. 1093.)

b. Gazellen-artige.

4) Die barbariſche Kuh (A. bubalis), Vache de Barbarie,

hat die Größe des Hirſches, iſt gegen 4 Schuh hoch, röthlichbraun, unten und hinten weiß, auswendig an den Vorder, und Hinterfüßen ſchwarze Flecken, Kopf ſtierartig, Hörner kurz, aufrecht, dann nach hinten gebogen und wieder aufrecht. Buffon XII. 294. Taf. 37. 38. Suppl. VI. tab. 14. Perrault, Mém. ac. III. 2. p. 24. tab. 39—40.

Sie ſtammt aus Africa, wo ſie bey den Arabern Bekker el Walh (wilder Ochſe) heißt, und hat Aehnlichkeit mit dem Hirſch, wurde auch bey Geßner unter dem Namen Hirſchochſe (Bos-Elaphus) beſchrieben. Gleicht den Gemſen in den Hörnern, den Thränenbälgen und den ſchlanken Füßen, unterſcheidet ſich aber davon durch ihren plumpen Bau, den hohen Widerriſt, den langen und dicken Kopf, faſt wie bey einer Kuh; daher ſie auch Perrault barbariſche Kuh genannt hat. Sie iſt etwas größer als der Hirſch, röthlich, Schwanzbuſch ſchwarz; die Hörner umgekehrt gebogen als bey den Gazellen, wo die untere Krümmung nach hinten, die obere mit der Spitze nach vorn geht, hier dagegen die untere nach vorn, die obere ſammt der Spitze nach hinten; an den Knöcheln kleine Haarbüſchel. Man hat ſie ehmals für einerley gehalten mit der Kaama oder dem Hirſchthier am Cap, welches ſich aber durch größere Hörner und mehrere ſchwarze Flecken und Bänder unterſcheidet.

Sie finden ſich im ganzen nördlichen Africa, und ſtehen unter den ägyptiſchen Hieroglyphen. Sie halten ſich truppweiſe zuſammen, laufen und wehren ſich wie die Gazellen, ſtecken aber den Kopf zwiſchen die Beine und verwunden ihre Angreifer. Jung werden ſie ſehr zahm und waiden mit den Kühen. Cu-

vier, Ménag. 1803. Shaw, Voyages. 1743. I. 313., deutſch S. 358. Bekker el Wash.

Man hält dieſes Thier für den Jachmur der heil. Schrift. Bochart I. Fol. 909. Es iſt faſt ohne Zweifel der Bubalus des Plinius aus Africa (VIII. Cap. 15.), ſo wie Aelians und Oppians.

b) Das Hirſchthier (A. caama), Harte-beest,

am Vorgebirg der guten Hoffnung, wird jetzt von der vorigen unterſchieden. Die Färbung fahlbraun; Stirn, ein Band auf der Naſe, auf den Füßen und dem Hals ſchwarz, ſo wie die Schwanzſpitze; die Hörner größer, 1 Schuh lang, mit mehr Wülſten und mehr nach hinten gebogen, aber näher an einander, an der Spitze glatt. Cuvier, Ménag. 1803. Buffon, Suppl. VI. tab. 15.

Es lebt in Rudeln von 10—12 Stück, und iſt faſt durch die ganze Cap-Colonie verbreitet, von der Südküſte bis zum Oranienfluß an der Nordgränze. Kolbe führt es geradezu unter dem Namen Hirſch auf, und ſagt, es gleiche dem europäiſchen ganz, in Größe, Farbe und in Geſchmack und Trockenheit des Fleiſches, und unterſcheide ſich bloß durch die unverzweigten Hörner, welche unten etwas geringelt ſeyen, ſelten mehr als 1 Schuh hoch, nicht gekrümmt, ſondern nur ein wenig in der Mitte gebogen, dann gerad und ſpitzig, aber am Ende dreymal ſo weit aus einander als an ihrem Urſprung. 1719. 151.

Sparrmann gab davon die erſte Abbildung. Er begegnete ihm ſchon in der Nähe des warmen Bades in ganzen Heerden auf einer dürren Ebene; im Hutniken-Lande; dann wieder am Schwarzkopfſluſſe zwiſchen dem Seekuh- und Sonntagsfluſſe, und an der Quelle Quammedacka. Die Höhe iſt faſt 4 Schuh, die Hörner 1 ½ lang, unten dicht beyſammen, gehen dann aus einander, neigen ſich darauf ein- und rückwärts, ſo daß das oberſte ungeringelte Drittel faſt wagrecht nach hinten ſteht; ſie haben ungefähr 18 Ringel. Die Färbung iſt zimmetbraun; auf der Stirn ein ſchwarzer Wirbel und auf der Naſe ein ſchwarzer Streifen; ein ähnlicher längs der Vorderſeite der Füße und ein ſolcher Flecken hinten auf den Keulen, mit einem

weißgelben darüber; endlich ein ſchwarzer Streifen auf dem ganzen Rückgrath. Der Schwanz wie beym Eſel, mit 6 Zoll langen Roßhaaren; Thränenbälge klein. Ihr Springen iſt ein ſchwerer Galopp, in welchem ſie oft, wie andere Gazellen, anhalten und ihren Verfolger anſehen. Wenn ſie einander angreifen, ſo ſollen ſie auf die Knie fallen und darauf fortkriechen. Ihr Fleiſch iſt zwar trocken, aber nicht unangenehm. Schwed. Abh. XLI. 1779. 129. Taf. 5. Reiſe 125. T. 11. Le Vaillants Reiſe durch Forſter I. 72. 112.

c) Kürzlich hat man ein ſehr ähnliches Thier, das Thar heißt (A. bubalina),

in Nepal entdeckt, mit einer Mähne, kurzen, geringelten und gefurchten, nach hinten gebogenen Hörnern; oben ſchwarz, an den Seiten gelbroth, 5 Schuh lang, 3 hoch, mit 4 Strichen am Euter. Hodgson, Zool. Proceedings 1832. 10. (Iſis 1835. 368.)

c. Gemſen-artige.

5) Die Spießgemſen (A. oryx)

ſind Thiere von der Größe des Hirſches, bald milchweiß, bald röthlichbraun mit grauen oder ſchwärzlichen Flecken im Geſicht, und 3 Schuh langen, dünnen, geraden oder ſchwach nach hinten gebogenen, an der untern Hälfte geringelten, am Ende ſehr ſpitzigen Hörnern.

Sie finden ſich in ganz Africa, namentlich in der Barbarey, in Oberägypten, Nubien, am Senegal und Vorgebirg der guten Hoffnung, weichen aber überall etwas in der Färbung, Zeichnung und Geſtalt der Hörner ab, und daher hat man verſchiedene Gattungen daraus gemacht.

Durch die von Ehrenberg und Hemprich von Dongola und Sennaar eingeſchickten Antilopen war Lichtenſtein in Stand geſetzt, dieſelben mit denjenigen Thieren zu vergleichen, welche die Alten aus dieſer Abtheilung gekannt haben.

Die Färbung der nordafricaniſchen, welche weite Ebenen bewohnen, iſt hell und oft weiß, die der ſüdafricaniſchen dunkel, meiſt braun und faſt ſchwarz; das Haar bey jenen kurz, dünn und anliegend, bey dieſen meiſt lang, dicht und ſelbſt wollig bey

denen, welche auf Gebirgen wohnen. Dieſ- und jenſeits des Aequators gibt es entſprechende Gattungen, welche ſich ſehr ähnlich, aber dennoch verſchieden ſind. Die Namen der Alten, wie **Bubalus**, **Dama**, **Oryx**, **Strepsiceros**, **Dorcas**, **Cervicapra**, **Tragelaphus** u.ſ.w., dürfen daher nur auf die nördlichen bezogen werden.

Folgende vier ſind ſehr nahe verwandt, und ſehen faſt aus wie Ziegen, mit kurzen, nach hinten gebogenen Hörnern, einer Mähne, 4 Strichen und einem Ziegenſchwanz; leben meiſt paarweiſe in den Wäldern von Indien.

* Spießgemſen mit geraden Hörnern.

a) Die ſüdafricaniſche (A. oryx), der Gemsbock,

iſt etwas größer als ein Hirſch, mit kurzen rauhen Haaren; graulichbraun, der Hals und die Seiten blaſſer, mit einem braunſchwarzen Seitenſtreifen von der Achſel bis zu den Lenden, und von da bis auf die Hufe; Kopf ſchwarz, Schnauze und ein Band auf der Stirn weiß; auf dem Vorderarm ein ſchwarzer Flecken, der Schwanz ſchwarz mit langen Borſten; die Hörner ſehr lang und faſt gerad, keine Quaſten an den Knöcheln; in den Weichen und auf dem Kreuz ein Haarwirbel, und von da bis zum Scheitel widerborſtig.

Die Länge iſt 6½ Schuh, die Hörner 2 Schuh 7½ Zoll, der Schwanz 1 Schuh 2½ Zoll, mit dem Haarbuſch 1 Schuh 5 Zoll.

Man hat ſie ehmals für den Oryx der Alten gehalten. **Pallas, Spicilegia XII. p. 61.**

Dieſes Thier findet ſich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und heißt daſelbſt Gemsbock. Kolbe führt es ſchon auf, ſagt aber nichts darüber, weil die Gemſen hinlänglich in Europa bekannt ſeyen. (S. 151.)

Houttuyn hat es zuerſt abgebildet. **Systema Linnaei tab. 24. fig. 1.**

R. Forſter hat dieſes Thier zuerſt genauer unterſchieden, beſonders von der indiſchen Bezoargemſe oder dem Paſeng, womit man es verwechſelt hat. Es iſt faſt 5 Schuh hoch und die Hörner 3 lang. Sie leben nur paarweiſe. Reiſe um die Welt

I. S. 84. Buffon XII. S. 212. T. 33. F. 3. Allamand hat ſodann einen Balg vom Vorgebirg der guten Hoffnung bekommen und abgebildet. Buffon, Suppl. VI. tab. 17, unrichtig Pasan.

Nach Sparrmann iſt er nur im nordweſtlichen Theil der Colonie einheimiſch; er hat ihn daher auf ſeiner nach dem Oſten gerichteten Reiſe nicht bemerkt, und ſelbſt nichts davon gehört, in der Capſtadt aber viele Hörner davon geſehen. Sie ſind 3 Schuh lang, faſt ganz gerad, und haben von der Wurzel an, welche nur 1½ Zoll dick iſt, etliche 20 Ringe. Reiſe 514.

Lichtenſtein erzählt, es habe einer ſeiner Begleiter in der großen Carroo die Skelete von einem Parder und einem Gemsbock neben einander gefunden. Da dieſes Thier eine der muthigſten Antilopen iſt und ſich gegen die Hunde tapfer vertheidigt; ſo iſt es wohl denkbar, daß es ein von hinten aufſpringendes Raubthier durch Zurückſchlagen des Halſes mit ſeinen langen und ſpitzigen Hörnern tödtlich verwunde. Reiſe II. 38.

b) Die mittelafricaniſche (A. beisa)

iſt 6 Schuh lang, 3 Schuh 2 Zoll hoch, Hörner bey beiden Geſchlechtern, 2 Schuh 2½ Zoll, dünn, gerad, an der untern Hälfte ſchwach geringelt; Färbung fahl, Bruſt und Bauch weißlich, Mähne röthlich, im weißen Geſicht 3 braune Binden, eine auf der Stirn, eine durch die Augen, eine auf den Backen und eine ähnliche von der Kehle an, welche ſich auf Bruſt und Bauch theilt; Schwanzquaſte und ein Ring über den vordern Knöcheln eben ſo gefärbt.

Dieſe Antilope ſieht aus wie ein großer Hirſch, lebt längs der abyſſiniſchen Küſte, weſtlich von Maſſaua, ſteht dem capiſchen Gemsbock (Oryx) ſehr nah, unterſcheidet ſich aber durch die Zeichnungen. Die Haare kurz, anliegend und etwas ſteif, die auf dem Rückgrath und Hals gleichfalls widerborſtig. Färbung fahlgrau-iſabellfarben. Keine Thränenbälge, die Naſe behaart, 4 Striche am Euter. Sie findet ſich an der ganzen Küſte des rothen Meers, und ſcheint auch, nach Burckhardt (Reiſen 1820. 602.), in Aegypten vorzukommen, zwiſchen Schendi und Souakin; auch findet ſie ſich unter den Hieroglyphen des

Tempels von Kalabſchi in Unternubien (Gaus Monumente Taf. 15.). Dieſe Gattung iſt es wahrſcheinlich, welche die Alten unter dem Namen Oryx gemeynt haben. Sie lebt in kleinen Familien, in flachen Thälern mit lichtem Gebüſch, nährt ſich von Gras, iſt ſcheu und läuft ſehr ſchnell. Angeſchoſſen oder hart verfolgt vertheidigt ſie ſich muthig, und bringt bisweilen den Jägern lebensgefährliche Verletzungen bey. Rüppells Wirbelthiere I. S. 14. T. 5.

Die Beſchreibung, welche Oppian vom Oryx gibt, paßt allerdings ſehr wohl auf die ſchwarzen Flecken des Geſichts; die weiße Farbe jedoch mehr auf A. leucoryx. Jagd II. 445.

„Seine Farbe gleicht der Milch des Frühlings, und er hat nur im Geſicht ſchwärzliche Backen.“

Unter den Stellen, welche man für das Einhorn aufführt, betrachtet man die von Barthema aus Bologna, der 1503 in Mecca war, als eine der wichtigſten. Hinſichtlich der Färbung ſcheint ſie mehr auf dieſe als auf irgend eine andere Art zu paſſen.

„Auf einer andern Seite des Tempels zu Mecca iſt ein mit einer Mauer umgebener Hof, worinn zwey lebendige Einhörner (Unicorni) ſtanden. Man zeigt ſie als einen wunderbaren Gegenſtand, was ſie auch wirklich ſind. Ihr Ausſehen iſt folgendermaaßen: das größte gleicht einem jungen Pferd von 30 Monaten, und hat ein Horn auf der Stirn, ungefähr 3 Schuh (braccia) lang. Das andere iſt wie ein Fohlen von einem Jahr, und hat ein Horn 4 Spannen (palmi) lang. Die Farbe dieſes Thiers iſt wie bey einem Cavallo saginato scuro. Es hat einen Kopf wie ein Hirſch, einen nicht langen Hals mit einigen dünnen und kurzen Haaren, welche auf einer Seite herunterhängen; zarte und lange Füße, wie das Reh, vorn etwas geſpalten, mit Klauen wie bey der Ziege; es hat beſondere Haare hinter den Schienbeinen. Es muß ein ſehr wildes Thier ſeyn. Dieſe 2 Thiere wurden dem Sultan von Mecca geſchenkt, als der ſchönſte Gegenſtand, der ſich jetzt in der Welt findet, und als der reichſte Schatz, von einem König in Aethiopien, d. h. einem Mohrenkönig, welcher ſie dem Sultan zum Geſchenk machte, um ſeine

Freundſchaft zu erhalten.“ Varthema, Itinerario. Venetia 12. pag. 15. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien unter dem Namen Vartoman. 1508. 8. Cap. 16. Auch abgedruckt in Ramuſio I. 1563. S. 151. Cap. 17, unter dem Namen Barthema. Hier ſteht durch einen Druckfehler sasinato, welches Wort man in der neueſten Zeit mit weiß überſetzt, wahrſcheinlich weil man an die Milchfarbe Oppians dachte. Die deutſche Ueberſetzung ſagt: wie ein dunkelbraunes Pferd. Sagina iſt Buchwaizen, saginato alſo wie Buchwaizen gefärbt. Ich habe mit einem Italiäner, der ein Pferdekenner iſt, geſprochen. Er ſagte: Un Cavallo saginato iſt ein Pferd mit weißem Grund, der mit fuchsrothen Düpfeln ganz bedeckt iſt. Das wäre alſo ein Sand- oder Roſen-Schimmel, worauf die fahlgraue Iſabellfarbe wohl paßt.

* Spießgemſen mit gebogenen Hörnern.

c) Die oſtafricaniſche (A. leucoryx)

iſt von der Größe des Hirſches, weiß, am Halſe etwas roſtfarben, ein Flecken auf der Stirn, ein Streifen auf den Backen mattbraun, Schnauze weiß, Schwanz wie beym Rind, mit einer weißen Quaſte, deren Spitze ſchwarz; Hörner halb ſo lang als der Leib, rund, ſäbelförmig nach hinten gekrümmt, mit 26—40 Ringen. Arabiſch: Abu-harb.

Die Geſtalt iſt zierlich und kräftig, Länge 5 Schuh 8 Zoll, Widerriſt 3 Schuh, Kreuz 3 Schuh 2 Zoll, Umfang 3½ Schuh, Schwanz 14 Zoll, mit den Haaren 24, Hörner 3 Schuh. Das Haar iſt ſehr kurz und grob, ohne Mähne und Büſchel an Hals oder Knöcheln; die letztern nackt und ſchwielig; vom Kreuz bis an den Hals ſteht es vorwärts.

Dieſes Thier iſt wohl auch der Oryx der Alten, welche denſelben in die Barbarey ſetzen (Getulus, Martial XIII. 92.).

Plinius bemerkt, daß die Haare vorwärts gegen den Kopf gerichtet ſind (VIII. 53.); ſo iſt es auch bey der Antilope oryx et eleotragus am Cap. Herodot ſagt, daß man die Hörner zu Saiteninſtrumenten verwende (IV. 192.). Das Thier kommt auch unter den Hieroglyphen vor. Ariſtoteles führt es mit einem einzigen Horn auf (II. 1.), und auch dieſes hat Veran-

laſſung zu dem berühmten Einhorn oder Reem der heil. Schrift gegeben, welcher Meynung beſonders Bochart anhängt und mehrere andere. Da aber dem Oryx und dem Reem an mehreren Stellen auch 2 Hörner beygelegt werden; ſo hat man geglaubt, es gebe zweyerley Thiere unter dieſem Namen. Wahrſcheinlich hat man bisweilen ſolche Antilopen geſehen, welche ein Horn verloren hatten, wie es auch der Saiga wirklich begegnet. Auf den Hieroglyphen in der Pyramide von Memphis (Description de l'Egypte V. tab. 18. fig. 9. 10.) kommt der Oryx vor mit einem und zwey Hörnern. Aelian ſpricht ſogar von vierhörnigen, aber unter andern ſeltenen Thieren (XV. Cap. 14.); übrigens kommen bey verſchiedenen Thieren überzählige Hörner vor.

Nach Plinius (II. 40.) ſtelle ſich der in Aegypten bekannte Oryx beym Aufgang des Sirius demſelben entgegen, und bete ihn gleichſam an; nach Aelian (VII. 8.) empfänden die Ziegenheerden in Libyen den Regen vorher, und wüßten auch den Aufgang des Sirius. Bekanntlich fällt der Aufgang des Hundſterns mit dem Anſchwellen des Nils zuſammen. Die vermehrte Waſſermaſſe verdunſtet, und die feuchte Luft kann wohl in die libyſche Wüſte dringen, ſo daß es dieſe Thiere bemerken und daher nach Oſten ſehen. Im ſüdlichen Africa wandern viele Antilopen dem Luftſtrom entgegen, beym Südoſtwind nach den waldigen Küſten, beym regenbringenden Nordoſt in der andern Jahrszeit nach den Carroo-Ebenen. Ebenſo können die Antilopen von Nordafrica den anſchwellenden Nil wittern und ihm entgegen gehen. Bey den ägyptiſchen Prieſtern war der Oryx verhaßt, weil er das Waſſer trübte und verunreinigte; daher findet man ihn auch nicht abgebildet in den Tempeln, Grabmälern und auf den Särgen, wo doch die Hörner der Gazellen häufig vorkommen.

Früher hatte man in Europa nichts als Hörner von dieſem Thier, und ſeit den römiſchen Kampfſpielen hat man keine mehr in Europa geſehen. Ehrenberg, Hemprich und Rüppell haben zuerſt wieder die Thiere beobachtet und Bälge mitgebracht. Der capiſche Oryx oder ſogenannte Gemsbock iſt noch einmal ſo groß, und dennoch ſind die Hörner abſolut kürzer, betragen kaum ¼ der Leibeslänge, beym dongoliſchen faſt die Hälfte;

auch ſind ſie dort gerader und dicker, unten 6½ Zoll im Umfang, hier nur 5; die Zahl der Ringe geht von 19—24, und der letzte liegt weiter als die Mitte. Das Haar iſt länger und dichter, rothgrau, ein Streifen von den Weichen zum Ellenbogen, der Seitenſtreif des Kopfs vom Horn zum Mundwinkel, der Naſenrücken, ein V auf der Stirn und ein breites Band auf dem Vorderſchenkel ſchwarzbraun; das Haar auf dem Rückgrath übrigens auch wieder borſtig. Lichtenſtein, Berl. Academie 1824. 195. T. 1. Säugthiere 1827. T. 1. Bochart III. 26. Niebuhrs Arabien 38. F. A. Meyer über das Reem 1796. Buffon XII. T. 33. F. 1. Horn. Pallas, Novi Comment. petrop. XIII. 1768. 468. tab. 10. fig. 5. Horn. Spicilegia XII. 1777. pag. 16. tab. 3. fig. 1. Pennant, Synopsis, A. alba, Shaw, Zoologie II. 2. pag. 315. tab. 184. Schreber T. 256. B.

d) Die weſtafricaniſche (A. gazella), Algazel.

Schon Geßner hat ein langes, ſehr wenig gebogenes Horn mit Ringeln an ſeiner runden Hälfte abgebildet, unter dem Namen: Unbekanntes Horn (Quadrupedes 295). Buffon bildete ein ähnliches Horn ab (XII. S. 211. T. 33. F. 1. 2.) unter dem Namen Algazel, faſt 3 Schuh lang, dünn, mit kleinen Ringeln am untern Drittel. Man wußte aber nicht, woher dieſe Hörner ſtammten, bis ein lebendiges Thier mit ſolchen Hörnern vom Senegal nach Paris kam. Es hat Thränenbälge, aber eine behaarte Schnauze, wie die Ziege. Hals und Bruſt dunkelfahl, Rücken und Seiten hellfahl, Bauch, Füße und Schwanz weiß mit dunkelbrauner Quaſte; Kopf weiß, mit zween dunkelgrauen Flecken von den Hörnern über die Augen herunter, und einem ſolchen auf der Stirn. Hörner 18 Zoll lang, an der untern Hälfte ſchwach geringelt; Haare fein, vom Kreuz bis zum Wirbel widerborſtig. Es war ein Männchen, ſehr zahm und kam aus dem Innern, wo es ziemlich ſelten ſey. Länge 5 Schuh, Höhe 3½, Kopf 1 Schuh 3 Zoll, Schwanz 1 Schuh 7 Zoll. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. III. 1819.

6) Der Blaubock (A. leucophaea, glauca)

iſt größer als ein Hirſch, 6—7 Schuh lang, bläulichgrau

mit dunklerem Rückenſtreifen, Bauch, Füße, ein Flecken unter den Augen und Schwanzquaſte weiß, Hörner dünn, rundlich, gegen 2 Schuh lang, ſtark nach hinten gebogen, ſchwach geringelt, mit glatter Spitze, Naſe behaart, keine Thränenbälge. Mähne und Wamme. Buffon, Suppl. VI. 168. tab. 20, unrichtig Tseiran. Pennant I. 67. T. 12. Schreber T. 278.

Er findet ſich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und iſt ſo groß als ein Hirſch, die Haare glatt und blau glänzend, werden aber nach dem Tode bläulichgrau; die Hörner ſind bis über die Hälfte geringelt, und laufen dann ſehr ſpitzig zu; die Füße hoch. Man ſieht ſie in der Nähe des warmen Bades in Rudeln von 10 Stück, welche, wegen ihrer himmelblauen Farbe, ſehr ſchön in die Augen fallen; weſtlich dem Gebirge von Hottentotts-Holland zeigen ſich keine. Ihr Fleiſch ſchmeckt zwar gut, iſt aber trocken, und da man ſonſt Wildpret genug haben kann, ſo ſchießt man ſie nur um der Haut willen, welche einer Hirſchhaut nichts nachgibt. Mit dem Fleiſch füttert man die Hunde.

Sparrmann traf ſie in der Nähe von Hinterbruyntjes-Höhe an; ſie gehören zu den großen Gazellen dieſer Gegend, und die Hörner haben ungefähr 24 Ringe, welche die 3 untern Viertel einnehmen. Reiſe 506.

R. Forſter macht ſie am Cap ſehr gemein, und ſagt bey Buffon, die bläuliche Farbe komme bloß vom Glanz der ſtarren Haare her, und verliere ſich deßhalb nach dem Tode, weil ſie ſich an den Körper anlegen.

Le Vaillant bekam einen in derſelben Gegend, in der Nähe von Zwellendam. Er wurde von einem Hottentotten beſchlichen und geſchoſſen. Er iſt ſehr ſelten und wenig bekannt, und es ſind ihm überhaupt nur 3 zu Geſicht gekommen. Im Lande der großen Namaken ſollte es noch geben: allein er hat nirgends etwas ſicheres darüber erfahren. Sie waiden Gras, ſind bläulichgrau und ändern die Farbe nicht nach dem Tode. Voyage 1790. 8. I. 112.

Nach Lichtenſtein kommt die bläuliche Farbe von der ſchwärzlichen Haut, welche durch das dünne, glatt anliegende und ſeidenartig glänzende, graue Haar ſcheint. Dieſe Thiere hielten

ſich bloß in der nun ziemlich bevölkerten Gegend von Zwellendam auf, wo man aber ſeit 1800 keines mehr geſchoſſen habe, ſo daß ſie ganz ausgerottet zu ſeyn ſcheinen. Das letzte Fell kam nach Leyden. Reiſe I. 265. II. 121. Berliner Magazin VI. 1814. 159.

7) Die Rautengemſe (A. ellipsiprymnus)

iſt ein ſehr großes Thier, über 7 Schuh lang und faſt 4 hoch, die Hörner 2½, nach vorn gebogen und geringelt; Schwanz 21 Zoll lang, mit einer Quaſte; Färbung ein Gemiſch von Grau und Röthlichbraun, Haare des Rückgraths widerborſtig; auf dem Kreuz ein weißes Querband, in Geſtalt einer Ellipſe; ähnliche Flecken an Geſicht und Kehle; Weichenbälge, aber keine Thränenbälge und Kniequaſten.

Lebt 25 Tagreiſen nördlich vom Oranienfluß, zwiſchen Lataka und der Weſtküſte von Africa. Ogilby, zool. Proceed. III. 1833. (Iſis 1835. 527.)

d. Rieſengemſen-artige.

8) Die Elenn-Gemſe (A. oreas)

iſt die größte unter allen Gemſen, 7 Schuh lang, 4 hoch, 8—10 Centner ſchwer, Hörner bey beiden Geſchlechtern, aufrecht, glatt, mit einem ſpiralförmigen Grath, 2½ Schuh lang, unten 4 Zoll dick, Mähne kurz, Wamme ſchlaff; Schwanz wie bey einem Ochſen; Haar kurz, gelblichbraun. Buffon XII. 357. tab. 46. bis. Fig. 1. 2. Horn, Coudou. Suppl. VI. tab. 12. Schreber T. 256.

Dieſes ungeheure Thier lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, vorzüglich im Norden der Colonie und in der Cafferey, und heißt dort Eland.

Es iſt größer als das Elennthier, über 5 Schuh hoch und 6 lang, dicker als der Hirſch, hat aber denſelben zierlichen Kopf, dünnen Hals und die hohen Beine, die Haare aſchgrau, glatt und weich, die Hörner unten geringelt, oben glatt und ſpitzig, 1 Schuh lang, der Schwanz 1. Sie halten ſich auf den höchſten Gebirgen auf, kommen aber auch in die Thäler, wo ſie geſchoſſen werden, in den Gärten, worinn ſie manchmal Schaden thun, mit Schlingen gefangen. Man macht nehmlich neben dem Ein-

gang des Gartens tiefe Gräben, ſteckt eine lange Stange in die Erde und biegt ſie über den Eingang, ſo daß ſie mit dem dünnen Ende bey der geringſten Berührung in die Höhe ſpringt und die daran gebundene Schlinge um den eingetretenen Fuß zuzieht, wodurch er in die Höhe gehalten wird. Das ſtrampelnde Thier fällt nun gewöhnlich in den Graben, und wenn es auch wieder heraus kommt, ſo ſchleppt es doch die Stange mit, welche es an der ſchnellen Flucht hindert. So wurde eines im Büffelthal in den Steinbergen, im Nordweſten der Colonie, gefangen. Sie wägen gewöhnlich 4 Centner, das Fleiſch ſchmeckt wie Rindfleiſch, und aus dem Leder macht man Sohlen. Kolbe 1719. 145. Taf. 3.

Sparrmann traf ſie zuerſt im Oſten der Colonie, in der Nähe der Quammedacka-Quelle, unweit Hinterbruyntjes-Höhe, gewöhnlich in Haufen beyſammen. Es heißt bey den Hottentotten t'gann (Canna), bey den Caffern Emposo. Es bewohnt keineswegs die Gebirge, wie Kolbe ſagt, ſondern die Ebenen, und iſt ſchwerer als 4 Centner. Die Farbe iſt bläulich aſchgrau, die dünne Mähne, Schwanzquaſte ſchwarz, Hörner bey beiden Geſchlechtern, 2 Schuh lang, von einem Rande ſpiralförmig umgeben, aber am Ende rund, auf der Stirn ein Schopf und unter dem Halſe eine Wamme mit langen Haaren. Sie ziehen in großen Heerden herum, und ihre Lagerplätze ſehen aus, wie die von viel Reiterey, ſo daß man ihnen kaum ausweichen könnte, und Gefahr liefe, zertreten zu werden; die alten Männchen leben abgeſondert, ſind auch fetter und langſamer, werden daher gewöhnlich mit Pferden gejagt, was aber mehrere Stunden dauert, obſchon ſie nicht ſo ſchnell ſind, wie die Hirſchthiere. Die Tränenbälge fehlen; hinter den 8 Vorderzähnen aber ſteht eine knorpelige Erhöhung. Sie ſind ſehr fett, und werden daher häufig gegeſſen; um das Herz allein liegen 9 Pfund von einer Art Schmalz, welches man aufbewahrt und als Leckerbiſſen, wie Butter, auf das Brod ſchmiert. Die Haut iſt, nächſt der Büffelhaut, die tüchtigſte zu Riemen, Zügeln, Feldſchuhen u. dergl. Reiſe 504. T. 12. 515. Schwed. Abhandl. XL. S. 134. Le Vaillant von Forſter I. 388. II. 352.

Nach Lichtenſtein hatte ein Coloniſt im Norden des Roggefelds, außerhalb der Gränze der Colonie, bey einer Jagd 17 Stück geſchoſſen, wovon jedes 7—8 Centner ſchwer geſchätzt wurde, was mithin einen ungeheuern Gewinn abwirft. Man zerſchneidet ſie an Ort und Stelle, ſalzt das Fleiſch ein, packt es in die Felle, führt es auf Wägen nach Hauſe, wo es geräuchert und ſo geſchätzt wird, daß man es als Geſchenk nach der Capſtadt ſchickt. Daſelbſt ißt man es, in dünne Scheiben geſchnitten, als Leckerey zum Butterbrod. Ebendaſelbſt leben auch Nashörner. Später ſchoßen ſie wieder im großen Carroo ein ſehr großes, 8 Centner ſchweres Männchen. Sie ſind meiſtens in Rudeln von 8—10 Stück beyſammen, an den Gränzen von 20—30. Das Thier macht in der Geſtalt des Leibes und des Kopfes, beſonders aber des Schwanzes, den Uebergang zu den Rindern. In derſelben Gegend hauſen Löwen, Schakale, wilde Katzen, Eber, Quagga, Hirſchthiere, ſogenannte Gemsböcke und Strauße. Reiſe I. 155. II. 39.

Die Bezoargemſe (A. bezoartica) iſt die wilde Ziege.

e. Rinder-artige.

9) Das Gnu (A. gnu)

ſieht aus wie ein junges Pferd, und hat auch eine ſtarke, jedoch aufrechte Mähne und einen Schwanz mit langen weißen Roßhaaren; Länge 5 Schuh, Höhe 4. Färbung braun, aufrechte Mähne unten weiß, oben ſchwarz, auch eine Mähne an der Kehle, Schnauze behaart; Hörner rund, dick, ſchwach gerunzelt, zuerſt gerad nach vorn und dann plötzlich nach oben gekrümmt. Buffon, Suppl. VI. tab. 8. 9. Schreber T. 280.

Dieſes ſonderbare Geſchöpf lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, aber mehr als 150 Meilen nördlich von der Capſtadt, wohin es bisweilen zum Zeigen gebracht wird. Der Hauptmann Gordon hat zuerſt dem Hrn. Allamand in Holland Nachrichten darüber mitgetheilt, und ſpäter kam ein lebendiges in den Thierhof des Prinzen von Oranien. Es hat die Größe eines Eſels, iſt 3½ Schuh hoch, und ein Gemiſch von Pferd, Rind und Hirſch, mithin ein wahres Ungeheuer. Der große Kopf gleicht dem eines Ochſen, Mähne und Schwanz dem Pferde,

die kurzen und graulichfahlen Haare, ſo wie die dünnen Hufe, dem Hirſch; die Hörner 19 Zoll lang, am Grunde dicht beyſammen und 17 Zoll im Umfang; ſie liegen vorwärts auf der Stirn, und biegen ſich ſodann in eine ſenkrechte, 7 Zoll lange Spitze; die Mähne iſt 3 Zoll hoch und ſteif, die untern Zweydrittel weiß, das obere ſchwarz. Es läßt ſich nicht gern nahe kommen. Berührt man das Gitter, ſo biegt es den Kopf und ſucht mit den Hörnern zu verwunden. Eine Stimme hat man nicht gehört. Allamand. Buffon XV. Fig.

Forſter ſah im Jahr 1775 ein dreyjähriges Weibchen, welches von einem Bauern, 160 Meilen vom Cap, aufgezogen und dem Statthalter zugeſchickt worden war. Es wurde in einem Stall mit Brod und Kohlblättern gefüttert, war zwar ganz ſanftmüthig, wollte ſich aber durchaus nicht meſſen laſſen; der Widerriſt 40½ Zoll, das Kreuz 39 hoch, der Kopf 15½ lang, die Ohren 5½, die Hörner 18, der Schwanz 28. Buffon ibid.

Sparrmann hat es einzeln in der Nähe von Hinterbruyntjes-Höhe angetroffen, und es 5 Schuh lang, 4 hoch gefunden. Färbung dunkelbraun, Bart vom Kinn bis zur Bruſt ſchwarz, wie auch der ſteife Schopf auf der Stirn. Schwanz und Mähne hellgrau, die letztere nicht weiß und ſchwarz, wie an Allamands Exemplar. Obſchon es manche Aehnlichkeit mit dem Ochſen hat, ſo gleicht es doch in den kurzen Haaren, den dünnen Beinen, den kleinen Klauen den Gemſen, in der Mähne dem capiſchen Elenn, im Schwanz dem Pferd und dem Hirſchthier; es fällt auch auf die Knie, wie die beiden genannten Antilopen. Thränenbälge klein, wie beym Hirſchthier; die Stimme des Kalbs hat mit der des Kuhkalbs keine Aehnlichkeit, ſondern klingt wie onje und navend, und das Fleiſch ſchmeckt auch nicht wie Rindfleiſch, ſondern beſſer, wie bey den andern Gazellen. Die Meynung, daß es aus der Miſchung des Pferds mit einer Kuh entſtanden ſey, verdient keine Widerlegung; überdieß hält es ſich in Heerden zuſammen, und findet ſich bloß in Camdebo und Hinterbruyntjes-Höhe. Als er einem zu Pferd ziemlich nahe gekommen war, bezeigte es ſich ſehr grimmig,

machte verſchiedene Sprünge und Wendungen, ſchlug bald mit einem, bald mit beiden Füßen aus, und ſtieß mit den Hörnern gegen Schollen u. dergl., lief aber bald mit ungemeiner Geſchwindigkeit in der Ebene davon, wie es ſcheint, nicht um zu fliehen, ſondern um durchzugehen: denn andere, ſpäter gejagte, machten oft Halt und ſahen ſich nach dem Verfolger um, wenn ſie einen Vorſprung hatten.

Ebendaſelbſt ſah er Elenne, Schakale, Schaaren von Quagga, Hirſchthiere und Springböcke zu Hunderten und Tauſenden. Stockholmer Abh. 1779. T. 3. Reiſe 439. 476. T. 10. Bey Aelian (VII. 5.) heißt ſie Catoblepon.

Lichtenſtein traf es in derſelben Gegend, in der Nähe des Oranienfluſſes, gegen die Cafferey, an, und eine größere Art im Lande der Beetjanen, von grauer Farbe; ſie heißt Cocong. Berl. Mag. VI. 166.

Der Statthalter Janſens ſchickte im Jahr 1804 der Kaiſerinn Joſephine ein weibliches Gnu, welches im Jahr 1820 noch lebte; Färbung braun, Mähne weiß mit grauem Rand, Schopf und mähnenartiger Bart unter dem Kopf und dem Halſe ſchwarz; Höhe 3½ Schuh. Es galoppierte oft im Paß, d. h., es ſetzte beide Füße einer Seite zugleich vor. Mammif. livr. XVI. 1820. tab. 15. 16.

E. Die eigentlichen Rinder (Bos), Boeuf, Vache, Veaux,

ſind dicke, plumpe Thiere, mit kurzem Hals und einer Wamme, kurzen Füßen, langem Schwanze, einer dicken, nackten Schnauze und glatten, ziemlich mondförmigen Hörnern.

Sie finden ſich in allen Climaten, ſowohl in Wäldern als auf Angern, gern in der Nähe von Waſſer, und leben bloß von Gras, kaum von Blättern und Zweigen. Sie haben 4 Striche am Euter, werfen aber dennoch in der Regel nur ein Kalb.

Die meiſten ſind vom Menſchen unterjocht, und dienen ihm vorzüglich am Pflug und am Wagen, gehen jedoch ſehr langſam, und werden daher nur angewendet, wo große Laſten fort-, oder große Hinderniſſe, wie Erde, wegzuſchaffen ſind. Sie liefern ihm ferner faſt allein alle Milch und Käſe, alle Butter, den größten

Theil des Fleiſches und den Talg, die Häute zu Schuhſohlen, das Haar zum Ausſtopfen und die Hörner zu Kämmen.

Im wilden oder verwilderten Zuſtande ſind ſie übrigens ſo unbändig und gefährlich, daß man ſich ihnen nur mit der größten Vorſicht nähern darf; ſelbſt zahme Stiere fallen oft Menſchen an, beſonders wenn ſie rothe Kleider tragen, vielleicht weil ſie in dieſer Farbe einen Nebenbuhler zu erblicken glauben.

Sie ſtehen ſich in ihrem Bau alle ſo nah, daß man verſucht ſeyn möchte, ſie bloß als Arten von einer einzigen Gattung zu betrachten, beſonders da ſie mit einander fruchtbare Junge hervorbringen.

a. Mit breiten Hörnern mitten auf der Stirn.

1) Der Biſam-Ochſe (B. moschatus)

iſt 6 Schuh lang, Beine und Schwanz kurz, mit ſehr langen, bis auf den Boden hängenden, dunkelbraunen Haaren bedeckt, auch die Schnauze behaart; Stirn gewölbt, Hörner ſehr breit, dicht beyſammen, 2 Schuh lang, ein- und abwärts gebogen, an der Spitze nach außen; der Schwanz nur ein lang behaarter Stummel. Buffon, Suppl. VI. tab. 5. Pennant, Arct. Zool. II. 269. Fig. Schreber T. 302. A. B. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 32.

Sie leben in Heerden von 20—30 Stück in den Steppen an der Hudſonsbay in Nordamerica, vom 60.° Nordbreite bis zur Melville-Inſel, aber nicht auf Grönland, und, wie man ſagt, auch weſtlich dem Rockygebirge, aber nicht in Mexico. Ihr eigentlicher Wohnplatz iſt das Land der Esquimalen, welches felſig und waldlos iſt. In der Größe gleichen ſie dem kleinern Rindvieh, braun, mit längern und krauſen Haaren auf den Schultern, an Kehle und Bruſt; unter den langen Haaren iſt ſehr feine Wolle, woraus Strümpfe gemacht werden, ſo ſchön wie von Seide. Kopf groß und breit, Naſe ſtumpf und kurz behaart, ohne Lippenfurche. Die ſehr breiten Hörner berühren ſich an der Wurzel, werden aber bald rund, und biegen ſich nach unten, zwiſchen den Augen und Ohren, zum Mundwinkel, wo ſie ſich in einem Halbkreis nach oben wenden, bis zur Höhe

der Augen; unten ſchmutzig weiß und rauh, am Ende ſchwarz und glatt.

Sie leben des Sommers von Gras, des Winters von Flechten; das Fleiſch iſt gut, wenn ſie fett ſind, und dann wägen ſie ausgeweidet 3 Centner, noch einmal ſo viel als das Rennthier. Ungeachtet der kurzen Beine laufen ſie doch ſchnell, und klettern leicht auf Sandfelſen. Sie finden ſich in Rudeln von 20—30 beyſammen, rindern Ende Auguſts und kalben Ende May. Sehen oder riechen ſie die Jäger nicht, ſo drängen ſie ſich beym Feuern auf einen Haufen zuſammen, während ihre Cameraden um ſie fallen; ſonſt entfliehen ſie ſchnell. Die Stiere ſind ſehr zornig, und greifen, beſonders verwundet, die Jäger an. Die Esquimalen reizen ſie, wenden ſich aber ſchneller und ſtechen ſie in den Wanſt. Die Wolle gleicht der des americaniſchen Ochſen, iſt aber feiner, und wäre nützlicher, wenn man hinlänglich hätte. **Richardson, Fauna I. Nr. 81. Fig.** (Iſis 1832. 169.)

Nach Hearne finden ſie ſich ſchon ziemlich ſüdlich der Hudſonsbay, am häufigſten aber innerhalb des Polarkreiſes, wo man oft an einem Tage mehreren Heerden von 80—100 Stück begegnet. Der Stiere ſind im Verhältniß zu den Kühen ſehr wenige, ſelten mehr als 2 oder 3 ausgewachſene bey der größten Heerde; da man viele todt findet, ſo glaubt man, daß ſie ſich während der Zeit des Rinderns, im Auguſt, im Kampfe tödten. Sie laſſen weder Thiere noch Menſchen ſich der Heerde nähern. Sie halten ſich am liebſten in den ſteinigen und gebirgigen Theilen der Wüſten auf, entfernen ſich aber ſelten von den Wäldern. Ungeachtet ihrer Größe und ihrer Plumpheit klettern ſie doch auf die Felſen faſt eben ſo leicht, wie die Ziegen, und freſſen auch alles, was ihnen vorkommt, obſchon ſie das Gras vorziehen. Des Winters nehmen ſie mit Moos fürlieb, mit Sproſſen von Weiden und Fichten.

Ein ausgewachſener Biſamſtier hat ziemlich die Größe des engliſchen Rindviehs, aber kürzere und dickere Beine, und der Schwanz nicht länger als bey einem Bären, hängt auch beſtändig herunter und wird von den Haaren der Keulen bedeckt. Die Haare ſind an Seiten, Bauch und Keulen ſehr lang, am längſten

aber unter dem Halſe vom Kinn bis zum Bug, wo ſie wie eine Mähne herunter hängen, und dem Thier ein furchtbares Ausſehen geben. Aus dieſen Haaren, und nicht aus denen des Schwanzes, machen die Esquimalen ihre Musquito-Perrücken. Für den Winter gibt die Natur den Biſamſtieren einen Pelz von dicker feiner Wolle, die am Grunde der Haare hervorwächst und ſie gegen die ſtrenge Kälte ſchützt. Wie aber der Sommer herankommt, wälzt ſich das Thier auf der Erde und arbeitet die Wolle los, ſo daß zuletzt nichts als das lange Haar übrig bleibt. Der Sommer iſt aber hier ſo kurz, daß der neue Pelz ſchon wieder zum Vorſchein kommt, wann der alte abfällt.

Das Fleiſch hat keine Aehnlichkeit mit dem von unſerem Rindvieh, ſondern mehr mit dem des Elennthiers, und ſchmeckt ſo ſtark nach Biſam, daß es ſehr widerlich zu genießen iſt, ſelbſt das Meſſer, ſo daß man es wieder ſcheuern muß; die Kälber jedoch und die jungen Kühe laſſen ſich gut eſſen. Aus den Häuten macht man gutes Schuhleder. Reiſe 1797. S. 132.

Auf Parrys Reiſe nach dem Nordpol traf man ſie im Sommer auf den nord-georgiſchen Inſeln von Süden her, im May auf der Melvilte-Inſel an, ſie kommen über das Eis und kehren Ende Septembers wieder zurück; ſind übrigens nicht ſo zahlreich wie die Rennthiere. Man ſchoß 3 Stück, was aber keine geringe Arbeit war, da ſie ſehr wild ſind, und ungeachtet ihres holperigen Laufes doch leicht einen Menſchen einholen können. Von einem Stier bekam man 369, von einem andern 350 Pfund Fleiſch. Jeder war 10½ Fauſt hoch am Widerriſt, und wog im Ganzen 7 Centner, der Kopf mit der Haut 130 Pfund. Außerdem ſchoß man binnen einem Jahr 24 Rennthiere, 68 Haſen, 53 Gänſe, 59 Enten und 144 Schneehühner, zuſammen, mit den 3 Biſam-Ochſen, 37 Centner Fleiſch. Sie finden ſich auch im Weſten der Davisſtraße und im Norden der Baffinsbay, aber nicht in Grönland. Parry, Journal of a voyage etc. 1821. 257. Fig. Suppl. 1824. 189.

2) Der capiſche Büffel (B. caffer)

iſt eines der größten Rinder, mit ungeheuern breiten Hörnern dicht beyſammen, welche ſich nach außen und unten, und

dann nach oben biegen; Färbung dunkelbraun. Schreber Taf. 301.

Dieſe Büffel leben in Menge am Vorgebirg der guten Hoffnung, jetzt aber häufiger gegen die Cafferey. Kolbe traf ſie noch in der Nähe der Capſtadt. Sie ſind ſelbſt größer als die ungariſchen Ochſen, dunkelroth, ſehr ſchnell im Laufen und von einer ſehr harten Haut, durch welche nur eine große Büchſenkugel geht. Die Hörner ſind über Hand breit, krümmen ſich hinter die Ohren und laufen gegen den Rücken zuſammen, doch ſo, daß ſie mit den faſt an einander ſtoßenden Spitzen einen Mond im erſten Viertel vorſtellen. Zwiſchen den Hörnern ſtehen auf der Stirn krauſe Haare.

Sie ſind ſehr gefährliche Thiere. Macht man ſie böſe durch rothe Farbe, Schießen oder heftiges Verfolgen, ſo iſt man ſeines Lebens nicht ſicher: ſie fangen an heftig zu brüllen, zu ſtampfen, entſetzlich zu ſcharren, überdieß ſehr ſchnell zu laufen, nichts zu fürchten und nichts zu verſchonen, wenn ihnen auch noch ſo viel gewaffnete Menſchen entgegen ſtänden. Sie ſpringen durch Feuer und Waſſer, und alles, was ihnen in der Wuth vorkommt. Einer verfolgte einmal einen jungen Mann in einem rothen Camiſol ins Meer und ſchwamm ihm nach; dieſer aber konnte gut ſchwimmen und tauchen. Der Stier verlor ihn daher aus dem Geſicht, ſchwamm aber quer durch den Haven fort 1½ Stunden weit, wo er von einem Schiff durch einen Canonenſchuß getödtet wurde. Die Matroſen aßen das Fleiſch, obſchon es grob und ſchwer verdaulich iſt. Vorgebirg 1719. Fol. 143.

Sparrmann begegnete ihnen nicht ſelten an der ganzen Südoſtküſte der Capcolonie, und hat mehrere geſchoſſen. Einer ſank nach dem Schuß in die Knie, richtete ſich aber bald wieder auf und lief noch 800 Schritt in ein Gehölz, wo er fürchterlich zu brüllen anfieng. Die Länge betrug 8 Schuh, die Höhe 5½, die Vorderbeine 2½, die Dicke des Bauchs 3, die Klauen 5 Zoll, der Kopf bis zu den Hörnern 22. Dieſe ſind ziemlich gerad nach außen und innen gerichtet, die Spitze nach oben und hinten, und beide Spitzen über 5 Schuh von einander. Ihre Wurzeln ſind niedergedrückt, 13 Zoll breit, nur 3 dick und ſehr

runzelig; ſie ſtehen nur 1 Zoll von einander, und die Haut dazwiſchen iſt haarlos. Sie bedecken faſt den ganzen Hinterkopf, werden aber ſodann rundlich. Ohren 1 Schuh lang, etwas hängend und ausgeſchnitten, wahrſcheinlich Riſſe von Dornſträuchern.

Die Haare ſind ſchwarzbraun, 1 Zoll lang, ſtraff und bey allen ſehr dünn; vorn an den Knöcheln länger und in Wirbeln; die Augen tief, nah an den breiten Hörnern, wodurch das Thier ein tückiſches und grimmiges Ausſehen bekommt. Auch verſteckt er ſich wirklich hinter Bäume und lauert, bis man ganz nahe kommt, worauf er plötzlich hervorſchießt und angreift. Er iſt auch nicht zufrieden, das Thier oder den Menſchen getödtet zu haben, ſondern er zerdrückt ihn mit den Klauen und zerreißt ihn mit den Hörnern, geht eine Strecke fort und kehrt wieder, um daſſelbe zu wiederholen. Auf der Jagd verfolgt er oft den Jäger, welcher ſich nur retten kann, wenn er ein gutes Pferd hat und in der Nähe einer Anhöhe iſt, auf welche das plumpe Thier nicht ſo ſchnell kommt. Er wälzt ſich gern in Schlamm, und ſieht daher von ferne wie geſtreift aus. Wegen ſeiner ſtarken und breiten Hörner kann er durch das dichteſte Gebüſch dringen. Das Fleiſch iſt zwar grob und nicht fett, wird aber doch gern von den Hottentotten gegeſſen. Die Haut wird ſehr geſchätzt zu Riemen und Sohlen. Die Riemen ſind ſo ſtark, daß die damit angebundenen Ochſen und Pferde nicht im Stande wären, ſich loßzureißen, wenn Wölfe oder Löwen nahe kommen. Kaum hatten ſie die Reſte des Büffels verlaſſen, ſo waren ſie mit Raubvögeln bedeckt, obſchon man vorher keine ringsum geſehen hatte.

Bald nachher ſahen ſie wieder eine Heerde von 70 bis 80 Stück, welche beym Angriff einen Kreis um die Kälber ſchloßen, ſo daß man keines treffen konnte. Alte wollte man nicht ſchießen, weil man noch Fleiſch genug hatte. In derſelben Gegend gibt es Zebra und Elenngemſen. Man hat hin und wieder Verſuche gemacht, ſie zu zähmen und mit andern Ochſen ins Joch zu ſpannen, was aber wegen ihrer Stärke und Unbändigkeit nicht gelang. Ein ganz junges Kalb war in 14 Tagen ſchon ſo ſtark, daß der Knecht kaum im Stande war, es zu re-

gieren; es war hellbraun, und wurde ſo zahm wie andere Kälber. Reiſe 1784. S. 379. 435. T. 2. Le Vaillant von Forſter II. 330.

b. Mit runden Hörnern am Stirnrand.

1. Haare kurz.

3) Der Büffel (B. bubalus)

iſt größer als unſer Ochſe, hat einen dickeren und kürzeren Kopf und eine gewölbte Stirn; die Hörner etwas zuſammengedrückt, ſehr lang, mondförmig und etwas nach hinten gebogen, dazwiſchen ein Schopf, Wamme ſehr klein; Behaarung dünn, meiſt bräunlich ſchwarz. Geßner 139. Fig. Bubalus. Buffon IX. 284. Taf. 25—28. Schreber T. 300. A. B. Fr. Cuvier, Mamm. livr. XIII. 1820. Buffle d'Italie. Brandt und Ratzeburgs medic. Zool. 76. Der Arni in Blumenbachs Abbild. T. 63. Shaw T. 205.

Er findet ſich wild in ganz Oſtindien, und zwar in großer Menge. Aus Indien, wo ſie das einzige Zugvieh ſind, kamen ſie im ſechsten Jahrhundert nach Griechenland und Italien (Warnefrid, Gesta Longobardorum IV. cap. 11.), wo ſie nun das gewöhnliche Hausvieh ſind, und die Stelle des gemeinen Ochſen vertreten. Sie ſehen, wegen des ſtruppigen Kopfes, ihres tückiſchen Blickes und des geſenkten Halſes, fürchterlich aus, erregen Schrecken durch ihr lautes Gebrüll, und ſind wirklich gefährlich, beſonders wenn man rothe Kleider anhat. Sie gehen gern ins Waſſer, ſchwimmen ſehr gut, wälzen ſich viel im Schlamm, ſelbſt wenn ſie beladen ſind, gedeihen daher nur in ſumpfigen Niedrigungen der wärmeren Länder, und laſſen ſich nicht in kältern, ſelbſt nicht in Deutſchland und Frankreich erhalten. Man braucht ſie zum Tragen, vor dem Pflug und dem Wagen, in vielen Ländern auch zum Reiten, weil ſie viel ſtärker ſind als die gemeinen Ochſen. Man leitet ſie mittelſt eines Ringes durch die Naſe. Er wird über 8 Schuh lang und 10 Centner ſchwer, wovon die Haut allein 1 Centner wiegt. Die Hörner ſind ungewöhnlich lang, oft über 3 Schuh; die Beine ſind kurz und dick, ebenſo der Schwanz, und dünn behaart, die Haare ſind länger als bey dem gemeinen, 3 ½ Zoll lang. Sie ſollen gegen

12 Monate tragen, nehmen mit dem ſchlechteſten Futter fürlieb, mit Stroh von Hirſe, Welſchkorn, Bohnen und Erbſen, mit Grumet und Salz. Butter und Käſe ſind geſchätzt, das Fleiſch aber grob, die dicke Haut gut zu Sohlen, Degengurten, Patrontaſchen, Reitjacken, Weinſchläuchen, ehemals zu Harniſchen. Aus den großen Hörnern verfertigt man eine Menge Sachen. Ariſtoteles hat ihn ſchon gekannt (II. Cap. 1.) und Plinius (VIII. Cap. 45. Bos indicus).

b) In Oſtindien gibt es eine größere, wilde Abart, welche Arni heißt. Man hat ſie 8, ja 14 Schuh hoch gemacht, allein ſie ſind nicht viel größer als der gemeine Büffel, haben jedoch 4—5 Schuh lange Hörner, ſind ungemein ſtark, kühn und wild, werden dennoch gezähmt und als gewöhnliches Hausvieh gehalten. Colebrooke, Asiatic Res. VIII. 1808. 526. Wahrſcheinlich iſt es der elephantenartige oder der fleiſchfreſſende Ochſe der Alten. Ayatharchides cap. 39, Philostorgius hist. ecl. III. cap. 11. Blumenbachs Abbild. Taf. 63. Kerr, Animal Kingdom tab. 295. Cuvier, Oss. foss. IV. 1823. 126. tab. 9. fig. 13.

4) Der gemeine Ochſe (Bos taurus)

iſt von ſehr verſchiedener Größe, unterſcheidet ſich aber durch eine platte, ziemlich lange Stirn und runde, weit von einander entfernte und auswärts gekrümmte Hörner von mäßiger Länge; eine ſehr ſchlaffe Wamme, aber keine mähnenartige Behaarung; Färbung meiſtens braun und auf der Stirn eine Bläſſe oder ein weißer Haarwirbel. Geßner 1551. S. 24. Fig. Buffon IV. 437. T. 14. Schreber T. 297.

Dieſe Gattung iſt, mit Ausnahme des Polkreiſes, wo die Rennthiere anfangen, durch die ganze Welt verbreitet, kam aber aus Europa nach America; iſt überall gezähmt und manchfaltig ausgeartet, doch nicht ſo ſehr wie die Schafe und Hunde. In den aſiatiſchen Wäldern ſcheinen ſie ſich aber noch wild zu finden. Man iſt weder über ihre urſprüngliche Heimath, noch über ihre Abſtammung im Reinen. Früher hat man den Urochſen für den Stammvater gehalten, was jedoch nicht wahrſcheinlich iſt. Man findet dagegen unter der Erde Knochen von einem Ochſen,

der zwar größer als der gemeine, aber ſonſt demſelben ſehr ähnlich iſt. In dieſem Falle wären ſeine Stamm-Eltern in Europa ausgeſtorben. So weit die Geſchichte reicht, ſind ſie Hausthiere, welche eben ſo häufig in der Bibel als bey den Profanſchriftſtellern vorkommen.

Die gemeinſte Farbe iſt rothbraun, dann folgt ſchwarz und endlich braun oder ſchwarz mit weiß geſchäckt. Die großen ungariſchen Ochſen ſind fahlgrau oder ſchimmelfarben. Die Farbe iſt übrigens gleichgültig für die Güte des Rindviehs; jedoch wird das hellgefärbte mehr von Bremſen geplagt. Bey geſundem Vieh müſſen die Haare dicht, glatt und glänzend ſeyn.

Von der Schönheit und Hurtigkeit der Pferde iſt ihnen nichts zu Theil geworden. Sie ſind ziemlich plump, eckig, ſchwerfällig und langſam, aber geduldig und ausharrend bey der ſchwerſten Arbeit. Ihre Länge iſt gewöhnlich 7 Schuh, die Höhe 3¼; der Schwanz hängt faſt auf den Boden.

Ihr Geſchrey nennt man Plärren, und ſie laſſen es ſehr oft hören; die Kälber blöken. Ihre Hauptnahrung beſteht in Gras und Klee, von welchem letzteren ſie aber nicht zu viel freſſen dürfen, weil ſie ſonſt aufgebläht werden und man gezwungen iſt, mit einem Troicar durch die Haut der Weichen in einen Darm zu ſtechen, damit die Luft herausgeht. Des Winters füttert man ſie mit Heu, Kohl, Rüben u. dergl. Eine Kuh frißt des Tags gegen 20 Pfund Heu, des Sommers aber 80 bis 90 Pfund Gras oder Klee. Wenn ſie ſtark arbeiten, gibt man ihnen auch etwas Haber. Dem Maſtvieh gibt man abwechſelnd Gerſtenſchrot, Wicken oder Trebern, nebſt Salz und Salpeter. Dabey können ſie in 6—8 Wochen fett werden. Ihr Schlaf iſt kurz und leiſe; ſie liegen dabey gewöhnlich auf der linken Seite.

Die Zeit des Rinderns fällt in das Frühjahr, April und May; nach 9 Monaten werfen ſie 1, ſelten 2 Kälber, im Hornung oder März.

Die Kälber kommen ſehend auf die Welt, und können ſogleich ſtehen und gehen. Sie bringen 4 Milchzähne mit und bekommen in 14 Tagen die 2 andern, nach 3 Monaten auch

die Eckzähne, welche, wie früher bemerkt, auch für Schneidzähne gehalten wurden. Nach einem Jahr fallen die 2 mittleren aus und werden nach 14 Tagen durch 2 andere erſetzt; nach 16 Monaten ſchieben die 2 folgenden; im dritten die 4 übrigen. Die zweyten oder bleibenden Zähne ſind breiter und ſtehen dicht beyſammen. Die Hörner kommen ſehr früh, aber erſt im fünften Jahr erhalten ſie unten einen Ring, und ſo jedes Jahr einen neuen, woraus man ungefähr das Alter ſchätzen kann. Nach 18 Monaten muß man ſie von der Heerde trennen, weil ſie erſt nach dem dritten Jahr reif werden. Im zweyten Jahr werden ſie verſchnitten. Sie leben 25—30 Jahr, bringen aber nur bis zum 12 Jahr wirklichen Nutzen. Im Alter werden die Zähne ſtumpf, gelblich, manchmal goldgelb; das Zahnfleiſch löst ſich ab, daß man die braune Wurzel ſehen kann. Wenn eine Kuh das ſechste Kalb gehabt hat, ſo iſt es rathſam ſie zu ſchlachten.

Ein Stier reicht für eine Heerde von 50 Kühen hin; muß jedoch gut gehalten und mit Wicken, Gerſte und Haber gefüttert werden. Um die Kühe zu beliebiger Zeit zum Rindern anzutreiben, gibt man ihnen einige Gründlinge (Cobitis barbatula) oder 14 Tage lang geſtoßene Hanfkörner, Oelkuchen, Kümmel oder geröſteten Haber mit Salz. Um ihnen das Rindern zu vertreiben, wenn man ſie etwa mäſten will, gibt man ihnen fein gepulvertes Glas zwiſchen Brodſchnitten. Zur Nachzucht nimmt man nicht das erſte, ſondern das zweyte bis fünfte Kalb.

Der Nutzen, welchen uns das Rindvieh durch Milch, Fleiſch, Talg, Hörner, Laab, Knochen, Leder und Haare gewährt, iſt bekannt, nicht minder an Pflug und Wagen. An Wichtigkeit für das menſchliche Leben kommt ihm kein Thier gleich, ſelbſt nicht das Pferd, welches ſie in vielen Ländern ſogar ganz entbehrlich machen, beſonders im Gebirge.

Es gibt viele Rindvieharten, worunter das Schweizervieh am größten und ergiebigſten iſt. Bechſtein I. 304.

Ein gemäſteter Ochſe wiegt gewöhnlich 5—6 Centner; es gibt jedoch auch von 20 und mehren Centnern, welches jedoch Wunderthiere ſind.

Schriftſteller über die Rindviehzucht:

Steinmüller, das Rindvieh der Schweiz, in der Alpina I. 1806. 112.

Sturm, Racenzeichen der Hausthiere. 1812.

Witte, Rindviehracen. 1818. Fig.

Schmalz, Thierveredelungskunde. 1832.

Wagenfeld, Vieharzneybuch. 1833.

Abbildungen der verſchiedenen Mägen findet man von Daubenton bey Buffon IV. 437. T. 14—23. Ferner in Neergaards Verdauungswerkzeugen. 1806. 8. Brandt und Ratzeburgs medic. Zool. 63. T. 10; das Skelet in D'Altons Skeleten T. 7.

b) In Oſtindien gibt es einen ähnlichen Ochſen von derſelben Größe, mit Namen Gayal oder Gyall (B. frontalis),

der braun iſt, mit einer grauen Binde auf der Stirn und dem Rückgrath; Enden der Füße und Schwanzſpitze weiß; die Hörner dick, kurz und von vorn nach hinten etwas zuſammengedrückt. Knor, Ceylon 21. Turner, Tibet 160. Pennant, Quadr. I. 27. Gauvera. Fr. Cuvier, Mamm.

Er lebt wild auf den waldigen Hügeln im Norkoſten von Bengalen gegen Arracan, und frißt lieber Baumſproſſen als Gras. Er mißt bis zur Schwanzſpitze 9 Schuh, Widerriſt 4, Kopf 1 Schuh 9 Zoll, Umfang 5½ Schuh. Er iſt ſehr muthig und wehrt ſich gegen die Raubthiere, greift aber den Menſchen nicht an, und iſt überhaupt nicht gefährlich; läßt ſich leichter bändigen als der Büffel, iſt brauchbar zum Feldbau und liefert viel Milch. Die Kuh bringt mit dem gemeinen Stier Baſtarde hervor. Lambert, Linn. Trans. VII. 1804. 57. tab. 4.

Unterſcheidet ſich von dem europäiſchen Ochſen beſonders durch den kurzen Schwanz, der nur bis ans Ende des Schienbeins reicht; ſein Haar iſt kurz und weich, bildet nirgends eine Mähne; die Hörner entſpringen weit von einander, ſind viel kürzer als der Kopf, und der Durchſchnitt bildet ein queres Oval. Kein Buckel auf den Schultern; ſein Geplärr hat Aehnlichkeit mit dem des Büffels. Obſchon er wild vorkommt, ſo haben doch die Einwohner ganze Heerden davon, und zwar ſeit

undenklichen Zeiten und ohne alle Ausartung. Er lebt 15—20 Jahr, iſt in 3 Jahren reif und wirft nach 11 Monaten ein Kalb. Die Kuh gibt nicht viel, aber ſehr fette Milch. Man hält ſie jedoch bloß um des Fleiſches willen, welches ſo hoch geſchätzt iſt, daß man kein Feſt begeht, ohne einen Gyall zu ſchlachten. Man braucht ſie deßhalb faſt nicht zum Ackerbau, ſondern läßt ſie den ganzen Tag auf der Waide, von der ſie des Abends ſelbſt heimkehren und ſodann Salz bekommen. Wenn der Stamm Cucis, welcher die Hügel von Chitagong bewohnt, weiter wandert; ſo muß er ſeine Hütten verbrennen, weil ſonſt die Heerden wieder dahin zurückkehren. Man gibt ihnen kein Korn zu freſſen. Die Europäer füttern ſie jedoch mit Calaibohnen (Phaseolus max), und die wilden kommen oft des Nachts in die Reißfelder. Die Hindu dieſer Provinz halten ſie, wie die gemeine Kuh, für heilig, und tödten ſie nicht; die in andern Gegenden aber jagen ſie wie die wilden Büffel. Während der heißen Tageshitze legen ſie ſich in den dickſten Wald, aber auf trockenen Boden; ſie wälzen ſich nicht in Schlamm, wie der Büffel, ſtehen aber gern im Waſſer bis an den Kopf. Die Kuh gibt 5—8 Pfund ſehr dicke Milch, woraus man vortreffliche Butter macht. Eine Kuh warf vom gemeinen Zebuſtier ein Kuhkalb, ähnlich der Mutter, und dieſes brachte auf dieſelbe Art wieder ein Kalb hervor.

Sie finden ſich auch wild in den Gebirgen von Bootan, und werden in Silhet zahm gehalten, bloß wegen des Fleiſches, nicht wegen Milch und Arbeit. Die Kuh iſt im fünften Jahr reif und gibt 4—5 Pfund Milch. Es gibt auch weiße und ſchwarze, aber keine geſchäckte; waiden und laufen herum wie anderes Vieh, freſſen Reiß, Senf, Erbſen, Häckſel und jedes angebaute Futter. Man macht damit den Fürſten Geſchenke und opfert ſie den Götzen. Im Sanſcrit heißen ſie Gavaya; Go bedeutet Kuh; im Perſiſchen heißen ſie Gaugangali, Waldkuh. Die Länge iſt 5 Schuh 9 Zoll, der Kopf 1½ Schuh, Hals 3 Schuh 3 Zoll, Rumpf 4 Schuh 3 Zoll, Widerriſt 4 Schuh 9 Zoll, Kreuz 4 Schuh 4 Zoll, Umfang 6½, Hörner 1 Schuh 2 Zoll, unten aus einander 10 Zoll, Ohren 10 Zoll. Colebrooke

Asiatic. Ref. VIII. 1808. 8. 511. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 42. 1824. B. sylhetanus, Jungly-gau, mas et fem.

c) Der Zebu (Bos taurus indicus).

Man rechnet gewöhnlich 6 verſchiedene Rinder: den Büffel, der im Mittelalter aus dem Orient nach Aegypten, Griechenland und Italien kam, wo er jetzt ſehr gemein iſt; den Büffel vom Cap, deſſen ungeheure Hörner ſich auf der Stirn faſt berühren; den Yack oder grunzenden Ochſen mit dem Roßſchwanz, aus Thibet und der Tatarey; den Biſambüffel aus der Hudſonsbay, mit Hörnern wie der capiſche, er iſt aber viel kleiner; den Arni oder wilden Büffel aus Indien, und endlich den zahmen Ochſen. Alle andern, ſowohl wilde als zahme, mit und ohne Buckel, hält man, ſeit Buffon, für Abkömmlinge des Urochſen. Man hat den ſogenannten Biſon im nördlichen Europa für eine eigene Gattung gehalten; allein er iſt nichts als ein alter Urochſe, der einen kleinen Buckel zu bekommen pflegt; und ſpäter hat man dieſen Namen mit Unrecht dem americaniſchen Ochſen gegeben. Unſer zahmer Ochs hat mehr Aehnlichkeit mit dem Zebu als mit dem Urochſen; bey beiden iſt die Stirn platt, beym letztern gewölbt, wie beym Büffel. Der Urochs hat 14 Rückenpaare, die meiſten andern Rinder nur 13. Verſteinerte Schädel vom Urochſen und vom gemeinen gleichen völlig den heutigen Gattungen. Wenn man bedenkt, daß unſer Rind ſchon in Schweden und Schottland ausartet, kleiner wird und ſogar die Hörner verliert; ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß es aus Indien gekommen iſt und vielleicht vom Zebu abſtammt, als daß es urſprünglich in Europa zu Hauſe geweſen. Der Zebu hat vielleicht den Yack zu ſeinen Eltern; beide grunzen und plärren nicht.

Dem mag ſeyn wie ihm wolle, ſo iſt der Zebu das gemeine Rindvieh in ganz Indien, Perſien, Arabien, Madagascar und in Africa, vom Atlas bis ans Cap, und ändert noch mehr ab als das unſerige; manche haben einen Fetthöcker 50 Pfund ſchwer, manche haben 2; die meiſten ſind grau oder weiß; es gibt aber auch rothe und gefleckte, große und kleine, mit und ohne Hörner, und einige ohne Hornzapfen, ſo daß ſie wackeln, was ſchon

Aelian von den erythräiſchen Ochſen ſagt. Sie laufen ſo ſchnell wie die Pferde, und werden daher an Reiſewägen geſpannt, die kleinern, welche nicht größer als eine Ziege ſind, an Kinderwägelchen. Man beſchlägt und ſchirrt ſie an wie die Pferde, und leitet ſie mit einem Seil durch die Naſe.

Die Braminen halten ſie für heilig; ihr Fleiſch iſt nicht ſo gut, wie das der unſerigen, mit denen ſie ſich übrigens fortpflanzen, und zwar ſo, daß ſich der Buckel allmählich verliert; mit dem Yack geht es nicht.

Zu Paris waren vier Stück, groß und klein, mit und ohne Hörner, Färbung bläulichgrau. Stiere und Kühe grunzen; übrigens waren ſie ſehr zahm, und verhielten ſich in allem wie unſer Vieh. Cuvier, Ménagerie. 1803. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 15. 1820.

Der kleine Zebu, ohne Hörner, ſtammt ebenfalls aus Aſien, iſt aber jetzt ziemlich gemein in Schottland und, wie man ſagt, auch bey Hamburg. Es ſcheint die Art zu ſeyn, welche man, nach Tacitus, allein in Pannonien und dem Noricum hatte. Sie liefern ebenſoviel Milch wie die unſerigen, und können niemanden verletzen; ſind nicht größer als ein Schwein, nur 4 Schuh lang, 2½ hoch, Kopf 11 Zoll, Schwanz 2 Schuh mit einem ſchwarzen Haarbuſch, ſonſt alles grau; der Buckel zwiſchen den Schultern nur 3 Zoll hoch, beſteht bloß aus Fett. Statt aller Hörner nur eine ſchwarze Platte, welche von Zeit zu Zeit abfällt.

Ein Stück kam 1788 nach Paris, wo es am Anfang dieſes Jahrhunderts noch lebte. Baſtarde mit unſerm Rindvieh bekommen auch keine Hörner. Cuvier, Ménag. 1803.

2. Haare lang.

5) Der americaniſche Büffel (B. americanus, bison), Buffalo, Humboldt Ans. d. Nat. I, 70

iſt eines der größten und unbändigſten Rinder, mit mähnenartigen, krauſen Haaren um den Kopf, den Hals und die Schultern, wie bey dem Urochſen, auch die Stirn gewölbt, aber Füße und Schwanz kürzer, die Hörner kurz, auf den Schultern ein Buckel; Färbung dunkelbraun. Buffon, Suppl. III. 64. tab. 5.

Schreber T. 296. Fréd. Cuvier, Mamm. livr. 12. 1819. mas. livr. 32. 1821. femina. Bennett Zool. Gardens I. 113. Fig.

Findet ſich in den wärmern Theilen von Nordamerica, ehemals im Weſten von Pennſylvanien, jetzt aber nur noch in Louiſiana, nördlich dem Ohio und weſtlich dem Miſſiſſippi, am Arkanſa, Platte, Miſſuri, oben am Saskatchewan- und Peacefluß; ferner in Mexico. Sonſt war der große Sclavenſee unter 60° Nordbreite ihre nördliche Gränze. Seit kurzem ſind ſie aber nördlicher gewandert bis 64°, an die Nordſeite dieſes Sees bis an den großen Martenſee unter 64°, wo ſie noch Salzlecken finden. Ihre öſtliche Gränze, im Lande der Hudſonsbay-Compagnie, iſt eine Linie von Red River unter 97° weſtlicher Länge über den Saskatchewan gegen Weſten der Basquiauhügel und von da zum Athapescow und zum Oſtende des großen Sclavenſees. Früher waren ſie unbekannt weſtlich dem Rockygebirge, und jetzt noch an den Küſten des ſtillen Meeres, nördlich dem Columbiafluß; kürzlich haben ſie aber einen Uebergang gefunden an den Quellen des Saskatchewan, und ſollen ſich nun weſtlich immer mehr ausbreiten. Südlicher ſind ſie häufig an beiden Seiten des Rockygebirges, in Neu-Mexico und Californien. Die erſte Nachricht davon gibt Fernandez (Taurus mexicanus), dann folgte Hennepin (Nouv. decouv. I. 1699. 186.), welcher von 1669 bis 1689 in Louiſiana reiste.

Sie wandern beſtändig in Heerden zu vielen Tauſenden, daß oft ganze Ebenen, ſo weit das Auge reicht, ſchwarz davon ausſehen, theils verjagt, theils nach Nahrung ſuchend, beſonders dem jungen Gras, welches nach den Wieſenbränden aufſchießt; im Winter ſcharren ſie den Schnee weg. Stiere und Kühe leben in beſondern Heerden: doch trifft man immer ein und den andern alten Stier in einer Kuhheerde. Des Winters kämpfen die Stiere wüthend gegen einander, und ſind dann gefährlich; ſonſt ſind ſie ſcheu und ergreifen leicht die Flucht, wenn ſie einen Feind wittern. Verwundet verfolgen ſie jedoch den Jäger, und holen ihn leicht ein; nach den Hunden ſchlagen ſie mit den Vorderfüßen. Wenn ſie laufen, ſo lehnen

ſie ſich eine zeitlang auf die eine Seite und dann auf die andere. Gewöhnlich ſchießt man ſie zu Pferd, wobey aber viel Geſchicklichkeit erforderlich iſt; viele fängt man aber auch durch Umſtellung. In den Heerden folgen ſie ihrem Führer blindlings, unbekümmert um den Jäger; ſie treten ihn ſelbſt nieder, wenn er ihnen in den Weg kommt. Ihr Fleiſch iſt gut, und die Zunge ein Leckerbiſſen; der Fleiſchklumpen zwiſchen den Schultern wird ſehr geſchätzt. Die Felle geben vortreffliche Decken, und werden mit 3—4 Pfund Sterling in Canada bezahlt. Aus dem Fleiſch macht man viel Pemmikan, welches ein gutes Gericht iſt. Man ſchneidet das Fleiſch in Stücke, trocknet ſie im Rauch, reibt ſie zwiſchen Steinen, und thut ſodann geſchmolzenes Fett hinzu. Getrocknet läßt es ſich 3—4 Jahr halten, und iſt daher die beſte Nahrung für Reiſende in dieſen Ländern. Sie heißen daſelbſt Boeuf, bey den Pelzhändlern Wig.

Am auffallendſten iſt der ungeheure Kopf, der niedrig getragen wird, mit den kleinen Augen, den kurzen ſchwarzen Hörnern, dem Buckel auf dem Widerriſt und den vielen zottigen Haaren an den Vordertheilen, was dem Thiere ein wildes und boshaftes Ausſehen gibt. Die Hörner ſind faſt aufrecht und nur etwas nach außen gebogen. Die Färbung im Frühjahr gelblichbraun, am Ende des Sommers glänzend braun; Schwanz kurzhaarig mit einem langen, ſchwarzbraunen Büſchel. Länge 8½ Schuh, Schwanz 20 Zoll, Widerriſt 6 Schuh, und das gewöhnliche Gewicht beträgt 12—14 Centner, es ſoll aber von 20 geben. Richardson, Fauna bov. am. I. Nro. 82. (Iſis 1832. 170.)

Bey dem Zug von Pittsburg zu den Rockygebirgen 1819 ſahen Long, Say und James die Ebenen am Miſſuri und Platte mit großen Heerden von dieſen ſogenannten Biſonen dermaaßen bedeckt, daß ſie ganz ſchwarz ausſahen, ſo weit das Geſicht reichte. Am Fell herrſcht die dunkelbraune Farbe vor; die langen Haare aber an Hals und Schultern fallen ins Gelbliche; dahinter ſind alle Haare kurz und ſo fein, daß ſie ſich wie Sammet anfühlen laſſen. Der kurze Schwanz mit ſeinem Haarbüſchel wird als Fliegenwedel gebraucht. Die langen

krauſen Haare bilden zwiſchen den Hörnern einen Schopf ſo hoch als die Hörner, und unter dem Kiefer einen Bart. Die ſchwarzen, kurzen Hörner ſind unten ſehr ſtark, auswärts gebogen und am Ende ſchnell verdünnt. Man hat einen einzigen graulichweißen geſehen, und ein Kalb mit einer Bläſſe, weißen Vorderfüßen und Seitenflecken. Ein Indianer bewahrte einen Kopf auf mit einem weißen Stern, den er nicht verkaufen wollte, weil die Heerden jährlich in ſeine Gegend kämen, um ihren Cameraden mit dem weißen Geſichte zu ſuchen. Die Kuh hält ſich zum Stier wie die zahme; ſie iſt kleiner, hat vorn viel weniger lange Haare und nur einen kleinen Bart; auch ſind die Hörner ſchwächer, und nicht ſo in den Haaren verſteckt. Die Häute, welche in Handel kommen, ſind meiſtens von Kühen, weil die von den Stieren, wegen ihrer Größe und Schwere, kaum zu bereiten ſind.

Es iſt ausgemacht, daß dieſe Ochſen noch vor weniger als Hundert Jahren bis an das atlantiſche Meer verbreitet waren, ſelbſt in Virginien und Kentucky, und doch hat niemand daran gedacht ſie zu zähmen und zum Ackerbau abzurichten. Gegenwärtig ſind ſie bis über die Seen hinaus vertilgt, bis zu den Illinern und am ſüdlichen Theile des Miſſiſſippi; ihr Aufenthalt iſt jetzt zwiſchen der Hudſonsbay und dem nördlichen Meere. Die Kühe ſind fett vom July bis Weihnachten, rindern vom Ende July bis Ende Auguſt, trennen ſich dann von den Stieren in beſondere Heerden und kalben im April. Die Kälber bleiben wenigſtens ein Jahr bey den Kühen.

Im July zogen ganze Heerden ſüdwärts nach den fruchtbareren Gegenden von Arkanſa und Red-River. Was ſie beſtimmen kann, wieder zurückzukehren in die Wüſten am Platte, iſt ſchwer zu errathen. Großen Heerden folgen kleine Rudel von magern, hungerigen Wölfen und Flüge von Aasvögeln. Man findet hier eine Menge Gruben, 5—8 Schuh lang und ½—1½ tief, welche die Stiere beym Liegen ſcharren und in denen ſie ſich wälzen. Sie ſind ſo häufig, daß der Reiſende ſich immer hindurch winden muß. Es kamen einmal Stiere ſo nahe an das Lager, daß die Pferde vor Angſt ſich losriſſen. Man ſchickte einen Mann

gegen ſie aus, vor dem ſie eben ſo die Flucht ergriffen, wie die Pferde vor ihnen. Sie fürchten ſich mehr vor weißen Menſchen, als vor den Eingeborenen. Man ſchreibt es dem verſchiedenen Geruch zu: allein es kommt wahrſcheinlich von der ſtärkeren Verfolgung durch die Weißen her. Den Weißen und Negern iſt übrigens der Geruch der Eingeborenen unangenehm, und ſo umgekehrt.

Außer den großen Ochſenheerden iſt die wilde Gegend noch bevölkert mit einer Menge von Hirſchen, ſogenannten Antilopen (A. furcifer), Haſen, Wieſen-Wölfen, Dachſen, Wieſen-Hunden (Murmelthiere), Adlern, Geyern, Raben und Eulen. Man unterhielt ſich oft in dieſen Einöden mit dem Betrachten der plumpen Geſtalt und der ungeſchickten Bewegungen dieſer Ochſen, mit der Schönheit und Flüchtigkeit der Antilopen und mit der geſelligen Behaglichkeit und Artigkeit der Wieſen-Hunde. Es ſcheinen mehr Thiere vorhanden zu ſeyn, als der unfruchtbare Boden ernähren kann. Das Fleiſch ſchmeckt eben ſo gut, wie vom zahmen Ochſen, und wenn die Reiſenden ſolches haben können, ſo legen ſie das vom Elenn und Hirſch weg. Das Fett iſt entſchieden ſchmackhafter, als das des zahmen Rindes. **E. James expedition from Pittsburgh etc. 1823. II. cap. 6.** (Iſis **1824. 267.**)

Lewis und Clarke haben Heerden geſehen, welche ſie auf **20,000** Stück rechneten. Eine ſolche ſchwamm über den eine engliſche Meile breiten Miſſuri, und reichte von einem Ufer bis zum andern, obſchon ſie ſo dicht an einander waren, als möglich. Sie ſchwimmen ganz vortrefflich, und wälzen ſich gern im Schlamm.

Hearne fand ſie in großer Menge am Athapuskow-See, wo ſehr ſchöne Waiden ſind. Sie halten ſich am liebſten in weiten und offenen Ebenen auf, wo langes, grobes Riedgras wächst; verfolgt fliehen ſie in die Wälder, und dieß mit einer ſolchen Stärke und Schnelligkeit, daß ſie armsdicke Bäume umreißen und ihnen kein Indianer in Schneeſchuhen folgen kann. Die Stiere ſind ſo ſchwer, daß 8 Indianer beym Abziehen der Haut ſie nicht umwenden können, ſondern vorher die Keule und

das Schulterblatt ablöſen, ſo wie die Eingeweide herausnehmen müſſen; den abgeſchnittenen Kopf kann man nicht vom Boden aufheben; die Kühe ſind aber viel kleiner. Die Haut iſt am Halſe über 1 Zoll dick, und wird zu Zelten und Schuhen gebraucht, obſchon ſie ſehr ſchwammig iſt. Die Indianer ſchaben ſie aber ab, und machen ſich daraus eine leichte und warme Kleidung. Das Fleiſch iſt gut und ohne Nebengeſchmack, beſonders von jungen Kühen und unreifen Kälbern, welche für große Leckerbiſſen gehalten werden; ebenſo das Fleiſch auf dem Widerriſt, welches um die langen Stachelfortſätze einen Buckel bildet; auch die Zunge iſt ſehr fett und ſchmackhaft, und wird daher in Menge als Geſchenk nach den Factoreyen der Pelzcompagnie gebracht. Reiſe 1797. 220.

6) Der Urochs (B. urus, bonasus, bison)

iſt einer der größten Ochſen, mit mähnenartigen, krauſen Haaren an Kopf und Hals, einer gewölbten, ſehr breiten Stirn und mäßigen, weit von einander ſtehenden, mondförmig nach innen und oben gebogenen Hörnern; keine Wamme, aber an Kinn, Hals und Bug lange herabhängende Haare; Färbung dunkelbraun, Bart und Schwanzquaſte braunſchwarz.

Dieſes berühmte Thier, von welchem ſchon bey den Alten einige Kunde vorkommt, iſt in Europa gegenwärtig auf den Bialowieſer Forſt in Litthauen beſchränkt. Er iſt 17 Quadrat-Meilen groß, und ſteht ſeit einigen Hundert Jahren unter dem Schutze der Könige von Polen, und jetzt des Kaiſers von Rußland.

Die gewölbte Stirn iſt mit krauſen Haaren bedeckt, der Bart, oder vielmehr die Mähne, Unterkinn und Hals ſind bis 13 Zoll lang; der Hals kurz und der Kopf herabhängend; auf dem Genick eine Art Kamm; die Seiten des Halſes mit kurzen Haaren bedeckt, wie der ganze Leib; der Widerriſt gewölbt, das Kreuz abſchüſſig; der Schwanz kurz mit einem langen Haarbuſch. Das Winterhaar iſt dicht, wollig, filzig und dunkelbraun, an Schultern und Hals bläſſer und mit weißlichen Haaren untermiſcht; die Füße dunkler braun. Das Sommerhaar iſt kürzer, glatt anliegend und glänzend dunkelbraun; Backen,

Bart und Schwanz braunſchwarz; die Naſe gelblichweiß. Die Kälber ſind braunroth, Backen aber, Bart und Schwanz ſchwarzbraun; im erſten Winterkleid der übrige Leib ſchmutzig aſchgrau.

Der Kopf iſt 22 Zoll lang, faſt 15 breit zwiſchen den Augen; der Durchmeſſer des Raumes zwiſchen der wagrechten Biegung der Hörner 27 Zoll, daß alſo wohl zween Menſchen dazwiſchen ſitzen könnten. Die Schnauze iſt ſchmal, und nur an der Mitte der Oberlippe und an den Rändern der Naſenlöcher haarlos, wodurch ſie mehr der Schnauze einer Ziege ähnelt; bey dem zahmen Ochſen iſt ſie dick und ganz nackt. Die Backenzähne des Urochſen werden nach hinten immer größer, und der letzte iſt faſt dreymal ſo groß als der erſte; auch ſind die Schneidzähne vollkommen ſchaufelförmig, ſo daß ſie die Rinden der Bäume leicht abſchaben und zerreiben können. Der zahme Ochſe iſt überall gleich hoch und dick, und trägt den Hals wagrecht; der Urochſe wird hinten ſchmächtig, faſt wie ein Windhund, und trägt den Hals geſenkt, wodurch der Widerriſt gewölbt erſcheint; das Euter iſt klein. Er hat 14 Rippenpaare, während die meiſten Gattungen nur 13 haben; die Ohren ſind klein und aufrecht, und die Stirn riecht nach Biſam, während das Fleiſch ganz geruchlos iſt.

Sie rindern im Auguſt, ſind dann fett, glatt und glänzend dunkelbraun, ſehr muthig und zum Spielen aufgelegt, welches meiſtens darinn beſteht, daß ſie mit einem Horn Erde um junge Bäume ausgraben, bis ſie umfallen, und oft, mit den Wurzeln an den Hörnern hängend, mit Getös im Wald herumgetragen werden; daher ſind die Hörner meiſtens beſchädigt. Ihr Geſchrey iſt ein kreiſchendes Gebrüll, das aber keine Aehnlichkeit hat mit dem Grunzen des Schweines. Sie laſſen es vorzüglich hören, wenn ſie auf jemand losgehen wollen, was ſie leicht thun, wenn ſie angeſchoſſen ſind. Die alten Stiere kämpfen heftig mit den Jungen, wobey die dreyjährigen nicht ſelten todtgeſtoßen werden; auch findet man bisweilen junge Kühe, denen der zu ſchwere Stier das Kreuz zerbrochen hat. Die älteſten Stiere ſondern ſich ſodann ab, und irren einzeln im Walde herum; die jüngern aber bleiben bey den Kühen in kleinen Rudeln von 5

bis 15 Stück, in den dichteſten Theilen des Waldes und in der Nähe der Bäche; die Nacht aber bringen ſie auf Wieſen zu.

Sie kalben nach 9 Monaten, im May, und ſäugen 1 ganzes Jahr. Das Kalb läuft ſogleich mit, ſieht artig und trotzig aus; im Winter aber geht es im Schnee hinter der Mutter her, wie ein Bär. Sie wachſen bis zum ſechsten Jahr, und können 40 alt werden. Die Kühe werden kaum alle 3 Jahr trächtig, und daher kommt es, daß, ungeachtet der größten Sorgfalt der Regierung, die Vermehrung dennoch langſam von Statten geht. Im Jahr 1829 brachten 663 alte nur 48 Kälber zur Welt, ſo daß der gegenwärtige Stand nur 711 Stück beträgt. Indeſſen werden auch viele, und ſelbſt alte, von den Wölfen zerriſſen: denn ſie ſtellen ſich nicht um die Jungen in einen Kreis, ſondern nehmen die Flucht. Drey Wölfe werden leicht über einen Stier meiſter; während ihn einer von vorn beſchäftigt, ſchleichen zwey andere herbey und reißen ihm den Bauch auf. Sie haben einen ſehr feinen Geruch und Gehör, und laſſen einen Menſchen mit dem Winde kaum auf 500 Schritt nahe kommen, während er unter dem Winde ſich einer Heerde auf 100 Schritt nähern kann. Vor grellen Farben werden ſie leicht ſcheu. Einſame Stiere dagegen weichen nicht aus, und greifen wohl die Menſchen an, wenn ſie von ihnen geneckt werden. Einer war gewohnt, immer in der Nähe der Hauptſtraße von Brzeſc nach Grodno zu verweilen, und, wenn er des Winters Heu auf einem Schlitten roch, ſich ſo lange in den Weg zu ſtellen, bis man ihm davon herausgeworfen hatte. Wies man ihm die Peitſche, ſo hob er den Schwanz empor und bereitete die Hörner zum Anfall. Er hat auch wirklich einmal Reiſende aus dem Schlitten geworfen, und die Pferde ſo verjagt, daß man ſie nur mit vieler Mühe wieder bekommen konnte.

Auffallend iſt der Abſcheu, den die Pferde vor den Urochſen haben; ſie wittern dieſelben ſchon in einer Entfernung von 300 Schritt, zeigen ihre Aengſtlichkeit, und bäumen ſich vor einem im Wege ſtehenden, oder legen ſich ſogar vor Schrecken auf den Bauch. Ein ähnlicher gegenſeitiger Abſcheu findet zwiſchen dem zahmen und dem Urochſen ſtatt.

Jede Heerde hat ihren ſtäten Wohnort in einem beſtimmten Waldbezirk, in der Nähe eines Baches, und daher weiß jeder Förſter die Zahl der Heerden in einem Revier. Es gibt 12 dergleichen Förſter mit 118 Forſtwächtern oder Schützen, und 108 Treibern, welches anſäßige Bauern ſind, denen das Abmähen des Heues für die Ochſen obliegt. Ueber alle iſt ein Oberförſter geſetzt. Sobald der erſte Schnee gefallen, treten alle Schützen, unter der Aufſicht ihres Förſters, in die Nachbarſchaft der Heuſchober, und verfolgen die davon abgehenden Spuren der Thiere, um ſich zu überzeugen, ob ſie im Bezirke geblieben ſind. Aus der Größe der Tritte unterſcheidet man die Zahl der Alten und der Jungen. Nachher machen die Schützen ihren Bericht an die Förſter und dieſe an den Oberförſter, welcher ſodann die Zahl jährlich der Behörde einliefert.

Außer Laub, Zweigen und Rinden junger Bäume und Sträucher, beſonders von Weiden, Pappeln, Aeſchen und Weißbuchen, beſteht ihre Hauptnahrung aus mehreren Gräſern und Kräutern, beſonders der Kohldiſtel (Cnicus oleraceus). Das Ruchgras, welches man früher für ſeine Hauptnahrung ausgegeben hat, iſt im ganzen Walde nicht zu finden. Ohne Zweifel hat man eine Art von wohlriechendem Maringras (Holcus odoratus) dafür angeſehen. Im Herbſte genießen ſie außer dem Haidekraut auch verſchiedene Mooſe an Bäumen; des Winters gehen ſie an die Heuſchober, wobey auch nicht ſelten die den Landleuten gehörigen und umzäunten niedergeriſſen und aufgefreſſen werden.

Es darf keines dieſer Thiere ohne Erlaubniß von Petersburg geſchoſſen werden, und dieſe wird gewöhnlich nur gegeben, wenn irgend ein Naturforſcher eines zu ſeinen Unterſuchungen verlangt. Um die Thiere nicht zu verſcheuchen, muß die Jagd in der größten Stille, ohne Jubel und Waldhörner, vollzogen werden. Die Schützen bilden ſodann, unter Anführung ihres Förſters, eine Kette unter dem Wind, am Rande des Waldes, worinn ſich eine Heerde aufhält. Die mit Stöcken verſehenen Bauern treiben mit lautem Geſchrey und mit Klopfen an den Bäumen, von der entgegengeſetzten Seite bis zu den Schützen, welche das beſtimmte Stück erlegen. Das Thier blähet

ſich nach dem Tode ſehr auf, und wenn man dann eine Oeffnung in den Bauch macht und ein Licht davor hält, ſo entzündet ſich das Gas 2 Schuh hoch.

Das Fleiſch der jüngern Stiere und der Kühe iſt viel mürber und ſchmackhafter als das des Elennthieres, hat auch einen eigenen Wildgeruch und iſt geſund. Einige Tage in Eſſig oder rothen Wein gelegt, geſpickt und gebraten, iſt es ein wahrer Leckerbiſſen; geräuchert aber hart. Die größten Stiere wägen 12—16 Centner, die Kühe $^1/_6$ weniger.

Die Haut iſt noch einmal ſo dick als die des zahmen Ochſen, aber ſo ſchwammig und locker, daß man ſie nur in gedrehten Riemen als Stränge brauchen kann. In der polniſchen Sprache hat er zwey Namen, in Litthauen Zubr, in Maſovien Tur, woraus man früher zweyerley Thiere gemacht hat. Jarocky, der litthauiſche Auerochs. Hamburg 1830. 8. 23. 2 Tafeln.

Der Wald liegt zwiſchen dem Bug und der Stadt Osla, von 52° 29′ bis 51′ Nordbreite, und von 41° 10′ bis 42° Oſtlänge. Es werden ungefähr 2000 Menſchen zu ſeiner Beſorgung verwendet. Er beſteht zu $^4/_5$ aus Föhren, wo der Sand vorherrſcht, dann kommen Fichten, Eichen, Rothbuchen, Birken, Erlen, Linden, Aſpen, Pappeln, Ahorn, Aeſchen, Rüſtern, wilde Aepfel und Eiben; unter den Sträuchern am häufigſten Haſeln und Weiden; ferner Spindelbaum, Rainweide, Hartriegel, Weiß- und Schwarzdorn, Wachholder und Haiden. Das Dorf Bialowies liegt in der Mitte. Brincken, forêt de Bialowitza. Varsovie. 1826.

Pallas hält unſer zahmes Rind für einen Abkömmling des Urochſen. Er findet ſich, nach ihm, in Litthauen, der Moldau (Sulzer, Geſchichte des transalpiniſchen Daciens I.) und dem Caucaſus (nach Lowitz und Güldenſtaedt), welches letztere in der neueren Zeit durch den General Roſen und den Profeſſor Baer beſtätigt worden iſt. Sonſt findet er ſich nirgends im ganzen ruſſiſchen Reich, und ob er im innern Aſien vorkommt, iſt unbekannt. Er hält ihn auch für einerley mit dem americaniſchen Ochſen oder dem unrecht ſogenannten Biſon, und

glaubt, dieſer ſey auf irgend eine Art herübergewandert. Ein Exemplar, welches der König von Preußen 1739 nach Petersbu:g geſchickt hatte, war 10 Schuh 3 Zoll lang, der Schwanz 2 Schuh, mit den Haaren 3 Schuh 4 Zoll, Kopf 2 $^1/_2$ Schuh, Hals 1 $^1/_4$, Widerriſt und Kreuz 6, die Hörner unten 1 Schuh von einander, und jedes hatte daſelbſt einen Schuh im Umfang; die Kuh war nur 7 Schuh lang, 4 Schuh 9 Zoll hoch. Zoographia rossica I. 1811. 240.

Cuvier hält beide für verſchiedene Gattungen, und gibt keineswegs zu, daß das zahme Rind vom Urochſen abſtamme. Bey letzterem iſt die Stirn platt und viereckig, bey dem Urochſen gewölbt und viel breiter als lang; bey jenem ſtehen die Hörner am Ende der vorſpringenden Querleiſte des Kopfes, zwiſchen Stirn und Hinterhaupt; bey dem Urochſen 2 Zoll davor, und das Hinterhaupt bildet einen Halbkreis und macht mit der Stirn einen ſtumpfen Winkel; bey dem zahmen Ochſen einen ſpitzigen, und iſt zugleich platt. Der Urochs hat 14 Rippenpaare, die andern Gattungen nur 13; ſeine Füße ſind dünner und länger als bey dem zahmen Stier und dem Büffel; der Widerriſt höher, die Hörner mäßig, Kopf und Hals lang behaart, ſo wie der Schwanz; endlich hat er einen Biſamgeruch. Nach der Behaarung iſt der Urochs offenbar für kältere Gegenden beſtimmt.

Ariſtoteles (IX. Cap. 71.) und Plinius (VIII. Cap. 15.) beſchre:ben dieſen großen Ochſen, der nicht viel kleiner als ein Elephant ſey, ſchon ziemlich genau unter dem Namen Bonasus, Bolinthus und Bison; er kam auch ſelbſt zu den Schauſpielen nach Rom. Schon Geßner (S. 143. 145 und 157.) hat dieſe Namen auf den Urochſen bezogen, und Cuvier tritt ſeiner Meynung bey. Des Ariſtoteles Ochſen von Arachoſien in Perſien hält er für den Büffel, den Urus des Caeſars (VI. Cap. 28.) aber für unſern gemeinen Ochſen, der damals noch wild im Schwarzwalde gelebt habe, und von dem man noch gegenwärtig ungeheure Skelete aus Torfmooren gräbt (B. primigenius). Nach den Alten zeichnet ſich der Bonasus und Bison durch die mähnenartigen Haare an Kapf und Hals aus, der Urus aber durch ſeine großen Hörner, welches letztere nicht auf

den Urochſen paßt. Der Name Biſon iſt aus dem deutſchen Wiſand (von Biſam) entſtanden, was ganz gut auf den Urochſen paßt. Cuvier glaubt, das polniſche Wort Tur könnte unſern gemeinen Ochſen im wilden Zuſtande bedeuten, dem aber Jarocky widerſprochen hat. Im ſechsten Jahrhundert hat man noch wilde gemeine Ochſen, die man Büffel nannte, im Wasgau und in den Ardennen gejagt (Gregorius turonensis X. cap. 10. Venantius Fortunatus VI. 4.). Cuvier hält den americaniſchen Ochſen für verſchieden von dem Urochſen, obſchon ſich beide ſehr nahe ſtehen. Er hat 15 Rippenpaare, während der Urochs 14 und die meiſten andern nur 13 haben.

Am Anfange des 16. Jahrhunderts bemerkt zuerſt wieder Mathias von Michov, daß in den ungeheuren Wäldern des Großherzogthums Litthauen viel und großes Wild vorkomme, wie Urochſen und wilde Ochſen, welche die Innwohner Thuri et Jumbrones nennen; deßgleichen Elennthiere (Onagri), wilde Pferde, Hirſche, Damhirſche, Rehe, Gazellen (Dorcae), wilde Schweine, Bären, Marder, Zieſel (Scismi). Sarmatia asiana. 1532. lib. II. cap. 3. 526.

Daſſelbe bezeugt Paulus Jovius, Novocomensis: In demjenigen Theile des ruſſiſchen Reiches, welcher an Preußen gränzt, finden ſich ungeheure Urochſen und ſehr wilde Ochſen, welche daſelbſt Biſonten heißen; ferner Elennthiere mit Namen Lozzi, bey den Druthhen Helenes, ungeheure Bären und fürchterliche Wölfe. De legatione Moschovitarum ad Clementem VII. 1532. p. 536.

Auch der öſterreichiſche Geſandte Herberſtein ſpricht davon: In Litthauen gibt es Biſonten, welche Suber heißen, deutſch Aurox, Elennthiere (Onagri) und wilde Pferde; die Urochſen, welche die Innwohner Thur, die Deutſchen Biſon nennen, nur in Maſovien. Der Urochs ſieht aus wie ein ſchwarzer Stier, und hat längere Hörner als der Biſon, welche daher zu Bechern gebraucht werden, wie ſchon Cäſar ſagt; die des Biſons taugen nicht dazu. Man findet auch bisweilen in den Kirchen Deutſchlands Hörner vom Urochſen mit Gold oder Silber

beſchlagen, welche als Seltenheiten aufbewahrt werden. Rec. moscoviticar. 1551. Fol. 116.

In der ſpätern Ausgabe, 1571, lautet der Text etwas anders: In Litthauen gibt es, außer den Thieren, welche in Deutſchland vorkommen, noch Biſonten, Urochſen, Elennthiere (welche manche Onagri nennen) und wilde Pferde. Die Biſonten heißen im Litthauiſchen Suber, im Deutſchen uneigentlich Aurox oder Urox, welcher Name dem Urus zukommt, der völlig die Geſtalt des Ochſen hat, während die Biſonten ganz anders ausſehen. Dieſe haben eine Mähne, lange Haare um Hals und Schultern, eine Art Bart am Kinn, nach Biſam riechende Haare, einen kurzen Kopf, große, trotzige und feurige Augen, eine breite Stirn, und die Hörner ſind meiſtens ſo weit aus einander gerichtet, daß zwiſchen denſelben 3 ziemlich beleibte Menſchen ſitzen könnten, was der König von Polen, Siegmund, wirklich gethan haben ſoll. Der Rücken iſt in eine Art Buckel erhöht; hinten und vorn dagegen der Leib niedriger. Ihre Jagd fordert viele Kraft und Schnelligkeit. Man ſtellt ſich hinter Bäume, treibt ſie durch die Hunde und erſticht ſie ſodann mit einem Spieß u.ſ.w.

Urochſen gibt es nur in Maſovien; ſie heißen daſelbſt Thur, bey den Deutſchen uneigentlich Urox: denn es ſind wilde Ochſen, von den zahmen in nichts verſchieden, als daß alle ſchwarz ſind und auf dem Rückgrath einen weißlichen Streifen haben. Es gibt nicht viele, und an gewiſſen Orten werden ſie faſt wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart ſie mit den zahmen Kühen, aber die Jungen werden dann nicht von den Urochſen in der Heerde geduldet, und die Kälber von ſolchen Baſtarden kommen todt auf die Welt. Gürtel aus dem Leder des Urochſen werden hoch geſchätzt und von den Frauen getragen. Die Königinn von Polen ſchenkte mir zween dergleichen, und die römiſche Königinn hat einen davon ſehr gnädig angenommen. Dieſer Ausgabe ſind zwo Abbildungen beygegeben. Ueber derjenigen, welche unſerem Ochſen gleicht, ſteht: Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutſchen Aurox, die Nichtkenner Bison. Ueber der Abbildung mit der Mähne

ſteht: Ich bin der Bison, welchen die Polen Suber nennen, die Deutſchen Bison, die Nichtkenner Urochs. Rec. moscovit. 1571. Fol. 109.

Ehemals waren ſie auch in preußiſch Litthauen bey Angerburg, in Samland, in der Nähe von Kauen; am Anfang des 17. Jahrhunderts gab es nur noch in den Wäldern zwiſchen Labiau und Tilſit. Im Jahr 1755 wurde in Preußen der letzte Urochſe von einem Wilddiebe erlegt. Bujacks Naturgeſchichte 1837. 97.

Bojanus handelt ſodann ausführlich von dem Urochſen oder Wiſand und von dem ausgeſtorbenen Stammvater des gemeinen Ochſen, bildet Schädel ab, und von dem letztern das ganze Skelet, welches in einem Torfmoor ausgegraben und in Jena aufgeſtellt worden iſt. Im Jahr 1595 wurde ein Urochs bey Friedrichsburg in Preußen getödtet, welcher 13 Schuh lang, 7 hoch und 10 Centner ſchwer war; 1612 ein anderer, der 1770 Pfund wog; 1752 einer im bialowieſer Wald von 1450 Pfund. Gegenwärtig werden ſie kaum 7½ Schuh lang und 5 hoch, und nur im höchſten Alter; die Hörner 1½ Schuh lang und unten 10½ Zoll im Umfange; der Schwanz reicht kaum bis an die Ferſe. Leopoldiniſche Verhandlungen XIII. 1827. 413. Taf. 20—24.

7) Der grunzende Ochſe (Bos grunniens), Jack, Yack,

wird nicht viel größer als der gemeine, iſt ganz mit langen, ſeidenartigen Haaren bedeckt, nebſt Mähne und Roßſchwanz; Kopf wie beym Büffel, die Hörner entſpringen wie bey dem gemeinen Ochſen, ſind ziemlich groß, rund und mondförmig nach oben; Färbung geſchäckt aus ſchwarz und weiß. J. G. Gmelin, nov. comm. Petrop. V. 339. tab. 7. Schreber T. 299. A. B. Turner, Thibet I. 277. Taf. 12. Asiatic Res. IV. 1807. 8. 339.

Dieſes Thier kommt ſchon bey Aelian vor: Indier bringen ihrem Könige zweyerley Ochſen dar, wovon die einen ſehr geſchwind laufen, die andern ſehr wild ſind, ganz ſchwarz mit weißen Schwänzen, woraus man Fliegenwedel macht (XV. cap. 14). Das indiſche Thier, welches Poephagus heißt, iſt

noch einmal ſo groß als ein Pferd, und hat einen ſehr dicken ſchwarzen Schwanz, mit feineren Haaren als Menſchenhaare, welche deßhalb von den indiſchen Weibern ſehr geſchätzt und in ihre Haare geflochten werden. Sie ſind 3 Schuh lang, und es entſpringen gegen 30 aus einer einzigen Wurzel. Es iſt ſehr furchtſam, läuft ſchnell davon; kommen ihm aber die Hunde zu nahe, ſo ſteckt es den Schwanz in einen Buſch und ſtellt ſich den Hunden gegenüber, weil es glaubt, man würde ihm nichts mehr thun, wenn man den Schwanz nicht ſähe, wohl wiſſend, daß man es um deſſen Schönheit willen fange, womit es ſich aber betrügt. Man erlegt es mit einem giftigen Pfeil, ſchneidet den Schwanz ab, zieht die Haut ab und läßt das Fleiſch liegen (XVI. cap. 11).

Marco Polo fand in der Provinz Tanguth des Reiches Erginul viele wilde Ochſen, faſt ſo groß wie Elephanten, von ſehr ſchönem Ausſehen, weil ſie weiß und ſchwarz ſind. Die Haare kurz, auf den Schultern aber 3 Spannen lang, ſo fein und weiß wie Seide. Man fängt dieſelben, um mit den zahmen Kühen eine beſſere Art hervorzubringen, welche mehr Beſchwerden erträgt, als irgend eine andere. Sie tragen große Laſten, dienen zum Ackerbau und leiſten doppelt ſo viel, als die andern. Ramusio II. p. 15.

In demſelben Land fand Nicolo di Conti weiße und ſchwarze Ochſen mit einem Roßſchwanz, die ſehr geſchätzt ſind. Die feinen Haare, welche bis auf den Boden hängen, werden mit Silber aufgewogen, weil man daraus Fliegenwedel macht, die bloß zum Dienſte der Götzen und der Könige gebraucht werden. Auch macht man daraus in Gold und Silber gefaßte Federbüſche auf das Kreuz der Pferde, welches ſie ganz bedecken, und an den Hals zur Zierde des Bugs; endlich tragen ſie die Reiter an ihren Lanzen als ein Zeichen des hohen Adels. Ramusio I. 340.

Nach Belon zieren die Türken bey der Parade zu Damascus, welche ſie halten, ehe ſie mit der Caravane nach Mecca ziehen, ihre Pferde mit ſehr feinen und weißen Schwänzen indiſcher Ochſen. Solche Schwänze koſten 4—5 Ducaten, und

werden dem Pferd unter den Hals gehängt. Das können übrigens nur die großen Herren thun. Observ. 1555. libr. II. cap. 92. Fig.

Ysbrand Ides gibt zuerſt eine Abbildung davon (Reize 1691. p. 41); Witſen aber genauere Nachrichten. Die weißen Schwänze werden in Hindoſtan als Kriegspanier vorgetragen, und von da kam dieſelbe Gewohnheit zu den Perſern und Türken (Noord en Ost Tatarye I. 66. 258. 342).

Auch die Elephanten werden damit geziert, und alle Vornehmen brauchen ſie als Fliegenwedel (Bernier, Voy. II. 42).

Die Chineſen, welche dieſe Zucht einheimiſch gemacht haben, färben das weiße Haar brennend roth, und tragen es als Quaſten auf ihren Sommerhüten. Sie müſſen aber noch viele Haare aus Thibet beziehen, woher ſie auch die Perſer bekommen (Nieuhoff II. S. 108). In London findet ſich ſolch ein Schwanz 2½ Schuh und ein anderer 6 Schuh lang (Grew, Museum XXVI. Pennant I. S. 24).

Der ältere Gmelin fand ſie in der neuern Zeit zuerſt wieder bey den Kalmucken in der Songarey und bey den Mongolen, wo ſie Sarlyk heißen, und von denen man glaubt, daß gutartige Seelen in ſie fahren. Leib und Kopf ſchwarz, Stirn, Rückgrath, Schwanz und hintere Füße weiß, der Rücken etwas buckelig. Die Größe wie beym gemeinen Rind. Es gibt daſelbſt 2 Abarten, kleine und große, welche letztere aus Thibet ſtammen und bisweilen einen kahlen Schwanz haben. N. Commentarii petrop. V. 1760. 339. tab. 7.

Sie kommen in den ſongariſchen Gebirgen verwildert vor. In die Gegend des heiligen Berges Bogdo am Altai haben die Kalumcken ganze Heerden verſetzt, ſo wie auch Pferde, gemeines Rindvieh und Cameele, an welchen ſich niemand, außer den Geiſtlichen, vergreifen darf.

In der Färbung wechſeln ſie; in der Mongoley, wo ſie zahm gehalten werden, gibt es rothbraune und ſchwarze, und manchmal Kühe mit ſchneeweißen Hörnern. Man ſucht jedoch daſelbſt, ſo wie in Thibet, diejenige Zucht zu vermehren, welche einen weißen Rücken und Schwanz hat.

Nach Rubruquis, welcher 1254 als franzöſiſcher Geſandter in der Tatarey war, ſägt man ihnen in Thibet die Hörner ab, wodurch wahrſcheinlich die hornloſe Abart entſtanden iſt, wovon Pallas mehrere aus der chineſiſchen Mongoley geſehen hat. Sie pflanzten ſich in Rußland fort, und warfen daſelbſt im Frühjahr.

Ein Kuhkalb hatte ein grobes, ſchwarzes Pudelhaar mit einem ſchneeweißen Schwanz, wovon bey den Alten keine Spur war. Dieſe zeigten ſich ziemlich wild, und konnten beſonders helle Farben, wie gelb und roth, nicht leiden. Den Kälbern durfte man ſich nähern ohne Gefahr vor den Müttern. Im Zorn ſchüttelten ſie ſich, ſchlugen den Schweif hin und her und hatten den grimmigen, drohenden Blick der Büffel. Ihre Bewegungen hatten etwas Muthiges und Unerwartetes, und ihr Gang war ziemlich ſchnell. Sie geſellten ſich gern zu den Kuhheerden, und die Stiere miſchten ſich auch mit den Kühen, aber ohne Folgen; die zahmen Stiere dagegen zeigten keine Neigung zu dieſen halbwilden Kühen.

Die Sommerhitze zu Irkutzk war ihnen unangenehm; ſie ſuchten daher Schatten oder ſtellten ſich, nachdem ſie gewaidet hatten, Stunden lang ins Waſſer, worinn ſie auch ſehr gut ſchwimmen; nachher ſchütteln und reiben ſie ſich an Bäumen. Zum Zeitvertreib bohrten ſie mit dem Kopf in die Erde; beym Legen fielen ſie auf die Knie, und warfen den Hinterleib auf die linke Seite. Sie grunzen faſt wie die Schweine.

Sie waren nicht größer als kleine Hauskühe, und trugen den Kopf, mit der kürzeren und dickeren Schnauze, wie die Büffel. Der Scheitel iſt ſtark gewölbt und mit krauſen Zotten bedeckt, welche ſich wie eine Mähne über den Hals erſtrecken. Die Haare des Rückens und der Seiten ſind kurz und glatt und auf dem Rückgrath widerborſtig, wie beym Zebra. Unter dem Leibe ſind die Haare 1 Schuh lang, und bilden am Hals eine Art von Bart. Der Schwanz iſt viel dicker als beym Pferd, und beſteht aus 2—3 Schuh langen, ſeidenartig dünnen, aber dennoch ſteifen Haaren, welche bis auf die Erde hängen. Die Füße kurzhaarig, dick, die Klauen und Afterklauen groß, wie

beym Büffel. Ein Stier war 6 Schuh 9 Zoll lang, Kopf 2 Schuh, Schwanzſtamm 1$^{1}/_{2}$, Ohren 6 Zoll. J. G. Gmelin fand 14 Rippenpaare, alſo wie bey dem Urochſen. Pallas, Acta petrop. I. 2. 332. (Nordiſche Beyträge I. 1781. S. 1. T. 1.) Schreber T. 299. A. B.